

Die weissen Blätter

Eine Monatsschrift

Band 7

Berlin 1920

Reprinted by permission of the original publisher

KRAUS REPRINT

A Division of

KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED

Nendeln/Liechtenstein

1969

Printed in Germany

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT

SIEBENTER JAHRGANG
JANUAR - JUNI 1920

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

INHALTSVERZEICHNIS

I.

AUFSÄTZE UND GLOSSEN

	HEFT	SEITE
Michael Bakunin: Militärdiktatur od. Soziale Revolution	VI	233
Bernhard Bernson: Gespräch um Strindberg	IV	193
Paul Colin: Bücher und Zeitschriften in Frankreich	IV	227
Kasimir Edschmid: Dichtung, Unzucht, Freiheit, Staatsanwalt	I	10
Kasimir Edschmid: Bilanz	II	49
Kasimir Edschmid: Der neue Roman und Wassermann	III	130
Jakob Fromer: Der Geist Hellas im Zelte Jakobs	IV	206
Jakob Fromer: Die Pharisäer als Talmudlehrer	IV	209
Erwin Freundlich: Die Entwicklung des Physikalischen Weltbildes bis zur allgemeinen Relativitätstheorie	IV	174

	HEFT	SEITE
Peter Hille: Unveröffentlichte Briefe an Else Lasker-Schüler	VI	262
E. Lederer: Klassenkampf in der Revolution	I	1
E. Lederer: Klassenkampf in der Revolution	II	70
Carlo Mierendorff: Hätte ich das Kino . .	II	86
Carlo Mierendorff: Wortkunst. Von der Novelle zum Roman	VI	278
Romain Rolland: Die Wahrheit in dem Worte Shakespeares	I	35
Gottfried Salomon: Proudhon's Tauschbank	IV	145
Anna Siemsen: Und wie stehts um den Staat	II	93

II.

GEDICHTE

Kleine tschechische Anthologie	III	138
I. R. Becher: Eroica	II	67
Bruno Goetz: Gedichte	IV	225
Wilhelm Klemm: Gedichte	I	20
Wilhelm Klemm: Gedichte	III	144
Else Lasker-Schüler: Joseph	IV	155
Elisabeth Neumann: Das Passah der Egypter	II	96
Max Pulver: Gedichte	IV	192
Verlaine: Gedichte	VI	267
Carl Maria Weber: Neue Gedichte	II	80

III.

EPOS UND DRAMA

	HEFT	SEITE
Ernst Barlach: Die echten Sedemunds . .	VI	242
René Schickele: Am Glockenturm	I	22
René Schickele: Am Glockenturm	III	97
René Schickele: Weißes Brett	III	142
Albert Talhoff: Der rote Ignaz	IV	156
Arnold Ulitz: Sinaida	IV	217

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

ERSTES HEFT ♦ 7. JAHRGANG ♦ JANUAR 1920

INHALT:

E. Lederer: Der Klassenkampf in der Revolution.

Kasimir Edschmid: Dichtung, Unzucht, Freiheit,
Staatsanwalt.

Wilhelm Klemm: Neue Gedichte.

René Schickele: Am Glockenturm.

Romain Rolland: Die Wahrheit in dem Werke
Shakespeares.

EINZELPREIS 2,50 MARK

VIERTELJÄHRL. 6,50 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

RENÉ SCHICKELE

Am Glockenturm. Drama. In Vorbereitung.

**Benkele der Frauentröster.* Ein Roman. Zweites bis viertes Tausend. 4 M. In Pappband 6.50 M.

**Der Fremde.* Roman. Zweite Auflage. 4 M. In Leinen gebunden 6.50 M.

Die Genfer Reise. 6 M. Gebunden 8 M. Vorzugsausgabe: 100 numerierte und vom Verfasser signierte Exemplare auf Büttenpapier. In Halbleder gebunden 50 M.

**Hans im Schnakenloch.* Schauspiel in vier Aufzügen. Zweites bis viertes Tausend. 4 M. Gebunden 6.50 M.

**Die Leibwache.* Gedichte. 4 M. Gebunden 6.50 M.

**Mein Herz — Mein Land.* Ausgewählte Gedichte. 2.50 M. Gebunden 4 M.

Die Mädchen. Ein Novellenband. In Vorbereitung.

Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris. Neue Auflage in Vorbereitung.

**Schreie auf dem Boulevard.* Neue Auflage in Vorbereitung.

**Trimpopp und Manasse.* Eine Erzählung. 2.50 M. Gebunden 4 M.

**Weiß und Rot.* Gedichte. Neue Auflage in Vorbereitung.

Auf die mit einem Stern bezeichneten Bücher wird vom Verlag ein Zuschlag von 30% erhoben

Verlegt bei Paul Cassirer
Berlin W10

E. Lederer-Heidelberg:

DER KLASSENKAMPF IN DER REVOLUTION*)

Das Bild der Revolutionen hat sich wie das der Kriege gewandelt. In früheren Kriegen wohnten die Reporter den Schlachten bei, jetzt wird der Kriegsschauplatz hermetisch abgeschlossen und in die Kampfzone vermag kein Unberufener einzudringen. Wer unmittelbar dabei war, hat zum Krieg als Gesamtphänomen keine Distanz, er erlebt Detailvorgänge. Wer den Krieg als Gesamtphänomen gestaltete, konnte das Gefühl für die Millionen einzelner Schicksale, ihren Verlauf, ihre Steigerung und ihren Zusammenbruch auf die Dauer nicht empfinden. Welche Kluft trennte Gedanken und Tat, und welche Paradoxie lag nicht schon in der räumlichen Entfernung des großen Hauptquartiers von der Front!

Die Technik der Revolutionen, welche dem Weltkrieg ein Ende setzten, hat damit einiges gemeinsam. Die Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts sind auf der Straße zu Hause. Der Demos ist ihr Held, und wer dabei war, kann davon erzählen. Mag er auch nur von den Schlagworten wissen, von der Barrikade seines Straßenzuges, und dem Kampf, an welchem er teilnahm — die Tatsachen, welche er erlebt, sind farbig, er spricht aus einer Fülle von Gesichtern heraus. In allen Revolutionszeiten wurde zwar fabuliert, aber diese Phantastereien waren doch irgendwie Symbole dessen, was geschah. Heute hat die Revolution ihren eigenen Schauplatz, sie vollzieht sich in einer Sphäre, zu der für Un-

*) Die Abhandlung, welche bereits im Januar 1919 geschrieben wurde, gelangt erst jetzt hier unverändert zum Abdruck.

berufene der Zutritt verwehrt ist. Auch die Revolution hat ihre Nachrichtenabteilungen mit den sorgfältig redigierten, auf den Zweck berechneten Darstellungen, sie hat ihre Kriegsberichterstattung, bestimmt, pathetische Gefühle wachzurufen. Darum stößt schon die Feststellung dessen, was geschieht, auf beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten. Wer kann heute eine Antwort darauf geben, wo und wann in der deutschen Revolution gekämpft wurde? was auf den Straßen, in den Kasernen, in den Fabriken geschah? welche Menschen bei den Aktionen den Ausschlag gaben? welches die dramatischen Momente der Aktion waren und worauf es letztlich für Erfolg oder Mißerfolg ankam?

Selbst wenn wir wüßten, was alles in Deutschland vorgegangen ist, wenn wir pragmatisch den ganzen Verlauf der Ereignisse erzählen könnten: wir hätten damit noch nicht einmal einen Vordergrundszusammenhang. Wir hätten einen Haufen von Tatsachen, den zu deuten noch übrig bliebe. Wir hätten noch die Frage zu lösen, welches die Schichten sind, die miteinander kämpfen und worum der Streit geht.

Wäre auch diese Frage beantwortet, so bliebe noch offen: die Bedeutung der Revolution. Sie zu ermessen, ist heute völlig unmöglich. Sie hängt davon ab, welche Kräfte sie auslöst, welche Entwicklungen sie einleitet. Auch ist die Bedeutung zu sehr an subjektive Wertungen geknüpft, woraus sich die problematische Objektivität aller Geschichtsschreibung ergibt.

Unsere Frage soll heute sein: Welches sind die Kräfte, die in der Revolution kämpfen? Ist die deutsche Revolution des Jahres 1918, sind die Ereignisse, in welchen wir stehen, ohne sie ganz zu verstehen, Klassenkampf? Wenn dem so wäre, welches sind die Klassen, die mit einander kämpfen?

* * *

In seiner Darstellung der Revolution des Jahres 1848 hat Marx eine klassische Analyse der damaligen sozialen Zustände in Deutschland gegeben. In dieser Welt der zahlreichen Souveränitäten, der Feudalität, eines stumpfen Bauerntums und einer spießbürgerlichen Städtebevölkerung war industrielles Proletariat nur im Ansatz gegeben. Aber die englische industrielle Entwicklung wies den Weg, welchen auch Deutschland gehen mußte. Waren auch die schlesischen Weberaufstände der 40er Jahre nicht eigentlich Kämpfe eines modernen Proletariats, sondern Verzweiflungsausdrücke depossedierter Zwerghandwerker, so zeigte sich an ihnen doch, welchen Sprengstoff die kapitalistische Epoche in sich barg.

Der Kapitalismus in Deutschland aber ward nicht bloß eine Kopie des englischen. Er hat, wie dieser, eigenartige historische Elemente in sich. Die historischen Elemente des englischen Kapitalismus: die insulare Lage, die zentrale Transportposition auf den Welthandelswegen, die hiermit gegebene Ausbildung des Transport- und Bankwesens wiesen auf freien Handel, auf Exportindustrie hin. In erfolgreichen politischen Kämpfen hat die englische Bourgeoisie den Widerstand der großen Grundbesitzer überwunden. Der reiche Kolonialbesitz erleichterte diesen Sieg, denn er gestattete den Tories, sich der neuen Lage anzupassen, ohne ökonomisch und politisch an Macht zu verlieren. Die deutsche Industrie wuchs nicht weniger rasch, aber sie mußte ihren Weg gemeinsam mit den feudalen Mächten gehen, welche die Revolution des Jahres 1848 niederschlugen und unter Führung Preußens 1871 das Kaiserreich aufrichteten. Auch in Deutschland war die Industrie Wortführerin des freiheitlichen Gedankens gewesen, von Deutschland ging die These aus, daß der Schutzzoll höchstens als Erziehungszoll erlaubt sei. Und doch hat sich gerade hier der Prozeß vollzogen unter sorgfältiger Bedachtnahme auf agrarische Interessen. Weder die sozialen noch die po-

litischen Konsequenzen wurden aus dem Industriesystem gezogen. Die Unternehmer flüchteten vor der drohenden sozialen Gefahr in die Schutzherrschaft feudaler Gewalt, um so mehr als diese einen exakt funktionierenden Staatsapparat ausbildete. Selbst der Weltkrieg erschien ihnen als eine Wahrnehmung ihrer Interessen. Die Wirtschaftspolitik des deutschen Kapitalismus ist untrennbar verknüpft mit der sozialen Politik:

Im Jahre 1907 fand die letzte Berufs- und Betriebszählung in Deutschland statt. Diese Inventarisierung der Bevölkerung zeigte das rasche Wachstum des Proletariats. Die deutsche Reichsstatistik verifizierte die Thesen von Marx! Jede neue Reichstagswahl brachte Hunderttausende von Stimmen neu für das sozialistische Programm. Die Eroberung der politischen Macht für die sozialistische Idee und die Epoche des Sozialismus schien unmittelbar bevorzustehen. Und doch waren alle seine Erfolge nur Scheinerfolge. Das soziale System Deutschlands war von seiner industriellen Entwicklung nicht ernstlich bedroht. Der Sprengstoff, welchen das Industriesystem auch für Deutschland barg, begann zu verwittern und die brüchigen Stellen im sozialen Gebäude wurden gestützt. Schon um die Jahrhundertwende zeigte sich, daß die Krisen immermehr längeren, aber weniger schmerzhaften und weniger katastrophalen Depressionsperioden Platz machten, und gleichzeitig änderte sich das soziale Gefüge: Es beginnt eine ganz planmäßige bewußte Politik, welche den Organisationsgedanken des Sozialismus für den Markt und die sozialen Schriften akzeptiert, den Kapitalismus gleichsam mit dem Organisationsgedanken impft und ihn dadurch für die Gefahren immun macht, welche aus der Unbeherrschbarkeit der gesellschaftlichen Kräfte entstehen konnten.

So haben die letzten Jahrzehnte eine Befriedung von Markt und Gesellschaft gebracht. Unter dem Schutz der Zollgesetzgebung wuchsen die Gewinne der Unternehmer

und wurden durch Kartellbildung stabilisiert. Die Krisen verloren ihren Schrecken, das Bild des Marktes kennt nicht mehr wilde Derouten. Die Entwicklung des Industriesystems in Deutschland ist gleichbedeutend mit der Verbreiterung der staatlichen und der Schaffung einer privaten Bürokratie. Die modernen Arbeitsmethoden (Taylor-system) wirken insbesondere in derselben Richtung, dergleichen die modernen Lohnsysteme. Mit diesem Prozeß geht die soziale Verfestigung Hand in Hand. In derselben Richtung wirkt die Mittelstandspolitik alten Sinnes und insbesondere die agrarische Mittelstandspolitik (innere Kolonisation). Alle diese sozialen Erscheinungen sind vom Gesichtspunkt des größten Effekts gesellschaftlicher Arbeit hemmend, aber sie gleichen darin dem Schwungrad der Maschine, daß sie zwar Kraft verbrauchen, aber einen stetigen Gang des Apparates sichern. Das Proletariat ist nicht mehr die einzige Klasse, welche wächst, es ist nicht einmal die Klasse, welche am raschesten wächst. Das Proletariat ist auch keine einheitliche Klasse.

In Deutschland hatte schon seit den 70er Jahren eine soziale Transformation des Proletariats begonnen. Wenngleich für die Gestaltung seines Charakters die Einstellung in die Produktionsverhältnisse, die Entwicklung der Riesenbetriebe von entscheidender Bedeutung sind, so dürfen doch die übrigen sozialen Umstände nicht vernachlässigt werden: das Deutsche Reich entstand als Militär-Monarchie. Die innen- und außenpolitischen Gründe für diese Entwicklung sind hier nicht zu erörtern. Nur darauf hinzuweisen, daß diese Militärmonarchie nur deshalb möglich war, weil die Armee aus dem Volke hervorwuchs. Der Deutsche war nicht nur ein vorzüglicher Soldat, sondern er war es auch gern. Er erkannte innerlich dieses ganze starre Gefüge von Über- und Unterordnung an, er ordnete sich ein, nicht nur, indem er sich unterordnete, sondern auch, indem er befehlen lernte. Aus dem deutschen Typus lassen sich ebenso gute Soldaten wie Unter-

offiziere machen. Ist die Dienstzeit vorüber, so hört darum die psychologische Einwirkung der Kaserne nicht auf. Sie hat sich in die industriellen Betriebe übertragen.

Die Hauptmasse des Proletariats ist in zahlreiche beruflich getrennte Schichten gespalten. Es ist umgrenzt von zahllosen kleinbürgerlichen Gruppen: Werkmeister, Postbeamte, kleine Angestellte, ständige Arbeiter der Staatsbetriebe — sie alle sind mehr und der Arbeiter erkennt das auch an. Die soziale Unterordnung widerstreitet nicht seinem innersten Gefühl. Er zieht daraus die Konsequenz, selbst in diese Schichten aufsteigen zu wollen. Diese Schichten sind zahlreich und die Besten des Proletariats, die Besten unter den Jugendlichen werden in diese Bahn gelenkt. Was aber ebenso wichtig: die Diffusion vom Proletariat zum Kleinbürgertum ist tausendfältig, aber vom Kleinbürgertum führen nur wenige Wege aufwärts. Der Aufstieg in die Sphäre der „Gesellschaft“ dauert, wenn er überhaupt erfolgt, Generationen, und endigt in den bürgerlichen Sphären. Die breite großindustrielle und feudale Welt, die Welt des Offiziers und des Adels bleibt verschlossen. Kein Weg führt zu den wahrhaft herrschenden Schichten, welche mit den Machtmitteln der ganzen Gesellschaft spielen. So war das Proletariat in Deutschland, wohl diszipliniert und geschult, in seinem persönlichen Leben auf enges Avancement beschränkt, von diesem befriedigt. Kein großer und freier Zug erfüllt sein Leben, doch auch alle revolutionäre Kraft ward abgeleitet. Wenn man es stark ausdrücken will: das ganze Proletariat war auf kleinmittelständlerische, kleinbürgerliche Lebensformen und -inhalte orientiert. Auch die Kampforganisationen des Proletariats, die Gewerkschaften zeigten dieselbe Richtung. Das soziale Ideal eines Volkes ist auch für den Emanzipationskampf der unterdrückten Klassen von entscheidender Bedeutung: der Typus des Unteroffiziers, der höchstens Befehle empfängt und sie weitergibt, aber

nicht selbst eine Idee zu konzipieren vermag, oder konzipieren darf, dieser Typus des Unteroffiziers erfüllte auch das Proletariat und nahm seinem Kampfe den Schwung, seinen Bestrebungen die Inhalte, welche den intellektuellen Führern in den heroischen Zeiten der sozialistischen Bewegung vorschwebten.

Die deutsche Literatur ermangelt eines Balzac, der unsere Zeit, das Deutsche Reich des beginnenden 20. Jahrhunderts, vor unsere Augen gestellt hätte. Einiges Wenige davon ist in den Büchern des Franzosen Huret festgehalten, einiges von dieser Welt, welche so modern in ihren Formen, so antiquarisch in ihren Inhalten anmutet. Die Automobile, die Pflasterwaschmaschinen, die elektrischen Schnellzüge, die Tanzpaläste und nervenzerüttenden Lichtreklamen können nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieses Volk in seiner überwiegenden Masse bei allem überhasteten Tempo des Tages doch nur einem kleinbürgerlichen Ideal nachjagt.

Auch der klassenbewußte Proletarier strebte nach der Landpartie mit Grammophon und nach der guten Stube mit dem Dekorationsdivan, wobei jedoch nicht auf die Geschmacksrichtung das Gewicht gelegt sein soll, sondern auf die Kleinbürgerlichkeit, dieses Lebensideal, welches an keiner Stelle über die bürgerliche Welt und den Vorstellungsinhalt der Gegenwart hinauswies.

In dieser sozialen Struktur war noch immer vom „Zusammenbruch des Kapitalismus“, von der „Notwendigkeit des sozialistischen Endzieles“, von der Revolution die Rede. All dies waren Worte; die Vorstellungen, welche daran geknüpft waren, und die Stimmungen, aus denen sie entsprangen, waren aber verflogen. Gerade vom marxistischen Boden ist das nur möglich, wenn sich der reale Untergrund, auf welchem das Proletariat fußte, verändert hatte. Die Denkinhalte, die Programme einer Klasse sind immer Ideologien. Der gedankliche Inhalt der Losungen mag den Rang einer Idee besitzen,

sie wirken doch nie als Idee auf die Massen. Sie dürfen auch nie ihrem bloßen Wortsinn nach genommen werden, denn sie ändern sich mit der Lebenslage und den Zielpunkten. Von der erwähnten Unterlage einer ins Kleinbürgerliche zielenden Existenz jedoch heben sich die revolutionären Worte als inhaltlos ab. Diese Ausrichtung aller proletarischen Einzelbestrebungen wird sozial bedeutsam, und sie ist nur ein Symptom dafür, daß auch die innere Mechanik der Wirtschaft eine andere geworden, daß sie jetzt stabiler ist, nicht mehr von Krisen bedroht wird, daß sie eine gesicherte Lebensgrundlage für die überwiegende Masse der Menschen bietet, und daß sie allmählich die psychischen Dispositionen auch bei der Arbeiterschaft geschaffen hat, welche sie zu ihrer Existenz braucht.

Der Kapitalismus, wie er sich in Deutschland bis 1914 entwickelte, wäre also „von selbst“ nicht zusammengebrochen. Der Krieg und die mit ihm gegebene Zerrüttung sind kein Argument gegen die hier vertretene These. Denn der Krieg ist nicht notwendiges Resultat der kapitalistischen Entwicklung, er entspringt nicht der kapitalistischen Raison, sondern, sehr allgemein gesprochen, den Resten des Feudalsystems und ihrer Auswirkung im Kapitalismus.

Die Stabilität der Volkswirtschaft vor dem Krieg zeigt sich an der Reflexerscheinung: dem Syndikalismus. Der Syndikalismus in Deutschland ist nur Ausdruck dafür, daß große Gruppen von Arbeitern gefühlsmäßig das Hinübergleiten der gewerkschaftlichen Politik in geregelte Lohnbewegung ablehnten, daß sie gegenüber dieser Stabilisierung der Volkswirtschaft und der Gesellschaft das Recht und die Wirkungsmöglichkeit aktiver Gruppen betonten. Der Kernpunkt syndikalistischer Zielsetzung: daß die Arbeiter direkt die Produktionsmittel besitzen müßten, ist gleichfalls erklärt und gegeben als Ideologie einer Gruppe, welche ihr Leben als Anhängsel des Produk-

tionsprozesses empfindet, in dumpfem Radikalismus diese abstrakte Abhängigkeit zerbrechen möchte und keinen anderen Ausweg aus diesen unsichtbaren Gefängnismauern herausfindet als die kleinbürgerliche Produktivgenossenschaft. Auch das ist, von der andern Seite her gesehen, ein Symptom für die Struktur unserer Zeit.

So war die Lage vor dem Kriege. Der Kapitalismus hatte sich dem Gedanken des Sozialismus, soweit er Organisationsgedanke ist, assimiliert. Die Gewerkschaften kämpften mit den Arbeitgeberverbänden, aber es war der Wettlauf zwischen Pfennig und Mark, nur die Phraseologie des sozialen Kampfes war geblieben. Wer hingegen konnte annehmen, daß Deutschland, die deutsche Volkswirtschaft aus ihrer eigenen Mechanik von selbst einer Katastrophe entgegentrieb? Wenn der Sozialismus die Idee der Zukunft sein sollte, so mußte er seine Erfüllung auf Schaffung eines Willens stellen. Das kapitalistische System bricht für Marx schon an seinen Vordergrundstatsachen: Krisen, Verelendung zusammen. Verfeinert sich die Mechanik, wird sie stabiler, so wird darum der Kapitalismus nicht erträglicher. Aber der Wille, ihn durch ein anderes System zu ersetzen, knüpft an Tatsachen anderer Art an: an die seelischen Wirkungen, welche der Kapitalismus auslöst. Die Idee des Sozialismus mußte, so war auch das allgemeine Gefühl, wieder neu erlebt, aus neuen Blickpunkten gesehen werden. Der Syndikalismus entsprang dem Bedürfnis dieser Situation. Aber es fehlte ihm an Beherrschung des ökonomischen Problems, an realen Programmen. Mit Elan und Begeisterung suchte er die Köpfe zu erfüllen, aber diese Stimmung hatte kein klares Ziel. So befand sich der Sozialismus in einer Krise, für deren Ernst und Schwere die Desorganisation der sozialistischen Parteien durch den Krieg ein deutlicher Beweis ist.

(Fortsetzung folgt.)

Kasimir Edschmid:

DICHTUNG, UNZUCHT, FREIHEIT, STAATSANWALT

Immer haben die jammervollsten Kämpfe der Menschen ihren eigenen Gesetzen gegolten, und nie war ihre Verzweiflung größer, als wenn sie sich in den Maschen der kühl erdachten Normen in dem Augenblick verfangen, als ihr Blut heiß und ihre Leidenschaft so groß war, daß nichts mehr zwischen ihnen und dem Schicksal stand. Stets kam die Tragik unaufgehalten bis in die erbärmlichsten Kalküls der Menschheit, wo sie lächelte, statt zu erstarren. Nie haben Pensionierte aufgehört, die Glänzenden zu hassen. Bürger greinen hinter den Freien. Staatliche Autoritaire haben immer die unabhängigen Führer verfolgt. Nie hat das Starre versäumt, sich gegen das Bewegende zu verschwören, und keine Idee hat, wenn sie in die Tatsache übertrat, sich nicht sofort verleugnet und gegen sich selbst gekehrt. Als die Menschen das Gesetz erfanden, wichen die efeubekränzten, Pauke zur Flöte mischenden Bacchantinnen in die thebanischen Wälder, und die Unzucht der Paragraphen ersann sich die scheußliche Mißgeburt des öffentlichen, bezahlten und zur Anklage verpflichteten Beamten. Das Gesetz nahm das intellektuelle Monocle ins Auge, den Staatsanwalt, und die Maschine der Gerechtigkeit erhielt die Musik der Vorstädte und der Verdammten, den Grammophonschrei, die blecherne Tirade. Die Humanität hatte einen starken Arm und spießte, ihrer Zeitalter nicht unwürdig, auf Degenspitzen die Opfer wie Gänseherzen über den Rost.

Der Haß gegen die Dichtung, die sich frei und ohne Zirkulatur bewegte, blieb immer in der Luft dieser Säle. Die Autodafés rauchten, aber man hat nie aufgehört, das edelste Wild zu jagen. Die Gerichte waren immer Tempel der Reaktion, und die Politik hat ganze Arbeit in ihnen gemacht. Vom Fall Dreyfus bis zu den Mördern der Landauer, Luxemburg, Liebknecht läuft eine Idee. Aber die Romanen haben irgendwie die Hartnäckigkeit ihres Geistes gegen die Formeln in jahrelangen Kämpfen bewahrt. Zola hat gesiegt, als er sich gegen das Dumpfe erhob, und Dreyfus gerettet. Flaubert errang vor den Assissen, der unzüchtigen Dichtung angeklagt wegen der „Bovary“, einen Triumph. Die Deutschen verurteilten achtzehnhundertfünfunddreißig Gutzkow, und mit seinem Werk die Freiheit überall, wo sie sich regte. Später setzten sie in Dresden ihm ein Denkmal. Das Blamabelste vollzog sich in Leipzig, als von nichts berührte Richter im Juni achtzehnhundertneunzig Alberti, Conradi, Walloth verurteilten und damit den Sinn ihrer Maschine und die Duldsamkeit der offiziellen Deutschen gegen den Geist in nie gut zu machender Geste verrieten.

Die Geschichte dieses Prozesses darf nicht vergessen werden.

Sie war kunterbunt und einfältig, aber nicht ohne Warnung. Enkel und Optimisten werden ihre Freude daran haben, aber die Tieferschauenden werden grausen, wenn sie bedenken, wohin mancher Weg von heute im Zeitpark zu führen vermag. Die Verantwortungsvollen haben ein sicheres Gefühl, das ihnen Ziel und Richtung ohne Unterlaß bestätigt. Wohl werden Hexen nicht mehr auf die Märkte ins Feuer geschleift, aber die Dummheit liebt, wie immer, die Symbole des Geistes zu zerstören, um im Stande der Macht gerne die Roheit des Siegers auch in den einfachsten Realitäten zu genießen. Man ist am bequemsten eingerichtet, wenn das idiotische Gewissen die herrlichsten Formen der Ver-

gangenheit am deutlichsten wieder in Übung nimmt, das hat jede Historie gezeigt und jede Entwicklungsempirie des menschlichen Herzens.

Leider kann man keine Apologie der Dichter geben, sie waren nichts. Aber nicht mehr und nicht weniger als ihre Zeit, die sie schließlich vertraten. Man schrieb den Dingen das Gesicht und den Leib nach, vergaß auch das Unaussprechliche nicht, die Kanäle und das Geschlecht. Vielleicht betonte man es heftiger, weil Paul Heyse und der Teutone Wildenbruch gar zu sehr darüber geschwiegen. Man stritt um die Bagatellen, daß auch, statt zuckriger Linien solche von Kot, gut gemalt, bedeutsam seien. Am Schluß war alles doch nur kindische Photographiererei und Provinz des Dichterischen. Von der ganzen Prosa ist ja nichts geblieben. Zola, ein Riese, kam aus monumentalen Talentgründen nur hoch darüber in sphärischere Luftschicht. Die anderen vergaß man bald. Doch haben sie, tapfer und eigentlich mehr Opfer als Führer so lumpiger Epoche, Bestes gewollt und mit Anstand gestritten. Auch hat der damalige Geistseismograph sie zu den bekanntesten und erlesensten Schriftstellern des Realismus angezeigt, was Geheime Hofräte schließlich und auch ein fürstliches Kabinett bezeugten. Aber als man sie verurteilte, hat nicht Deutschland einen Augenblick stillgestanden. Kein Atemzug hat das Volk aufhorchen lassen. Niemand hat daran gedacht, daß hier die tollste Kavalkade der Dummheit sich in das Fleisch der Kultur trieb. Zynisches blieb da und machte frivole Mätzchen. Der Dichter war den Menschen ein bunter Wolf, den hinterm Gitter man gern sah, dessen Berührung aber irgendwie beflecken mußte, und wo man nie Garantien hatte, daß er nicht um sich biß oder gegen Regierung und offizielles Moralgesetz Ketzereien sagte. Das Urteil des Gerichts wird vor der Zeit gegen die Richter gesprochen, denn man kann die Freiheit nicht in Schutzmannshände geben, und sie hat noch nie, wie jener Alberti von sich sagte,

die Ehre gehabt, vor einem deutschen Gerichtshof zu erscheinen. Die Götter zahlen keine dreihundert Mark an fiskalische Kassen, weil sie „gröblich die Scham- und Sittlichkeitsgefühle mit unzüchtigen Schriften verletzen“. Wer den Geist insultiert, behängt sich selbst mit Fäkalischem. Die Dichter selbst, gegen die man sprach, wurden nur Träger des Mißverständnisses wie tausend vor ihnen, an denen sich in der Wut auf das Überlegene der Pöbel der Macht vergriff.

Auch war man über nichts im klaren. Seltsame soziale Schwärmer: M. G. Conrad beschwor Wilhelm II., sich der Überschwemmung durch ausländische Literatur entgegenzusetzen. Conradi grüßte in ihm der Führer der neuen Generation. Man war sich über keinen Grundbegriff einig, sonst hätte solche Narretei sich nicht vollziehen dürfen. Conradi starb an den Aufregungen des Prozesses später und machte es oben aus, was ihn unten erwartete, wo man Gefängnisse öffnete, weil er in die Nähe des Namens Christ das Wort „verrecken“ setzte, ohne daß er anderes wollte, als den schweren Tod intensiver zu geben. Selbst der Figaro schrieb, die junge naturalistische Generation erwarte vieles von diesem Kaiser, und durch irgendwelche Manipulation geschah es in der Tat, daß Heinrich Hart eine Staatsunterstützung erhielt, um einen Humanitätsgesang unbeschwert zu schreiben. Die Anklage des Gerichts aber enthielt mit dem Aufgebot dreitägiger Verhandlung als Inkrimination zwei Stellen: „und starrte verschlafen auf die weißen, wie Weiberbusen schimmernden Hügel“. Der Staatsanwalt stößt sich daran, daß ein Kleid zu eng war, daß ein Korsett geöffnet wurde, und daß Menschen Fleisch haben, schließlich aber auch, daß „das Weiße des Spitzenbesatzes durch die oberste Öffnung der Robe geschimmert habe“. Als der Dichter auf diese Sätze im Plaidoyer kommt, wird die Öffentlichkeit entfernt. Wie ein Sachverständiger erwähnt, in Italien stille man öffentlich, unterbricht ihn der Präsident

ängstlich. Das Leben wird in dieser Atmosphäre eine staatlich regulierte Maschine. Man hat von Kind auf gelernt, wo man sich zu schämen, wo zu schweigen, wo zu reden hat. Lange nach Beginn der Verhandlung verteilt man die Bücher. Der Rechtsanwalt ruft: „Der Staatsanwalt verteilt unzüchtige Literatur“. Kein Richter hatte eine Ahnung, um was es sich handelt. Dem Gerichtshof ist literarischer Gebrauch, dichterisches Unternehmen siriushaft entfernt. Er soupçonnirt, Freiexemplare seien von den Autoren verlangt, um sie unter der Hand schielend und bückend zu verkaufen. Daß Dichter Geld erhielten für ihr Werk, kommt ihnen schamlos vor, die sich besolden lassen, um Urteile zu fällen, grausam zu sein, im Schmutz zu wühlen. Im frommeren Mittelalter war der Beruf des Henkers schändlich, und die Ritter zogen als Dichter auf den Pferden. Im Zeitalter gewonnener Kriege und beginnender Autoren ist der Dichter ein Aussatz, der öffentliche Ankläger jeder Würde wert. Sinn für menschlichen Anstand und die Würde der Tätigkeit ist verloren, eine Verdrehung des Gesichtsfeldes von schauderhafter Groteske beginnt und würgt sich in der eigenen Lende ab bis zum Krieg. Der medizinische Sachverständige ist der berufenste. Stände er fest auf dem Standpunkt, im Zustand des Schöpferischen sei der Dichter verminderten Bewußtseins, der freien Bestimmung ausgeschlossen, der Präsident schlosse die Akten, spräche frei. Der Fall läge wie Trunksucht, zu Imbezillen und Mikrocephalen verwiese man den Träger der symbolischen Fackel. Nichts bestände, die Ausnahme zu konstatieren, die Zusammenhänge lägen kurioser. Von den Unterschieden wäre wenig die Rede. Die Seele ist in der Bureaucratie einer Gesellschaft in solche Schablonen verraten worden, daß auch der schamloseste Inzest sich nicht mehr begreift. Man hat hier nicht einmal wie Macart und Fragonard gemalt, mehr wie Hogarth, aber das Düstere ist verfehmtter wie wollüstiger Glanz diesen Menschen, die immer nur den

Staat sehen, die blitzende, fressende Maschine eines kaiserlichen, traditionslosen und schneidigen Zeitalters. Wie Alberti, dessen Partie als Jude von vornherein verloren, sich auf Hebbel beruft und den Staatsanwalt Nagel in Parenthese fragt, ob er ihn kenne, antwortet es: „Nein, sind seine Schriften in Leipzig erschienen?“ Redet er von Goethes Tagebüchern, unterbricht ihn das Monocle, ob es sich um eine Publikation des Verlages Dettmann handle. Ihm dämmert hinter dem Glas, daß der Verlag steckbrieflich verfolgt sei. Man kann nicht davon reden, daß hier Stil fehle, oder daß der Apparat nicht von einer Eindeutigkeit und Ausprägung sei, die Bewunderung verlange. Alberti muß vierzig Mark niederlegen, als er diesem Beamten sagt: er erlaube sich zu behaupten, daß es auch Staatsanwälte gäbe, die den Ovid nicht begriffen. Das Einauge faucht. Die Macht wird eingeschaltet. Jedes Jahrhundert hat die Blamage, die es verdient.

Was ist Kunst? Begreifbar wie eine Wage, eine Algebra, eine Manipulation? Wehrt keinen die Scheu, von ihr zu reden? Jeder Plattkopf findet den Mut, sich zu äußern, und Respekt haben sie nur noch vor Spezialisten des U-Boots und der Parsevale, denen Wissenschaft der Sanskrite und Etymologen schon humoristisch kommt, da es erwerbloses Gut ist und nichts einbringt den Häschern des Geldes. Da nur Geld ihnen gleich Geld gesetzt Wert wird, finden sie es anmaßend, auch nur den Geist gleich Geld zu setzen und nivellieren ihre Landschaft nur nach Kapital. Sie häufen und bremsen, schlingen das Überlegene in die Räder wie die stumme Materie, bis das Eisen sich durchfrißt am stärkeren Weltstoff. Dann stehen sie atemlos vor der Katastrophe. Ihre Besessenheit und der Frevel ist ihnen nicht bewußt und sie waren mit Blindheit gezeißelt, als sie sich am Licht vergriffen. Sie praßten innen in einer Welt, an deren Stacheldrähten die Dichter entlang strichen. Manchmal trieben sie einen Stier ihnen hinaus, daß sie ihn schlachteten, aber anderen

Tages ließen sie sie in Kostümen paradieren und freuten sich des Spektakels. Einmal sollte der Tag kommen, wo dieser Gesellschaft die Rechnung schwer auf die Stirne gelegt ward und die Sünde der Generation auf Schultern geladen ward, die aus der Tragik, die die Welt spaltet, nicht aus ihrem eigenen Verschulden, ihnen als Erbteil werden sollte. Als sie den Nazarener übers Kreuz nagelten, Galilei peinigten, waren es Dieselben und meinten sie das Gleiche, als sie Heinrich Mann beschlagnahmten und nach der „glorreichen“ deutschen Revolte Sternheim so unterdrückten, wie sie Unruh und Kerr in den dunklen Monaten vor dem Festungwerden der Welt beschlagnahmt hatten. Es sind immer die Gleichen und der Ton ist derselbe verschwörerische internationale, den jedes Jahrhundert und jede Sprache findet, wenn die Bedlamiten das heilige Beil gegen die Tapferen aus der Erdrinde graben.

Niemand kann den Mut finden, in eine Diskussion einzutreten, die ernstlich die Gegenüberstellung eines Gerichts und des Geistes, der die Kunst darstellt wie jede menschliche Erhebung, versuchte, ein Gelächter würde in den Wolken entfacht, das benachbarte Planeten infizierte und unseren Irrsinn ihnen denunzierte. Das Wort will immer das Unfaßbare töten. Der Paragraph hat den Neid auf die Freiheit. Die Cochonnerien werden entschlüpfen, indem sie sich verkleiden, das geile Aufreizende, das verführt und sich enthält, die drittklassige Erotik werden lächeln und siegen. Das Logische wird das Falsche treffen, den Vorgang verwechseln mit dem Unwägbaren, was dahinter steht, der Form, der Gestaltung. Plumpe Finger werden selbst bei gutem Willen das Gute bluten lassen und die versteckteste Ethik verfällt dem Gesetz. Wie Meer und Blitz und Erschütterung hassen sie das Direkte, und das Elementare ist von den Menschen stets verabscheut und gefürchtet worden, weil es ihre mühsamen Dämme einreißt, an deren Richtung und Stärke sie ihr

Selbstbewußtsein und nichtige Größe gern vergleichen. Eine Umarmung und ein Donner sind Dinge voll Ehrfurcht, und heilig gewesen, solange wir einfältig und einfach waren. Als wir uns in die Städte begaben und Moses von Sinai abstieg, verloren wir die Spur der Erschütterungen und begannen ihnen feind zu werden. Das Zupackende ist ursprünglich und schön; ein Sommerregen, zwei verkettete Falter, der Sprung des Hengstes sind Äußerungen der erhabenen, zeugenden Kraft. Es waren die schmutzigen Tiere, die den anderen die Unreinlichkeit vorwarfen, und die Systeme haben erst das Menschliche geschändet, als sie begannen, es zu untersuchen.

Staatsanwälte, die ahnungslos vor der Wucht künstlerischer und geistiger Fragen das Leben mittelmäßiger Beamten zwischen Zahlenerörterungen und Bestimmungen vollbringen, stehen heute noch am Rande der Seelenäußerungen und zählen mit Uhr und staatlichem Messer Erlaubtes und Verfehltes als letzte Kompetenz. Der Zustand ist schamlos. Urenkel werden sich die Rippen schlagen vor Entzücken. Unseren Kindern wird es vielleicht vorkommen wie Besuchern von Folterkammern in unseren Tagen. „Haben sie keinen Areopag gehabt“, werden sie fragen, „wenn sie wirklich Angst hatten, daß ein Volk von den Dichtern verführt und verdorben werde (statt auf ihre Staatsmänner und Generale zu schauen), hatten sie keinen geistigen Areopag, vor dem sie ihre Gesetze sich selbst machen konnten? Mußten zwischen Dieben und Mördern sie auf den Anklagebänken sitzen vor Richtern, die ihre erlesensten Repräsentanten nicht kannten? Haben ihre Generale selbst nach den Revolutionen vor Tribunalen gestanden, die den Rang der Leutnante und der Divisionsführer nicht zu unterscheiden wußten? Und ist nicht, auch ohne rote Bestreifung der Pantalone und Goldverbuckelung ihrer Schultern, das geistige Gesetz, das hier nun unterschied, von feinerer Distanz? Hat man das höchste Menschliche so wenig mehr gekannt, daß man selbst,

als die Völker begannen, sich selbst zu regieren, so gering es bewertete, ja es noch unter die Kaste jener Mörder stellte, die ihre Landleute zu Millionen um der Bereicherung willen schlachten ließen? Ist so tief der Schlamm der Jahrtausende um sie gehäuft gewesen, daß sie das Tönen darüber so wenig metallen erhörten? Ach, wie ist unser Leben doch besser und unsere Einsicht, so gering sie noch ist vor der großen Erhöhung des Lebens, daß wir doch wenigstens begonnen haben zu unterscheiden, wenn auch vom Erkennen und Befolgen oder gar dem Erreichen wir unsterblich noch entfernt sind? Diese Armen, die noch nicht, so stolz sie sich gebärdeten, sahen, daß sie immer ins Blinde schlugen, wenn sie reglementieren wollten, was über ihnen ist, daß sie das Schlimme sich zufügten, wenn sie das Lebendige fesselten, die noch nicht verstanden, daß aus dem Künstlerischen allein ihnen das ehrfurchtgebietende göttliche Gesicht entgegenstrahlt, und wie sie mit glasbeäugten Affen es schändeten, und daß das einzige und letzte Gesetz nur die große und gütige Bewegung ist, die den Geist entläßt, im Widerspiel der Kräfte sich auszuwirken: die Freiheit. Daß aber keiner unter ihnen war, der, wohl lächelnd, aber doch voll Zorn gegen die Blödheit seiner Zeit auf einen Sockel stieg und schrie: Auf! Kameraden! Daß niemand sich reckte und unter einem abendlichen Himmel oder aus einem übermäßig schönen Garten zwischen den hüpfenden Wassern ihnen die Liste vorlas der großen Namen und der Geschehnisse der Leidenschaft und Liebe von den Göttern her, Leda und Europas Abenteuer, Noas Scham, Sarahs Verkauf, von Lea, Hagar, von Thamar, Aristophanes Lysistrat, Trimalchios Szenen. Siegfried bei Brünhilde, die Töchter Loths, den Boccaccio, den Simplizissimus, Machiavel, Cervantes, Plato, sogar die deutschen Klassiker, über die das Volk so beruhigt ist, daß in ihrem sicheren Besitz es geistlos bis in die Ewigkeit gern schlief. Und Homer am Ende, wo lieblich und anmutig die Götter

alle um Vulkan und Venus traten, Witze machten und sich des Spieles erfreuten. Und daß nicht alle dann sich aufmachten, zu zeigen, Begeisterung sei nicht erstorben, und in herostratischer Tat sich bewiesen, alle sich in die Maschine begaben und sich konfiszieren ließen, damit es heiße, nur der sei kein Dichter, der nicht dem Moloch geopfert und nicht verboten sei. Das wären Taten gewesen. Daß keiner aufstand und das Monocle einwarf, das den Geist schändete. Aber es scheint, sie wußten nur, wenn sie schrieben, was Rausch und Welt war, und gestalteten nur Träume, nicht tapfer genug, als Leute der Welt und Überlegene ebenso zu leben wie sie dachten, und außerstande, die Rolle einzunehmen, die ihnen vom Geist her zukam. Sie wußten, wenige ausgenommen, vielleicht nicht, daß Leben nicht nur über ihnen, sondern in ihnen war. Nicht einmal Hohn kannten sie, wo an Handlung es schon fehlte. Arme Narren, die den Geist so verkannten, daß sie ihn anbeten, aber nicht zu erleben vermochten.“

Sie werden voll Mitleid neben der Verwunderung sein.

Wilhelm Klemm:

NEUE GEDICHTE

SCHICKSAL

Gespentige Korallen ragten auf,
Ich wanderte durch bleiche Schluchten.
Die Sprache schleppte nach,
Viele lagen und schliefen den eisernen Schlaf.

Die Götter waren erloschen,
Der ungeheure Drache des Lebens
Wälzte sich sterbend im Äther,
Todesengel griffen nach uns.

O du schwächtiger Kläger, der du aufschreist
Zum hohlen Himmel, warum rufst du so laut?
Die Labyrinth sind betreten worden:
Weißt du nicht, daß du zum irren geboren bist?

NACHT

In Luftsätteln reiten wir dahin,
Aus Welt und Leid emporgerissen,
Über blassen Tälern und nackten Bergen
Auf seraphischen Mondstraßen, silberdurchhaucht.

Der Himmel schimmert in leichten Tränen,
Nachtküsse schauern über unsren Nacken,
Deine Augen erbauen weit,
Holde Türkin mit dem Silberturban!

Flugsterne wehen an deine Brust,
Dein Lachen perlt in zeitloser Höhe,
Engelswelten duften uns entgegen,
Unsagbares dringt durch dunkelumlaubte Pforten.

HOHES

Du bist mein treuster Begleiter,
Nur du hast mich nie verlassen.
Alles andre ist doch nur Schein,
Nur du bist aufrechte Wahrheit!

In mir lebst du als Gott
Und ewig junge Geliebte,
In deiner Vollkommenheit ruht,
Was mir als Welt sich gestaltet.

Du bist mein großes Reich,
Ich brauche nur dem zu lauschen,
Was in mir aufsteigt schön und schwer,
Und ich bin mitten in dir.

GEHEIMNIS

Die hohe Nacht ist ein Zaubergehäuse
Mit Brücken und Ranken und Bogen über Bogen
Geheimnisvoll erhoben ins Wunderbare.
O du Lieblingsgespiele der Seele!

Siehe, nun gibt es keine Grenzen mehr;
Säulengeschiebe schimmern weit in den Wolken,
Fabelhafte Straßen atemlosen Geschehens,
Traum des Körperlosen, glanzflüssiges Element.

Rauschsilber sinkt von deinen Schultern,
Rosentempel um deine Stirne.
Geflüster und fliehender Schrei —
Ein weißer Stern hängt tief am Himmel.

René Schickele:

AM GLOCKENTURM

Schauspiel in drei Aufzügen

Schauplatz: Bern. Zeit: 1917. Der erste Aufzug spielt beim „Zytgloggen“, dem alten Berner Glockenturm mit einem Uhrwerk, dessen Hahn alle Viertelstunde dem Glockenschlag nachkräht, und in den anschließenden „Lauben“ beim Gerechtigkeitsbrunnen. Der zweite Aufzug in der Halle des Palace-Hotels „Gurtenblick“. Der dritte in Lötschbergs Zimmer im selben Hotel.

Davon hier, als Probe, der erste Aufzug, worin von den Gestalten des Schauspiels auftreten:

Pedroso
Altnationalrat Lötschberg
Manolesku, Fürst der Diebe
Flora
Gabriele, Journalistin
Frau Pedroso
Der Polizist
Der Erste Mann
Der Zweite Mann

ERSTER AUFZUG.

ERSTES BILD.

Am „Zytgloggen“ in Bern. Nachts.

Erster Auftritt.

Lötschberg, ein hoher Greis, breitschulterig, ein wenig gebückte Haltung, weißer Schnurrbart, weiße Fliege am Kinn. Der Polizist.

Lötschberg: Die Hunde springen um mich und bellen. Ich weiß nicht, ob aus Freude oder aus Wut. Mann aus dem Volk, unterbrich die Stille! Antworte, Sphinx!

Der Polizist: Herr Altnationalrat, Sie müssen heim. Es hat vier Uhr geschlagen.

Lötschberg: Sicher aber wollen sie zu fressen haben.

Der Polizist: Soll ich Sie begleiten, Herr Altnationalrat?

Lötschberg: Ich war volkstümlich wie der Gockel da oben, der alle Viertelstunde die Flügel hebt und seine paar abscheulichen Töne krächzt: Zaubерflöte der Berner. Auch ich, auch ich, Genosse Polizist . . . In ihren Träumen sehen sie ihn, wie er sich, ein funkelnder Kolibri, auf ihr Herz niederläßt, Vogelblume, atmende Koralle in der Meerfrühe des Nachthemds. In einem kleinen, unsäglich süßen Lied schmilzt er dahin. Auch ich, auch ich, Genosse Polizist . . .

Der Polizist (räuspert sich).

Lötschberg: Er beglückt, der Gockel, ich sage: er beglückt. Versteht der Genosse, was das heißt? Unabsehbares. Unausdenkbares. Nicht ist wichtig, daß er aus Blech ist, mit einer Feder irgendwo, sondern daß er beglückt. So du ein Herz im Leibe hast, so brauchst du nur das Wort laut auszusprechen: „Glück“ — was sage ich: zu hauchen und dabei in der Stille einen einzigen Schritt zu tun, das Gesicht gewandt nach oben, — : sieh, gleich stehen Engel dir zur Rechten, dir zur Linken mit strahlendem Gesicht, die Häuserreihen weichen in den Horizont aus, aufschwebt der Himmel mit den verzückten Straßen, wo du tief atmest; eine Sternschnuppe, die sich zu deiner Wunschlosigkeit gesellt, verrät das Geheimnis der Schöpfung.

So war es.

So bleibt es.

In Ewigkeit. Amen.

(Pause.)

Der Polizist: Das ist der Mond. Er steht genau über Ihrem Haus, Herr Altnationalrat.

Lötschberg: Ein abgegriffenes Goldstück, das für das Problem des Menschenglücks steht, rund wie der Glockenschlag, der die sehr unerforschten Gesetze des Himmels abtut. Daß die Erde nicht in der Loge sitzt vor dem Firmament, sondern ein Figurant ist im blauen Ballett, dies, Herr Nachtmeister, ist Ihnen doch klar?

Der Polizist (räuspert sich):

Lötschberg: Ich vermutete es. Unsere Schulen sind ausgezeichnet.

Der Polizist: Aber es wäre gut, wenn der Herr Altnationalrat nicht so laut reden tät'.

Lötschberg: Die Leute schlafen.

Der Polizist: Es schlafen die Leut'.

Lötschberg: Warum schlafen sie? Vielleicht ist das der spannendste Moment im Leben der Erde.

Der Polizist: Sie sind es gewohnt, Herr Altnationalrat.

Lötschberg: Pech. Gewohnheiten sind ein Hindernis für das Glück. Jedoch, sagen Sie, da der Mond über meinem Hause, wie Sie sehen, keine Rücksicht nimmt auf die Gewohnheiten der Berner, sondern es darin augenscheinlich mit mir hält — warum sollte ich ihn im Stich lassen und mich feig ins Dunkel schlagen?

(Schritte.)

Der Polizist (sich abwendend): Da kommt noch eine, die nachts nicht schlafen kann. (Er verschwindet im Schatten des Turms.)

Lötschberg: Die Arme hat vergessen, wohin sie sich mit dem Mond verabredet hat. Sie tut das einzig Mögliche. Sie versucht es durch die ganze Stadt.

Zweiter Auftritt.

Lötschberg. Flora.

Flora: Ich bin müde, Herr Altnationalrat.

Lötschberg: Der Altnationalrat schläft seit Schlag zehn. Er träumt von Dividenden aus Suppenwürfeln, Hotelaktien, Spalierobst und Kletterrosen an seinem Haus, auf dessen Dach die Kater der Stadt eine Aufsichtsratsitzung abhalten.

Flora: Nein, da steht er. Ich kenne ihn.

Lötschberg: Sie irren.

Flora: Nein.

Lötschberg: Doch. Aber ich kann es nicht beweisen. Mein Alibi ist im Schatten verschwunden.

Flora: Mir scheint, der Mond erwartet uns auf der Terrasse Ihres Hauses.

Lötschberg: Willkommen, Flora. Wo haben Sie Manolesku gelassen?

Flora: Er hat vergessen, mich zu benachrichtigen, daß er mit der Prinzessin Kann im Mondschein auf den Gurten fährt.

Lötschberg: Der Gurten ist dem Mond zweihundert Meter näher, als das Palace-Hotel. Das macht viel aus.

Flora: Ich klage nicht.

Lötschberg: Sie wissen, Manolesku will hoch hinaus. Er liebt die Gipfel. Oben, am Strand des Himmels, kommen ihm Gedanken.

Flora: Ich liebe ihn nicht mehr.

Lötschberg: Es genügt, daß er Sie aushält.

Flora: Für ihn, aber nicht für mich.

Lötschberg: Er sorgt dafür, daß Sie eine Dame bleiben. Mehr haben Sie nie verlangt.

(Ein Karren mit Zeitungspaketen, von zwei alten Männern gezogen, bricht aus einer Seitenstraße.)

Dritter Auftritt.

Lötschberg. Flora. Die Männer.

Flora: Weil nie ein Mann mehr von mir verlangt hat.

Lötschberg: Halt, verlängert sie, verlängert die Stunde vor dem Tag. Bleiben wir noch ein wenig allein. Wir wollen in aller Heimlichkeit erfahren, was die Menschen treiben.

Der Erste Mann: Wir stehen im dreißigsten Jahrgang, Herr Altnationalrat.

Der Zweite Mann: Alle Jahre halten wir einmal unter der Laterne an und lesen unsere Zeitung mit dem Herrn Altnationalrat.

Der Erste Mann: Seit dreißig Jahren.

Lötschberg: Sogar der Frühzug hat Respekt vor der Tradition und wartet. Und alle, der „Zytgloggen“, die Straße, ihr, wir, der Zug, der Karren und die Laterne, einmal stellen wir fest, daß wir noch da sind.

(Sie setzen sich unter der Laterne auf den Karren, schlagen die Zeitungsblätter auf, lesen.)

Vierter Auftritt.

Lötschberg. Flora. Die Männer. Der Polizist.

Der Polizist (auftauchend): Wenn's erlaubt ist?

Lötschberg (über den Kneifer auf den Polizisten blickend, von ihm zum Himmel): Gut, daß Sie da sind. Mir kam es schon vor, als ob eine Laterne oder ein Stern am Himmel zu früh ausgegangen wäre.

Der Erste Mann: Als ob einer von uns gestorben wäre.
 Der Zweite Mann: Tanks, was ist das?
 Lötschberg: Sprengwagen, die verkehrt fahren und schießen.
 Der Erste Mann: Teure Dinger?
 Lötschberg: Nur für Millionäre.
 Flora: Wie gut, daß wir fern sind!
 Der Erste Mann: Wo nur die Millionen immer herkommen!
 Der Polizist: Wenn man die Leute rechtzeitig einsperrte —
 Der Zweite Mann: Sie liegen zerschossen vor der Front. Was nun?
 Lötschberg: Für jeden von ihnen rücken zehn neue an, immer verbesserte, immer gewaltigere Hackmaschinen. Bewundert, ihr Männer, die Erfindungskraft des Menschengenies!
 Der Erste Mann (liest): „Vor einem einzigen Bataillonsabschnitt liegen fünfhundert Tote.“
 Flora: Warum?

(Der Hahn kräht.)

Der Erste Mann: Ich . . . Ich möchte einmal ins Theater. Der Kaufmann von Venedig, womit handelt der?
 Lötschberg: Mit seiner Tochter.
 Der Zweite Mann: Da war auch Krieg und Hungersnot.
 Der Polizist: Ein Italiener —
 Der Zweite Mann: Italiener sind auch Menschen.
 Der Polizist: Man sagt es.
 Der Erste Mann (seine Zeitung faltend): Genug! Fort! Was geht das uns an!
 Flora (in die Hände klatschend): Herr Altnationalrat! Vorwärts! Damenwahl!
 Lötschberg (auf den abfahrenden Karren deutend): Das sind wir, Flora. Wir. Hier. Überall. Menschen!

(Der Karren fährt weiter.)

Fünfter Auftritt.

Lötschberg. Der Polizist. Flora.

Flora: Jetzt lassen sie den Teufel los auf die Menschen.
 Lötschberg: Jetzt lassen wir uns los, Flora, uns!
 Der Polizist: Der Tag bricht an.
 Lötschberg: Die Hölle.
 Der Polizist: Jetzt habe ich wieder ein Jährchen die Laternen zu zählen und dann die Fenster an den Häusern.
 Flora: Merkwürdig, daß Sie immer vergessen, wieviel es sind.

Lötschberg: Das allein, schöne Frau, verleiht uns den Mut zu leben.

Der Polizist: Ich gehe in den Schatten, damit keiner sieht, wie überflüssig ich bin. Gute Nacht, die Herrschaften!

Flora: Ständen Sie nicht da, wenn ich vorüberkomme, ich verlöre den Glauben an das Leben.

Lötschberg: Ich fiele, haltlos, aus der Zeit in den Raum.

Der Polizist: Ein Dienst ist den andern wert. Tut mir den Gefallen und geht nach Hause.

Lötschberg: Der Mond senkt sich in mein Haus wie in eine Sparbüchse. Nichts mehr hindert uns, ebenfalls unterzugehen.

(Alle drei verschwinden im Schatten.)

Sechster Auftritt.

Lötschbergs Stimme.

Lötschberg (im Dunkel unter den Lauben. Der Hall der Schritte füllt die kurzen Pausen zwischen den Sätzen): Nötig ist, meine Flora, die Sublimierung der Freude. Der Saum deines Kleides, meine Flora, muß irgendwie das Jenseits streifen. Selbst deine koketten, die frivolsten Blicke sollen von weither kommen. Deine unverbindlichste Liebkosung soll den Schmetterlingsstaub von vielen Sommern tragen. Deine geringste Bewegung soll an eine Zeit erinnern, wo du, von der Fülle deiner Liebe überströmt, dastandest und schwere Arme hobst. Das wird deiner Hand die wahre Leichtigkeit geben. Das Glück, meine Flora, fällt vom Himmel. Aber einmal auf Erden, braucht es eine gute Erziehung. Es muß so vielem widerstehn, es muß dem Mord, der Folter und dem Tod gewachsen sein.

ZWEITES BILD.

Erster Auftritt.

Dämmerung. Man erkennt die Lauben und, auf der Kramgasse, den Gerechtigkeitsbrunnen. Auf einer Bank, dicht aneinandergedrängt, ein Mann und eine Frau, auf dem Schoß der Frau ein Kind von einigen Monaten; sie schlafen.

Lötschberg. Flora. Pedroso. Seine Frau. Ihr Kind.

(Lötschberg und Flora stehn in stummer Betrachtung vor den Dreien auf der grünen Bank unter der Laube. Der Gerechtigkeitsbrunnen rauscht. Von fern das Krähen des Hahns im „Zytgloggen“.)

Lötschberg (leise): Ich suche, woran sie mich erinnern.

Flora (ebenso): Es war eine warme Nacht.

Lötschberg: Ein richtiger Wanderstab, weiß von Staub. Der Mann ist an ihm eingeschlafen, an ihm wird er aufwachen.

Flora: Und da, ihr Reisebündel ist die Treppe hinuntergekollert!
(Sie holt es herauf und legt es der Gruppe zu Füßen.)

Lötschberg: Jetzt weiß ich. Die Rast auf der Flucht nach Ägypten.
(Er nimmt den Hut ab.)

Flora: Ich will sie wecken und sie mit mir nach Hause nehmen.

Lötschberg: Das Kind schläft, als wäre es noch nicht geboren.

Flora: Es ist in den Mutterleib zurückgekehrt — und die Mutter spürt im Traum die Wehen. Sie leidet Schmerzen und lächelt.

Lötschberg: Sie hat sich an den Mann gelehnt, sie vertraut ihm. Und ihm geht auf finsterner Wanderschaft hell sein Stab zur Seite. Die sind weit gewandert, die schlafen tief. Sie haben sich hierher gesetzt, weil da der Brunnen ist, in dem sie sich waschen werden, bevor sie weiterziehen.

Flora: Mein Toilettezimmer soll ein Wunder erleben. Mein Schlafzimmer darf alles vergessen.

Lötschberg: Deine Zofe findet endlich die Wanderer, auf die sie seit dem Unterricht in der biblischen Geschichte wartet, und kniet, neben einer Schüssel mit lauem Wasser, auf dem Boden, um ihnen die Füße zu waschen . . . Das Wunder beginnt.
(Pedroso erwacht.) Die nackte Rebe behängt ihren Stab mit Blättern, sie bilden ein Dickicht, große Trauben glänzen darin. Ein Mensch betritt die Erde.

Flora (reicht Pedroso die Hände): Willkommen, Freund.

(Die Frau rührt sich.)

Lötschberg (indem er sich bückt und das Kind in ihre suchenden Arme legt): Hier ist Ihr Kind.

Pedroso: Da seid ihr ja! Guten Morgen!

Lötschberg: Wir haben gewartet, bis ihr die Tür aufmachtet.

Die Frau (hat ihre Brust entblößt, sie gibt dem Kind zu trinken. Indem sie die Augen aufschlägt): Ich danke Ihnen, Herr!

Pedroso: (wischt mit einem Tuch den Staub vom Stab) Alles ist gut, sind nicht Hunde, die einen wecken. Du mußt wissen, daß die Bauern die Hunde nicht mehr an die Kette legen, seitdem die Brotkarten Bettler zu Dieben gemacht haben. Die Brotkarten haben die Armut an den Tag gebracht, und da herrscht nun, wo früher Speise und Trank von den Tischen floß, ein häßlicher Streit um Brosamen mit den Hunden. Selbst die Hunde sind böse geworden. Sie halten mit ihrem Gebell die Wolken vor der Sonne fest.

Flora: Ich bitte Sie, mit mir zu kommen. Ich bitte Sie, bei mir zu wohnen. Ich habe keine Hunde. Ich heiße Flora.

Pedroso: Gern!

Flora: Ich habe schöne Betten, weiße, grün getupft, Himmelbetten.

Die Frau: In ein Bett schlüpfen mit dem Kind . . . Das Licht auf dem Nachttisch löschen, wenn alles in Ordnung ist für den Schlaf . . . Die Frau ist lieb.

Pedroso (zu Lötschberg): Wer bist du?

Lötschberg: Ich bin der Altnationalrat Lötschberg. Vordem ein wichtiger Mann. Chorführer unter den Fröschen, dreißig Jahre mit Applaus. Kam ein neues Geschlecht Frösche, das fand mich zu anstrengend und versagte mir das Gefolge. Seitdem liege ich am Ufer und spiele den Narziß des Froschteichs.

Pedroso (lächelnd): Ich heiße Pedroso. Ich bin Vegetarianer und Anarchist und habe in Ascona vom Saccharinschmuggel gelebt. Wir hörten, daß Krieg ausgebrochen sei. Wir kehrten uns nicht daran, bis zwei von uns beim Schmuggeln erschossen wurden. Meine Kameraden machten sich auf, wählten eine Himmelsrichtung und gingen davon. Ich mußte warten, bis meine Frau geboren hatte, dann wollte das Kind lange Zeit nicht leben. Ich blieb als einziger zurück. Deshalb weiß ich nicht, was aus den andern geworden ist.

Die Frau: Wir suchen die andern.

Pedroso: Ich träume jede Nacht, daß sie es sind, die uns suchen, und wenn ich aufwache und Menschen sehe, meine ich, daß sie uns gefunden haben.

Flora: Sie sind aufgebrochen, um eine Eselin zu suchen.

Lötschberg: Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß Sie ein Königreich gefunden haben.

Flora: Doch! Doch! Sie sollen sehn.

Pedroso: Wir haben einander immer geduzt.

Lötschberg: Das war recht von euch, aber was nennst du einen Anarchisten?

Pedroso: Es gab den letzten Ritter, den letzten Troubadour, den letzten Indianer, die letzte Postkutsche — ich bin der erste unbekümmerte Mensch.

Flora: Prachtvoll! Sie werden mich lehren, wie man mit einem guten Gewissen sein Auskommen hat. Auf dich habe ich gewartet.

Pedroso: Wir warten immer alle aufeinander.

Lötschberg: Eine letzte Frage — betrachten Sie mich als die philosophische Fremdenpolizei: welches ist dein Standpunkt in dieser Zeit?

Pedroso: Ich habe mich auf die Linie des Endgültigen zurückgezogen.

- Lötschberg: Schön, aber Verzeihung, wo liegt die?
- Pedroso: Überall, wo ich bin.
- Lötschberg: Schön. Jedoch, du bist nicht überall der gleiche.
- Pedroso: Es macht mir nicht das geringste aus, ob ich so arm bin wie eine Kirchenmaus, oder ob ich einen vierspännigen Jagdwagen kutschiere. Eine Kirche ist immer schön, wegen ihrer Leere, und es ist eine Freude mitzuhelfen, daß ein Viergespann anmutig die Flanken dreht.
- Lötschberg: Mit solchen Prinzipien, muß ich bemerken, läßt sich nichts anfangen.
- Pedroso: Das eben ist ihr Wert.
- Lötschberg: Du verrätst die Menschen, indem du, mit deinen großen blauen Augen, über ihre Not hinwegsiehst. Sie werden sie dir ausstechen, wenn sie Hunger haben, sie werden dir mit Gewalt Scheuklappen anlegen, damit du einsiehst, daß ihnen Gewalt geschieht.
- Pedroso: Vielleicht werden sie das tun. Sie werden nichts dabei gewinnen. Was aber tust du, daß du so sprichst?
- Lötschberg: Ich habe ein Leben lang andere beglücken wollen. Jetzt suche ich selbst das Glück. Ich sage nicht, wo.
- Pedroso: Darnach frage ich nicht.
- Lötschberg: Aber ich lasse es die Menschen nicht merken, wie sehr ich mich von ihren Geschäften zurückgezogen habe.
- Pedroso: Schade. Sie hätten sich vielleicht gefragt, warum? Einer von tausend wäre vielleicht in sich gegangen, weil er mitschuldig ist an deiner Einsamkeit. Schon wäret ihr zwei gewesen.

Zweiter Auftritt.

Lötschberg. Flora. Pedroso. Die Frau. Manolesku. Gabriele.

- Manolesku (nachdem er die Gruppe mit einem scharfen Blick gemessen hat): Na, und?
- Lötschberg: Dies ist Manolesku, der Fürst der Diebe.
- Pedroso (lachend): Bist du nicht schon lange tot?
- Manolesku: Doch. Aber meine Papiere habe ich behalten.
- Flora (ein wenig ängstlich): Ich habe dich gesucht.
- Lötschberg: Im Mond.
- Manolesku: Von dort komme ich.
- Gabriele: Ich habe meinen Schirm verloren.
- Lötschberg: Daran ist das gute Wetter schuld. Da es seit vierzehn Tagen andauert, hat der Schirm es lange genug bei Ihnen ausgehalten.

Gabriele: Er wird beim Grafen Tattersal stehn.

Pedroso (zu Manolesku): Du gefällst mir! Ihr gefällt mir alle!
Ein glückhafter Tag!

Gabriele: Sicher?

Pedroso: Flora liebt die Männer, nicht wahr?

Flora: Ich lebe von ihnen.

Manolesku: Und die Männer leben von dem, was die Kanonenfabrikation abwirft.

Lötschberg: So ernährt Haß die Liebe und der Tod das Leben.

Pedroso: Ich weiß, wir sind alle verstrickt. (Die Hand aufs Herz legend.) Aber wir brauchen uns nicht darum zu kümmern.

Flora: (die Hand auf die Schulter der Frau legend, und als spräche sie zu ihr): Der Mann, das ist die Erde, mit Sonne und Mond, Sommer und Winter, Sturm um das Haus und Stille, Wachsein, Schlafen, Gut und Böse; ich lasse mich von ihm halten, weil ich ohne ihn in Stücke fiel, ich bete ihn an; alles, was ich Schönes und Gutes bin, kommt von ihm.

Gabriele: Das nenne ich eine Arie. Bravo. Da capot!

Lötschberg: Schade, Flora, daß Sie mich nicht lieben. So muß eine Frau lieben, um einen Mann großmächtig zu machen.

Flora: Sie fänden ja nicht den Mut, sich so lieben zu lassen.

Gabriele: Glücklicher Lufthauch, sie vergißt nie ihren Schirm, sie geht auf der Erde um, als wäre sie ein Engel, dem der liebe Gott Unrecht getan hat.

Pedroso: Sie ist es ja auch.

Gabriele: Mich quält es jetzt schon, in welcher Ecke des Zimmers ich beim Aufwachen meine Haare wiederfinde, und wie ich es anstelle, um meine Miete zu bezahlen, trotzdem ich meine Brieftasche verloren habe.

Flora: Sie hält mich für ein Gespenst, das sich nur zwischen zwei Bettüchern materialisiert. (Zu Gabriele): Ich bin glücklicher als Sie.

Gabriele: Ich bin anders und bestehe darauf, weil ich nichts sein will wie Sie. Gute Nacht! (Bleibt.)

Pedroso (als erwachte er noch einmal): Flora ist eine gute Frau, sie tut niemand Böses, und sie ist weiß wie jedes, das seine Art kennt und sich nicht dagegen wehrt. Ich liebe sie.

Flora (leise): Ich brauche keinen Grund, um zu lieben.

Die Frau (ihr Kleid zuknöpfend): Ist es weit zu den Betten?

Flora (setzt sich neben sie und nimmt das Kind): Am Ende der Straße.

Die Frau (steht auf und blickt die Straße hinunter): Am Ende der Straße? (Verharrt so. Nun sitzen Flora und Pedroso allein auf der Bank, das Kind schläft an Floras Brust.)

Manolesku (zu Lötschberg): Soeben bin ich bei Ihnen zu Hause vorbeigegangen. Alle Zimmer liegen voll von schlafenden Unbekannten. Auf dem Billard stöhnt ein Gentleman zwischen zwei Schächern, die schnarchen. Den kenne ich. Vor zwölf Jahren habe ich mit ihm in Monte Carlo gearbeitet. Ein moralischer Schwächling. Seine Hand fand leicht in fremde Taschen, aber sobald sie darin war, griff sie in einer seltsamen Anwendung die letzten Dinge und stürzte sich ins Freie, wie in den Selbstmord. — Wie heißt der Landbriefträger?

Pedroso: Pedroso.

Manolesku: Pedroso? Sie sind Spanier und Graf?

Pedroso: Du begegnest mir streng.

Manolesku: Ihr Großvater war Präsident in Mexiko. Ihr Vater leitet die spanische Nationalbank. Warum haben Sie sich verkleidet?

Pedroso: Weil mein Vater die Dienstboten prügelt und sie mit Trinkgeldern belohnt dafür, daß sie sich nicht gewehrt haben. Weil meine Mutter sich Straßenkämpfe von ihrem Automobil aus ansieht. Weil meine Schwestern davon träumen, ihren Beichtvater zu verführen, um ihn beim Bischof anzuzeigen. Weil mein Bruder abwechselnd Rennställe und Parteien kauft —

Manolesku: Ich habe eine Beschäftigung für Sie.

Pedroso: Ich habe keine Zeit.

Manolesku: Das scheint mir im Gegenteil das Einzige, das Sie haben.

Gabriele: Machen Sie keine Umstände, Herr Graf. Von einer guten Familie befreit man sich nie.

Lötschberg: Glaube ihr. Sie ist Spezialistin in guter Familie.

Pedroso (lächelnd): Die Anreißer führten ihn auf einen hohen Berg und zeigten ihm die tausend öffentlichen Häuser in ihren großen Gärten.

Die Frau (ohne sich umzuwenden): Gehen wir zu der Dame, wo die Betten stehn.

Manolesku: Herr Graf, wir sind unter uns Kanaille, Sie gehören zur echten, ich zur unechten. Wir sind aufeinander angewiesen.

Gabriele: Wir müssen die Welt verbessern mit den Mitteln dieser Welt. Manolesku, Sie müssen mir zu meinem Schirm verhelfen. Gute Nacht!

Manolesku: Die Pedrosos brauchen Bewegung. Ich weiß eine Beschäftigung für Sie. Sie sind frisch, Sie sind unverbraucht. Sie werden gute Arbeit tun.

Pedroso: So sag mir wenigstens, was das für eine Arbeit sein soll.

Manolesku: Arbeit für den Frieden.

Gabriele (böse): Es ist nämlich Krieg.

Pedroso (lächelnd): Ich weiß.

(In der Ferne kräht der Hahn. Es schlägt fünf. Pause. Der Brunnen rauscht. Pedroso und Flora sind aufgestanden.)

Lötschberg: Je mehr ich den Fall überlege, ein desto freundlicheres Gesicht nimmt er an. Du hast einen unbezahlbaren Vorzug. Du trittst den neuen Weg an, ohne das geringste Gepäck.

Gabriele: Sie haben keine Vergangenheit. Gute Nacht! (Bleibt)

Lötschberg: So gehn Sie doch schon!

Gabriele: Ich geh! (Überstürzt ab.)

Dritter Auftritt.

Lötschberg. Flora. Pedroso. Die Frau. Manolesku.

Lötschberg: Schattenlos, bist du ein glücklicher Schlehmil. Selbst wenn du wolltest, könntest du keinen Schaden anrichten. Du wirst den Bestien so unheimlich sein, daß sie dich lieben und dir nachstreben. Ich rate dir: versuchs. Bleibe bei uns.

Die Frau: Wieviel Zimmer haben Sie, gnädige Frau?

Flora: So viel Sie wollen.

(Ein Auto.)

Manolesku: Halt! Das Schicksal fährt vorüber. Steigen wir ein.

Pedroso: Wohin geht die Fahrt?

Flora: Zu mir.

Pedroso (während seine Frau mit Flora und Lötschberg in der Richtung des Autos verschwindet): Der Brunnen ist voller Sterne. Ich will meinen Stab hineintauchen und an diesen Himmel schreiben: Gedankt! Nichts Böses kann mir heute widerfahren. Ich fürchte nicht den Tod. Hier halt ich ihn auf meiner flachen Hand. Niemand kann mich zwingen. Ich bin frei. Gelobt seien Erde und Himmel. Gedankt für jeden Tag. Meine Freunde, was erwartet mich nun?

Flora: Ein Haus, das in der Gemeinschaft anderer Häuser wartet.

Manolesku: Ich bitte Sie nur, fragen Sie nicht, worauf.

Flora: Auf etwas, was es noch nie gesehn hat.

Pedroso: Keiner von uns hat noch diesen Tag gesehn!

(Sie sind verschwunden. Man hört das Auto abfahren.)

(Der Polizist erscheint und blickt dem Auto nach. Dann, als Gabriele auftritt, dreht er sich langsam auf dem Platz um und sieht ihr regungslos zu.)

Vierter Auftritt.

Der Polizist. Gabriele.

Gabriele (verstört suchend): Mein Hausschlüssel. Gott, wo habe ich meinen Hausschlüssel verloren? Ich bin müde. Wie soll ich ins Haus? (Den Polizisten bemerkend.) Ha, da steht er und freut sich, weil einer, der sich nicht ordentlich hält, am frühen Morgen am Boden herumkriechen und seinen Hausschlüssel suchen muß. Wo die Herren Chefs rosig aus den Federn springen und durch Einnahme des Frühstücks ein übriges tun, um sich mit frischen Kräften über die Fortsetzung des Volksbetrugs herzumachen. Was nun einmal ihr Amt ist. Wovon du armes Opfer nun einmal lebst. Abwechselnd Tag und Nacht. Lebst! so sagt man. Lebst! Lebst! (Sie rutscht auf dem Boden) Ich bin so müde. Alle Welt ist müde. Die Tür ist zu. Man gälte als Kanaille, wenn man Alarm klingelte. Man würde stören. (Langsam kommt der Polizist auf sie zu. Sie springt entsetzt auf und weicht, Schritt um Schritt, vor ihm zurück.) Ihr seid Wahnsinnige — ihr! Ihr! Ihr wißt nicht, was ihr tut mit eurer Ordnung. Ihr richtet die Erde zugrunde mit der Aufrechterhaltung eurer Ordnung — ihr. Und ein armes Tier wie ich muß ausreißen vor euch und sich in der Straße herumtreiben, weil ich meinen Hausschlüssel verloren habe und nicht läuten darf. Läuten, das tu ich nicht, dazu bin ich zu gut erzogen. Dazu habt ihr mich zu gut dressiert, ihr. Dazu bin ich — (halb schreiend, halb schluchzend). Warum macht ihr denn nicht den Frieden, wenn ihr so mächtig seid?!

(Ab. Der Polizist blickt ihr nach, dann beginnt er, kaum gebückt, mit den Augen auf dem Boden zu suchen. Darüber und während die heftigen Schritte Gabrieleles widerhallen, fällt der Vorhang.)

Romain Rolland:

DIE WAHRHEIT IN DEM WERKE SHAKESPEARES*)

Vom Verfasser autorisierte Übersetzung von Hannah Szász.

In einem Punkte sind sich die Menschen aller Zeiten einig gewesen: in der platonischen Liebe, die sie für die *Wahrheit* bekennen und in der so wirklichen Furcht, die sie vor ihr haben. Diese Furcht bezeugen sie schon dadurch, daß sie die Wahrheit keineswegs anerkennen wollen. Und sie wissen dem keinen Dank, der sie ihnen kundtut. Das Wort Wahrheit ist auf aller Lippen, aber wer deutet uns seinen Sinn? Dies wäre vielleicht die Aufgabe der Denker und Schriftsteller, deren Blick durch ständiges Analysieren und Beobachten geschärft ist. Aber dazu gehört ebensoviel Mut wie Klugheit, und wenn diese nicht alltäglich ist, so ist jener außergewöhnlich. Beim Beschreiten der literarischen Laufbahn ahnt dies der begeisterte und vertrauende Neuling anfangs nicht. Er glaubt, daß die einzige Schwierigkeit darin besteht, für das, was man denkt, den treffenden Ausdruck zu finden. Doch nach und nach merkt er, daß es eine größere

*) Nachfolgende Studie wurde in der Zeitschrift „*demain*“ anlässlich des dreihundertjährigen Todestages (23. April 1916) Shakespeares veröffentlicht. Der Verfasser will damit kein zusammenfassendes Urteil geben, was er sich für später vorbehält. Es leitete die Studie mit den Worten ein:

Vor drei Jahrhunderten ist Shakespeare gestorben. Während dieser drei Jahrhunderte haben die Nationen Europas nicht aufgehört, sich um den vergeblichen Sieg einer Vorherrschaft zu zerreißen, ohne daß eine sie erreichen wird; sie richten sich alle zugrunde. Aber die Strahlen der Gestirne, die dem Himmel der Geisterswelt angehören, breiten sich ohne Unterschied über die Länder hin. Kein Staat, kein Land hat ein Recht auf das Genie; sobald es den Staub seines Körpers von der väterlichen Erde zurückgegeben hat, ist es frei von den Schranken des Jahrhunderts, und sein Licht gehört allen, gleich den Sternen, die die Nacht der Welt erhellen.

So möge für uns das Licht des „süßen und wilden Shakespeare“ für einige Augenblicke ein Leuchtturm inmitten der Finsternis sein, der die abgeirrten Herzen wieder um sich sammelt; er möge das geheimnisvolle Band sein, das die feindseligen Blicke und feindlichen Geister wieder zur Garbe vereinigt! —

Schwierigkeit ist, sagen wollen, was man denkt — eine noch größere, wagen zu denken: denn das Gewissen sucht, unbefriedigt mit den Grenzen, die es seiner Wahrheitsliebe auferlegt, in der Sorglosigkeit ein Heilmittel. Es legt sich aufs Ohr und denkt nicht mehr als nur noch: bis hierher und nicht weiter. Wie Kinder, die spielen und schließlich überzeugt sind, daß sie in den Abgrund fallen, den ihre Einbildung geschaffen hat, wenn sie nur einen Schritt außerhalb des Kreidestriches auf das Pflaster geraten. Eine ganz kleine Einfriedigung der menschlichen Seele, eng begrenzt mit den Dornenhecken gesellschaftlicher Formen und mit den Gräben von Vorurteilen! Der Geist weidet willig auf dem eingezäunten Weideplatz. Kaum wagen einige kühnere Tiere einen Blick über die Schranke. Sie gar überschreiten, halt ein! Einzelne, einige Narren wie Nietzsche und Pascal haben es versucht.

Indessen werden wir mehr oder weniger die wahrheitsliebende Kühnheit, die in dem Werke enthalten ist, beurteilen als die moralische und selbst die geistige Überlegenheit des Künstlers. Von diesem Gesichtspunkt aus zeigt sich, in der Nähe betrachtet, eine Überraschung bei der Feststellung, auf welches Nichts diese Kühnheit hinausläuft! Hauptsächlich auf der Bühne; denn dort spricht man für den Durchschnitt der Menschen, aus der Vereinigung zu einer gemeinsamen Masse entspringen seine Leidenschaften, Konventionen, Vorurteile. Um von diesem tausendköpfigen Ungeheuer gehört zu werden, damit in seine tauben Ohren die Töne dringen können, muß sich der Künstler — wie man in der Musik sagt — eine von den Tonarten aneignen, wo die Härte der allzugenaue Abstufungen des Gedankens unter einem Kompromiß verschwindet, der sie gleichförmig macht. Der Künstler kann höchstens, wenn er Scharfsinn hat, seiner Wahrheit den Maulkorb abnehmen und seiner verständigen Kühnheit die Zügel schießen lassen auf der Fährte, die ihm die Leidenschaften der Zeit und ihre verborgenen Wünsche vorzeichnen. Denn es geschieht durch den allgemeinen Zwang, den sich eine Gesellschaft auferlegt, daß sie, um es sich leichter zu machen, dunkel einen Wunsch nach teilweiser Emanzipation in einem ganz bestimmten Sinne empfindet: genau so wie ein Mensch, der an einem allgemeinen Übel leidet und nicht bis zur Quelle des Übels zurückgehen will, seine Aufmerksamkeit auf eines der Symptome richtet und sich einreden will, daß dies der Hauptfeind ist, den es zu bekämpfen gilt. Der Moralist, der Satiriker machen es sich zu Nutze, indem sie alles dicht auf diesen Punkt konzentrieren: ein Loch ist in der Hecke, die Wahrheit schlüpft hindurch, aber sie ist ein abgerichteter Hund, der den Befehlen gehorcht und kaum weitergeht, als ihm

erlaubt ist. Wenn der Ton der Gesellschaft von einem König angegeben wird, der seinen Vorteil oder seine Befriedigung darin findet, den Stolz der oberen Klassen zu beugen, so zieht die Komödie — wie Molière es tut — über die Laster des Adels her oder über die Lächerlichkeiten des reich gewordenen Bürgers und über die wissenschaftlichen Charlatane. Wenn das Szepter in die Hände eines Bürgertums übergeht, das ehrgeizig, urteilskräftig, energisch und vierschrötig ist, so ergeht sich die Satire auf religiösem Gebiet; denn dort sitzt der Nebenbuhler, den es auszutreiben gilt. Aber selten gewinnt das offene Heraussagen auf der einen Seite, was es auf der anderen verliert. Man möchte sagen, daß der Schriftsteller seine Kühnheit für einen Punkt durch schmeichlerische Zugeständnisse ein für allemal loskauft. Der Mensch erträgt nicht gern die allgemeine Kritik, diese zu aufrichtige Erscheinung, die die Welt herabwürdigt, „diese Nußschale“, in der er lebt. Heimlich ist er über den erzürnt, der ihn hindert, auf dem Kissen der Illusionen zu schlafen. Er weiß wohl, daß es nur Illusionen sind. Trotz aller Strenge läßt er zu, daß man ihn daran erinnert. Aber geschwind, im Vorbeigehen, lachend, ohne zu verharren. Um seine Zustimmung zu erlangen, muß sich die Wahrheit mit einer Maske ver mummen: Symbol oder Paradoxon. Um ihm angenehm zu sein, muß die Wahrheit wie eine Lüge erscheinen.

Shakespeare hat sich an diese Schwierigkeiten gestoßen. Zweifellos hatte er den Vorteil, in einer weniger gewissenhaften Zeit zu leben, wo der Künstler nicht die Empfindlichkeit eines beim Anblick körperlicher Leiden verhärteten Publikums zu schonen hatte. Hamlet konnte in seiner Betrachtung über die tragischen Schlüsse über Leben und Tod so weit gehen, wie er wollte, ohne daß man sich die Nase zuhielt. Aber sobald er zur Kritik der Gesellschaft gelangte, war seine Aufgabe ebenso schwer, schwieriger sogar als die der modernen Schriftsteller; denn er war den Gefahren einer launenhaften und tyrannischen Macht untergeordnet, sogar mehreren, die sich gegenseitig in ihre Rechte eingriffen: Königtum, Großgrundbesitzer, Kirche, brutale Bevölkerung. In einem seiner Sonette (LXVI) drückt er seinen Abscheu über ein Leben aus, in dem alle freie Kraft, alle wahrhafte Kunst gefesselt und geknebelt ist. Und dennoch ist es ihm gelungen, wenn auch nicht alles, immerhin doch noch genug, frei heraus zu sagen, um auf dem Grunde dieser unerschrockenen Seele lesen zu können, die, während sie das Leben so liebte, daß sie es in allen seinen mannigfachen Formen umfaßt, es so rücksichtslos ergründete, daß ihr nicht eine entging.

* * *

Seine Verkleidungen sind vielfältig.

Da ist zuerst eines seiner Stücke, in dem sich seine boshafte Ironie darin gefällt, an denen Kritik zu üben, die sie aus einem anderen Munde nie ertragen könnten. So reden Prinzen ungestraft übel von den Großen, von dem König von Geburt; und es gibt keine schärfere Satire über Frauen als die der geistreichen Rosalinde. —

Doch seine tiefsten Wahrheiten vertraut Shakespeare zwei Klassen von Wortführern an, die sich an den beiden Polen des sittlichen Weltalls befinden: meistens ganz Niedrigen, Sklaven, Narren, denen, die alles sagen können, weil sie nicht mitzählen; und ausnahmsweise denen, die über das Maß des Gewöhnlichen hinausgehen, denen die menschlichen Schranken zu eng sind, die sie sprengen, den Übermenschen, den Helden.

Ich werde mich zuerst mit dieser letzten Kategorie beschäftigen. Zu ihr sollen nicht nur Helden gehören, die ihrem Wesen nach zu ihnen zählen, sondern auch solche, die bei Gelegenheit zu Helden werden: Menschen auf dem Gipfel des Unglücks oder Sterbende, deren Augen in der letzten Stunde hellsehend werden, um das zu schauen, dem sie nie ins Antlitz zu blicken wagten. Ein schwacher und kindischer König wie Heinrich VI., eine Dirne aus Egypten, „eine schwarze und runzelige Zigeunerin“ wie Kleopatra verwandeln sich plötzlich an der Schwelle des Todes. Von ihrer Höhe herab sehen und beurteilen sie ruhig die Illusionen der Menschen und Dinge, von denen sie lange Zeit eigensinnig an der Nase herumgeführt worden sind. Der wütende Macbeth erblickt im Orkan, der sein Leben durchtobt, beim Aufleuchten eines Blitzstrahles, die tragische Eitelkeit des ganzen menschlichen Willens. Der flüchtende Gloucester (im König Lear) entdeckt nicht nur mit seinen blutigen und geblendeten Augen die grausame Ironie des mitleidlosen Schicksals (wie die Ananke von Spitteler), sondern auch die soziale Ungleichheit, und ein fast proletarischer Sturm der Empörung entspringt seinen Worten.

In diesen Beispielen ist es für den Unglücklichen oder Sterbenden keine Mühe, wahr zu sein; er steht schon außerhalb des Lebens, die Konventionen binden ihn nicht mehr. — Aber wieviele von denen, die sich mitten im Leben, mitten in sozialer Stellung befinden, wieviele bleiben unerschrocken wahr, vollkommen wahr in ihrem Sehen, in ihrem Denken, in ihren Worten und Handlungen? Wieviele gibt es denn in all den Jahrhunderten? Zu allen Zeiten waren sie selten, und es ist zu befürchten, daß sie noch seltener werden; denn die demokratische Abflachung der Erde, die der Masse Vorteile bringt, enthauptet die Führer, die Wipfel der

Wälder. Das gegenwärtige Schauspiel gibt uns den Beweis. Niemals haben unabhängige und wahrheitsliebende Persönlichkeiten so sehr gefehlt. Die Ausbreitung der Herrschaft der öffentlichen Meinung unter den Herden der Bürger, weit entfernt, die sittliche Freiheit der Einzelindividuen zu begünstigen, legt ihnen das tyrannische Veto der Meinung auf: vierzig Millionen Herrn statt eines einzigen!

Zu Shakespeares Zeiten, wo die großen Aufrührer häufiger waren als heutzutage, waren sie doch noch selten genug, so daß er, um einen solchen Typus darzustellen, ihn in die graue Ferne der Legenden und der Geschichte setzte. Immerhin sind sie in seinem Werk zu zählen: einige tapfere fürstliche Diener, die aus Ehrgefühl, aus Drang nach Offenheit, nicht weniger als aus Interesse für ihren Herrn, diesem kühn die Stirne bieten und ihm die grausamsten Wahrheiten sagen. So Kent im „König Lear“ und Pauline im „Wintermärchen“. — Über ihnen erheben sich einige ausgewählte Prinzen, die stolz genug die Menschen beherrschen, die das Geschick ihnen untergeordnet hat, um sich nicht durch ihre Schmeicheleien und Vorurteile den Blick verdunkeln zu lassen: der klare und überlegte Heinrich V. und sein ritterlicher Gegner, der ungestüme „Hotspur“, den seine Heftigkeit zum Untergang führt, der jedoch durch seine hervorragende Wahrheitsliebe dem gleichkommt, der ihn tötet. Sodann noch mehr dieser „Löwe, der lacht“, der Bastard im „König Johann“, Alcibiades-Bonaparte*), der über die Advokaten, die faulen Politiker, über die vermoderte Rechtskräftigkeit dahinfegt. — Und schließlich hoch oben der freie, der absolut freie Held allein gegen die ganze Welt, der mit jedem seiner Worte die Welt mit einer Wahrheit ohrfeigt: Coriolanus. Man möchte von diesem Übermenschen sagen, daß er die Überwahrheit verkörpert, die heroische Überwahrheit, so wie sie manchmal für den Durchschnitt der Menschen schwer zu ertragen ist.

* * *

Aber wenn wir uns auf solche Menschen wie einen Coriolanus, den Bastard von Faulconbridge oder gar auf einen Kent oder Pauline verlassen müßten, um die Wahrheit zu hören, so wir Gefahr liefen, niemals auch nur den Geschmack davon kennen zu lernen. Diese Gestirne sind Kometen, die in entferntesten Zwischenräumen wiederkommen, wenn sie sich nicht sogar in der Nacht der Unendlichkeiten verlieren. Für den Alltag müssen wir

*) Vgl. „Timon von Athen“ V, 5, seine Rede vom 18. Brumaire.

zu anderen Hilfskräften unsere Zuflucht nehmen. Wenn sich die Wahrheit nicht mit offenem Visier zeigen kann, wird sie sich einer Maske bedienen. Und hier offenbart sich der Nutzen des Narren und seine Hauptrolle in der alten Gesellschaft, wie auf Shakespeares Bühne, die ein Spiegel davon ist.

Sagt schon der melancholische Jacques in „Wie es euch gefällt“ (Akt II, 7):

„— — Dann muß ich Freiheit haben,
so ausgedehnte Vollmacht wie der Wind
und Narr'n sie haben, wen ich will, zu höhnen. — — —
— — — Steckt mich in meine Jacke, gebt mir frei
zu reden, wie mich's dünkt: und durch und durch
will ich die angesteckte Welt schon säubern,
wenn sie geduldig nur mein Mittel nehmen.“

Es gibt einen wirklichen und einen falschen Narren, und es ist oft schwer, sie genau auseinander zu halten. In dieser Vermischung liegt sogar der prickelnde Reiz dieser Gestalt. Soweit man ihn als einen Spaßmacher betrachtet, der die Glücklichen der Welt durch seine groben Sprünge und durch seine Mißgestalt erheitert, hat man gewonnenes Spiel, um, wie man es heute tut, eine Gesellschaft zu verachten, die eines solchen Zeitvertreibs fähig ist. Aber das hieße blind sein und sich allzu leicht, überzeugt seiner eignen Überlegenheit, befriedigt fühlen. Der Vorteil — ich möchte sogar sagen die Größe — dieser Gepflogenheit ist, daß dieses mißgestaltete, scheue Wesen, das schwächste von allen, das auf der niedrigsten Sprosse der sozialen Leiter sitzt, den freien Geist verkörpert und daß niemand, nicht einmal der König, vor seiner Ironie sicher ist. Man lacht, man gibt vor, ihn unverantwortlich und überspannt zu finden. Glaubt man es wirklich? Man darf daran zweifeln.*) Es ist eine notwendige Einbildung, um dem freien Ton zu erlauben, ein wenig in diese durch ihren Despotismus erstickten Höfe einzudringen.

Diese fingierte Narrheit findet sich bei Shakespeare in allen Phasen. Um bei den größten und unschuldigsten zu beginnen: die Sklaven im „Coriolanus“, der Clown im „Wintermärchen“ und der im „Ende gut, alles gut“, der gemeine Thersites (Troilus und Cressida) den sein abscheulicher Neid manchmal hellseherisch macht.

Aber steigen wir eine Stufe aufwärts: da ist der Narr im „König Lear“, der aus Kummer über die Verbannung der Cordelia dahin-

*) Der Herzog: „Er braucht seine Torheit wie ein Stellpferd, um seinen Witz dahinter abzuschließen.“ („Wie es euch gefällt.“ V, 4.)

siecht und dem alten König treu bleibt, als die andern ihn verlassen. Wer möchte sagen, daß er wirklich närrisch ist! Goneril weiß es besser*). — Steigen wir noch eine Stufe höher, nicht was Moral, aber Intelligenz anlangt: da sind die zynischen, ausschweifigen, lasterhaften Narren, die jedoch das Leben kennen und vor nichts zurückschrecken: Apemantus im „Timon von Athen“; der ungeheuerliche Falstaff, dem man alles durchgehen läßt, seine Laster und seine Wahrheiten, weil man ihm für seinen Humor Dank weiß, der ihn umstrahlt. Aber er sagt schreckliche Worte über die Dinge, die die Gesellschaft als ihre Stützen betrachtet: Heer, Gerechtigkeit, Ehre. — Noch höher hinauf der Mensch mit dem edlen Herzen und von vornehmer Herkunft, doch durch Schicksalsschläge aus dem Gleichgewicht gebracht: Timon und Lear. — Schließlich der höchste von allen, der klügste und beste Mensch, der nicht wahnsinnig ist, aber es scheinen will, und der unter diesem Schleier die nackte Seele des Dichters ausdrücken kann: Hamlet.

Stellen wir einige der furchtbaren Wahrheiten zusammen, die Shakespeare diesen Personen leiht. Er hört nicht auf, die Heuchelei zu verfolgen. Alle Völker leiden darunter und um so mehr vielleicht, je stärker sie sind, je kräftiger die tierischen Instinkte sind und je enger die Gesellschaft an einen Staatswillen gebunden ist. In unserer modernen Zivilisation gibt es kaum noch ein Laster, das sich offen zu zeigen wagte. Sie borgt sich das heuchlerische Äußere, um der Tugend die Ehre zu geben. Vielleicht ist es aber auch eine der gefährlichsten Fallen, die ihr gestellt werden. Denn die Masse gelangt dahin, nicht mehr zwischen der falschen und wahren Tugend zu unterscheiden, oder die erste, die weniger Mühe kostet, vorzuziehen. Noch mehr: der gerechte Mensch wird immer scheel angesehen (sogar gekreuzigt); denn er ist lästig. Er ist ein lebender Vorwurf der bequemen Lüge, der falschen Wahrheit und der falschen Tugend. — Die größten Dichter haben in der Heuchelei ihren Hauptfeind erkannt. Wie die Jagd die Zerstreuung der Könige ist, so ist die Jagd auf Heuchler die beliebte Beschäftigung der Dichter. Es genügt, an Namen wie Molière und Ibsen zu erinnern. England ist reich an großen Jägern: Ben Jonson, Swift, Byron, Dickens, Thackeray, Shaw.

Shakespeare wird nicht müde, nach diesem Hochwild zu fahnden. Heuchlergestalten finden sich fast in allen seinen Stücken. In welchem mächtigem Reliefstil sind sie gezeichnet! Einige will ich nennen. Da ist der „ehrliche Jago“, der weise Vergifter der Seelen, der Italiener der Renaissance. Raffiniert in seiner Ruch-

*) Goneril zum Narren: „Ihr da mehr Schurk als Narr — — —“ („König Lear“. I, 4.)

losigkeit, spielt er mit seinen Opfern und freut sich ihrer Zuckungen. Da ist der düstere Angelo in „Maß für Maß“, verhaßt, doch nicht verachtungswürdig; ein Beispiel für die Gefahren, wohin der übertriebene Druck eines sozialen Zwanges führen kann, der in keinem Einklang zu der verborgenen Brutalität einer noch dazu wilden menschlichen Natur steht. Dann die Königin im Cymbelin, dieses Gemisch von Belisa und Agrippina, die honigsüße Gattin und Schwiegermutter, die gelehrte Frau, die sich dem Studium der Medizin widmet, die Giftmischerin, ehrgeizig und mörderisch zugunsten ihres königlichen Idioten von Sohn. Dann Malvolio mit dem Anflug des Komischen, dieser verliebte und geschmähte Puritaner in „Was ihr wollt“. Außerdem die Intellektuellen, denen Timon Wahrheiten sagt: die besten Menschen der Kunst in ihrer Art (Maler und Dichter), deren einziger Fehler ist, daß sie „einen ausgemachten Schuft lieben, ihn nähren, ihn im Herzen tragen und sich dessen gewiß sind.“ („Timon von Athen“ V, 1.) Und dann das wunderbare: „Alles ist wahr“ (wie Shakespeare „Heinrich VIII.“ nach der Wiederaufführung im Jahre 1613 betitelte), dieses Drama vom raffinierten Hof, wo die Leidenschaften ihre Krallen unter Sammethandschuhen verbergen. Die beiden Prinzen der Heuchelei, die sich gegenseitig betrügen, der König und der Kardinal (Wolsey), die Angorakatze und die königliche Tigerkatze, die die andre mit schrecklicher und lächelnder Ruhe zerkratzt. Aber der vollkommenste von allen, der genialste, der tragischste ist der „Eber von York“, „die dickbäuchige Spinne“, „die giftige und bucklige Kröte“ — Richard III., König und Held eines Tartuffe, die auserlesenste Schöpfung an Heuchelei, in ihrer Art die seltenste. Dieser einfache und rauhe Mensch spielt die Brutalität — — —

„Ich bin zu kindisch, töricht für die Welt — — —“ (I, 3)

— — — der Mensch, der es wagt, am Sarge von denen, die er gemordet hat, der Witwe, der Tochter, der Mutter der Ermordeten eine Liebeserklärung zu machen, der Mensch, der sich von diesen Frauen lieben läßt, die ihn hassen, und der sich von der einen ihren Körper, von der andern Fleisch seines Fleisches, seine Tochter, preisgeben läßt — — —. Die Abneigung des Dichters gegen die Heuchelei ist so tief, daß sie zu einem der Motive wird für das eigenartige ausschweifende und frivole Benehmen seines bevorzugten historischen Helden, des jungen Harry, Heinrich V. Als sein Vater totkrank ist, fährt Harry fort, zu lachen und den Narren zu spielen, obwohl „sein Herz innen blutet“. Poins, dem Gefährten seiner Tollheiten, erwidert er, als dieser über seine Gleichgültigkeit staunt:

„Ich sage dir aber, mein Herz blutet innerlich, daß mein Vater so krank ist; und daß ich so schlechten Umgang habe, wie du bist, hat mir mit gutem Grunde alle äußere Bezeugung des Kummers unmöglich gemacht.“

— „Aus welchem Grunde?“

— „Was würdest du von mir denken, wenn ich weinte?“

— „Ich würde denken, du seiest der fürstliche Heuchler.“

— „Das würde jedermanns Gedanke sein — — — Wirklich würde jedermann denken, ich sei ein Heuchler.“ (Heinrich IV. Teil II, 2.)

Ein Typus von stolzer Scham, der häufig in nordischen Ländern bei den männlichsten Naturen vorkommt, der sich lieber mit Zynismus oder Härte maskiert, als daß er sich allmählich in eine geheuchelte Übertreibung schöner Gefühle verliert, die seinen Widerwillen erregen.

Alle Formen der gesellschaftlichen und moralischen Heuchelei, Heuchelei gegen andre, Heuchelei gegen sich selbst gibt Shakespeare. Von den Pfeilen, die er abschießt, geht mancher über das Ziel hinaus, wenn rasende Bogenschützen sie schleudern, wie Timon, Lear, Hamlet. Aus Reaktion gegen den frömmelnden Optimismus derer, die nicht sehen wollen, klammert sich manchmal ein bitterer Menschenhaß an ein so rohes und mörderisches Hirngespinnst, daß es das Leben tötet und nichts weiter als einen faulenden Leichnam zurückläßt. So haben jene furchtbaren Bildschnitzer vom Ende des 16. Jahrhunderts unter dem Bildnis des „Lebenden“ den „Gefällten“ dargestellt, den die Würmer zernagen. Doch die Ausschweifung dieses Pessimismus ist nur die Vorstellung der Welt, die sich in den durch das Leid verzerrten Seelen widerspiegelt. Shakespeare zeigt, ohne zu verallgemeinern, daß es für die Unglücklichen gerechtfertigt ist, sich dem hinzugeben, und keiner das Recht hat, über das Leben und über den Menschen ein Urteil zu fällen, wenn er nicht mit Adlerblicken diese furchtbaren Zeugnisse des Elendes geprüft und erforscht hat. „Durch Leiden Licht.“

Um unsere Augen nach und nach an dieses tiefe Licht zu gewöhnen, wollen wir der Entwicklung des Geistes, die von Stufe zu Stufe die soziale Pyramide bis zum Gipfel erklettert, in umgekehrter Folge nachgehen. Im Gegensatz hierzu steigen wir vom Gipfel herunter — die Könige, die Prinzen, die Rangordnung der Klassen bis zum Menschen, zum ganz nackten, von allem Flittergold entblößten Menschen. Denn wenn es Gefahren gibt, die Vorurteile dieser oder jener Klasse anzugreifen, so sind sie vorübergehend und die gesamte Menschheit entledigt sich ihrer. Empfindlich berühren sie nur den, der bis zu den Quellen des Lebens untertaucht, der unsere wesentlichen Instinkte — Liebe, Stolz, Leidenschaft,

Handeln — erforscht, unsere herrlichen Götzenbilder und die Glut unserer Kräfte, die zu ihren Füßen als Opfer dargebracht brennen.

Obwohl Shakespeare selbst inmitten der Aristokratie als Freund der großen Herren und als Hofdichter lebte und selbst eine große Verachtung für die politischen Anmaßungen der Volksklassen zur Schau trug, so hat er doch, er, in dessen Werk alle Schauer des Weltalls widerhallen, für Augenblicke das ferne Grollen der Revolution gewissermaßen registriert. Man fühlt es, wie Hamlet (I, 1) sagt, daß schon „das Zeitalter so spitzfindig wird, daß der Bauer dem Hofmann auf die Fersen tritt.“

Shakespeare gibt sich keinerlei Illusionen über den Wert von Würden und Titeln hin. Er läßt im „Kaufmann von Venedig“ (II, 9) den Prinzen von Aragon sagen:

„Maße keiner sich einer unverdienten Würde an.
Oh würden Güter, Rang und Ämter nicht
verderbter Weis' erlangt, und würde Ehre
durch das Verdienst des Eigners rein erkauf't,
wie mancher deckte dann sein bloßes Haupt!
Wie mancher, der befiehlt, gehorchte dann!
Wie viel des Pöbels würde ausgesondert
aus reiner Saat! und wie viel Ehre
gelesen aus der Spreu, dem Schutt des Lebens,
um neu zu glänzen.“ —

Die freien und klugen Herren Essex und Southampton dulden und suchen sogar seine bürgerliche Freundschaft; sie lassen ihn dreist den Wert der Geburt und des Blutes in Zweifel stellen:

„Seltsam ist's, das unser Blut,
vermischt man es, an Farbe, Wärm' und Schwere
den Unterschied vernichtet, und so mächtig
auf Unterschied besteht. — — —
Wo Tugend wohnt, und wär's am niedern Herd,
da wird ihr Platz durch gute Tat verklärt. — — —
Das innere Wesen gilt allein mit Recht,
und nicht der Stand. — — —
Der Ehre Saat
gedeiht weit minder durch der Ahnen Tat,
als eignen Wert.“ (Ende gut, alles gut, II, 3.)

Shakespeares Spott ergeht sich oft ungestraft auf Kosten der Lächerlichkeiten und Laster des Hofadels, wie Molière es im Schutze des großen Königs tat. Er aber geht noch weiter gegen

eine neue Macht, deren Gefahr sich schon ankündigte, und die heute auf dem Schutt der zerstörten Aristokratien die Welt mehr als es je irgend eine Oligarchie des Blutes getan hat, regiert — das Geld.

„Gold? Kostbar, flimmernd, rotes Gold? — — —
So viel hiervon macht schwarz weiß, häßlich schön,
schlecht gut, alt jung, feig tapfer, niedrig edel — — —
— — Trifft zwei Brüder *Eines* Schoßes,
deren Erzeugung, Wohnung und Geburt
kaum trennbar, mit verschiedenem Glück:
gleich höhnt der Größere den Geringeren.“ (Timon IV, 3.)

Und wie wird dieses Gold — diese Saat von Ungerechtigkeit und Verbrechen geerntet? Durch das Verbrechen. Hier ist der erste Aufruf zum Klassenkampf:

— — — „Doch ich dank' euch,
daß offne Dieb' ihr seid, und nicht in heil'gern
Gestalten wandelt; denn unendlich ist,
was jeder Stand mit Ehren stiehlt.“ (Timon IV, 3.)

Timon sagt zu den Dieben:

„Brecht die Läden auf,
ihr stehlt nichts, was ihr nicht dem Dieb entreißt.“ (IV, 3.)

Das Gold kauft die Gerechtigkeit und macht aus ihr einen Wachhund, der vor dem Reichen kriecht und den vorübergehenden Bettler anbellt:

„— — — kann man doch sehen, wie es in der Welt hergeht,
ohne Augen. Schau mit dem Ohr; sieh, wie jener Richter auf
jenen einfältigen Dieb schmäht. — — Unter uns — den Platz
gewechselt und Hand um Hand getauscht: wer ist Dichter, wer
Dieb? Sahst du wohl eines Pächters Hund einen Bettler an-
bellen? Und der Wicht lief vor dem Köter: da konntest du
das große Bild des Ansehns erblicken; dem Hund im Amt
gehört man. — — — Der Wucherer hängt den Gauner;

zerlumptes Kleid bringt kleinen Fehl ans Licht,
Talar und Pelz birgt alles. Hüll' in Gold die Sünde,
und harmlos bricht der starke Speer des Rechts; —
in Lumpen, — des Pygmäen Halm durchbohrt sie.“

(König Lear IV, 6.)

Ein wenig Gold befreit die kräftigsten Menschen bei der Ersatzkommission, der der dickbäuchige, schamlose und feige Falstaff und der kleine Richter Schaal vorstehen. (Heinrich IV., Teil II, III, 2.) — Aber die Bettler werden immer noch „gut genug zum Aufspießen sein.“ Sogar Lahme, Verkrüppelte, von Krankheit verfolgte, Schwindsüchtige: „— — — Futter für Pulver! Futter für Pulver! Sie füllen eine Grube so gut wie Bessere!“

(Heinrich IV, Teil I, IV, 2.)

Das Geld — oder um es im weitesten Sinne zu fassen, der Vorteil, ist der Herr der Nationen wie des Einzelnen. Man kauft einen Staat, wie man einen Richter kauft. Nach dem Preis, den man festsetzt, herrscht Frieden oder Krieg. Die närrische und blinde Masse kennt nicht die wahren Gründe, man macht mit ihr, was man will. Ein solcher Staat nennt sich „Ritter des Rechts“:

„— — — den Gewissen selbst gepanzert,
den Christenlieb und Eifer trieb ins Feld
als Gottes Streiter: da der schlaue Teufel,
der Vorsatz-Änderer, ihm ins Ohr geraunt;
der Mäkler, der die Treu zur Makel macht;
der Alltags-Meineid, der um alle wirbt, —
um Kön'ge, Bettler, Alte, Junge, Mägde, — — —
der glatte Herr, der Schmeichler Eigennutz. —
Ja Eigennutz, der schiefe Hang zur Welt,
der Welt, die gleich gewogen ist an sich,
auf ebnem Boden gerade hin zu rollen;
bis dieser Vorteil, dieser schnöde Hang,
der Lenker der Bewegung, Eigennutz,
sie abwärts neigt von allem Gleichgewicht — — —

(König Johann, II, 2.)

Nach seinem Willen wird Krieg erklärt oder Friede geschlossen. Übrigens ist es überall so, und die eine Nation ist nicht viel mehr wert als die andre.

„Ja, der Friede macht, daß die Menschen einander hassen“, sagt in verständigem Urteil ein Sklave des Anfidius. „Warum? Weil sie dann einander weniger nötig haben.“ (Coriolanus IV, 5.)

Und was die Grausamkeiten des Krieges anbelangt, so werden die allein darüber staunen, die die Grausamkeiten des Friedens nicht sehen wollen: „Göttlich Gebot, menschlich Gesetz sind grausam: Was soll der Krieg denn sein?“ (Timon IV, 3.)

Man kann nur über die Gehaltlosigkeit der Gründe überrascht sein, für die Tausende von Menschen sich gegenseitig jäh dahinemorden, wie es der norwegische Hauptmann offen dem Prinzen

Hamlet bekennt. (IV, 4.) Aber in Wahrheit sind Krieg wie Frieden zwei verschiedene und auf einander folgende Phasen derselben Krankheit, die zweifellos die Krankheit des Lebens ist:

„Krieg erzeuge Frieden, und Frieden hemme Krieg:
jeder erteile dem andern Rat, daß eins das andre heile.“
(Timon V, 5.)

Wenn es wenigstens die Hoffnung auf einen Fortschritt gebe, hervorgerufen durch eine Veränderung der sozialen Bedingungen! Aber bei Shakespeare fühlt man diese Hoffnung nicht. Er trachtet nicht darnach andere Herren an die Stelle der Herren von Heute zu setzen. Wie einer seiner Bürger sagt: „Der König ist tot — — — Schlimme Neuigkeit! Selten kommt was Bess'eres.“ (Richard III, II, 3.) Das Volk erweckt in ihm keinerlei Hoffnung. Er spricht von ihm mit der größten Verachtung. Man möchte ein Pamphlet schreiben: der „Volksgegner“, mit Zitaten aus seinen geschichtlichen oder römischen Dramen. Er erwartet nichts von dieser „Hydra“ (Coriolanus III, 1), von diesem „zu wählenden Diener, der mit eigenmächt'gem Soll frech euren Strom in sumpfigen Teich will leiten und eure Macht auf sich.“ (Antonius und Cleopatra I, 4.) Shakespeare entrüstet sich über den Gedanken des allgemeinen Wahlrechts: „Die müssen Stimmen haben jetzt zum Ja und gleich zum Nein!“ — — — Volk, das nicht kann herrschen und nicht beherrscht sein!“ (Coriolanus III, 1.)

Coriolanus wollte dem Volke jedes Mittel der Kontrolle im Staate entziehen. Er sagt, daß diese nicht allein für „das Wohl des Staates, sondern das des Volkes sei.“ — — —

Mit Eins reißt aus
die vielgespaltne Zung', laßt sie nicht lecken
dies Süß', was ihnen Gift ist.“ — — —

Nichts Gutes kann geschehen, sobald „ihm Macht fehlt, Gutes, das er möchte, zu tun, weil ihn das Böse stets verhindert.“

Shakespeare zählt eine Volksrevolution nicht zu seinen Wünschen. Der viehische Caliban, der gegen den Herrn Verrat übt und der gemeine Hans Cade zeigen, daß er keine Erneuerung von den emporgehobenen unteren Schichten erwartet. Sein Pessimismus hat nicht den geheimnisreichen Trost eines Jean Jacques Rousseau oder Tolstoi, die die Rückkehr zur Natur voraussahen.

Wer die ganz nackte Wahrheit sehen will, muß zweifellos zur Natur zurückkehren, muß die Menschheit in ihrem Naturzustand sehen, wie König Lear es tut, der seine Kleider zerreißt, um ein Naturmensch zu werden, wie der arme Thomas es ist: „— — — du

bist das Ding selbst; der natürliche Mensch ist nichts mehr, als solch ein armes, zweizinkiges Tier. — — — Fort, fort, ihr Zutaten!“ (III, 4.)

Aber der Anblick, der seiner wartet, hat nichts Tröstendes. Was wird aus der Liebe, die von Hamlet entkleidet ist, was aus der Schönheit der Welt, die er entblößt? Welch' Pascal'sche Vision! (II, 2.) Und die eines König Lear ist noch schrecklicher. Seine „vergiftete Einbildung“, wie er es selbst nennt, klammert sich hartnäckig an das Eine: nichts von Illusionen übrig zu lassen, die die beschämende Nacktheit des menschlichen Tieres mit einem festlichen Mantel bedecken. Dieser Blick, diese Worte grausamster Roheit wühlen die intimsten Geheimnisse des Körpers und Herzens auf. (IV, 6.) Und was wird bleiben? Was bleibt von dem vor Scham und Abscheu vor sich selbst niedergeschmetterten Wesen? Ist denn alles zerstört?

Nein. In der tragischen Nacht, in der die düstere Wahrheit vorüberzieht, lebt ein Stern, ein armseliges Licht: das Mitleid. Immer das Mitleid. Nachdem der alte, wahnsinnige König phantastisch geschmückt vor Gericht erschienen ist und in seinem unversöhnlichen Wahwitz die Lügen der Menschen öffentlich bekannt hat, nachdem er uns gezwungen hat, zu bekennen, daß wir alle in der Schande gleich sind, da ist es keine Verdammung, die seinen schaubedeckten Lippen entspringt; ganz unerwartet ist es eine wilde Verzeihung: „Kein Mensch ist sündig; keiner, sag' ich, keiner, und ich verbürg' es!“ — — — (IV, 6.)

Notiz.

Der Aufsatz von Harry Graf Kessler „Nationalität“ im letzten Heft erschien zuerst in der „Zukunft“ am 7. April — 1906.

Soeben erschien:

LUDWIG MEIDNER

Septemberschrei

Hymnen / Gebete / Lästerungen

mit vierzehn Steindrucken des Verfassers
gebunden 25 Mark

In diesem neuen Buche offenbart sich wieder in seiner ganzen Kraft Meidners Sinn für die Zeit und ihr Werden. Die innere Not des heutigen Menschen steigert sich in ihm, dem Schaffenden, zu einer inbrünstigen Glut, die durch ekstatische Ausbrüche hindurch den Weg zur Innigkeit, zur Einfachheit, zur Wahrhaftigkeit zurückfindet. In diesen Hymnen, Lästerungen und Gebeten formt sich die ganze Wucht seiner Leidenschaft, die alle Tiefen menschlichen Fühlens durchrast, aber ebenso zarte und klingende Töne findet wie grelle Schreie der Angst und der Not. In der Vereinigung der eigenwilligen und plastischen Sprache mit der elementaren Kraft der Zeichnungen werden diese Bekenntnisse des Malers Meidner zum Gesamtausdruck tiefsten Erlebens.



Gleichzeitig erscheint eine Vorzugsausgabe von 100 nummerierten und signierten Exemplaren auf Büttenpapier, in Halbpergament gebunden.

PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

Wege zum Sozialismus

Herausgegeben von *OTTO JENSSEN*

In dieser Sammlung erscheinen zunächst:

Heinrich Heine und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Hermann Wendel* 4 Mark

Robert Owen und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Helene Simon* 4 Mark

Saint-Simon und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Gottfried Salomon* 4 Mark

Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus. Von *Karl Vorländer* . 6 Mark

Marx als Geschichtsphilosoph. Von *Alfred Braunthal* 6 Mark

Lassalle und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Eduard Bernstein* 4 Mark

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER

BERLIN W 10

Kasimir Edschmid:

BILANZ

Kurz

um eine Addition zu machen

Vor einigen Jahren rollte die Welle der Stoßtruppe neuer Gesinnung und neuer Form vor, steckten die Grenzlinien ab, verteilten die Terrains, gewannen die Anfangsschlachten, überschritten die Marne. Ihr Sinn ist näher bei Tolstoi als bei Gustav Freytag, ihre Art mehr zu Grünewald und Bosch gewandt, als zu den Nazarenern und Symbolisten. Es ist ihnen nicht viel nachgekommen, einiges, was ergänzte, ein paar Farbflecke neu, aber keine überstrahlende Figur. Genau wie in der Malerei. Es gibt keinen Nachwuchs. Lehmbruck, Marc sind tot. Barlach, Feininger, Rohlf's, Klee, Purrmann, Pechstein, Nolde sind nicht mehr jung. Es bleiben die sieben oder acht zwischen Heckel und Kirchner, die die ersten Eruptionen warfen und nun ins Oeuvre hineinwachsen. Hinter ihnen wie den dichtenden Musen ist nichts wie Krampf, Getös, Radau und jene widerliche verfluchte revolutionäre Geste, die den dicken Wilhelm des radikalsten Expressionismus mimend nicht andeutet: Durchbruch oder ich verrecke . . . sondern: wie schiebe ich mich am verdrehtesten und auffallendsten in eine meschuggene Pose. Junge Leute, ihr werdet schwer verknüppelt, wenn ihr es, was wahrscheinlich, nicht vorziehen solltet, der nächsten kleinen Wendung mit gesteigertem Gebrüll zu folgen. Aber man hält das Gähnen nicht vor solcher Steeple Chase. Die Eselsohren erscheinen, die mangelnde Lende wächst durch die Tunika, während die Offiziere

und Echten und Elementaren der revolutionären Bewegung in die eroberten Städte einziehn.

Kann man auch mit dem Zirkel schon einen Kreis um das Vorliegende schlagen, tangentieren und nach Laune mathematische Erörterungen springen lassen, so gibt es doch nicht die leiseste Ahnung, ob wir im Anfang sind der neuen Prosaentwicklung, ob mitten drin, ob vielleicht schon am Ende. Es scheint, als ob die Geschichte, die verzweifelte Dirne sich wiederholender Handlungen, lehre, die Exploiteure und Buschmänner neuer Weltgefühle und Stile seien auch ihre wesentlichen Träger. Es ist dutzendfach zu beweisen. Doch kann das Wesentliche auch erst im Schatten dieser Anstrengungen heraufwachsen. Die Spannung, die zwischen Geist und Stoff heut liegt, ist zweifellos feindlich, da es immer auf Vergewaltigungen herauskommt. Das wird nach legitimeren Formen und ehelicheren Annäherungen leiten. Zuerst geht es mit den radikalen Lagern, ganz links oder ins Tief-Katholische. Nicht jene offizielle Religion wird geliebt, die der Krieg kompromittierte. Einmal hat sie der Belgier Masereel, der Daumier unserer Zeit (wenn auch ohne seinen Bizeps) gezeichnet, aus der Bibel lesend das Feuerkommando gebend. Es wird das Übernationale der katholischen Gläubigkeit gesucht werden wie das Internationale der sozialistischen Ideen, ein humanitärer menschenliebender und vereinender Passat streicht über die Erde. Vorderhand marschiert man tapfer auf eine Mauer zu, die irgendwie wo steht. Das ist überhaupt die Art der Lebensroute. Von Schickele bis Däubler und Mann ist man von der Partie. Erst in dem Augenblick, wo man dicht die Steine berührt, wird ein Teil einfallen, ein ungeahnt großer neuer Horizont wird da sein. Und ihr werdet sehr erstaut sein. Das Neue kommt von einer Seite und Richtung, an die ihr gerade am wenigsten dachtet.

Es wird wohl nicht ins Uferlose der Form hineinziehen, und Geisteskonstruktionen werden der neuen Landschaft

sehr fern sein, es wäre blamabel, an solche Starre zu denken in sicher melodischerem Vogelgesang der ersten Sekunden. Wirft Flake mir herüber, meine Temperamentsnovellen liefen Gefahr, die große Oper des Heroischen zu werden, freut sich alles in mir, ihm zu sagen, ich habe es vorgezogen, statt ein Gehirnzwitter immerhin ein Kerl gewesen zu sein. Wie ich es mehr liebe, in der Mitte des Mahls Beefsteaks vom Rost mit Blut und Kruste zu speisen als Zirbeldrüsen, in denen, wenn ich nicht irre, der Sitz des Verstandes sein soll. Hat die Zeit einmal im Abstrakten sich ausgeschweift und gesehen, daß nur Gehirnräuschlein aber keine durch Tod und Hölle sausenden Erschütterungen zu holen sind, wird sie sehr bald in sanftere und geregeltere Beziehungen zum Naturalistischen gehen. Sie werden dann nicht mehr unerhörte Abenteuer erleben, nicht wie reißende Wölfe das Feminine im Vorwurf und Reiz erstreben, sondern dem Seienden die Größe der Seele und die Souveränität des Geistes wohl als milde Ausstrahlung hinzufügen. Ich zweifle nicht, daß es so gehen wird. Vielleicht bleibt man aber auch wieder im Nazarenertum stecken. Wer heut Kraft hat, wird auch weiter eine Sache sein, die man zuerst behandelt wie die Hunde mit Denkmalen tun und dann gewaltig respektiert. Ob ihr in Zukunft Kunst wie Erbsen au sucre oder à l'anglaise anmacht, das Resultat wird letzten Endes dasselbe sein. Zeit fragt nicht wie die Schar der Gourmets nach den Mayonnaisen, sondern nach dem Fleisch. Das ist ihr unbestreitbarer und unerschütterlicher Vorzug. Das alles liegt noch in weiter Sicht und wird nur wie die äußersten Seiten birmanischer Instrumente sozusagen als Untermelodie und pizzicato mit überspielt. Denn vorderhand scheinen wir noch mitten in der Melodie zu sein, und noch hat kein Abgesang begonnen einzufallen. Was Dadaisten heulen, ist nur Geschrei der Unvorsichtigen und nicht aus Geist, sondern aus Dummheit Überkühnen, die an den äußersten

Rändern unseres Weltbilds sich die Finger verbrannten. Anarchie ist nicht möglich in dieser Form und Zeit. Jedenfalls hat das Volk wie das Blut den Bauchtanz der Stilaffereien satt. Als ein Schiff namens Titanic auf einer Rekordfahrt im Frieden von Neunzehnhundertzwölf oder Dreizehn sich an einem Eisberg zerschlug, damit eine englische Linie schneller sei als eine deutsche, hallte die Sensation noch Monate in den Völkern Europas nach, und die Konjunkturgerüsteten verarbeiteten es, wie später den Krieg, zu Novelle, Film und Drama. So begann es, aber niemand dachte bis zu den Wurzeln hinunter und fühlte, hier steige der Riß auf im gottverdammten zivilisierten aber vom Geist verlassenen Jahrhundert, der bald alles zerschmeiße. Man strafte nur Kapitän und vorgeschobene Laffen. Lloyd strich die Versicherung ein. Niemand holte den Zeitgeist vor die Assisen und strafte ihn mit dem Bann. Man hätte ihm damals schon das E. K. 1. und die Légion d'honneur verleihen sollen, man wäre dann allgemein gefaßter auf das Kommende gewesen. Es sind dann zuviel Schiffe gesunken, Städte zerschossen, Millionen verreckt, Kaiser gewandert, Revolutionen aufgeflackt, als daß irgend eine Sensation außer der des Messers direkt vor der eigenen Kehle die Menschen noch erschütterte. Man will Ruhe. Vorderhand betäubt man noch die Resignation. Auch der Expressionismus ist kein Stachel mehr oder tiefer wie eine rothhaarige Barmaid oder die erste englische, nach dem Frieden importierte Kokotte, mit den neuesten Plissees am Nachtpyjama und famosen Lastern in den Fingerspitzen. Ich fürchte, man wird sehr katholisch werden oder sich süßgefälligem Klassizismus in die Hände werfen, hat man erst an Tanzbarrikaden, Aufklärungsfilm, Bac . . . bac und Homosexualem genug. Sie werden dann vielleicht auf nackten Sohlen zu Traktätchen schliddern und nachts ihre Bonnen auf Filzsohlen besuchen oder ästhetisch werden mit jenem Oberflächenschleim, der alle Unkultur zudeckt. Sie haben dann

vielleicht Krausen um die Hälse und Filetmanschetten, und mehr Zeit, die Nägel zu polieren, als auch in das Gekröse der Zeit zu schauen und Blutdampf der Schlächtereien zu ertragen. Ihnen wird ein Weltbild pastelliert wie eine gebügelte Omelette serviert. Wahrscheinlich wird ihr Anzug auch farbiger sein wie der unsere, wahrscheinlich phantastischer und nicht so idiotisch beschränkt. Das wird ihr wesentliches Plus sein. Uns werden sie als Drecksäcke bestaunen, weil sie sich in Parfumwolken geflüchtet haben. Die Armen werden nicht wissen, daß neben anderem, wir auch das kannten und, hols der Teufel, die Höhen des Daseins abgelaufen haben wie irgendeiner. Sie haben seinerzeit unter Paul Heyse auch Büchner und Shakespeare wie zusammengeschossene Kuriositäten sich lachend und fröstelnd vorgesetzt, als sie in einer dünnen und lächerlichen Lyrikwolke saßen und, wie immer Dieselben, glaubten, ein barbarisches Erdgelächter und die Dicke und Fülle seien Ungeschmack. Ich hoffe, diese Perspektive wird unter den vielen Perspektiven die des falschen Traums gewesen sein. Es wäre zu lächerlich und beschämender als ein Bankerott. Auch ist es wurscht. Man tut das Seinige. Mehr ist uns nicht zugeschrieben in dieser übelbegrenzten Welt.

Irgendwie hat Kunst eine tiefere Aufgabe, als nur ihrer augenblicklichen Zuhörerschaft etwas zu kitzeln. Sie bedeutet heute ein klein wenig Niveau. Endlich eine Anschwemmung von Festland im Morast. So und nicht anders beginnt der Weg zur Kultur und zu den menschheitlichen Aufgaben. Etwas Neues ist in unseren Tagen in die Welt getreten, und zum erstenmal zeigen sich Bodensätze, auf denen nach anderen Grundrissen als seither das Gebäude der Erdbewohner gemacht werden kann. Die Dichtung hat diesem oft und früh Ausdruck gegeben, vieles präpariert, manches schon geschaffen. Aber es ist noch ein Molekül. Es fehlt noch das Zusammen- und Ineinanderschweifen der Stile, Geister, Kunst, Gefühle zu

einer Zeitharmonie, die tatsächlich von Haus bis Bordell, Glück, Ehe, Krieg, sozialen Gleichheiten einen Raum wie eine Glaskugel so glatt und selbstverständlich baute. Wichtiger als das Drama scheint in der Dichtung Prosa und Lyrik. Ohne Strindberg, Wedekind, Claudel ist die heutige Schaubühne undenkbar, ja fast alles Heutige ist in ihnen schon erfüllt. Merkwürdigerweise haben sie die Prosa gar nicht beeinflußt im Kern. In einer absolut neuen und vornehmen Formgebung scheint sich in ihr die Vereinigung slavischen und romanischen Geistes zu vollziehen. Dies ist eine große und praktische europäische Aufgabe. Alles Große ist ja von Urgrund an verbunden, die Themen jeder bedeutenden Kunst sind die gleichen, nie siegte die Gewalt, durch Leid erklimm Mensch und Kreatur erst sich selbst und Seligkeit. Das Europäische steht sich noch näher, denn, so sehr wir natürlich modern sind, sind wir doch Kinder Flauberts und Jammes und Voltaires, und auf der andern Seite waren die Russen auch vor uns da. Nirgends scheint mir das so gesammelt wie in unseren Prosabüchern. Die letzten Resultate stehen noch aus. Vorderhand ist alles noch zerrissen. Schließen sich die Kulturansätze dichter zum Kern hin und ginge ein überlegenes Gouvernement vor und plättete die Ansammlungen um einige Kulturzentren besser auseinander, käme es auch mehr ins Breite. Da der Krieg die ethische Seite zum Zerplatzen anzog, kam gute Dichtung ziemlich in die Massen. Tatsächlich brauchts aber Nivellierung, denn die großen Außenseiter machen das Niveau nicht, sondern machen nur die Distanz zu den kleinen deutlicher und die Zerrissenheit größer. Vorderhand vollzieht sich der Blutausguß immer noch in zwei bis drei Zentren, und die Theater, sehr überholte und Parlamenten gleich nachhinkende Instrumente, sind doch ganz einem Kreis von Kapitalisten, Snobs, Begeisterten und Modisten ausgelieferte Tribünen. Die Masse, das Proletariat zumal, wird überhaupt nicht erreicht. Nicht so wichtig ist, daß eine

der Zeit entsprechende Kunst da ist, als daß die Menschen davon erreicht werden. Noch sitzt nicht in jedem Nest ein aufs Gute kontrollierter Buchladen, marschieren Gemäldeausstellungen in die Gebirgstäler, spielen die Kinossterne Hella Moja und Fern Andra wichtige und menschliche Stücke auf jener Flimmerleinwand, die heut der fabelhafteste Schuß ins Volksherz ist, surren gute Vorstellungen durch Vorstadt und Bergwerk. Die Sache ist schief gewickelt. Was auf dem Großen Bären passiert, ist mir an Europa und vorderhand durch die Valuta an Deutschland Geschmiedeten, ganz pulde. Für den Marburger ist München gleich Mond, Berlin dem Rosenheimer schon Sirius. In Roßdorf und Pöcking ist selbst der Name dieses Gestirns noch unbekannt. Es gibt Architekten, aber kein Baugeld. Für Plastiker keine Säle. Für die Ergriffenen nichts, was statt der gotischen Kirche aus dem Boden wüchse und unsere Zeit als Denkmal über den Erdrücken hin in die Unsterblichkeit trüge. Einheit ist noch sehr fern. Das Expressionistische scheint in der Vielheit seiner Aufgaben und der Flamme, die es aus dem Bündel holte, ein entschiedener und entschlossener Ansatz, vielleicht nur eine Vorbereitung, damit es dazu komme, daß Seele, Raum, Umgebung, Leben zusammenfließe zur Einheit. Als der Akademiker Annibale Carracci die Galerie Farnese anfing, malte er die Decke, komponierte die Gewölbe und entwarf sogar, dieses cervello grande, wie der Cavaliere Bernini ihn nannte, Hermen und Ornamente nach den Gesichtspunkten originaler Perspektiven. Und dies war nur das Barock. Daniele da Volterra (mag er heutigen tausendmal ein Troddel scheinen) fragte Michelangelo um Rat wegen Architektur, und der große Bildhauer machte bedeutende Verse. Es gab in bedeutenden Höheerscheinungen der seitherigen Welt manchmal wunderbare Durchdringungen des Geistsaftes aus allen Lagern und Poren. Dazu muß beim Menschen angefangen werden. Das Politische muß sich auslavieren. Die Revolution ist nicht

tief in die Stollen vorgedrungen, hat aber immerhin eine Anzahl Bollwerke erobert und halten können. Die Reaktion ist kühn auf dem Marsch, die Parlamente begannen ihr ausgequitschtes Scharnierspiel wieder zu schaukeln. In Spanien folgte eine Zeitlang in Monatsabständen ein konservatives immer auf ein liberales Kabinett. So annullierten sie stets das vorher Verfugte. Ähnlich wird man sich wieder die Wage halten, ein unfruchtbares Schaffen wird demokratisch genannt werden. So ließen immer die Völker ihren Rücken biegen und solange sich zu Exerzierfeldern benutzen, bis zu übermütige Belastungsproben ihren Unwillen erregten. Dann ließen sie die Minen springen. Der geheime Zündstoff ist nie verloren gegangen. Ihn heißt es hüten als gutes Feuer und Signal, man muß ihn zum erstenmal verständnisvoll anlegen lassen, damit eine künftige Revolution endlich einmal zur rechten Stunde und nicht als Ente kracht, daß sie am rechten Platz und nicht aus zufälligen Vesuven steigt und daß vor allem Menschen da sind, die nicht von ihr bleich gegen die Wände gefeuert, sondern grüßend dastehn und sie heimholen als die große Meerentstiegene. Einmal muß der wilde Bulle einen endgültigen und vorzüglichen Sprung tun.

Man soll heftig dabei bleiben und vor allem, was an Tradition da war, nicht vergessen. Das ist Besitz und nicht Belastung, wie die Futuristen meinten, man muß eben nur zu entwickeln verstehen. Das Miese auf den Mist. Das Erhaltene aber in den Humus. Gibt es zwischen Kerr und Fontane noch keine Bindung, muß man sie erkennen und von dort aus Enterhaken ins Zukünftige werfen. So ist schon eine Kette da, Stationen warten, sind hergerichtet, es ist vorbereitet dies und da. So kommt man immer aufs Wesentliche. Das andere muß liegen bleiben bei Seite oder als Dung, wie es sich eignet. Talente genügen nicht mehr. Verantwortungen müssen da sein. Auch der Hecht ist wichtig, als Raubtier

hat er Adel und Aufgabe. Auch unerbittliche Verneinung ist Liebe in diesem Sinn. Aber im Guten auch muß die Absicht moralisch sein, nicht nur bon sens. Standhaftigkeit und Urbanität. Kein Krähwinkel der Eitelkeiten. So kommt Höherzüchten, Besinnung, Sachlichkeit. Kommt zwischen Peitschenknall der Hirten und hörnerblasenden Engeln ein neues Tagen. Ein Novum ist in die Welt getreten, viele haben es verspürt, die meisten vergessen. Der Wille zur Einheitlichkeit der Handlung und des Zueinanderwollens hat sich in die Seelen der Völker festgesetzt, immerhin. Man soll die Zahl der Entschlossenen nicht überschätzen. Aber das Buch ist eine adlige und gute Waffe. Zwar haben sie auch Voltaire und Platon gelesen, aber sie haben es auch nicht vergessen. Vorderhand ist unsere Zeit noch barock. Eine Rampe ist nicht vorhanden, nur für wenige, die es hören können, hat das große Schauspiel auf einer geheimen Bühne angefangen und die unsichtbaren Schlachten und Donner und Verschwiegenheiten der Dialoge und Handlung haben begonnen. Die anderen aber sind auf ihren Stühlen geblieben und haben nichts vernommen. Orbis pictus nannten die Guten früher, was an Welt sie schilderten. Welttheater. Sie sind heute mit unendlicher Dummheit geschlagen, weil sie nicht zur Bühne hinschauen, aber auch nicht spüren, daß statt dort in allen Logen von ihnen selbst ein irres Drama gespielt wird. Nirgends spiegelt sich die Welt wie in uns.

O Deutschland.

Vor vier Jahren, als es begann Euch kratzig zu gehen, besannet Ihr Euch auf Euren Chauvinismus und nanntet uralt lothringische Nester in Euere Zunge zurück: Mein Metzger Weinnest Siy zu Sigach, Flaucourt zu Flodoalshofen. Selbst Jouy-aux-Arches, statt seine scharfe Herbheit zu lieben, machten sie zu Gaudach, indem sie der römischen Silbe den ersten Wehruf ihrer Verderbnis folgen liessen. Heut machen sie drüben aus Bismarckstraßen die Avenue

Foch und aus der Vogesenstraße Straßburgs den Boulevard Clemenceau. Ludendorff begibt sich in die Versammlungen deutscher Burschenschafter und ernennt sie zu Trägern des Vermittlungsgedankens zwischen Arbeitern und Müßiggängern und nimmt das irrsinnige Jubelgeheul als Honorierung für die Einheizung des monarchischen Gedankens. Die Flieger waren im Krieg Feuilletonisten geworden, ich hatte es nicht geahnt, als ich Lambert auf dem Marsfeld, einer der ersten Passagiere, begleitete. Sie rochen damals noch nach Benzin und waren zwar herrlicher, aber fast so ungeistig als die Reporter des *Matin*, die sie interviewten. Aber gefallene Generäle haben von Würde so wenig Ahnung wie die Bankerts aus Pudel und Dachs. In Garmisch segnet Henny Porten die Loisacher und Werdenfelser, die ausmarschieren, München von den Räten zu befreien. In Tegernsee dürfen Damen und Herren, selbst in den keuschesten Anzügen, nicht zusammen am Seestrand baden. Fährt meine Jolle zwei Meter weiter im Bodensee, René Schickele auf der anderen Seeseite zu sehen, erschießen mich schweizerische Bleie, da das Wasser hier schnell und deutlich andere Territorialität annimmt, ohne im mindesten an Nässe und Grün und chemischer Substanz zu verlieren. In München zeigt man Cook-Reisenden verrostete Stacheldrähte an der Vierjahreszeiten-Bar aus den Apriltagen, und während den Lemberger und Gnesener Spießern es im Fette gruselt, erschießen sie Leviné in der Gefängnismauer im Auftrag einer sozialistischen Regierung. In Passau ist ein Markt von elfenbeinernen Rokokoöfen, der Ausverkauf der Schlösser beginnt. Flieger schaffen Perlen nach Trelleborg, und Luzern überfüttern sie mit Gold und Banknoten. In Mainz ist das Fest des vierzehnten Juli prächtig verlaufen, in Galauniform hat General Mangin eine Rede auf der illuminierten Mainbrücke gehalten. Es sei besser, man mauschle und schiele mit den Füßen, schöbe und habe Geld, statt zu versuchen, geistreich zu sein und keines

zu haben, denkt einer im steifen Hut im Wartesaal, wo Dichter schwärmen zwischen zwei Zügen. Ebert spricht von Schiller und Goethe in Weimar, während die eigentlichen politischen Leidenschaften des Volkes die Schienen um ihn und seine Nationalversammlung aufreißen. Man schraubt Preise und Geist. Einen millionenschweren Dichter verhaften die weißen Garden in München, weil er (Gelächter der Literaten) im Besitz der zahmsten Zeitschrift, Bies Neuer Rundschau, war. In Darmstadt ist aus dem weltberühmten Exerzierplatz ein Negerdorf für Kinoaufnahmen geworden, Noske schrie beim Besuch die Minister an, weil keine Generäle da waren. Doch sind die Hessen Pazifisten, blind und kriegerisch nur in der Etappe. Später veröffentlichte man das Menü in den Zeitungen, es fand sich, daß es nicht karg war und die Konservativen feixten. Die Sozis waren jedoch böse, weil das Ernährungsportefeuille ihnen von den Agrariern wie eine Gipsstukkatur abgerannt wurde. In Moskau hält man aber die Bauern für die Stützen der bolschewistischen Idee. Die Bürger schreiben in ihren Gazetten, taucht irgendein neuer Revolutionär auf, sofort, er sei lungenkrank und geistesgestört, eh' sie seinen Namen wissen. Später fügen sie hinzu, er habe, siebenjährig, sein Wasser ins Bett abgeschlagen und vierzehnlennzig auf Karneval vor Generälen gescheut, was Anomalie sei. Die im Land irrenden gehetzten Kommunisten wollen die Bürgergarde zum Ackerdung. Die im November Neunzehn kalkig und kindsfromm verschwanden, pauken wieder auf Bauch und Blasbalg die nationalistische Phrase. Von Fähnrichs werden nichtgrüßende Matrosen erschossen. Bald wird es so kommen wie in Wien, wo, achtzehnhundertvier, wie Benjamin Constant nebenbei anmerkt, ein fünfundzwanzigjähriger Mann gehängt wurde, weil er ein Gedicht zum Lob der Revolution geschrieben habe. Otto Flake biegt seinen Kriegsnovellen die Knospen ab, schraffiert sie, läßt Kommas und Artikel bei Seite und schreibt damit einen

pazifistischen (klugen) Roman und nennt ihn Revolution der Prosa. Als mein Freund Paul Colin, als erster Franzose und europäischer Generalsekretär der Clarté, zuerst in Deutschland als mein Gast in Darmstadt sprach nach dem Kriege, sangen draußen zum Protest gegen die Menschlichkeit die Helden des „MückeBundes“, Gymnasiasten und kassierte Leutnants, mit entblößten Häuptern im strömenden Regen die Wacht am Rhein, bis die Sturmtrupps der U. S. P. und der S. P. D. sie gemeinsam in unsterbliche Prügel zogen. Ich werde paßkontrolliert, wenn ich von Heidelberg nach Frankfurt fahre, und als gesinnungstüchtige Besitzer von Lastautos die wachstehenden Franzosen dreivierteljahr nach der Beendigung des Krieges mit herausgestreckter Zunge im Vorbeifahren grüßten, schloß Herr Foch wegen dieser Beleidigung seiner Armee die Bahnen, und die Fahrten gingen gegen unendlichen Wucher in den Autokähnen der Arrangeure durch internationale Staubwolken aufs feurigste vor sich. Aus dem Festungsgefängnis Eichstätt schrieb der Führer der roten Münchener Armee, Ernst Toller: „Ich habe Ihren „Prinz“ gelesen, es durchfuhr mich so vor Lust nach dem Dasein und der Fülle des Lebens, daß ich mit den Fäusten gegen die Wand trommelte und mein Gefängnisnachbar, der mein Blut fühlte, trommelte wieder. Wir erinnerten uns und bewiesen uns unser Dasein.“ Die Glasbilder und Bauernmöbel im bayrischen Gebirg sind ausverkauft. Einmal wird man auch energisch der Wohnungsnot steuern. In Fiume sitzt d'Annunzio, während hinter seinen annexionistischen Freischaren hundertzwanzig Sozialisten ins Parlament gewählt werden. In Japan war, wie Nieuwe Rotterdamske Courant schreibt, ein Zyklon. In Brüssel verliert der Direktor des Blattes „L'Art libre“ seine Museumsposten, da er, um ein wenig Belgien vor der Gerechtigkeit zu schützen, gegen den Versailler Vertrag protestierte, und die Ligue du Souvenir schwärmt in der Ablösung der deutschen Kriegervereine. Warum ist

Hindenburg nicht in einem friedlichen Zeitalter Schalterbeamter in Oberau geworden. Tirpitz als Reichskanzler verfolgt als Traum das Hirn und die Nacht eines Dragoner-rittmeisters. Immer wühlen, trotzdem wir kaum japsen können, junge Offiziersknaben für den neuen frischfröhlichen Krieg. Die Adlerwerke arbeiten nur noch zwei Stunden. Die Wirtschaft ächzt wie eine verstopfte Oboe. Bald wird die Kriegsanleihe auf fünfzig gesetzt werden. Die Katastrophenhaushalt in Wertpapieren hat begonnen. Es ist wenig Holz, keine Kohle vorhanden. Die Bergwerke sind nicht verstaatlicht. Die Lokomotiven durch die Kriegsrekorde ruiniert. Es ist ein kalter Winter geworden.

Deutschland.

Deine wenigen Getreuen in dir selbst haben dich nie verlassen und sind nicht mutlos genug, trotz aller Katastrophen und aller Unzucht an deinem schönen Leib die Größe deiner Wälder und Sagen und die Berge mit den guten Namen, die weiten Kornfelder und die Flüsse mit wandelndem blauen Wasser und über ihnen deine große und schöne Mission zu vergessen. Deine Menschen haben aus der Revolution noch weniger gelernt wie aus dem Krieg und die Pleite einer geistigen Verwüstung sondergleichen an dich herangetragen. Ihr Pazifismus ist nur eine Taktik, mit der sie losgerissene und früher geraubte Stücke des Besitzes deines Landes wieder erluchsen wollten. Als man Schlagworte in die Volksmasse streute, fachte die Dummheit der chauvinistischen Leidenschaft dich wieder zu so tragikomischer Größe, daß man verzweifeln könnte, hätte man es nicht lange verlernt. Wer Verschickung belgischer Arbeiter mit tausendfachem Menschenmassacre freudig lobte und gern dafür sprach, russische Kriegsgefangenen jahrelang nach Friedensschluß seine Güter bewirtschaften zu lassen, heult nun mit ethisch-rottem hektischen Kopf gegen die Zurückhaltung der Gefangenen,

was eine Schweinerei, aber nach dem Paragraphen der Abmachungen präzisestes Recht ist. Und die Krüppel der Zeit, die kaum Überzeugten gegen das Regime seither, heulen, schreien mit. Die Revolution haben sie zur Lohnschraube verhandelt, auf den Straßen liegt sie wie eine alte Sau. Die Idee hat sich auf einige Köpfe zurückgezogen. In Wirklichkeit blieb nichts, was wir hofften. Die Schulen hängen Kaiserbilder auf. Die Universitäten sind Fischkasten der Reaktion. Die ganze Jugend haben sie nicht gewonnen, ist verloren. Alles aus der Hand gleiten lassen, das das Volk für ihre Idee gewinnen konnte. Ein Unteroffiziersverband grenzenloser Nachlässigkeit hat die Macht an sich gerissen, aber die Instinkte waren zu hündisch, als daß er die Fülle und Größe der Aufgabe nur in ihrer Ahnung begriffen. Die Musen lieben zu scherzen und tragen manchmal statt den marmornen Ernst der erfrorenen Züge kleine Larven und Tamburine. Der Geist steht abseits, enttäuscht, diesem Staat zorniger noch gegenüber wie dem vorherigen. Die Methoden sind nur verschärft und vergrößert herübergerutscht. Verbote, Erschießungen, Mord, Zensur, bläken mit vergällterer Grimasse. Die Jugend wendet sich langsam ab, verläßt die Feuer und geht mit Wandermienen und schlankem Schritt in die Wälder und langentbehrten Berge, die mit entschlossenem und irdischem abgewendeten Gesicht ihre ewigere Mission tragen. Es mußte ein royalistischer Aristokrat der französischen Armee sein, der lächelnd sagte, dies sei wohl ein Plunder, eine Farce, die Tat eines Coviello, vom Geist eines Moliërischen Dieners entzündet, was sie in Deutschland als Revolution entfachten. Wir verstanden uns sehr gut. Hätte er das Wort Cambrones hinzugefügt, was er vermied, ich hätte ihm nichts erwidern können. Er hatte den Mut und die Überzeugung so zu reden, da er wußte, daß in Paris zur Stunde des Petardeschlages andere innere Gewalt und andere Abrechnung und Konsequenz gegen seine Schicht aufschlagen werde,

und kein Chiaroscuro, sondern nackte fleischhelle Klarheit streng und vorbereitet in die Zukunft falle.

Die Menschen versagten.

Auf Barrikaden, in Büros, im Bergwerk, in öffentlichen Ämtern, an grünen Tischen, in Syndikaten, Bürgermeistereien, Freikorps, Räten, Versammlungen, im Herzen, im Mund, im Hirn. Die oberen, die unten, die von der Mitte. Die Kühnsten waren ohne Hilfe. Die Auserwählten hatten keine Vorbereitung. In der Verwirrung zertraten sie eine der schönsten Frauen, aber da sie unsterblich war, verließ sie diesen Ort der Scham und der Dummheit. Als einige später Versäumtes, Zerstörtes, als sie der kalten Pleite ins Gesicht schlugen, erkannten sie, daß sie die Freiheit geschändet, und daß für lange Zeit sie wie Entmannte, verflucht und zerknüttelt leben müßten. Einige schossen sich kaput, andere gingen hin und beschlossen hingebender und entschlossener dem Ziel zu leben.

Das Karussell rast weiter, schaukelt, knallt. Manchmal fliegt es wie ein Ballon durch den erhellten Abendhimmel.

Einer, von dem sie sagen, er sei ein Eingeweihter, verriet mir, es werde nach Art lenkbarer Luftschiffe gesteuert und nur von Wahnsinnigen bedient, damit sie das übernatürliche Tempo halten könnten. Aber ein Italiener gestand, von Fiesole her sehe es schon aus wie eine Seifenblase, die an ihrer Gelbheit bald in den Äther platze.

In Wiesbaden fahren auf der Ludwigsstraße amerikanische Kapitäne in einem Auto mit nackten Weibern die Treppen des Glashotels hinauf und zahlen, unten wieder, hunderttausend Mark für zertrümmerte Spiegel. Im Baltikum wird der deutsche Kriegssekt kalt gehalten, damit er mit krachenden Pfropfen am Kaisertag der Reaktion phönixgleich steige. In Düsseldorf verhöhnern bei Jahrhundertfeiern der Akademie die Expressionisten sich selbst, der sozialistische Kultusminister Hänisch bedauert, keine Orden mitbringen zu können. Trotzky hat in seiner roten Armee die Tapferkeitsmedaillen wieder eingeführt. In Baden-

Baden reisen frühere Generäle zu und übernehmen die Organisation neuer Spielbanken. In Hessen hat eine Militärvolkshochschule sich geöffnet. Wer Revolutionäre erschlägt, wird finanziert und geehrt. Wer einen Bürger meuchelt, wird erschossen. In Breslau sitzt einer, führt meinen Namen, sagt, er sei ich, wer ist der echte? Selbst die schlechtesten Künstler fliehen aus den Künstlerräten. Die Leiter der Schauspieler-Demokratien legen allgemach die Ämter nieder, der Spielplan saust zu Kitsch zurück, die Erhebung ebbt ab, sobald, wo nur die gerechte Diktatur des großen Könners helfen kann, die Imbezilen, Talentlosen und Abortfrauen mit dem Stimmzettel in der Hand die Führer und die geistigen Spielwerte küren. In Kelsterbach ist ein Meteor niedergegangen, er wird wohl wissen, warum er sich die alte Porzellanmanufaktur ausgesucht hat. In Berlin ist ein Fall Hiller ausgebrochen, wie die Frankfurter Zeitung sich drahten läßt. Aber es war eine Täuschung. Die Aktivisten haben diesmal keine Menschen gefischt und mit sich im Sturm vorgetragen, es handelt sich nur um einen Oberleutnant und Soldatenmißhandlung. „Gib ihm einen Tritt vor den Hintern, daß er verreckt“, sagte der Offizier, als in der Latrine der Soldat immer noch nicht sterben wollte. Im November lag schon Schnee heuer und machte eine unwahrscheinliche Weihnacht. Himmel und Bäume blühten auf, glashell und zärtlich wogten die Büsche gegen den Seelenhimmel. Das Paradies schien gekommen. Am einunddreißigsten Dezember des Jahres Neunzehn, wo einen Strich zu machen, Summen zu schließen und Bilanz zu ziehen es heißt, schwört ein kleiner Korrespondent des „Petit Parisien“ mir gegenüber, der mich ausfragt, sein Blatt sei ein liberales und humanitäres Papier. Wieviel haben die Kelten von den Preußen gelernt, daß sie selbst dem Übermaß des Hasses erlagen, als sie sich anschickten, aus der Gerechtigkeit her ihn zu besiegen. Die Buchhändler verdienen sechzig Prozent am Exemplar, die Dichter bestenfalls zwanzig.

Es ist die Zeit, den Ambitionen des Esprits zu entsagen und in Bankhäusern und Betrieben ein genügsames Einkommen zu haben für alle, die nicht Kraft und Glück haben, auf breiteren Wellen zu schwingen. Selbst die Homosexuellen seufzen, daß ihnen die Novemberrevolte nicht einmal die Aufhebung ihres Paragraphen gebracht. Die Theater sind gehemmt, verwüstet. Die Zirkusse kommen sehr selten. Die Arbeiterschaft verlangt als Revolutionsfeier den Freischütz. Die konservative Presse wird täglich, wo sie sich in Opposition gesetzt sieht, besser. Die Beamtencliquen schieben weiter wie gewohnt. Die neuen Machthaber desgleichen. Beide schwer ent-rüstet. Die Preise gehen wie Kinderdrachen hoch. Das Ausland hermetisch geschlossen. Das Proletariat verliert seine revolutionären Spannungen. Die Geistigen in holdem Wahnsinn. In Ingelheim in der Pfalz wurden Zwillinge geboren, deren eines tonkinesische, das andere afrikanische Züge aufwies. Die Mutter war blond, blaue Augen. Vielleicht wird hier die neue Weltrasse gezüchtet.

O Europa.

Im Schloßgrün Borgebys geht in Småland mein Freund, der nordische Dyonyssos, Ernst Norlind, durch den Park, steigt in den Wagen, die Hengste traben ihn durchs flache Land bis an die Ostsee. Schief links liegt Petersburg. Rechts hinüber Rügen. Er liegt auf dem Rücken im weißen Sand Bjerreds, der Ostwind trägt ihm die Spiegelung der Blausee mit allen zartflimmernden Segeln wundervoll ins Gesicht. Er denkt: wie schön dies Dasein. Fühlt: wie herrlich der Tag, die herunterfallende Welt. Adler und Krähen, die im Wind immer jagen. Auch silberne Fische springen zierlich, fein, voll Freude das Dasein. Vierzehnjährige Mädchen tanzen nackt auf der Klippe. Das Allströmende hat ihn aufgesaugt. Alles andere kümmert ihn einen Dreck. Kein Brief, kein Schrei würde ihn stören. Eine schöne Frau, die jeder gern hätte, im malayischen Archipel, auf Tubuai, die lacht, Netze flicht,

Obst aufbeißt, weiß keine meiner Sorgen. Wie arm sind wir letztendig mit unseren Schmerzen. Vor einem Sonnengewitter vor den Klippen Bodös auf dem glatten Bauch des Meeres und dem Nordseestahlhimmel versaust unsere menschliche Kleinheit wie ein Makrelenschwanz. Selbst die Lieblinge des Schöpfungstags, die großen und rosa-schlanken Flamingos, wissen nicht, wenn sie in den Gärten des Jardin des Plantes in Frankfurt, am Skansen an ihren Teichen träumen, wie die Welt des Geistes trotzdem wie Wasser in die Mühlräder fällt.

Aber dennoch.

Europa.

Sie haben selbst vor dem erschütterndsten Anblick deinen Bau nicht vergessen. Als sie die Erde schwängerten, hat ihr Leib gezittert eine Sekunde. Das Herz blieb stehen und zuckte. Nie ist das Beben aus der Erinnerung geschwunden. Schon haben heiße Blutströme begonnen, den Körper bis in die Poren der Haut zu durchlaufen. Einmal hat sich der schöne und große Muskel des Bauches schon stärker gehoben. Junge Leute stehen im Kreis und rufen sich Losungen zu.

Johannes R. Becher:

EROICA

I

Aber tief tief auch in meiner Wüste Gobi brennendem Dorn-
Atemlosen mexikanischen Taxus-Hecken [gestrüpp,
Meiner zerklüfteten Ufer, Kretas Labyrinth und Insel-Exil,
Meiner immer noch unendlicher Alpen-Hänge —
Lagertet
Wild wie mild ineinandergefügt
Reihenweise
Bis ins letzte Glied der Welten zügelnd,
Körperkrampf und dionysische Orgie —
Ihr! Hellas athletische Knaben.
Hymnische Hirten (Olymp euer Brust) glänzend und enghüftig.
Im ermmaschigen Panzerhemd -- Pään Gewitter — kampfsüchtig.
Durch der Zonen Winter-Dürre, brüchige Kadaver-Poren fieberte
ihr heiliger Regen.
Malaien-Lippen-Küsten sogen wühlend dich inbrünstig an meinen
innersten Raubtier-Gehegen.
Jäh aus Riesen-Phallus schoß Lawa-Samen kataraktisch durch
Wange: Distel und entwässert [mein Blut
Grünzte weich, betaut vom Schnee des Flaums.

II

Brüllte ich
Visionen schwangerer Stier,
— mit einem Bauch prall von der Bespringung eines Dämon auf-
getrieben
Zerstörerischen Blitz aus den Hörnern schleudernd gegen die triste
Endlichkeit euerer alltäglichen Landschaft —
Gefräßig würgend Frucht Saat Baum und an der elegischen Quelle
den unschuldigen Leib eines Gotts . . .

Riß ich, zerstampfte und malnte und boxte —
 Sindflut und unbarmherziger Wüterich —
 Barbarischer Eroberer, ausschreitend über die verseuchten Gründe
 und unfruchtbaren Aecker eurer armseligen Erde —
 Kroch ich schnaubend herauf durch die Lorbeerbäume und
 Limonenwälder der antiken Gezeiten
 Zwischen Latschen-Wildnis und Gießbach hindurch
 Heran die trostlosen, die spärlich mit den Blau-Sternen des Enzians
 durchsetzten beizenden Geröll-Felder
 Empor zum erlösenden Schoß-Trichter des Aetna —
 Empedokles fiebernd vor tödlichem Lava-Sprung —
 Geätzt von Schweiß und den dicken Wut-Brei ohnmächtiger
 Empörung ums zerbissene Maul —
 Mich verzweifeltst aufbäumend hilflos brutal und wie zu einem
 letzten Mal gegen den frechen Ausschlag der Sonne —
 Immer wieder meiner Tierheit Härte
 In Asphodelen-Milde verzauberte sich.
 Immer wieder meines Wahnsinns Schwerter
 Mit seraphischem Kindheit-Lächeln belaubten sich.
 Immer wieder niederbog mich,
 Wehrlos und gebändigt,
 In des Lichtes letzten Rest,
 Auf den kargen Schlaf der Herden:
 Würze eurer Flöten-Frucht o Knaben.

Meiner Hufe Mord und Höllen-Taifun stillte Wunder-Oel himm-
 lischer Tauben.
 Und Geschmack des bitteren Mittags löste sich im Leichen-Rachen.
 Schlimmen Schlund kühlten süß Zitronen- und Kristall-Gewässer.
 Würze eurer Flöten-Frucht o Knaben
 Eingespannt im sengenden Schicksal-Joch der Welt. Gepeinigt.
 Meiner Wildheit Falte löschte. Meine Sphäre zeitlos und gereinigt.

Und aus Pforten verschütteter Augen bricht
 Lange gedämmt
 Magischer Glanz zurück in die Schluchten der Räume.
 Und vom Bug meiner Lippen aus, verfluchten einst, spricht
 Der Gott den Segen über das verworrene Netz meiner uferlosen
 Worte unaufhaltsam [ursündlichen Träume.
 Nichtmehr zu tilgen aus den Reihen der Nächsten.
 Unerschütterlich Zentrum. Der heiligen Engel
 Gerechtes Erbteil und einzig sicherer Besitz.

III

Einst werden Männer über der Erde sein
 Ausfüllend ihre Fernen und Breiten.
 Durch der Gewölke Triangel stößt
 Ihr Haupt in der Himmel innerste Schlucht.
 Der Herrlichen Pfad befiederten Schwäne.
 Fische frohlockend um Kurven des Nackens.
 Mütter-Oboën zerzwitchern dich Tod.
 Wimpern gebieten auch schlaflosen Sonnen.
 Ewiges Frühjahr säen Poren der Hand.
 Männer: regenbogengegürtet. Männer
 Oestlichen Glut-Balls Säule im Sturz.
 Männer der Jagd um die Mitte der Erde.
 Nackt und verkohlt hinter heiligem Pflug.
 Um ihre Hütten rauschen die Büffel.
 Tänzerinnen schwebend neben dem Mahl.
 Männer des Strahls, Berg Sesam der Schwachen.
 Männer: Beschließer des höllischen Tags.
 Unter Ohnmächtigen, im Blut-Bad der Schlachten
 Kindliche Spender himmlischen Trosts.
 Männer der Rachel! Dolch in Tyrannen.
 . . . zwischen Messern blüht ihre Brust.
 Doch um den Scheitel schrumpft schon der Schatten.
 An allen Mauern stehn die Erschossenen auf.

IV

Heroische Aufbrüche! Himmelfahrten. Tragische Untergänge!
 Und elektrische Spiralsprünge
 Kreuzweise durchs schweflichte Chaos.
 Zyklopen! Turmbauer! Werktätige! Mit trillernden Gletscher-
 Böen über südlichem Laubhaar.
 Aus eueres Herzens Mitte stob zischend glühender Quader des Styx.
 Im weißglühenden Brennpunkt euerer politischen Rede zermalmt
 sich restlos das stinkende Ungeheuer der Fäulnis.
 Unwiderstehlichstes Sperrfeuer aber zög euer Atem voraus
 geheiligter Front.
 Am Abzug steht ihr wunderbarer Geschütze.
 Und die Bestie im Tyrannen erwartet zitternd das grause Aben-
 teuer ihrer Letzten Nacht.
 Denn der Dolch, der Dolch in eueren Fäusten wuchs, wuchs,
 wuchs unendlich.

E. Lederer-Heidelberg:

DER KLASSENKAMPF IN DER REVOLUTION*)

(Schluß)

Die Struktur und innere Mechanik, insbesondere aber das Funktionieren der kapitalistischen Maschinerie erfuhr durch den Krieg eine wesentliche Veränderung. Es gab keinen Markt, der nicht zerstört, keinen Geschäftszweig, dessen Bedingungen nicht auf das intensivste gewandelt worden wären. Das Preisniveau wurde zertrümmert, Geld- und Kapitalmarkt durch staatlichen Eingriff gefesselt. Produktion und Konsum verloren ihre Beziehung auf einander. Ebenso wandelte sich das Schicksal jedes Einzelnen. Individueller Aufstieg und Zusammenbruch ist nur Sympton dafür, daß auch die Position der Klassen sich von Grund aus verschoben hat. Die einzelnen Klassen geraten ins Wanken. Wenn wir den Krieg und die darauffolgende Revolution bewußt vereinseitigend als kontinuierliche Kette von wirtschaftlich bedeutsamen Erschütterungen auffassen, so können wir sagen, daß heute keine Klasse mehr auf ihrem alten Fleck steht. Auch die Reihen der Kapitalistenklassen sind erschüttert, und wenngleich der Besitz an Produktionsmitteln noch immer vorhanden ist und es noch immer wirtschaftliche Macht gibt, so ist seine Bedeutung und sein Gewicht doch im Abnehmen und er entgleitet dem Eigner. Die Verschiebungen in den Schichten der öffentlichen und

*) Die Abhandlung, welche bereits im Januar 1919 geschrieben wurde, gelangt erst jetzt hier unverändert zum Abdruck.

privaten Angestellten sind zu bekannt, als daß sie hier erörtert werden müßten. Am wichtigsten sind die Wandlungen innerhalb der Arbeiterschaft. Ihre Macht als Gesamtmasse wächst, denn von ihrer Anteilnahme hing das Funktionieren der Kriegsmaschine ab. Das erzwang Respekt und Beachtung ihrer Wünsche. Insbesondere die Position der Gewerkschaften wuchs, also jener Organe, mit denen die Arbeiter in der bürgerlichen Gesellschaft verwurzelt sind. So konnte die günstige Lage des Arbeitsmarktes ausgenutzt werden. Allerdings sind deren Wirkungen nicht zu überschätzen. Sie geben zwar für manche Schichten die Möglichkeit, ihre Löhne enorm zu erhöhen, aber in eine neue soziale Schicht konnte der einzelne Arbeiter doch nicht aufsteigen. Denn selbst bei erhöhten Löhnen war ihm die Umsetzung in Gebrauchsgüter, insbesondere in dauernde Gebrauchsgüter, nicht möglich und die Umformung der Lebensformen und -inhalte begegnete den größten Schwierigkeiten. Wohnungseinrichtung und Kleidung waren gegeben und nicht veränderbar, freie Zeit auf ein Minimum eingeschränkt und die Möglichkeit, sie auszunutzen, beinahe ganz genommen. Intensive Arbeit, unzureichende Ernährung und die erwähnten Umstände bewirkten, daß sich in den Lebensformen des Proletariats kaum etwas ändern konnte. Nur die Arbeitslosigkeit war geschwunden. Aber an ihre Stelle war Arbeitszwang getreten. Die wachsenden Arbeiter-einkommen blieben abstrakte Größen. Sie konnten sich nicht in neue soziale Formen umsetzen.

So stehen wir in einem sozialen Chaos und alle Klassen, nicht zuletzt die Arbeiterklasse, sucht ihre Position darin neu zu bestimmen. Die Gesellschaft vor dem Kriege war wohl geordnet, bürokratisch aufgebaut, leicht übersehbar, jede Gruppe an einem Ort, den sie nicht zu verlassen vermochte. Heute müssen die Klassen ihre Position zu einander wieder erst finden, der Boden unter ihren Füßen entgleitet ihnen und in einer instinktiven Angst und Hast

sucht jede Klasse aus dem drohenden Untergang zu retten, was ihr erreichbar ist.

Diese allgemeine Panikstimmung ist schon durch die Kriegswirtschaft vorbereitet: Während des Krieges hat das Geld seinen ersten Rang in der Volkswirtschaft an die Ware abgeben müssen. Die ökonomische Substanz, bis dahin in Überfülle vorhanden, steigt an Wert und Gewicht. Der Reichtum wird konkret, das Geld flüchtet in Bilder, Geschmeide und Teppiche. Der ins Sinnlose gesteigerte Luxus war Symptom einer Zeit, welche zu wirtschaften verlernt hat, weil sie an die Realität des Erzeugungsprozesses nicht mehr zu glauben vermag.

Die Haltung der Arbeiter, ihre Einstellung in die Wirtschaft hat sich, wie die aller anderen sozialen Schichten, gleichfalls gewandelt. Gewiß, der Arbeiter erhebt nach wie vor Lohnforderungen, aber er weiß, daß die Lohnhöhe, welche er erreicht, ihm nicht ein bestimmtes ökonomisches Niveau garantiert. Das Einkommen ist nicht mehr klassenformend. In einer Volkswirtschaft, deren ökonomische Substanz sich vermindert, kann die Kaufkraft einer Schicht schwer so rasch wachsen, daß sie ihren Standard zu erhöhen imstande wäre.

Die Klassen suchen also heute sich eine ökonomisch-politische Position überhaupt erst zu schaffen. Ist das Klassenkampf im üblichen Sinne des Wortes? Der bisherige Verlauf hat nach einer rein sozialistischen zu einer Koalitionsregierung geführt. Besonders auffallend ist, daß die erste sozialistische Regierung weit über die Schichten der Arbeiterschaft hinaus als Vertretung des Volkes anerkannt wurde. Das deutsche Volk schmolz in der Revolution zunächst — im Zusammensturz des alten — zu einer primitiven Demokratie zusammen. Die bürgerlichen und feudalen Schichten verzichteten unter dem Druck des Zusammenbruchs auf die Ausübung ihrer Macht, waren hierzu auch physisch, ihrer Organisiertheit nach gar nicht imstande. Die einzigen Organisationen, welche als

Träger von Macht in Frage kommen konnten, waren die Arbeiter- und Soldatenräte, nachdem der Reichstag selbst in panischer Angst auseinandergegangen war. Diese Arbeiter- und Soldatenräte aber standen auf „sozialistischem Boden“, Ebert und Haase war die Parole, unter der sie sich fanden, Vereinigung aller sozialistisch Denkenden. Den Schwerpunkt bildete, ein wichtiger Unterschied zu früheren Revolutionen, nicht die oberste Schicht der Revolutionsmassen, sondern die unterste, die Arbeiterklasse. Diese zog die bürgerlichen Klassen an sich.

Der weitere Prozeß bedeutet Einbeziehung der bürgerlichen Schicht in die Regierung nach Maßgabe ihrer Stimmenzahl, ihrer Organisiertheit. Die zweite Etappe der Revolution ist also ihrer äußeren Erscheinung nach weniger radikal als die erste. Wir haben das Zwischenpiel einer Koalition. War schon die erste Regierung wegen ihrer Untätigkeit auf den heftigsten Widerstand der Arbeitermassen gestoßen, so macht sich dieser der Koalition gegenüber um so mehr bemerkbar.

Der Kampf gegen die Koalitionsregierung, in welchem wir jetzt stehen, ist ein interessantes Phänomen. Kann man ihn als Klassenkampf auffassen? Ist er doch Kampf der Arbeiter gegen Arbeiter! Schon als mit Beginn der Revolution die Parole ausgegeben wurde: „Alle Macht den Arbeiterräten“ waren es Arbeiter selbst, welche dagegen auf das heftigste protestierten. Die Verhandlungen des ersten Rätekongresses in Berlin zeigten die Schärfe dieses Gegensatzes. Dieser Kampf innerhalb der Arbeiterklassen ist schwer und unerbittlich wie alle Kämpfe innerhalb derselben Schicht. Gerade weil der Boden gemeinsam ist, auf welchem die Auseinandersetzung erfolgt, weil eine ständige Berührung auch sozial zwischen den Schichten erfolgt, die miteinander ringen, weil die im Widerstreit befindlichen Meinungen einander nicht nur in der politischen Arena begegnen und nicht auf Interessengegensätze fußen, die unüberbrückbar sind, ist das Ringen

so heftig und gewaltsam. Wie die Kämpfe zwischen Sekten die hartnäckigsten und blutigsten sind, gerade die weitgehende Gemeinsamkeit ihrer Voraussetzungen, die Erbitterung über die Unbelehrbarkeit des anderen Teiles steigert, so ist auch der Widerstreit innerhalb der sozialistischen Gruppe nicht nur heftigste politische Bewegung, sondern auch physischer Kampf. Wir haben das Beispiel einer tiefgreifenden Auseinandersetzung innerhalb derselben Klasse, aber keinen Klassenkampf.

Diese Situation hat zur Folge, daß auf der einen Seite des sozialen und politischen Kampfplatzes sämtliche gesellschaftlichen Schichten stehen, alle bürgerlichen Schichten und ein großer Teil der Arbeiterschaft. Wenngleich die Regierung nur einer Koalition mit zwei bürgerlichen Parteien entstammt, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, daß in ihren Truppen gerade Angehörige der rechtsstehenden Parteien mit besonderer Anteilnahme fechten. Daher können wir in der gegenwärtigen Situation schwerlich einen Klassenkampf erblicken. Selbst wenn man sagt — und das ist die Argumentation der Kommunisten —, daß ein Teil der Arbeiter, irregeleitet durch ihre Führer, in Verkennung ihrer Klassenlage Prätorianerdienste leistet einer Regierung, welche in ihrem Wesen und in ihren Zielen bürgerlich reaktionär ist, so bedürfte doch gerade diese Tatsache einer Erklärung. Denn die sozialistische Lehre ist ja auch in diese Schichten bereits gelangt, und der Arbeiter begreift ja den Sozialismus nicht wegen seines Wahrheitsgehaltes, sondern als Ideologie, also weil er nur ausspricht, nur in Begriffe bringt, was den Lebensinhalt des Arbeiters bildet.

Dieser Kampf innerhalb der Arbeiterklasse zeigt also, daß mehrere Ideen von der werdenden Gesellschaft in den Köpfen der Arbeiterschaft leben. Das wirft die Frage auf, wie der einfache Mann von der Straße und wie eine Masse von einer Idee ergriffen wird. Von der Masse kann die Idee lediglich symbolisch begriffen werden,

sie muß also lebendig werden, um zu wirken. Und heute sind es mehrere Symbole, mehrere Losungen, welche auf die Arbeiterschaft Eindruck machen, sie zu Handlungen fortreißen. Diese Losungen sind, wie revolutionäre Losungen überhaupt, immer einfach, geradezu primitiv und erwachsen zu ihrer historischen Bedeutung nur durch den Umstand, daß sie im beschleunigten Entwicklungstempo der Zeit nicht nur die Köpfe bewegen, sondern, von den Massen getragen, physische Gewalt in Bewegung setzen. Diese Ideen aber wirken nicht durch sich als Losung allein durch den logischen oder prinzipiellen Gehalt ihrer These, sondern — wenn wir nicht annehmen, daß sie auf der Persönlichkeit ihres Trägers ruhen, auf der faszinierenden Gewalt eines Geistes, eines Kopfes, eines Blickes oder einer Stimme — dann können sie nur wirken, weil sie alle dumpfen Wünsche verkörpern, alle Hoffnungen, die in der Seele der Masse schlummern, alle Forderungen, welche an die Zukunft gestellt werden. Dieser ganze ungeklärte Bewußtseinsinhalt wiederum ist, wenn wir die Masse betrachten, Reflex ihrer Lage. Die täglichen Lebensumstände, die Form der Existenz, Abhängigkeit oder Latitüde der Lebensführung bestimmt den Aspekt, unter welchem die Welt erscheint, schafft die Stimmung, von der es abhängt, *welche* Losung stürmisch aufgenommen oder bestimmt abgelehnt wird. In diesem Sinne ist alle Ideologie Überbau: zumal in revolutionären Zeiten mit all ihrer Bewegtheit muß die Losung, welche aufgenommen wird, nicht bloß logisch, sondern auch stimmungsmäßig vorbereitet sein. Sie kann nur zünden, wenn sie auch aus der Masse allein herauswachsen könnte, ihrer Interessenlage sowohl als ihrer Stimmungslage entspricht. Wird sie von außen herangebracht, von Intellektuellen formuliert, so wird sie doch nur unter einer Bedingung zur effektiven Losung, welche die Massen erfüllt: sie muß etwas aussprechen, was die Masse als ihr geistiges Eigentum empfinden kann, sie muß die Lage der

Masse und alle ihre Wünsche auf einen Begriff bringen. Wenn heute das deutsche Proletariat zwischen mehreren Losungen hin und her schwankt, zwei Extreme vertritt, einen zentralen und einen aktivistischen Sozialismus, wenn zahlreiche Zwischenformen auftauchen, von Führern getragen, von wechselnden Massen akzeptiert, so ist es nur ein Zeichen dafür, daß die Situation eine zwiespältige ist, mindestens zwei Wege der Entwicklung vor uns liegen. Der zentrale Sozialismus ist Ausdruck der Zeit, in welcher alle politische Macht im Staat verkörpert war, die staatliche Maschine das Leben des einzelnen Bürgers fraglos erfaßte. Er war Ausdruck der Zeit, in welcher trotz aller Organisation der Warenabsatz das Problem der Volkswirtschaft bildete. Sollte die Volksgesamtheit Herr der Produktivkräfte werden, so mußte sie Herr des Staates werden und mußte eine Maschine der Produktion aufrichten, für die das Problem des Marktes ausgeschaltet war. Das Wort dieses zentralen Sozialismus ist daher Organisation. Die Organisation sollte womöglich von den Kapitalisten selbst gemacht werden, so daß man sie nur zu „übernehmen“ habe. Der Staat sollte womöglich eine Bürokratie entwickeln, die ganz abstrakt „richtig“ funktioniert, so daß es nur notwendig sei, das Steuer herumzuwerfen. In diesen Auffassungen ist das Bewußtsein, wir leben in einem Klassenstaat, etwas zurückgedrängt, die Forderung, Sozialismus bedinge neuen Geist, etwas verblaßt. Der Sozialismus hat sich diesem Staatstypus so assimiliert, daß er von ihm die Formen borgte, daß seine Organisation für Politik und Wirtschaftskampf aufs Haar gleichen konnte der militärischen und kapitalistischen Organisation. Diese Einstellung, dieser Sozialismus des Unteroffiziers ist heute noch nicht überwunden. Er stammt aus der Zeit, in der alle politische Macht nur in den staatlichen Einrichtungen lebendig werden konnte. Heute aber steht der Staat auf dem Tiefpunkt seiner politischen Macht, heute verfügen wir nicht über eine Maschinerie,

welche abstrakt „richtig“ funktioniert, selbst die kapitalistische Maschine ist weder im Gang noch instand. Doch die Idee des zentralen Sozialismus lebt noch heute in den Köpfen. Die Schlagworte der Entwicklung und Organisation sind auch heute noch das geistige Fundament von vielen Hunderttausenden, denen es schwer, ja unmöglich wird, die Welt heute anders zu sehen als ehemals. Auch für die Arbeiterschaft ist die Wahrheit von gestern noch eine Verpflichtung für heute, und der ganze Apparat von Gewerkschaft und Parteien, alle die vielen Hunderttausende, die nicht erst seit heute der Fahne des Sozialismus folgen, können ihren Führern von gestern die Gefolgschaft nicht verweigern. Damit aber bekennen sie sich zur alten Lehre des zentralen Sozialismus. Sie machen den Umweg über den Staat, sie sehen den Sozialismus als Problem der Organisation. Nach ihrer Auffassung macht die Entwicklung keinen Sprung und daher darf auch die Revolution keine Unterbrechung der Evolution bringen.

Dieser Auffassung des zentralen Sozialismus stand schon vor Beginn der Revolution die Parole gegenüber, welche in Rußland Trotzki und Lenin zum Siege führten. Die Formel: alle Macht den Arbeiterräten, ist der politische Ausdruck dafür, daß nicht nur die Epoche, sondern auch der Tag des Sozialismus angebrochen sei. Der Tag des Sozialismus aber bedeutet Handeln, schnellste Aktivität. Alle Gründe, welche der zentrale Sozialismus anführt, um eine Aktion zu verzögern, die Desorganisation der Volkswirtschaft, die Verarmung, die Deroute aller gesellschaftlichen Klassen, sind nur Gründe für raschestes, radikalstes Eingreifen. Die Bildung der Arbeiterräte ist die Schaffung eines sozialen Raumes, in welchem die Arbeiter sich entwickeln und Macht gewinnen können. Sofortige Sozialisierung, das ist Umgestaltung der Volkswirtschaft in neue Formen, bevor kapitalistische Interessen die Menschen wieder gefaßt haben. Alle Macht den

Arbeiterräten: das ist Schaffung von Organen, um den Klassenstaat in eine klassenlose Gesellschaft umzuformen. Wer könnte zweifeln (geht die Argumentation weiter) daß die Arbeiterklasse, wenn sie nur in sich geschlossen diesen Losungen folgte, stark genug wäre, um jeden Widerstand von vornherein zu brechen? Wie lächerlich, demgegenüber zu sagen, die Entwicklung mache keine Sprünge, man dürfe nicht zu rasch vorgehen! Hat nicht der Krieg und namentlich der Zusammenbruch nach der Niederlage die Kontinuität zerrissen, und was bleibt denn heute übrig, als mit einem Sprung den Boden des Sozialismus zu erreichen, weil in den bisherigen Wirtschaftsformen die Arbeiterschaft sich weigert zu existieren? Die Zeit ist es heute, welche voluntaristisch ist, wir müssen heute wollen, wenn wir überhaupt sein wollen. Und ist nicht letztlich der Wille der ganzen Klasse ein Symptom dafür, daß die Ziele des Sozialismus in greifbarer Nähe sind?

Die beiden Richtungen innerhalb der sozialistischen Bewegung sind die wichtigsten Erscheinungen des Tages. In diesem Kampfe verzehren sich die besten Kräfte der Arbeiterschaft. Was dem Betrachter der Oberfläche persönliche Differenz, bestenfalls Gegensatz zwischen gemäßigtem und radikalem Flügel erscheinen mag, ist letztthin ein Ringen um die Erkenntnis, was der richtige Begriff unserer Zeit ist. Ein solches Ringen kann unmöglich lange dauern. Es scheint, daß trotz aller Rückschläge und Mißerfolge die Stärke und Kraft des aktiven Flügels der Arbeiterbewegung wächst. Demgemäß wachsen die Gegenkräfte. Die Zeit ist es, welche radikal und prinzipiell wurde. Und so bereitet sich heute der Tag vor, an welchem alle lebendigen Kräfte der Gesellschaft ihre Zielrichtung erhalten. Aber wir leben noch in der Dämmerung, die Klassen haben noch nicht sich und noch nicht ihre Losung gefunden. Wird die Arbeiterklasse sich erst zu ihrer eigenen geschichtlichen Höhe empor-

gebildet haben, erreicht sie den ihr adäquaten Begriff von sich selbst — und wer möchte ihn heute schon mit dem Anspruch auf objektive Gültigkeit formulieren? — dann ist es ein Zeichen dafür, daß wir das Zwischen-spiel des Zusammenbruchs überwunden haben. Dann erst ist die Situation reif und der Kampf der Klassen das Problem des Tages.

Carl Maria Weber:

NEUE GEDICHTE

WEIHE UNSERER NACHT

Entspannte Gelenke, in Lauwind gebettet,
Fühlen sich reifen, langsam, zur Tat.
Was laut in Räumen schlug an Gebärden,
Faltet sich innig zur Geste des Traums.

Träume — : oh wachender Lieder Verzückung!
Tiefer durchlebt ist der dreifache Schritt.
Wachsende Ferne kennt nun kein Harren — —
Schart euch heran ihr, Heere des Lichts!

AUFBRUCH

Trachte nur, dich kühnlich loszuringeln
Von dem Kern, um den dein Atem schleicht:
Bald wirst du hören ferne Türen klingeln;
Die Uhren rasen, jeder Raum erweicht . .

Wie lange noch, auf unfruchtbaren Pfühlen,
Willst du zerstückeln deine kleine Zeit?
Laß höher dich, ins Ungemeßne spülen,
Zu gipfelnden Ekstasen sei bereit!

Tu dich freudig auseinanderfalten!
Düster west bereits der Seim im Krug.
Hege nichts! Es gibt kein Dauern, Halten —
Alles der Sekunde, Blickes Trug.

Wer die Dinge in dem Schrein versammelt,
Ahnet nicht des frühen Tages Flug.
— Wer ein Wort in stummen Schauern stammelt,
Ist gesegnet und beglückt genug.

GEMEINSCHAFT

Manche späte Stunde, ausgefeiert,
Deckt den Tag, der noch herüberleiert,
Deckt ihn grämlich zu.
Und wir löschen unsre müde Lampe,
Bringen Zorn und Eifersucht der Rampe,
Bringen es zur Ruh.

Manchmal aber müssen wir verweilen,
Denken wir im dröhnenden Entteilen,
Im Verfall der Zeit —
Denken wir, daß uns ein Wort gesprochen,
Aus dem Menschenängste ausgebrochen,
Heiß und unbefreit.

Und dann stehn am Rand wir, wirr durchschüttert,
Aus und Ein durchwölkter Brust erwittert
Erdverwachsene Näh'.
Wie nun möcht' man DU und: Schwester sagen . . !
Aus den hängenden Himmelsklumpen schlagen
Blut und Schrei und Weh.

Nirgend, nimmer sind wir ausgeglichen:
Stets, im Lichtsturz, auf verbotnen Schlichen,
Haftet uns das Mal.
Schicksalhaft doch werden wir getrieben
Oft in gleichen Kreis . . . uns ist verblieben
Tiefverbundene Qual.

Zweisamkeiten haben sich erschlossen —
Nun sind süß und bange wir durchflossen
Vom selben Los.
Aus Bitternissen reckt sich hehre Feier;
Wir brechen ineinander ungeheuer
Und werden groß.

Erhobne Stunde hat uns ausgestoßen.
Einsam gipfelnd müssen wir durchtosen
Leidenschaft, Triumph.
Aber in den schmerzlichen Gewittern
Unseres Busens wollen wir erzittern,
Hingeschmettert dumpf!

Ja, dein Leiden erst rennt durch die Schranken!
Leichtes Spiel verschütteter Gedanken,
Hier wird es Gestalt.
Du wirst schöner, göttlicher geboren,
Und aus langverrammelt-dunklen Toren
Kommt es hergewallt.

O was ahnten wir von unserem Letzten?!
Kaum daß Sinne sich und Blick ergetzten —
Schon war man enteilt.
Nun sind wir geschwisterlich verbunden!
Zwischen Purpurrändern offener Wunden
Strömt ein Duft und weit.

DISTICHEN VOM EDELN MENSCHEN

I.

Blind in das Dasein geworfen, von Sternensturz nächtlich
 begleitet,
 Wachst am erwärmenden Blick göttlicher Sonne du auf.
 Froh sind Gefilde gebreitet und zärtlich die Pfade behütet —
 Spannt sich der Morgen nicht blau über dein reines Gesicht?
 Weißt an dem Wegrand die Blumen und drüber urewige
 Fackel . . .
 Streue dich lächelnd ins Land: überall blühst du ans Licht.
 Schlummert dein Kern auch zutiefst noch in nimmer
 erschlossener Knospe:
 Diese aber ist schön; Süße in Herbheit ermannt!
 Siehe: ein gnädiger Schleier verhängt dir die jagenden Uhren,
 Fällst in unfaßbarer Zeit erdenlang du durch dein Jahr.
 Ferne noch schlagen die Wogen des großen und wütenden
 Lebens,
 In unerforschlichem Grund haltend den Schrei und die Qual.
 Hörst du sie branden? — Nein: dir ist Musik das ab-
 gründige Tosen —
 An so geründetem Sein rüttelt kein wühlender Sturm.
 Du bist Oase und Sehnbild unrettbar gezeichneter Stirnen,
 Kraft, die sich heiter beschließt, Fläche unendlich bestrahlt!
 Wenn erst das kreißende Blut dir beginnt in die Augen zu
 wachsen,
 Schwerer hängt dein Gelock, schwellender reckt sich dein
 Leib:
 Hat ein gestrengerer Gott deinen Dienst für die Mensch-
 heit erkoren;
 Fühlst du in zuckender Hand Nähe gewaltigen Kampfs.
 Halte und hebe die heilige Flamme der Jugend, Bestirnter!

II

Aufbricht das sirrende Blut und die blumigen Träume
zerstoben;
Straff ist das Segel gewölbt — Jüngling am Steuer: ahoi!
Hin ist die Ruhe besonner Gemarken; aus Fluren der Frühe
Schwingt sich dein silberner Mut hell in den tagenden Raum.
Siehst dich gestürzt in Verhängnis von Abenteuer und
Irrfahrt —
Rein aus dem Tiegel des Rauschs flackre dein Bild dir zurück!
Drängst du hinaus, zu erfassen die Weite des Unbedingten,
Wahre dein heiliges Ziel, höchster Berufung gedenk.
Hänge dich nicht ins Gestrüpp deiner Wünsche, voll
eitler Ekstase;
Hast du dich einmal erkannt: meide den kleinen Bezirk!
Wetze dein flammendes Schwert an dem Wahne der
taumelnden Welten;
Blutige Fahne dampf' auf: schau, wie die Gier sie zerfrißt!
Brich in das Leidland, ein zündender Wind, und erneure
die Stunde,
Da den Knaben, erwacht, schlug der verpflichtende Geist.
Rufer du, künde Entseelten, verfallen der Fron ihrer Körper,
Künde die Liebe, die einst Glanz deinen Haaren verwob.
Künde sie lauter und eherner Stimme, von Inbrunst
gefaltet —
Denn nur so wirst du los Schuld unermesslich: zu sein!
Schlinge den bronzenen Arm um den Nacken der himm-
lischen Freunde;
Presset die Hände voll Glut — ründet den irdischen Kreis!
Nimmer nun trotzen dem Ansturm die höllischen Brüder
der Dumpfheit.

III

Fest auf dem Grund seiner Erde, das Auge die Fernen
bestreichend,
Steht in dem Mittag der Zeit aufrecht und wissend der Held.
Nicht mehr verführt der entzauberte Garten zu kurzen
Genüssen;
Spiele der glühenden Stirn locken zu herrlicher Tat!
Nämlich aus ihr nur erglänzt ihm das Antlitz in brennendem
Dornbusch —
Liebend begreift sein Blick namenlos taumelnde Schar.
Hebt er die Arme; oh, welch Hosiannah bricht los von den
Lippen,
Die, kaum bewußt ihrer Schmach, jauchzen ihn zu sich herab!
Ach, es entschwinden die einsamen Jahre, da lautersten
Wollens,
Hohn er und Undank bewirkt, ringend am Rand seiner Kraft.
Er, dem der Gott seinen furchtbaren Kuß auf die Schläfe
gezeichnet —
Endlich dämmert sein Traum: Führer und Fackel zu sein!
Aus seiner Liebe nun sieht er die wirklichen Früchte
erwachsen:
Wimmelnd wirft sich sein Geist in das erwachende Volk.
Wo sind die Feste, wo Freunde? Was schlägt ihm die
Zeit von den Türmen?
Gibt er sein eignes Geschick so dem gemeinsamen preis?
Brüder, er kennt alle Wüsten, in denen wir schrecklich
verschmachtet . .
Hat sich zu tief schon erfüllt: Eines nur, weiß er, tut not!
Aber sein göttliches Schicksal bewahrt er den Reinsten
der Erde:
Neu in dem jungen Genöß zündet er langsam sich an.
Ewig so wandelt er hin durch der Liebe vielfache Gestalten.

Carlo Mierendorff:

HÄTTE ICH DAS KINO

Aus der Schaubude wuchs das Bild. Die blutrünstigen, bunten, hingeklecksten Panoramen: das Erdbeben von Messina, die Ermordung des Grafen Eckesvordt, den Untergang der Nordpol-expedition erlebte das Volk, die Nasen an die Gläser gepreßt. Es war seine Zeitung, war Welt, Absonderliches, Irgendwo, Geheimnis, Grausamkeit, Fabelwelt. Dinge, ohne die der Mensch nicht sein kann, daß zutiefst sie lieben, wertvoll macht. Der Trieb zum Verteufelten hockt in uns, ist zu befriedigen.

Ehedem gab es den Orkus, die Hölle, den Blocksberg, gab es den Äthiopier — erschaffen von der amorphen Masse, die im Dunkeln irrt, Formung jenes rätselvollen Nebels, der die Erde umschließt.

Die schwankenden Leinwände der Meßbuden waren Ver-gewisserung der Phantasie. Hier rundet sich das Weltbild. Der Mensch, der sich bloß fragmentarisch spürt, hat den Drang, des Daseins Anfang und Ende in seine Hand zusammenzubiegen, auf dem Nabel der Erde zu stehen.

Aber in einer Zeit, die alle in Beziehung setzt mit allen, konnte das starre Bild nicht mehr genügen. Wechsel und Fülle mußten herbei. Da mußten die Leinwände lebendig werden, damit der Mensch, jener durch den höchsten Grund der Unbewußtheit be-drängteste, der von unten her auf die Welt blickend nur kleinsten Ausschnitt von ihr erfaßt, der ohne Überblick und ohne Hinflug über die Landkarten ist, seiner bewußt werde, sich begreife und abgebildet sehe. So wurde das Kino.

Und da im untersten Mensch, dem Abgesperrtesten von allen, dem Prolet, dieser Drang am gewaltigsten ist, wurde das Kino sein.

Das Kino ist sein Pan — optikum.

Hier empfängt er das Leben.

Es ist die Klasse der ohne Buch Lebenden.

Die mit dem Sprachschatz von 60 Worten.

Die fernab allem Schönlingtum, das sich plustert beim Bravo seines Dutzend Leser (seien es auch 100, seien es auch 1000).

Die nie ein Autor erreicht, vielleicht noch eine Zeitung, vielleicht noch ein Flugblatt, vielleicht noch ein Fünfminuten-Redner während einer Wahlkampagne, und die dann zurücktauchen in ihre Anonymität.

Sie hat das Kino. Hierher kommen sie selbstverständlich, immer, hier sind sie ohne Mißtrauen, hier empfangen sie Begeisterung, Schmerz, Spaß, Entrückung. Ein Publikum millionenstark, das kommt, lebt und vergeht, das keinen Namen hat und das doch da ist, das, in seiner ungeheuren Masse sich bewegend, alles gestaltet, und das man darum in die Hand bekommen muß.

Es gibt kein anderes Mittel, als das Kino.

Was ist daneben das Buch?

Was ist daneben das Theater?

Literatur wurde längst Gespiel, ein Selbstbetrug. An einer Statistik der Leser würde die Überheblichkeit der Dichter zu einem Witz. Sie vermögen nicht in den Umschwung des Lebens einzugreifen. Sie stehen am Rand. Statt zu wirken, reden sie nach dem Diktionär der Akademie. Man sollte ein Pogrom gegen sie machen. Die Welt kann ohne sie laufen. Sie stünde still, nähme man das Kino heraus.

Kunst ist zentrifugal gerichtet. Das Publikum ist imstand, sich ihr zu entziehen. Gutes zu schreiben, erscheint heute hoffnungslos. Es wird Makulatur. Was Echo hat, dringt nur als Unterhaltung vor, nie als Kunst.

Auch im Theater. Es will das Publikum, aber es kämpft umsonst. Stücke werden *gesehen*, nicht mehr gehört. Wenn es in die Tiefe geht, hockt das Parterre öchsisch da. Eine reinliche Scheidung täte gut: kleine Theater für alle vom Wort Lebenden, für die anderen Kinos, viele Kinos, beste Kinos. Denn mehr und mehr verliert der Mensch die große Gabe, Welt sich aufzubauen aus dem Wort. Er lebt stumm: in Stockwerke geschichtet; sich in Trambahnen gegenüber; nebeneinander in Restaurants; stumm Passant an Passant auf der Straße. Der Naheste wird zum Entferntesten, Brücke zur Gemeinschaft schlägt manchmal noch das Wort, wenn Redner (o Rarität) von Autodächern herabreden. Schon überflügelt sie die Zeitung, die stumme, tonlose Zeichensprache der Leitartikel. Mit dem Auge hört der Mensch. Er verliert das innere Gesicht, das Wort wird Schemen. „Baum“, —

„Pferd“, — „Himmel“, — da leuchtet nichts mehr auf. Sein Ohr ertaubt. Die Welt empfängt er nur noch durch das Auge.

Der Aktivismus genügt nicht, er bestürmt nur eine Klasse. Damit die ganze menschliche Gesellschaft revolutionieren? Von oben herab? Man ersprengt keine Geldschränke mit Zündplättchen. Man weiß: irgendwie müssen Idee und Masse in untrennbarem Konkubinat sein. Was hilft, sie in einzelne Köpfe rammen? Längst verlor, wer Masse noch zu profilieren vermöchte, seine Führerschaft, jene rätselvolle, wechselseitige Verbundenheit, die seismographischer Natur. Es muß versucht werden, an die Masse heranzukommen, soll nicht jeder Versuch hoffnungslos sein, das Dasein zu gestalten.

Wir müssen das Kino haben.

Seit das Kino aufgewachsen zu einem ungeheuren Vieh über Europa lagert, schmarotzert es aus allen Taschen. Es schlug alle in Bann. Niemand entgeht ihm. Da es für alle lebet, lebet es von allen.

Das Publikum des Kino ist das klassenlose Publikum.

Ich sehe in die U. T., die Kammer-Lichtspiele, die Biograph, die Palastkinema, die Edison-, Bio-, die Eden-Theater: die schräg unter die Stadtsohle gebohrten Katakomben; die langen Schläuche, träg hingewälzt mit großem Maul einsaugend: in denen gespenstische Leuchtkäfer vor Tastenden faszinierend herirren; die alles vorpressen nahe an das gewaltige quadratische flirrende Auge heran, das hext, bedroht und zu Boden hält:

Hafenarbeiter und Geldleute, Spülmädchen und Sängerinnen.

Kanzlist, der auf der flirrenden Wand sich — so meint er — aufsteigen sieht (Traum!) zu Chef und Direktor.

Ladnerin, beglückt, sieht sie da oben von Graf und Baron geliebt sich selbst.

Junger Mann, der sich den Chic abguckt.

Einer mit Sektgeruch.

Damen, auf das „Letzte“ aus.

Person, dabei, einen zu beklauen.

Herren, die gähnen.

Ein Paar, schon das dritte Mal da.

Kellner und Büglerinnen, Dienstmänner und Modelle, Chauffeure und Ehefrauen, Maler und Milchmädchen, Jockeis und Schülerinnen, Rote Radler und Friseurinnen, Möbeltransporteure und Dienstboten, Damen mit Diamanten und Metzgerburschen, Pferdsjungen und Reisende. Nicht anders gespalten als in die vier Plätze. Ungetrennt, eins, verschweiß vom Schweiß der Erschütterung, Brücken geschlagen, geballt. In den Logen Parfüm und knisternd seidene

Robe, vorne Wind aus Apfelsinenschalen und Mützen ins Genick. Größter Lust sei Leinwand am nächsten. Gekreisch vorn — hinten Gelächel; Monokels an Manchesterbeinen verächtlich vorbei. Eng gekeilt, kein hochgeklappter Sitz, keucht in der Verfinsterung der Zuschauer unter dem Bild, das vorüberprescht. Schweiß bricht aus. Der Film spult: Jetzt packt er das Weib an. Und jedes Weib fühlt sich da oben gepackt, packt jeder Mann. Fieber entsteht. Geseufz. Ein Schirm fällt. Man muß sich bückend unter Rösche langen. Fleisch tanzt an Fleisch. Dunkel hockt das Lokal auf unserem Genick. Durch die Dünstung prasseln — Projektile, grünlich: Zimmer, Waldsaum, Kavaliers. Wer kann noch entfliehen? Das Weiße blitzt. Das Schwarze huscht. Das Licht streut sich aus. Die Vibration ist süße Betäubung. Die Hast lullt ein. Dampf steigt aus der Haut! Dunst schwängert die Sinne torkelnd. Viele sind schon vorgebeugt im Schlaf schwankend. Ein Kopf an dürftige Brust sanft gelehnt. Umarmte. Wispernde. Applaus. Hallo. Protest. Stieräugige. Zoten. Gefeix.

Licht flammt auf, der Bann reißt, erleichtert, in Schweigen, erlöst, umblinzeln sich: Monteure, Briefträger, Zylinder, Matrosen, Schiffsknechte, Portiers, Kopftücher, Kommiss, Bergarbeiter, Kokotten, Fuhrmänner, Dandys, Lehrlinge, Kellnerinnen, Rayonchefs, Sergeanten, Strohhüte, Herren im Cut, Ballonmützen, Dichter, Ehemänner, Gebildete. Schon scheint es, der Mensch muß ins Kino um sich zu erhalten.

Aus Maschinenhallen und Warenhäusern, aus Kellern und Mietsvierteln, aus Landhäusern, aus dem Osten der Großstädte, aus Untergrundbahn, Trams, aus Gießereien, Fabriken, Büros steigt der Mensch empor. Ein unendlicher Zug in die Kinos der Metropolen und der Provinzstädte.

Die in Dörfern sahen das Geschiebe der Citys, Lichtmaste, Autos, Fassaden der Hotels, Bahnhöfe.

Die in Städten sahen Waldgebirge, Telegraphendrähte, Chausseen, Friedlichkeit. Da war Fremder fremdem Kontinent gegenüber, Wüsten, dem Meer, China und Indien.

Dunkle Verbrämung fiel.

* * *

Der ursprüngliche Film war nicht nur bloß sentimental oder cochonnerie. Er war es immerhin in Afrika, auf den Antillen oder in Whitechapel. Das ist ein Unterschied. Auch um dieses Kitzel willen mußte Film herbei.

Es kam auch an auf den Mord, die Vergewaltigung, den Einbruch, die Entführung. Gewiß. Aber es kam ebenso sehr an auf die Indienfahrer, die Bowiemesser und den Urwald. Sähen bloß das

die durchschnittlichen Filmschreiber wieder ein, wären sie doch bloß burschikos statt elegisch, schon wäre Kitsch geflogen und das Kino hätte Eigenart und Wert.

Warum muß Henny Porten Kitsch spielen? Den kitschigen Vorwurf fordere das Volk? Nichts verlogener als dies gedankenlose Gerede des profitverfetteten Phlegmas, das, um seine Taschen voll zu machen, den Instinkt der Masse proklamiert.

Henny Porten sollte nicht Kitsch spielen. Die Wirkung eines Kitschfilms ist verheerender als jede Romanserie. Den gleichen Aktionsradius könne das Gute haben. Was gesucht wird, sind die Lieblinge. Es geht nicht um den Film allein, es geht um Erna Morena so gut wie um Gunnar Tolnaes. Zu ihnen drängt der Zuschauer. Ihr schönes Lächeln und sein Sturm überwindet, macht willenlos. Faszination gibt ihnen Gewalt über das Volk.

Henny Porten darf nicht mehr Kitsch spielen. So geliebt werden macht verantwortlich. Auf jeder Leinwand wird man sie suchen, auch im ungekitschten Stück.

Es gab gute Films. Wo sind sie? Wer durfte es wagen, sie zu Gerümpel zu werfen?

Es genügt, die Unterhaltung im Film sei Sensation, sein Terrain das Abenteuer. Besser Bombenattentate als Familienszene, besser Verwegenheit als Rührstück. Alle fabelhaften Erhebungen des Erdballs vom Großartigen hinab bis ins Gemeine mögen die Films anfüllen: Traum von Policeman, die Goldküste, Fjords und Robbenjäger, Achter auf der Seine, Lustmord und Long-Island, Nigger, Dompteure, Gletscher, Reiterkampf in Peru, elektrischer Stuhl von Sing-Sing, Hamburger Kai, Aufruhr in Mexiko, im Kanoe den Amazonas hinab, Lüstlinge, Lappen und Rentiere, Strand von Biarritz, Hurrikan, Zyklone und Blizzards, Spazierfahrt in Reykjavik, Schiffsalut und Schauspielerinnen, Insmen und Akrobaten, Jagd in den Dschungeln, Bordells von Hongkong, Chinesen, Grizzlys und Eisberge, Gärten Stockholms, Landgut in England, das rote Meer, Niagarafall, Potsdamer Platz und Tiger, den Aetna, Sonne auf Kairo herab, Giftmorde, Gorillas, raketend San Franzisko, Mandelbäume unter dem Fusijama, Rauferei in Grenzschenken, Mondsichel über der Alhambra, Tänzerinnen und Squaws, den Chimborasso, Feuerland und die Sierra Nevadas, Panorama auf Sidney, Blitzzüge und Santa Fé, Cañon des Colorado, die Sphinx, Stierkämpfe.

Irdische Phantasie von rasendster Aktualität.

Im Kino betrachte ich die Zeit. Am Kino bricht sich die Zeit. Zuckender Querschnitt durch sie, rüde, groß, gemein, Abschaum fliegt, Schwären, unecht und verlogen und doch zutiefst wahr.

Wo die Welt des Kino aber die diesseitige übertrifft, grenzt es an die Sphäre, die unbestreitbar nur des Kinos ist: die Phantastik. Technik vermag alles zu überwinden, alles zu ermöglichen. Indes keine Übertragung der Romantik, keine platte Verfilmung von Poe, Hoffmann oder Barbey d'Aurévilly. Aufbau ganz eigener Phantastik, der alle Mechanik dienstbar ist.

Erst das Traumgefild, „die andere Seite“, wo alle Statik aufgehoben ist.

Dann eine neue Art von grotesken Mißverhältnissen. Aus dem Wortwitz wird im Bild das Groteske. Wo Köpfe sich vertauschen, einer einen lebenden Ochsen frißt, Beine allein promenieren, ein Furz die Nationalversammlung in Trümmer fegt. Das mag noch lustig sein, wenn alles auf dem Kopfe steht.

Dann mag es Spiegel werden, der sich allen vorhält: das bist du. Ich wünschte dem Film einen Rabelais.

Schauerlich aber wird es, wenn erst die Dinge lebendig werden, zur Revanche sich aufstemmen, Spießbruten, wenn der Mensch gerichtet wird. Dann mag ihn seine eigene Visage angrinsen. Der Höllensturz, die große Revolution des Seelenlosen gegen die Entseelten. Wo Schoßhündchen die Damen an der Leine führen. Sänger in Käfige gesperrt hüpfen, Tramways sich heiraten, Fische die Fischer angeln, Federhalter ihre Herren erstechen.

Irgendwann muß einmal das große Exerzitium gegen das Hundsföttische im Menschen anheben.

(Gleichzeitig aber auch eine Kampagne unter die Noch-Lesenden. Es gibt Dichter, die wert sind, sich in Generalanzeigern zu verschwenden. Wir müssen kolportiert werden. Wir wollen nicht ewig sein, wir wollen wirken. Besser in Spezereiläden ausgelegt mit den Heringen abgehen, als im Luxusleder flegeln. Karl May war größer als Heinrich Mann. Er hatte die Gräfinnen und die Liftboys.)

Die Menschen verdienen es, gewalkt zu werden. Weise ist, der Erziehung Abschreckung und Zerknirschung vorauszuschicken. Sitzen sie im Kino und beginnt erst das Theater schwer zu schwanken wie breite Schuten auf dem Meer, wenn Orkan ist (nichts anderes als daß von Bord aus im Orkan das Meer gefilmt) wird Schwindel sie packen, Entsetzen und Aufschrei. Oder man hätte Lust, sie solange mit Kitsch zu bombardieren bis sie in die Knie gehen. Nichts reibt mehr auf als Tränen. Nichts macht gefügiger als Mond. Nichts pflügt tiefer als Harmonium, näselte es verschnupft, da ein Verlorener heimkehrt.

Dies alles aber geht nicht, solange die Freibeuter der Toleranz des Kino ausbeuten. Es muß ihnen entrissen werden. Es gibt

Monopole für Kali, für Eisenbahnen und Salz. Es gibt Monopole der Religion und der Gesinnung. Leibliche Wohlfahrt ist unter Schutz gestellt. In Kultur darf jeder schmarotzen. Das Kino ist ein Lebens — mittel, kein Tennisball kapitalistischer Interessen.

Liberalität schafft keine Kultur.

Die wahre Revolution beginnt jenseits der Klassenkämpfe. Wo bleibt sie? Kann man, so schief sehend, das Kino als kulturelles Instrument unterschätzen? Man lasse es den ansetzen, der den Willen dazu hat.

Es liegt doch auf der Hand, das Wirksamste zuerst ins Feld zu führen. Nirgendwo noch so möglich, von *einer* Tribüne aus zu *allen* zu sprechen, daß milliardenfaches Echo den Gedanken in alle Winde trägt. Wie groß (weil verlohrend) ist doch die Verlockung, trifft es sich, daß von ungefähr ein Abort und ein Herd beisammenstehen, daneben im Verschlag ein Kino aufzutun.

Aus dem Kino werde eine gewaltige Waffe der Idee.

Films nicht der sozialen Aufklärung oder dem Mädchenhandel ins Stammbuch. (Zum Teufel mit allen Veredelungen!)

Warum nicht einen Feldzug nach salutistischer Methode?

Zehntausend Films gegen den Kapitalismus, die angesehen werden müssen, weil darin Henny Porten ist, die Negri lacht, Wegener tobt, Erna Morena lächelt und Tolnaes seinen Telemark schwingt. Die Stars und die Kinoköniginnen müssen Helfershelfer werden.

Eine Million Manifeste von fünf Minuten. Weg mit den Deklamatoren. Zeigt Menschtum auf. Exemplarisch, daß es die Verstockten in die Ecke klatscht. Blitzlichte gegen die Zeit. In tausendstel Sekunde Ewiges.

Kilometer gegen die Grenzpfähle, gegen die Barrieren des Nationalismus, für Verbrüderung. (Nicht knallig, aber zerfetzend.) Sie werden ohne Wirkung sein. Aber sie werden dasein.

Wenn im Film einmal Bild ganz das Wort überwand, ist die Verwirrung von Babel überwunden. Er ist nicht Dialekt, er hat nicht Idiom. Er ist, Jargon aller Welt!, in allen Sprachen geschrieben, Brücke zu allen. Zu Dualas wie Deutschen, zu Armeniern wie Amerikanern kann ich gleichermaßen reden, kann Gutes geredet werden, haben es nur einmal im Atelier die Schauspieler in das Objektiv gedolmetscht.

Es schwillt über die Zonen, zuckt in die Winkel der Kontinente. Gläserne Kugel, überspanne das Kino den ganzen Erdball.

In den Zenith blickend, mögen die Pole einander betrachten. Gut und Böse zucke mahnend und eifernd über den Himmel.

Der letzte Einäugige auf der nördlichen oder südlichen Halbkugel wird mir nicht entgehen.

Wer das Kino hat, wird die Welt aushebeln.

Anna Siemsen:

UND WIE STEHT'S UM DEN STAAT

Immer, wenn wir mit unseren Gedanken bis zu einem gewissen Punkte gelangen, stoßen wir auf den Einwand: das ist Anarchismus. Immer dann nämlich, wenn wir feststellen — was sich doch nicht ableugnen läßt — daß Gewalt und Zwang nicht mit der sittlichen Freiheit des Menschen vereinbar ist. Wir können den Einwand nur bestätigen: Gewiß, es ist ein menschenunwürdiger Zustand, von einem anderen oder etwas anderm als der eignen Vernunft beherrscht werden. Und demnach ist allein Anarchie Herrschaftslosigkeit, eine menschenwürdige Gesellschaftsform.

Ich glaube kaum, daß darüber ein Streit herrschen kann. Ich bezweifle auch, daß irgend ein ehrlich Nachdenkender die Zwangseinrichtung des Staates ansieht als etwas, das der sittlichen Würde des Menschen entspricht. — Sogar die kühnsten Staatsmystiker beten in ihrem vollendeten Staat etwas an, das in der Tat kein Staat mehr ist, weil das Kennzeichen des Zwanges wegfällt. — Vollendete Demokratie, nicht wahr, bedeutet nicht Herrschaft einer Majorität, die denn doch immer die Minorität vergewaltigen muß, sondern vollendete Demokratie bedeutet Aufhören des Zwanges, Aufhören des Staates: Anarchie.

Darüber wird man sich sehr leicht verständigen. Und Streit kann nur entstehen und besteht tatsächlich nur darüber, wie denn unsere heutigen unvernünftigen Zustände vernünftig zu gestalten seien, wie aus der chaotischen Zwangseinrichtung, die sich heute Staat nennt, eine gewaltlose Demokratie zu entwickeln sei.

Am leichtesten haben es die Unentwegten, die von der sofortigen — gewaltsamen oder friedlichen — Aufhebung alles Zwanges die gleichzeitige Ausgießung des heiligen Geistes erwarten und den Anbruch des tausendjährigen Reiches der anarchischen Vernunft.

Leicht haben es auch alle die, welche, ohne diese Parusierhoffnungen zu teilen, dennoch glauben, daß die Vernunft zwar nicht in allen Menschen, aber in einigen bestimmt zur Erscheinung gekommen sei, und ihnen als den Päpsten der streitenden Kirche

der Vernunft die Leitung der unvernünftigen Massen überantworten wollen, bis zur Vollendung der Zeiten. Ob diese Vorkämpfer einer sichtbaren Kirche im Monarchen von Gottes Gnaden ihren geisterfüllten Leiter sehen, ob sie im Proletariat alle Kräfte der schaffenden Vernunft vereinigt glauben, ob sie als Aristokraten des Geistes in irgend einer Philosophie oder: irgend einem Philosophen die offenbarte Vernunft und ihren Stellvertreter erkennen: Stets liegt ihnen das Problem sehr einfach: volentem ducunt, nolentem trahunt. Und ihr bogite intrare hat in zweitausend Jahren nicht an Unbeirrtheit verloren.

Schwerer sind wir Skeptiker daran, die wir bei allem unbeirrten Glauben an die Unfehlbarkeit der Vernunft, nicht der Unfehlbarkeit ihrer Verkünder glauben und in aller bisherigen Erkenntnis nur das Ringen erkennen in der Richtung auf ein unendliches Ziel. Das hat zur Folge, daß wir „kompromisseln“, daß wir „inkonsequent“ sind, und daß wir ohne allgemeingültige Formel von Fall zu Fall nur eine Entscheidung treffen können. Sicher sind wir nur des Zieles: die gewaltlose Freiheit innerhalb einer zur Vernunft gereiften Menschheit, sicher sind wir der Richtung: Abbau des heutigen Zwanges, wo immer es möglich ist, ohne das Dasein der Menschheit zu gefährden. Sicher sind wir der Mittel: Arbeit an uns selbst, um unsere Erkenntnis zu klären und unsern Willen zu reinigen, Arbeit an den andern, um sie zu überzeugen von dem, was wir erkannten. Sicher sind wir endlich des Wegweisers in uns selber, ob wir ihn nun Gewissen, ob wir ihn nun Vernunft benennen, der als dunkles Gefühl in uns allen vorhanden, zur bewußten Erkenntnis emporgeläutert ist.

Wir sehen, daß ohne Zwang und sogar ohne Gewalt heute niemand zu regieren versteht. Wir glauben, daß auch wir der gleichen Notwendigkeit verfallen würden. Aber wir sehen die Ursachen dafür nicht nur im Unverstand der Massen, weit mehr noch in der Unvernunft der Regierenden und sind überzeugt, daß eine vollkommene und reine Vernunft durch ihre innere Kraft allein leiten würde, ohne zwingen und herrschen zu müssen. Wir sind also in der Lage eines Lehrers, der nicht ohne Prügel auskommen kann. Statt die Unentbehrlichkeit der Prügel philosophisch zu beweisen, wird er seine eigene Unzulänglichkeit zugeben. Immerhin erhält er so die notwendigste Ordnung und tröstet sich mit der Hoffnung, daß er mit zunehmender Weisheit bessere Mittel entdecken werde.

Prügelstrafe und staatlicher Zwang: es ist hier kein Unterschied! Beide sind notwendige Übel, beide sind notwendig nur kraft

unserer Unvernunft, beide sind ein Armutszeugnis für den Führer nicht weniger wie für die Geführten. Und zu ihrer Überwindung scheint mir das beste Mittel, daß wir alle — ob Lehrer, ob Schüler — an unsere eigene Brust schlagen: *mea maxima culpa*, und daß wir dort das Ziel erblicken, wo Jesu Worte es uns zeigen: „Wer aber unter euch der Herr sein will, der sei aller Diener“. Dies Ziel liegt jenseits von allem Staatszwang und ist uns heut schon erreichbar. Dies Ziel allein, von jedem einzelnen ehrlich erstrebt, führt uns auch dem großen allgemeinen Ziele entgegen: Auflösung der Gewalt, Auflösung des Zwanges, Auflösung des Staates. Ob wir das Demokratie nennen, Herrschaft der Gesamtheit, Aristokratie, Herrschaft der Besten, oder Anarchie, Herrenlosigkeit: wir meinen das Gleiche damit: Herrschaft der Vernunft durch ihre Überzeugungskraft ohne äußeren Zwang und Furcht vor Strafe, Herrschaft der Vernünftigen soweit und solange sie wirklich Vernunft erfüllt sind, ohne Anspruch und Vorrecht über diese Zeit hinaus, Herrschaft — nein, freie Gemeinschaft aller, die durch die Vernunft überzeugt und geleitet werden.

Elisabeth Neumann:

DAS PASSAH DER EGYPTER

O Passahnacht, du Wehenacht, du Nacht der Todes-
„Weh! auf mein Feld der Hagel kracht“ — [schauer!
„Mein Weinstock wird vom Wurm zernagt“ —
„Die Pest fraß meiner Herden Pracht“ —
So scholl Egyptens Trauer.

Sahst Ihr der Mütter irrend Heer,
Nach Hilfe hastend kreuz und quer,
Zuletzt erstarrt und tränenleer,
Im Schoß den Erstgeborenen?
Wie traf der Schlag so felsenschwer!
Wie schwoll der Nil, ein Tränenmeer,
Im Schmerz um die Verlorenen.

Und Ihr jauchzt Psalmen ohne Zahl,
Und würzt mit Wonne Euer Mahl,
Pokal erhebend um Pokal,
So wohl ist Euch zu Mute!
Sahst Ihr denn nicht der Rache Strahl,
Spürt Ihr nicht der Egypter Qual
In Eurem eignen Blute?

O Menschheit, rasendes Getier,
Noch immer grüßet dein Gewieh'r
Des Feindes Schaden heut und hier,
Wie vor dreitausend Jahren!
Und Gotteswort preist Menschenmord,
Tedeum hier, Tedeum dort,
Bei uns Kulturbarbaren.

Inhaltsverzeichnis des Jahrbuchs

UNSER WEG

1 * 9 * 2 * 0

PREIS 3 MARK / GEBUNDEN 5.50 MARK

ERNST BARLACH: Zwei Szenen aus *Die echten Sedemunds*. / BERNHARD BERNSON: *Renate* / EDUARD BERNSTEIN: *Begegnungen mit Jean Jaurès* / MAX DERI: *Selbstanzeige* / KASIMIR EDSCHMID: *Daisy* / KURT EISNER: *Die Götterprüfung* / JULIUS ELIAS: *Max Liebermann und die anderen* / GEORG ENGELBERT GRAF: *Das politische Kartenbild* / WALTER HASENCLEVER: *Aus dem Schauspiel *Die Menschen**. / ADOLF VON HATZFELD: *Grüner Sommer* / OTTO JENSSEN: *Bücher haben ihre Schicksale* / KARL KAUTSKY: *Die Schuldigen* / ADOLF KESTENBERG: *Ada und Sched* / OSKAR KOKOSCHKA: *Vom Bewußtsein der Gesichte* / ELSE LASKER-SCHÜLER: *Vom Himmel. Drei Gedichte* / FRANZ MARC: *Aphorismen* / LUDWIG MEIDNER: *Rede (im Zwielficht) an den Tod* / ROBERT OWEN: *Zur Ehereform* / GOTTFRIED SALOMON: *Leben Saint-Simons* / RENÉ SCHICKELE: *Schicksal* / RICHARD SEIDEL: *Die Volkswehr* / EMIL SCHAEFFER: *Zu einer Neuausgabe der *Salons von Diderot**. / BRUNO SCHÖNLANK: *Drei Gedichte* / ERNST TOLLER: *Drei Gedichte* / REINHOLD VON WALTER: *Aus *Der Kopf**. / ADOLF WEISSMANN: *Die Patti*

D I E B I L D B E I G A B E N :

ERNST BARLACH: *Der Kopf* / AUGUST GAUL: *Der Retter* / ROBERT GENIN: *Selbstbildnis* / OTTO GLEICHMANN: *Die Makkabäer* / GEORGE GROSZ: *Illustration zu *Kindergedichte**. / RUDOLF GROSSMANN: *Foire aux puces* / OSKAR KOKOSCHKA: *Max Reinhardt* / ELSE LASKER-SCHÜLER: *Jussufs Versunkenheit (Titelblatt der Gedichte)* / WILHELM LEHMBRUCK: *Studie* / MAX LIEBERMANN: *Mutter und Kind. Bildnis: Karl Kautsky* / HANS MEID: *Zigeuner vor der Stadt* / LUDWIG MEIDNER: *Frau Jäckel* / MUNCH: *Die Geschichte* / JULIUS PASCIN: *Titelzeichnung zu *Heine: Schnabelewopski** / MAX SLEVOGT: *Bewahret euch vor Weibertücken. Vier Vignetten* / ERNST BARLACH: *Originalholzschnitt*

Verlag Paul Cassirer / Berlin

RENÉ SCHICKELE

Am Glockenturm. Drama. In Vorbereitung..

**Benke! der Frauentröster.* Ein Roman. Zweites bis viertes Tausend. 4 M. In Pappband 6.50 M.

**Der Fremde.* Roman. Zweite Auflage. 4 M. In Leinen gebunden 6.50 M.

Die Genfer Reise. 6 M. Gebunden 8 M. Vorzugsausgabe: 100 numerierte und vom Verfasser signierte Exemplare auf Büttenpapier. In Halbleder gebunden 50 M.

**Hans im Schnakenloch.* Schauspiel in vier Aufzügen. Zweites bis viertes Tausend. 4 M. Gebunden 6.50 M.

**Die Leibwache.* Gedichte. 4 M. Gebunden 6.50 M.

**Mein Herz — Mein Land.* Ausgewählte Gedichte. 2.50 M. Gebunden 4 M.

Die Mädchen. Ein Novellenband. In Vorbereitung.

Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris. Gebunden 6.50 M.

**Schreie auf dem Boulevard.* Neue Auflage in Vorbereitung.

**Trimpopp und Manasse.* Eine Erzählung. 2.50 M. Gebunden 4 M.

Weiß und Rot. Gedichte. Neue Auflage in Vorbereitung.

Auf die mit einem Stern bezeichneten Bücher wird vom Verlag ein Zuschlag von 30% erhoben

Verlegt bei Paul Cassirer
Berlin W10

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON RENÉ SCHICKELE

DRITTES HEFT ♦ 7. JAHRGANG ♦ MÄRZ 1920

INHALT:

René Schickele: Am Glockenturm

Kasimir Edschmid: Der neue Roman und Wassermann

Kleine tschechische Anthologie

Weißes Brett:

Die 15 Leitsätze der „Clarté“

Wilhelm Klemm: Neue Gedichte

EINZELPREIS 2,50 MARK

VIERTELJÄHRL. 6,50 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

DER NEUE RUSSISCHE ROMAN

Soeben erschien:

VICTOR PANIN **Die schwere Stunde**

Roman

12 Mark, gebunden 15 Mark



Dieser Roman ist das erste Werk, das die Zustände im heutigen bolschewistischen Rußland in künstlerischer Form erfaßt. Mit der Hellsichtigkeit und seltsamen Eindringlichkeit russischer Erzählkunst ist das Einzelschicksal der Gestalten dieses Buches lebendig gemacht und in den Kreis allgemeinen Geschehens verflochten. Durch die brennenden Augen, die glühende Seele eines Dichters sieht man das kommunistische Moskau; Menschen, die hungern und frieren, bluten und töten, leiden und lieben, bald in trügen Fatalismus versinken, bald in kühnem, grenzenlosem Erlöserbrange sich emporschwingen. Ein starker Glaube an bessere Zukunft hebt das Buch über seine stofflichen Grenzen hinaus: Die schwere Stunde der Menschheit, aus der ein neues Leben hervorgehen soll in grausamem, fürchtbarem Kampfe, das ist das Bild der Gegenwart.



VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN

René Schickele:

AM GLOCKENTURM

Schauspiel in drei Aufzügen

Schauplatz: Bern. Zeit: 1917. Der erste Aufzug spielt beim „Zytgloggen“, dem alten Berner Glockenturm mit einem Uhrwerk, dessen Hahn alle Viertelstunde dem Glockenschlag nachkräht, und in den anschließenden „Lauben“ beim Gerechtigkeitsbrunnen. Der zweite Aufzug in der Halle des Palace-Hotels „Gurtenblick“. Der dritte in Lötschbergs Zimmer im selben Hotel.

Die vorigen Personen

**Der Elektriker
Der Erste Direktor
Der Dritte Direktor
Der Vierte Direktor
Der (stumme) Nachfolger des Dritten Direktors
Detektiv Kohler
Detektiv Weiß
Der Erste Spieler
Der Zweite Spieler
Vier Kellner**

ZWEITER AUFZUG.

Der zweite Aufzug besteht aus fünf Bildern, aber es bedarf beim Szenenwechsel keiner Verwandlung, da sie nur verschiedene Stellen derselben, gleichförmig möblierten Riesenhalle darstellen. Kurzes Ausschalten des Lichts, geringe Veränderungen der Tische und Stühle genügen.

ERSTES BILD.

Halle im Hotel.

Erster Auftritt.

Lötschberg und Manolesku, jeder in einem Klubsessel. In der Mitte auf einer Leiter ein Elektriker, der sich am Leuchter zu schaffen macht. Darunter, ihm aufmerksam zusehend, der Vierte Direktor und ein Kellner.

(Schweigen.)

Lötschberg: (da der Elektriker seine Arbeit unterbricht): Sind Sie fertig?

Der Vierte Direktor und der Kellner (gleichzeitig): Nein.

Der Elektriker: Erst muß ich mal am Stumpen ziehn. Habt ihr Streichhölzer da unten?

Der Kellner: Ich hol. (Bleibt stehn.)

Der Elektriker (setzt sich, den erloschenen Stumpen im Mund, oben auf die Leiter).

Lötschberg (zum Vierten Direktor): Sagen Sie, Oberkellner, warum setzen Sie sich nicht auch?

Der Vierte Direktor: Wenn ich der Oberkellner wäre, Herr Altnationalrat, so dürfte ich mich nicht setzen. Ich bin aber der Vierte Direktor und will mich nicht setzen.

Manolesku (erschrocken): Der wievielte Direktor?

Lötschberg: Der Vierte. Der Vierte und vorläufig der letzte.

Der Vierte Direktor: Der Herr Altnationalrat irrt. Seit heute gibt es einen Fünften Direktor.

Manolesku: Warum heißen Sie alle „Direktor“?

Der Vierte Direktor: Der Bildungsgrad, Durchlaucht, verlangt es.

Lötschberg: Ich dachte, es sei alles besetzt in der Direktion.

Der Vierte Direktor (ironisch): Seitdem der Herr Altnationalrat meinen Vordermann hier angebracht haben?

Lötschberg: Dafür haben wir dann ja Sie gekriegt.

Der Vierte Direktor: Sie wollten sagen: dagegen:

Manolesku: Gab es eine Stelle in diesem Hause, wo noch kein Spion saß?

Der Vierte Direktor: Befehlen Durchlaucht den Besitzer?

Manolesku: Was soll ich mit dem?

Der Vierte Direktor: Er würde sich erlauben, Durchlaucht höflich darauf hinzuweisen, daß das häßliche Wort, das Durchlaucht soeben entschlüpft ist, in diesem Hause nicht gebraucht wird.

Lötschberg (zu Manolesku): Das Wort.

Der Vierte Direktor: So sagte ich.

Manolesku: Bei wem sind Sie Kammerdiener gewesen?

Der Vierte Direktor: Durchlaucht wissen, daß eines jeden Vergangenheit hier mit den leeren Koffern im Speicher verstaubt wird.

Lötschberg: Sie sind immer leer?

Der Vierte Direktor: Dafür interessiert sich, in ganz seltenen Fällen und auch dann mit größtem Widerstreben, nur die Polizei.

Lötschberg: Jetzt lügen Sie, Herr Vierter Direktor.

Der Vierte Direktor: Wie belieben?

Lötschberg: Die Koffer im Speicher sind für die Herren Direktoren reserviert — die Koffer und die Betten.

Der Vierte Direktor: Delikate Gegenstände verdienen delikate Hände.

Lötschberg: „Ohren“, wollten Sie sagen.

Der Vierte Direktor: Ich sprach von Koffern.

Lötschberg (sich in seiner Länge erhebend, zum Elektriker): Sie, Mann!

Der Elektriker: Ich bin nicht da.

Lötschberg: Hören Sie?

Der Elektriker: Nicht das Geringste.

Lötschberg: Das genügt. Aufgepaßt. Ich schenke Ihnen eine Havanna, eine echte Havanna zu fünf Franken unter zwei Bedingungen.

Der Elektriker: Angenommen. (Er steigt herab.)

Lötschberg: Erstens, daß Sie sie sofort rauchen. (Elektriker nickt.) Zweitens, daß Sie sie draußen rauchen. (Der Elektriker hat den Stumpen an der Leiter gelöscht, nimmt die Zigarre von Lötschberg, dankt nickend, steckt sie ein und steigt wieder die Leiter hinauf.)

Lötschberg (brüllend): Sofort! Draußen!

Der Elektriker: Eine Kleinigkeit, Herr Lötschberg. Eine Viertelminute.

Lötschberg (in den Sessel fallend zu Manolesku): Alles bestochen, alles . . .

Manolesku: Canaille.

Lötschberg: Überbieten wir . . . (Brüllend) Herr Direktor! Herr Erster Direktor!

Der Vierte Direktor: Bitte, ich eile, ihn zu holen. (Ab.)

Zweiter Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Der Elektriker. Der Kellner.

Manolesku (zu Lötschberg): Können Sie mir sagen, was den Kellner dort an der Leiter festhält?

Lötschberg: Dasselbe, was den Arbeiter festhält. Sie haben Dienst.

Manolesku: Ich denke, er holt Streichhölzer.

Lötschberg: Vielleicht möchte er gern, aber er bleibt in der Halle. Wir haben es jetzt alle schwer.

Manolesku: Womit?

Lötschberg: Keiner von uns macht Ernst.

Dritter Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Der Elektriker. Der Kellner. Flora.

Manolesku: Flora!

(Sie erheben sich.)

Flora: Guten Tag, Durchlaucht. Du siehst alt aus und bist um die Hälfte jünger als Lötschberg. Es geht abwärts mit dir.

Lötschberg: Warum schmeicheln Sie mir?

Manolesku: Du vergißt, daß du mich verlassen hast: ich bin bestraft genug.

Flora: Bei solchem Wetter hier sitzen! Na, da setzen wir uns wenigstens.

(Sie setzen sich.)

Flora: Die Jungfrau draußen steht im Himmel, als wollte sie Hochzeit machen.

Lötschberg: Der Beruf der Jungfrauen.

(Herein der Erste Direktor mit dem Vierten.)

Vierter Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Flora. Elektriker. Kellner. Der Erste Direktor. Der Vierte Direktor.

Lötschberg (erregt auf die Leiter hinweisend): Schauen Sie sich das an . . . Genau . . . Was kostet das? (Seine Handbewegung fegt die Gruppe mit der Leiter zur Tür hinaus.)

Der Erste Direktor (sich verbeugend): Für wie lange?

Lötschberg (flehentlich): Eine einzige halbe Stunde.

Der Erste Direktor (zum Vierten): Der Mann soll in einer halben Stunde wiederkommen. (Zum Kellner) Sie können gehen. (Zum Vierten Direktor) Sie, bitte, empfangen im Bureau, der Herr Dritte Direktor übernimmt die Halle.

Lötschberg: Wie soll ich Ihnen danken.

(Langsam ab: Elektriker, Kellner. Vierter Direktor.)

Der Erste Direktor: Ich habe nie zu klagen gehabt, Herr Alt-nationalrat. (Ab als Letzter. An der Tür dreht er sich um, verbeugt sich.) Ich empfehle mich.

Fünfter Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Flora.

Flora: Findet ihr nicht das alles ekelhaft?

Lötschberg: Der höllische Feind manifestiert sich minütlich in seiner alleinigen Macht. Was Sie lesen, wohin Sie blicken, was Sie hören; alles schreit seinen Sieg aus. Sie, Flora, haben sich die Ohren verstopft und glauben aus guten Gründen, dies ändere etwas an der Welt. Denn wenn Sie den Pfropfen aus den Ohren nehmen, ist es Nacht, und Pedroso erzählt Ihnen Geschichten.

(Der Dritte Direktor.)

Flora: Aus welchen Gründen?

Lötschberg: Ich habe es gesagt: weil Sie nichts anderes hören wollen, nichts anderes sehen als euch.

Flora (die Arme kreuzweise an sich drückend, den Kopf darüber): Alles andere ist ein schlechter Traum: Geldnot, Hunger, Gefängnis, Einsamkeit.

Sechster Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Flora. Der Dritte Direktor.

Lötschberg: Die Ablösung zieht auf. Salutieren wir. (Alle verneigen sich leicht vor dem Dritten Direktor.)

Der Dritte Direktor: Wohin mit mir!

Lötschberg: Setz dich zu uns.

Der Dritte Direktor (während er sich setzt): Aha, der Depeschensack.

Manolesku: Woher wissen Sie?

Der Dritte Direktor: Die Engländer haben ihn.

Flora: Das wird teuer.

Der Dritte Direktor (zu Flora): Ich denke, Sie arbeiten nicht mehr? Urlaub?

Flora: Bei den Säcken war ich noch dabei.

Manolesku (zum Dritten Direktor): Die Engländer, das bist du. Keine Umschweife: ist der Sack für mich interessant?

- Der Dritte Direktor: Da es der Sack deiner Regierung ist —
- Manolesku: Ich bin fleißig, aber für jeden Sack reicht mein Fleiß nicht aus. Stecke ich drin? Ja oder nein!
- Der Dritte Direktor: Solange du das nicht weißt, behält der Sack für dich das gleiche Interesse, ob du drin steckst oder nicht.
- Lötschberg: Sie stecken nicht drin, aber der Kollege braucht Geld.
- Manolesku: Es verstößt gegen unsere heiligsten Prinzipien!
- Der Dritte Direktor: Was verstößt dagegen?
- Manolesku: Daß wir einander bewuchern. Du, verstehe recht, das geht nicht. Wir sind die Teilhaber desselben Geschäfts. Wenn du Geld brauchst, so nimm Vorschuß, zum Begaunern ist die Konkurrenz da. Ich dulde keine Unehrllichkeit in meinem Hause. Du bist ein Lump. Hinaus mit dir!
- Der Dritte Direktor: Der Fürst der Diebe schwärmt. (Zu Lötschberg) Soll ich gehen?
- Manolesku: Der Fürst der Diebe hat nie einen Kollegen betrogen. Er wäre sonst kein Fürst. In diesem Fall habe ich es nicht einmal nötig, Rücksicht zu nehmen. Für mich, verstehst du, für mich ist der Sack leer. Aber du hast deine Unbrauchbarkeit bewiesen. Du bist hoffnungslos talentlos. Einen Mann wie mich stellt man nicht mit einem leeren Revolver. Lötschberg, schmeißen Sie den Kerl hinaus!
- Lötschberg (zum Dritten Direktor, dem er eine Zigarre reicht): So kann man das nicht machen. Du bist noch naiver als Pedroso. Der kann zwar die Parteien nicht auseinanderhalten, aber er macht auch keine Geschäfte. (Gibt ihm Feuer.) Wenn meine Sammlung von Depeschensäcken nicht vollständig ist, so hat sie überhaupt keinen Wert. Du verdirbst mir den ganzen Spaß. Geh zum Teufel!
- Der Dritte Direktor: Ihr seid euch klar, daß ich von hier zum Bundesanwalt gehe und euch anzeige, wie ihr da sitzt, und die andern mit?
- Lötschberg: Der Bundesanwalt hat bereits in dein Zimmer geschickt, und dein Sack hat Beine gekriegt und ist dir vorausgeeilt. Wenn du zur Tür hinaussiehst, bemerkst du zwei Herren, die in angeregtem Gespräch auf und ab gehn. Sie erwarten dich.
- Manolesku: Verdammtjuchhe! Das nenne ich gute Arbeit. Meine Glückwünsche, Herr Altnationalrat.
- Der Dritte Direktor (ist aufgestanden und starrt zur Tür . . . Durch deren Glasfenster sieht man zwei Herren in lächelnder Erwartung stehenbleiben): Verräter! Ich sage alles. Ich nehme den Kampf auf. Mit euch nehme ichs auf, zehnmal, hundertmal, das sollt ihr erleben.

Lötschberg: Armer Ausländer! Vorbestrafter. Ohne Vermögen.
Manolesku: Verraten hast du. Er (Lötschberg) hat deinen Verrat unschädlich gemacht. Du hast die Bombe gelegt. Er hat einen Eimer Wasser darauf gegossen. Verstanden? Mir liegt daran, daß du das richtige Bild mit ins Gefängnis nimmst. Die Lösung unsrer Beziehungen war eine durchaus korrekte, das freut mich. (Zu Lötschberg) Dafür danke ich Ihnen. (Zum Dritten Direktor) Was Sie versucht haben, Herr, führt zur Anarchie... Zum Nihilismus. Leute wie Sie könnten einen an der Menschheit zweifeln lassen. Gehen Sie und werden Sie ein anständiger Mensch.

Lötschberg: Ich werde für dich sorgen.

Der Dritte Direktor (fassunglos): Irrsinnige. Ein Klub von Irrsinnigen. (Ab.)

(Die beiden Herren hinter der Tür lassen ihn zwischen sich vorübergehen und folgen ihm.)

Siebenter Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Flora.

Lötschberg: Es fehlte ihm an — wie sagt man? Treu und Glauben? Durchlaucht, Sie haben schöne Worte gefunden. Es waren Minuten wahrhafter Erbauung. Wirklich.

Flora: Was geschieht mit dem Armen?

Manolesku: Ihn trifft nur die gerechte Strafe.

Lötschberg: Er kommt ins Loch. Weiter geschieht nichts. Für Leute wie ihn habe ich meine Pensionskasse angelegt. Seine Dummheit hat ihn zu einem kleinen Rentner gemacht. Schade um den Depeschensack! Sie, Flora, habe ich hergebeten, um mit Ihnen über Pedroso zu sprechen.

(Die Leitergruppe erscheint und stellt sich in derselben Ordnung auf wie früher.)

Achter Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Flora. — Der Elektriker. Der Kellner.

Der Elektriker (zu Lötschberg, während er die Leiter aufstellt): Stören möchte ich gerade nicht.

Lötschberg: Ich auch nicht.

Der Kellner: Bitte, ich hole noch immer die Streichhölzer.

Manolesku (aufgebracht): Sie tun, wofür Sie bezahlt sind. Sie bleiben hier und sperren die Ohren auf.

Lötschberg (zu Flora): Eine Zofe, die nicht klatscht, ist ein Kanarienvogel ohne Stimme. Aber die Ihre schmettert, daß die ganze Stadt aufhorcht.

Flora: Liebster Onkel: Nein. (Aufstehend.) Für heute habe ich genug von der Spitzelei. Adieu. Suchen Sie mir einen andern Vogel, aber lassen Sie mich in Ruh mit dem Stadtklatsch. Ich schlafe, mit wem ich will, wo ich will, und wann ich will. (Ab.)

Lötschberg: Ihr fehlt alles Geheimnisvolle. Sie ersetzt es durch eine rätselhafte Verbohrtheit. — In acht Tagen ist sie ausgewiesen.

(An der Tür stößt Flora mit Gabriele zusammen und kommt mit ihr zurück.)

ZWEITES BILD.

Andere Ecke der Hotelhalle.

Einzigter Auftritt.

Pedroso. Seine Frau.

(Pedroso, im Smoking, will die Halle durchqueren; da tritt ihm, von der andern Seite, seine Frau entgegen.)

Die Frau: Unser Kind ist gestorben.

Pedroso (sinkt auf die Lehne eines Sessels): Wann?

Die Frau: Vor einer halben Stunde.

Pedroso (steht langsam auf): Du warst eilig, herzukommen.

Die Frau: Bist du zufrieden?

Pedroso: Zufrieden.

Die Frau: Hast du denn, was du wolltest?

Pedroso: Nein. — Gib mir die Hand.

Die Frau: Dem Mörder meines Kindes gebe ich nicht die Hand.

Pedroso: Wie ist dies möglich. — Gib mir die Hand. — Ich kann hier nicht stehn und zusehn, wie du leidest.

Die Frau: Doch. Steh, steh und sieh zu, was du getan hast. Ewig sollst du so stehn. Du hast unser Kind gemordet. Sieh!

Pedroso (schließt die Augen): Ich sehe.

Die Frau: Du sprichst „Ich sehe“ und schließt die Augen. Immer hast du so getan. Du willst nicht sehen. Kaum, daß dich streifte, was andre litten, so wehrtest du ab oder gingst nach der andern Seite. Du läufst vor dem Leid davon, wie ein Hund, nach dem man mit einem Stein wirft.

Pedroso: Wie ist es gestorben?

Die Frau: Du hast nie einen Menschen sterben sehen, Du willst nicht, du willst nicht. Wärest du im Haus gewesen, du hättest dich verkrochen vor dem Todeskampf deines Kindes.

Pedroso: Nein.

Die Frau: Warum hast du mich fortgeschickt? Sag, ich will es wissen. Um mit einer Hure zu leben wie Mann und Frau. Um unter dem schmutzigsten Gesindel Europas schön zu tun. Um dich von einem Lustgreis aushalten zu lassen. War das mehr wert, als ich und das Kind? Sprich, das muß ich wissen.

Pedroso: Weil ich die Hure liebte.

Die Frau: Möchtest du ein Kind von ihr haben.

Pedroso: Gern.

Die Frau: Es ist furchtbar.

Pedroso: So gut.

Die Frau: Ich kenne dich besser. Du bist kein Lamm. Wie hast du mich mit Eifersucht gequält. Ich durfte vor keinem anderen Mann lächeln. Du warst herrschsüchtig, wie ein Sklavenhändler.

Pedroso: Bedenke, wie schwer mir der Weg gefallen sein muß bis hierher. Ich habe auch Flora gequält.

Die Frau: Aber du leidest nicht. Du willst nicht leiden.

Pedroso: Du hast es vergessen, weil ich nicht mehr bei dir bin.

Die Frau (Alarm): Das Kind!

Pedroso (schnell): Ginge ich jetzt mit dir, wir knieten an seinem Bettchen nieder und vermischten unsere Tränen . . . und unsre Hände . . . und unsere Körper — du nähmst mich wieder auf in dein Herz, so wie ich war, als du mich zu eigen hattest . . . über den du lachen oder weinen konntest, aber der dein Besitz war . . . Nicht wahr?

Die Frau (zögernd): Ja.

Pedroso: Und ich betröge dich mit jedem Wort, mit jedem Blick, ich würde alle Welt begehren, nur nicht dich, du wärst der Feind in meinem Bett, der sich zwischen mich und mein Herz stellte, und ich löschte die Begierde nach einer andern in dir, so, als müßte ich dich in finsterner Unzucht erwürgen, um mich für die andre, für alle andern, für die Welt zu befreien, als müßte ich mich reinwaschen in deinem geschändeten Blut . . . Maria! Sieh! Sieh du jetzt! Willst du das?!

Die Frau: Lieber, als —

Pedroso: (faßt sie und hält ihr mit der Hand den Mund zu): Still!

Die Frau (weich): Das Kind, ich kann nicht allein sein.

Pedroso (läßt sie und tritt leise von ihr zurück):

Ich verlasse Flora.

Ich verlasse die Frauen.

Dies ist möglich.

Unmöglich ist, falschen Herzens zu lieben.

DRITTES BILD.

Halle wie im ersten Bild dieses Aufzugs.

Erster Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Flora. Gabriele. Der Elektriker. Der Kellner.

Flora (zurückkommend): Mit wem ich will. Wo ich will. Wann ich will.

Zweiter Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Flora. Gabriele. Der Elektriker. Der Kellner. Der Erste Direktor. Der Nachfolger des Dritten Direktors.

Der Erste Direktor: Gestatten Herr Nationalrat, daß ich Ihnen den Nachfolger des Dritten Direktors vorstelle.

Lötschberg: Sie werden hier einen anstrengenden Dienst haben. Schlafen Sie noch einmal aus.

Der Erste Direktor (zum Elektriker): Sehn Sie bitte den Leuchter im blauen Salon nach. Ich komme gleich nach. (Ab nach links mit dem Nachfolger des Dritten Direktors, Kellner und Elektriker mit der Leiter nach rechts.)

Dritter Auftritt.

Gabriele: Draußen löscht man schon die Lichter. Was kann da ein Elektriker noch zu tun haben? Gebt ihr schon wieder ein Fest? In Rumänien herrscht die Cholera. Wird heute gespielt? (Sie öffnet ihr Portemonnaie und zählt. Zu Flora, sich setzend) Ihre Zofe, meine Liebe, ist von einer Aufrichtigkeit! Sie hat mich eine Nachteule genannt.

Lötschberg: Ein Vogel zum andern. Leider vergißt Flora den ihren abends zuzudecken, wie es sich gehörte.

Gabriele: Sie ist kein Kanarienvogel, sie ist eine Gans. Ich fahre morgen nach St. Moritz.

Lötschberg: Ein Palace ist das andere wert und die griechische Königsfamilie die Familie des Khedive.

Flora: Was machen Ihre ungarischen Ferienkinder?

Gabriele: Wie befohlen. Sie werden stark und helfen unsern Gesandtschaftsdamen Weißmehl hamstern.

Lötschberg: Ist Gabriele auch noch bei den Paketen für die Kriegsgefangenen?

Gabriele: Was sagen Sie dazu, daß die Hotels zum dritten Mal die Pensionspreise erhöhen, Herr Vorsitzender des Aufsichtsrats? ... Die Spionage verteuert die Betriebskosten, wie? Man sollte das Gegenteil annehmen.

Lötschberg: Welch große Züchtigung für die Frage nach den kleinen Paketen!

Gabriele: Wann eröffnen Sie die Ausstellung Ihrer Depeschensäcke? Die möchte ich nicht verfehlen.

Lötschberg: Die Ausstellung wird Sie nicht verfehlen.

Gabriele: Der letzte Salon, wo noch geplaudert wird, ist die Halle eines Spionagehotels. Arme Menschheit! (Sie erhebt sich.)

VIERTES BILD.

Andre Ecke der Hotelhalle. Spieltisch mit vier Herren: Pedroso, Baron Traunstein. Erster und Zweiter Spieler. Poker.

Erster Auftritt.

Pedroso. Baron Traunstein. Der Erste und der Zweite Spieler. (Alle im Smoking.)

Traunstein: Und 500.

Der erste Spieler: Diese 500 und 1000.

Pedroso: Die 1500 und — ich habe kein Geld mehr.

Der Erste Spieler: Schreiben Sie einen Scheck.

Pedroso: Dein Scheckbuch, bitte.

Der Erste Spieler: Mein Scheckbuch?

Pedroso: Ich besitze keins.

Traunstein (reicht Pedroso Geldscheine): Bitte: zehntausend.

Pedroso: Leicht fliegen die Barone. Die 1500 und 10000.

Der Zweite Spieler: Mir wird angst und bange vor Ihnen ...

Herr Graf. (Legt seine Karten hin.) Aus.

Der Erste Spieler (wütend): Aus.

Traunstein (sieht Pedroso scharf an, wirft die Karten hin, springt auf, geht erregt auf und ab.)

Pedroso (zum Zweiten Spieler): Tu mir nicht Unrecht. Ich bin wirklich Graf. Ein ganz echter Graf. Ich habe kein Geld! Und du willst, daß ich mit dir spiele!

Der Erste Spieler: Wir duzen einander nicht.

Pedroso: Ich habe dich immer geduzt.

Der Erste Spieler: Aber wir Sie nicht.

Pedroso: Jetzt fällt es mir auf. Sagt mir, warum duzt ihr mich nicht.

Traunstein (setzt sich schnell, packt die Karten in die eine Hand, wirft mit der andern zweimal hintereinander Scheine auf den Tisch): Diese und 20000.

Pedroso: Und das Doppelte.

Traunstein (die Karten hinlegend): Sie amüsieren sich.

Pedroso: Spielen wir nicht?

Traunstein (grimmig): Ihr Geld. (Schiebt das Geld vor Pedroso. Der läßt es liegen.)

Der zweite Spieler: Herr Graf, das ist kein Spiel.

Pedroso: Was denn?

Der Zweite Spieler: Verschwendung fremden Guts.

Pedroso: Ist nicht das alles — fremdes Gut?

Der Erste Spieler: Ich lasse dich aus dem Hotel schmeißen.

Pedroso: Sein Herz ist aufgesprungen wie eine Kuckucksuhr, er duzt mich.

Der Erste Spieler: Hochstapler!

Pedroso: Bruder!

Der Erste Spieler: Schwindler!

Pedroso: Bruder Kommerzienrat!

Der Erste Spieler: Dieb!

Pedroso: An Himmel und Erde, aber nicht an dir. Obwohl Diebstahl an dir nur eine Art Steuer wäre, die ich im Namen der geplünderten Menschen aus deiner Beute entnehme. Ich werde dich meinem Freund Manolesku empfehlen.

Der Zweite Spieler: Der rote Graf!

Pedroso: Rot von meinem Blut allein. Herzrot. Ja. Wäre ich's nur mehr! Könnte ich strahlen.

(Auf. Alle auf. Traunstein aufgeregt hin und her.)

Der Erste Spieler (greift in die Scheine auf dem Tisch): Was will er? Das Honigmaul mit Tausendfrankscheinen gestopft haben. Da! Mach's Maul auf!

Pedroso: Du bist in deiner Raubtierhaftigkeit ebenso unschuldig wie der Esel, den du ausweidest.

Traunstein (ist an den Tisch getreten): Darf ich Ihre Karte sehn?

Pedroso: Nur sollst du dich nicht für das Opfer halten. Sei, was du bist, und ich bestreite dir nicht dein Leben.

Der Erste Spieler (in der linken Hand die Scheine, mit der andern Pedroso am Genick fassend): Mach auf!

Traunstein: Zwei Paare hat er. Zwei Paare!

Der Zweite Spieler: Ich hatte Fullhand.

Traunstein: Mit Assen und Königen ich.

Der Erste Spieler: Zwei Paare. Hier, mein Junge. (Stopft ihm das Geld in die Tasche.) So. Amüsier dich damit. (Spuckt ihm ins Gesicht. Ab.)

Der Zweite Spieler (tritt vor Pedroso, der sich mit dem Taschentuch das Gesicht trocknet): Spucknapf. Ein echter Graf. (Schickt sich an, Pedroso ebenfalls anzuspucken, wird von Traunstein beiseite geschoben.)

Traunstein (verbeugt sich leicht): Es tut mir leid.

(Ab mit dem Zweiten Spieler.)

Zweiter Auftritt.

Pedroso.

Pedroso (fällt in die Knie, die geballten Hände vor den Augen): Flora! — Ich will nicht hassen. Ich muß! Ich muß — anzünden das Hotel, daß es über mich hinausbrennt lichterloh, die Gauner und Mörder treiben mit Meuten von Maschinengewehren in den Kessel, sie zerhacken dort, zerreiben, auflösen, droben auf dem Grad: der Menschheit an den Hals, die Zähne hineinschlagen und in den Abgrund ziehn mit mir, auf ihr, wie der angeschossene Sperber auf dem Vogel — schreien vor Schadenfreude!! (Ruhig.) Man sagt von einer Frau, die abwesend ist: „Ich liebe sie“, und es ist wahr. Denn ich liebe mich. Man sagt: „In dieser Minute sterben Tausende von Menschen“. Es ist nicht wahr. Denn ich sterbe nicht in dieser Minute. Man sagt: „Menschen werden gequält bis aufs Blut“. Es ist nicht wahr. Ich bin nur angespuckt worden. (Steht auf.) Wenn ich hier hinausgehe, sieht es mir keiner an.

Dritter Auftritt.

Pedroso. Der Erste Direktor.

Pedroso (strahlend): Herr Direktor, ich bin angespien worden. Glauben Sie mir's?

Der Erste Direktor: Herr Graf —

Pedroso: Ganz recht, der Graf Pedroso ist hier angespien worden, hier mitten ins Gesicht. Bedenken Sie: ein spanischer Grandel! Sehen Sie es mir an?

Der Erste Direktor: Sie haben die Möglichkeit, Ihre Ehre zu rächen.

Pedroso: Habe ich die?

Der Erste Direktor: Ihre Angelegenheit, Herr Graf. Ich muß Sie bitten, das Hotel zu verlassen und es nicht mehr zu betreten.

Pedroso: Ganz recht. Das Geld. Hier ist es. (Zieht Scheine heraus und läßt sie langsam zu Boden fallen.) Ich habe es im Pokerspiel erschwindelt. Mir schwindelte vor Vergnügen. Es war wie auf der Rutschbahn. Ich habe das Spiel zu ernst genommen. Was Sie aufheben, Herr Direktor, gehört Ihnen.

Der Erste Direktor: Aus dem Hotel, bitte! Im Augenblick.

Pedroso: Sie lassen mir doch die Zeit, meine Taschen zu leeren? Das Geld gehört dem, der es aufhebt, Herr Direktor. Es sind schätzungsweise vierzigtausend Franken. Vor dem Richter gehören sie mir, obwohl ich sie erschwindelt habe. Mir. Mir allein. Bitte, bedienen Sie sich. Nein? Ich klinge den Kellnern. (Klingelt.)

Der erste Direktor (stürzt sich zu Boden und sammelt fieberhaft die Scheine): Sturmläuten, Herr Graf, zehn-, zwölfmal rasch hintereinander. Noch einmal! Fertig.

(Auf. Im selben Augenblick kommen vier Kellner angerannt.)

Vierter Auftritt.

Pedroso. Der Erste Direktor. Vier Kellner.

Pedroso: Ihr müßt mich hinauswerfen, meine Freunde.

Der Erste Direktor: Die Kellner werden fünf Schritte hinter Ihnen hergehn.

Pedroso: Ich rühre mich nicht.

Der Erste Direktor (zu Pedroso): Der Herr Graf begibt sich über die Diensttreppe ins Freie. (Zu den Kellnern): In fünf Minuten ist der Herr Graf aus dem Hotel. Tausend Franken, unter euch zu verteilen, liegen auf der Kasse. Ich empfehle mich. (Ab.)

Fünfter Auftritt.

Pedroso. Vier Kellner

Pedroso: Zwei an die Arme, zwei an die Füße. Durch den roten und blauen Salon, durch das Vestibül. Werft mich in die Drehtür. Die Drehtür schleudert mich auf die Treppe. (Zum größten der Kellner): Du mit deinem schönen großen Fuß wirst mich aufs Pflaster fegen. Dort gedenke ich zu liegen, bis die Autos meiner Freunde die Straße verstopft haben und die Polizei mich holt. Los!

Die Vier Kellner: Tausend Franken, unter uns zu verteilen, liegen auf der Kasse.

(Sie packen ihn.)

FÜNFTES BILD.

Halle wie im ersten Bild dieses Aufzugs.

Erster Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Gabriele. Flora.

Gabriele (stehend): Ich muß die Fürstin Marini ins Bett bringen. Sie ist alt, und da sie ihre Hotelrechnung nicht bezahlt, kann sie klingeln, soviel sie will: niemand rührt sich. Sie könnte sterben, ohne daß es jemand merkte.

Manolesku: Vor zwanzig Jahren war sie die Geliebte des Königs und besaß vier Schlösser. In zweien bin ich gewesen. Sie ließ ihren Schmuck herumliegen, wie ihre Kleidungsstücke; in jedem Zimmer lag ein anderes Stück. Sie war eine eigenartige Frau. Als wir konfrontiert wurden, machte sie mir eine Liebeserklärung. Bitte, grüßen Sie!

Gabriele: Sie wird sich Ihrer nicht entsinnen.

Manolesku: Wahrscheinlich nicht. Es sind zwanzig Jahre her und sie ist viel gereist.

Flora (zu Gabriele): Das Licht wird gelöscht. Die Tiere ziehn sich in ihre Höhlen zurück. Geht nicht zu spät schlafen. Das ist mein letztes Wort.

Manolesku: Das erste eines neuen Kapitels. Wenn du erlaubst, begleite ich dich. Ich geh telegraphieren.

Flora: Und die Prinzessin Kann?

Manolesku: Abgereist.

Flora: Freiwillig?

Manolesku: Freiwillig verläßt heute keiner die schöne Schweiz.

(Beide ab.)

(Lötschberg erhebt sich und öffnet die Tür zur Veranda. Im Augenblick, wo Flora und Manolesku durch die andre Tür gehn, verlöscht das Licht. Helle Nacht. Lötschberg und Gabriele setzen sich an die offene Tür.)

Zweiter Auftritt.

Lötschberg. Gabriele.

Lötschberg: Hören Sie? Eine Amsel.

Gabriele: Sie erhält Antwort aus einem entfernten Garten. Die beiden sind im Himmel.

Lötschberg: Und ihr Gesang umgibt uns hier im Zimmer, als kreiste mit ihm und klänge der große Herzschaten der Bäume.

Gabriele: Jetzt steht alles still. — Der Kuckuck jenseits der Aare . . .

Lötschberg: Er rührt die Trommel der verschütteten Hoffnung. Wie samten er klopft.

Gabriele: Diese Vögel singen sonst nicht nachts. Sie träumen.

(Sie lauschen. Stille.)

Lötschberg: Die Amseln sind auf ewig verstummt.

Gabriele: Den Kuckuck hat der Wald begraben.

Lötschberg: Die Aare führt allein die Sprache der Welt.

Gabriele (aufstehend, auf den Zehen): Die alte Fürstin klingelt und niemand kommt.

Lötschberg: Der Polizist und der Mond warten darauf, daß ich meine Verzweiflung unauffällig nach Hause trage.

(Beide ab.)

Dritter Auftritt.

Die Bühne bleibt eine Weile leer. Dann erscheinen, die einen im Nachthemd, die andern im Pyjama: Lötschberg, Manolesku, Pedroso (mit verbundener Stirn), seine Frau (diese in schwarzen Schleiern), Flora, Gabriele. Der erste, der eintritt, Pedroso, knipst am Schalter. Das schwache Licht mischt sich mit dem Mondschein. Ungleiche Beleuchtung auf der Bühne. Hinten dominiert das Mondlicht, rechts vorn das elektrische Licht. Links etwas nach rückwärts verdichtet sich Schatten. Durch diese drei Beleuchtungen wechseln die Gruppen.

Pedroso: Jemand hat mich verzaubert. Ich lag vor dem Hotel. Die Polizei kam. Ich sagte, ich sei ein Spion. Im Gefängnis verband mich ein Arzt. Mein Gott, da ist meine Frau. Wie gut, daß du gekommen bist, obwohl ich dich fortgeschickt habe. Wo ist unser Kind?

Die Frau: Frag nicht. Du bist lieb, und du hast keine Schuld. Ich bin froh, daß ich dich sehe.

Lötschberg: Die Diplomaten des Hotels sind auf der Gewißheit eingeschlafen, nichts gegen den Krieg zu vermögen. So finden sich kleine Kinder mit den Erwachsenen ab, die über die Liebkosung und über die Prügel verfügen.

Manolesku: Soll ich Ihnen etwas verraten, Graf? Ich hätte der Weihnachtsmann sein wollen. Der richtige. Nicht einer mit allerhand Nebenberufen wie unser Gönner, der Lötschberg. Ein großer Sämann. Ich wäre von Haus zu Haus gegangen. Ich hätte mich verschenkt! Kehren Sie dem Weihnachtsmann den Pelz um, und Sie haben Manolesku, den Fürst der Diebe.

Pedroso: Gewiß doch. Du bist ein Anhänger der direkten Aktion, und, wie es sich für einen entschlossenen Mann gehört, fängst du bei dir selbst an.

Die Frau: Warum sprichst du so, daß ich dich nicht verstehe?

Pedroso: Muß ich mich nicht bemühen, meinen neuen Kameraden verständlich zu sein? Es wäre hochmütig von mir, wenn ich den Besserwisser spielte und sie allein auf ihren Stelzen ließe. Sie wollen weiter blicken als die andern Menschen. Vielleicht blicken sie weiter als die andern Menschen. Wenn nicht heute, so morgen . . . Haben wir nicht mit den Hunden der Zöllner gelebt wie mit unersgleichen?

Gabriele (zu Flora): Flora, geben Sie mir einen Zaubertrank damit ich leben kann wie Sie. Ich bin es müde, den Hausschlüssel zu suchen und alte Fürstinnen ins Bett zu bringen.

Flora: Einen Zaubertrank kann ich Ihnen nicht geben, Gabriele. Ich schicke Ihnen meine Zofe.

Lötschberg: Sie schlafen mit dem Astralleib ägyptischer Könige, Gabriele. Das verjüngt Sie nicht, es ermüdet Sie, ohne in Ihnen eine angenehme Erinnerung zurückzulassen, und macht Sie zerstreut.

Pedroso: Was ihr Liebe nennt, ist ein Massaker. Euere Geliebten sind fremde Herren, die an euch eine Metzelei veranstalten. Sie beginnen mit lächelnder Miene, dann verzerren sie sich vor entzückter Grausamkeit, und sie hören erst auf, wenn der Henker und das Opfer in gleicher Weise röcheln. — Die schöne Liebe ist eine Gnade.

Gabriele: Ich will quälen und mißhandelt werden, bluten und bluten machen, im Ernst, Hunger haben und Durst, mich sättigen! hassen und mich versöhnen, im Ernst, daß es mir auf den Fingern brennt, auf meiner Haut, im ganzen Leib, lachen, daß die Berge in den Himmel tanzen, lachen und weinen, bis ich vergeh, im Ernst — ich will leben!

Lötschberg: Ich warne Sie davor. Sie sind nicht gesund genug für den Kriegsdienst.

Pedroso (zu seiner Frau): Liebe, ich bitte dich, geh schlafen. Du bist müde.

Die Frau: Solange ich denken kann, schickst du mich immer fort.

Pedroso (bekennend): Ja.

Die Frau: Solange ich denken kann, gehe ich, wenn du es sagst.

Pedroso: Ja.

Die Frau: Liebst du jene Frau?

Pedroso: Es muß wohl so sein, daß ich sie liebe.

Die Frau: Liebt sie dich?

Flora: Ja.

Die Frau: So bitte ich dich: bleibe bei ihr. (Langsam ab.)

 Vierter Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Gabriele. Flora. Pedroso.

Manolesku: Jetzt, wo sie gegangen ist, kann ich es sagen. Wir sind alle Canaillen. Die größte ist Lötschberg: er hält uns zum besten.

Lötschberg: Du sprichst wahr. Aber ich bin alt und habe viel gesehen. Alles begann und endete, wie es geschrieben steht.

Manolesku: Er spielt sich als den enttäuschten Idealisten auf. Du bist ein Willensmensch. Nichts fällt dir leichter, als deiner Einbildungskraft zu erliegen. Du brauchst nur zu wollen, so findest du in einem Menschen die Eigenschaften, die du suchst. Sind es schlechte, geht es schnell. Bei guten dauert es länger, und sie halten weniger. Du machst uns noch gemeiner, als wir sind. Deine Güte ist das Almosen des Oberteufels an den Unterteufel. Du hast nicht einen Funken Glauben.

Lötschberg: Ein Wegelagerer wie du findet die Stelle, von wo er, in gleicher Höhe, einen Mann mißt, der ihn um zwei Köpfe überragt, wie ich dich. Ist dir das nicht Himmelfahrt genug? Sei fröhlich, mein Fürst, habe wenigstens Freude an dir. Laß deine Muskeln spielen und deine Träume und finde dich schön, weil die Sonne dich bescheint.

Pedroso: Du sprichst, wie ich früher sprach. Wie kommt es, daß du Schlechtes in Bewegung setzt, mit denselben Worten, womit ich nur Gutes tat?

Lötschberg: Du warst allein. Ich lebe unter Menschen.

Manolesku: Du strebst nach Macht.

Lötschberg: Die Menschen können einander nicht in Ruhe lassen. Sie verlangen, in hundert Formen, Gewalt übereinander.

Manolesku: Du übst sie in der raffiniertesten Form.

Lötschberg: Dabei habe ich nie jemand wissentlich Unrecht angetan.

Manolesku: Du brauchtest nicht. Du lebstest in den Wolken deiner Dividenden. Du hattest nie ein Loch in deinen Stiefeln. Du bekamst keine nassen Füße.

Flora: Ich habe versucht, in Unschuld glücklich zu sein. Es kostet Geld.

Lötschberg: Wütiger als diejenigen, die es besitzen, sind die taufrischen Eroberer, die die Festung bestürmen. Sie sind erbarmungslos.

Manolesku: Die das Geld besitzen, versenken es in ihr Herz vor der Gefahr. Du mußt es ihnen ausreißen: das eine mit dem andern.

Pedroso: Ich bin meiner Wege gegangen, ohne auf einen Wurm zu treten. Die Würmer sind über mich gekommen.

Gabriele: Ich hätte nie verlangt, reich zu sein, wenn es keine Reichen gäbe, die einen treten können oder streicheln, wie sie wollen.

Manolesku: Wir sind alle Spione, Diebe, Canaillen. Aber halbe. Arme Teufel: halbe. Notgedrungen und halb. Es ist nicht zu ertragen.

Lötschberg: Kommt her, Kinder. Versammelt euch um den heiligen Nikolaus und hört. Ich versuche zu verstehen, was mir nicht in den Kopf geht, den Krieg. Ich möchte herausbekommen, was das ist, der Krieg. Ich habe es mich eine halbe Million kosten lassen, um in derselben Woche die Depeschensäcke aller kriegführenden Staaten zu stehlen. Ich dachte damit hinter ein Geheimnis zu kommen. Die Fabrikationsmethode zu erfahren. Nichts! Hinausgeworfenes Geld. So werden im tiefsten Frieden die Geschäfte gemacht.

Gabriele: Das ist das Geheimnis.

Lötschberg: Ja. Aber es ist so simpel, daß keiner es glaubt. Es läßt sich nichts damit anfangen.

Manolesku: Ich bin ein Dieb. Und ich gehe einen Schritt weiter. Ich werde ein Mörder. Ich bringe jeden Engelmacher um und sprengte jede Heldenfabrik in die Luft, an die ich heran kann. Ein Parasit war ich. Ich werde ein Bazillus. Der Fürst der Diebe war ich, ich wechsele den Beruf, ich schlage die Mörderkarriere ein. Ich bin fünfzig Jahre alt. Bleiben mir zehn oder zwanzig, um Ernst zu machen.

Gabriele: Was sage ich immer? Was schreibe ich immer? Was predige ich meinen Fürstinnen und dem Gesinde? Umkehr aller Menschen, gleichgültig, was daraus wird. Schlechter kann es nicht werden, hat jemand gesagt. Recht hat er, also los: versuchen wir es und gehen wir den umgekehrten Weg. Meine Fürstinnen sind einverstanden. Nur das Gesinde zeigt sich mißtrauisch.

Lötschberg: Lieblinge, an unsern Vorstellungen, an unsern Begriffen, an unsern Worten haben Jahrtausende gebaut, sie haben sich vom Leben aller unsrer Vorfahren genährt und haben sie gebildet. Ihr glaubt, das ganze Gebäude, unser Denk- und Sprachschatz, müßte zusammenstürzen, weil wir in einem Satz ein Wort ändern, den Sinn eines Begriffs verkehren und eine Vorstellung wechseln? Ihr spielt Indianer.

Gabriele: Von vorn anfangen müssen wir. Du wirst nackt gehn, schöner Greis. Du wirst dir deine Kavaliersfliege abnehmen lassen, die dem wild wachsenden Bart der neuen Zeit die Tür verbietet. Wenn du willst, heirate ich dich. Hurra! (Singt) „Es blasen die Trompeten, Husaren heraus! . . .“

Manolesku: Jeder auf seine Barrikade. Nicht auf den Nachbar warten. Es fallen keine Barrikaden vom Himmel.

Lötschberg: Dafür fliegen die gebratenen Tauben auf die Barrikade.

Manolesku: Ich hole sie mir, die gebratenen Tauben . . . Mir und allen andern, die Lust darnach verspüren.

Pedroso: Besser ist, arm zu sein, ohne auf den Bankrott des Nachbarn zu warten, bis man so ist, wie man die andern wünscht.

Lötschberg: Manolesku, du möchtest vor deinem offenen Grab noch ein neues Leben beginnen. Verzeih, aber ich weiß, was daraus wird. Gerade darin habe ich Erfahrung. Nichts erfrischt den Mörder mehr, als wenn er das Hemd wechselt. Er ist ein neuer Mensch. Er kann von vorne anfangen.

Gabriele: Das soll er.

Lötschberg: Er wird von vorn anfangen zu morden.

Manolesku (verzweifelt): Ich will nicht, ich kann nicht so weiterleben. Nicht einmal ich. Wie muß es da erst um die andern stehn! Alle wissen davon.

Pedroso: Keiner macht Ernst.

(Pause.)

FÜNFTER AUFTRITT.

Lötschberg. Manolesku. Gabriele. Flora. Pedroso. Der Polizist.

Der Polizist (im Nachthemd, Helm auf, mit dem Säbel gegürtet): Lieber ist mir der Nachtdienst. Ich bin daran gewöhnt.

Manolesku: Nehmen Sie ein Schlafpulver.

Gabriele: Sie, mit Ihrem Säbel, könnten ein gutes Werk tun. Ich nehme Opium, lege mich aufs Bett, und Sie nageln mich mit Ihrem Säbel daran fest, damit ich am Morgen nicht aufstehen kann.

Polizist: Lang genug wäre der Säbel dazu, aber das Blut?

Gabriele: Ich habe Opium genommen. Es wäre meine Art, schmerzlos zu gebären.

Der Polizist: Meine Frau ist Hebamme.

Gabriele: Bringen Sie sie mit.

Der Polizist: Manchmal geht's schief. Wir können nichts dafür. (Hat sich auf ein Sofa gelegt, dreht sich um.) Nur noch Minuten!

Flora: Still sein. Warten. Jedem die Arme öffnen, der einen braucht. Selig sein, wenn sich nachher herausstellt, das er gut ist.

Gabriele: Sie lassen sich am Rande eines wilden Buches nieder, das die andern schreiben. Ich will dabei sein, wenn der Text verfaßt wird.

Pedroso: Ihr seid viel zu laut, als daß ihr hören könntet, was ist. Ihr schreit das Gras tot, das wachsen möchte. Ihr zweifelt den Frühling an, bis er vorbei ist. Wäre sie erreichbar, ihr würdet die Sonne auseinanderreißen, um Waffen und Spielzeuge daraus zu machen für eure machtgierigen Finger. Ihr laßt euch nicht einmal schlafen. Wie solltet ihr imstande sein zu lieben?

Flora: O wir! Ich liebe dich, du liebst mich, wie verstehen wir, es einander zu zeigen! Die Sterne setzen aufstrahlend ihren Weg fort, wenn du in meinen Armen einschläfst. Der Mond hat unser Haus versiegelt. Sind wir es, wovon die Zimmerdecke leuchtet? Wer atmet so?

Manolesku: Meine Damen, ziehen Sie Ihre Spitzenhosen aus. Besteigen Sie die Barrikade! Schwenken Sie sie, die süßen Vertraulichkeiten, wie eine Fahne. Bieten Sie sich als Preis an für den, der Mut hat.

Lötschberg: Von alledem, Durchlaucht, glaubst du kein Wort.

Manolesku: Wie beruhigend für einen Nationalrat, daß der andre ein ebensolcher Lump ist, wie er selbst.

Pedroso: Wie lange dauert es noch, bis ihr euch beißt?

Lötschberg: Wir träumen ja nur.

Pedroso: Ihr macht nicht Ernst, dies allein unterscheidet euch von den Blutkämpfern.

Lötschberg: Eines Tages werden wir zahnlos dasitzen, Greise hinter dem Fenster, und die Straße mit unsrer Ohnmacht herausfordern. Die Kinder werden mit Trommeln und Pfeifen vorbeimarschieren und die kleinen Zähne fletschen. Wieder einmal wird Frühling sein. Ich sterbe gern.

Pedroso: Jeder von euch verteidigt sich gegen jeden: auf Tod und Leben. (Breitet die Arme.) Seht mich an! Ich liefere mich aus, andauernd, jedem — er mache damit und daraus, was er will. Ich liebe alle Menschen, die mir je im Leben teuer gewesen sind, und wie freue ich mich auf die vielen unbekanntenen, die ich noch lieben werde!

Manolesku: Der heilige Franziskus im Himmelbett.

Pedroso: Im Himmelbett wie auf dem Stroh. Nicht heilig. Noch lange nicht. Nur geduldig und heiter. Geduldig, als hätte ich tausend Jahre zu leben. Heiter, als wiche nie der Sonnenschein von meiner Hand. Es kommt der Tag, da lebe ich: ewig. Und

schlafe mit dem Tod wie mit einer Braut. Es kommt der Tag, da weicht nie der Sonnenschein von meiner Hand. Da sehe ich hindurch zu vielen Sonnen.

Manolesku: Ich sehe Nacht und Brand —

Lötschberg (zu Flora, die zwischen ihm und Pedroso sitzt): Eine schöne Frau am Tisch zwischen zwei Verehrern: ein Heiligenbild zwischen zwei brennenden Kerzen.

Manolesku: Jede Fahrt ins Ungewisse beginnt apokalyptisch wie beim Pferd der Galopp. Blick vor dich, dann fliegst du schneller als das, was dich trägt.

Lötschberg: Du bist einmal Reitlehrer gewesen. Vergiß es. Hier sitzt eine schöne Frau und bittet um Verehrung. Eine kleine, stille Messe bitte.

Manolesku: Sagt mir nichts mehr. Ich habe Hochämter genug auf ihr geleiert. Ich will weiter.

Pedroso (streichelt Floras Scheitel): Er träumt mächtig.

Manolesku: Vorsicht vor Simson, wenn die Haare ihm nachgewachsen sind.

(Pause. Bewegung im Haus, Ächzen, Seufzen, Gekicher.)

Gabriele: Hört ihr? Die Hölle!

Lötschberg: Die Glücklichen schlafen schlecht.

Flora: Keiner ist mit seinem Tagwerk fertig geworden. Im Schlaf quälen sie sich weiter.

Gabriele: Es geht ihnen wie uns.

Manolesku: Morgen erlasse ich das Manifest, das das Rad der Zeit um drei Jahrtausende vorwärts dreht . . .

(Pause. Dieselben Geräusche.)

Lötschberg: Die Schieber kichern.

Pedroso: Der Schweiß bricht ihnen aus.

Gabriele: Mir tun die Diplomaten leid. Sie hören Explosionen, die sie verschütten. War das nicht ein Schrei?

Pedroso: Die Flüchtlinge! Ihr Gesicht ist dahin gewendet, von wo man sie verjagt hat, und alle haben zwischen den geschlossenen Augen eine Falte; mit der halten sie die Richtung fest. Im Schlaf kommt ja alles ins Wanken und kreist. Und sie wollen beim Erwachen die Richtung wiederfinden. Mein Gott, alle Menschen halten sich fest, um nicht ins Leere abzustürzen. Sie sind verzerrt von der Anstrengung. Ihre Augen sind weit geöffnet, als ob sie schrienen. So begegnet man ihnen auf der Straße, Sie müssen ihre Augen zukleben, wenn sie sich ins Bett legen, um zu schlafen. Und dann schreit die Angst aus allen Poren. Die Angst wirft das Federbett ab, sie zittert, entblöst, zur Decke. Sie stürzt ans Fenster und ruft den Mond zum

Zeugen an, daß ein Unrecht geschehen ist. Und der Mond antwortet, daß er auf der Reise ist und keine Zeit hat, sich damit aufzuhalten. Und sie versuchen von neuem zu schlafen. Ich gehe von einem Bett zum andern, und meine Scham ist groß. Denn ich bin glücklich. Mein Schlaf ist der Schatten, den Engel auf mich werfen. Ich wache auf, wenn sie dem Tageslicht Fenster und Türe öffnen und auf weißen Wegen zwischen den Wiesen im Horizont vergehn. Ich bitte euch um Verzeihung. Ich habe euch übervorteilt. Euch alle. Ich gehe jetzt ins Gefängnis zurück. Es ist der richtige Ort, um mich von Euch zu lösen, bevor ich euch verlasse.

Flora (aufschreiend): Noch nicht! (Leiser) Mein Schatz! (Entsagend) Bleibe bei mir! (Pedroso ab.)

Sechster Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Gabriele. Flora. Der Polizist.

Gabriele (zu Flora): Sie haben keinen Finger gerührt, um ihn zurückzuhalten.

Flora: Ich habe nicht hingesehen, um ihn zu behalten.

Manolesku: Ob er wirklich ins Gefängnis geht?

Lötschberg: Daran zweifelt von uns allen nur Sie.

Flora: Er hat mich gelehrt, daß die Umarmung mit dem Wind kommt und mit dem Wind geht, und daß wir keine Blume hindern können, zu verblühen. Aber das Licht währt ewig. — Das Herz einer Frau gewöhnt sich schwer daran.

Gabriele: Wann kommt die erste Post?

Der Polizist (aufspringend): Der Herr Altnationalrat geht heim. Es wird Tag. (Ab.)

Siebenter Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Gabriele. Flora. Der Erste Direktor.

Der Erste Direktor: Warum brennt hier Licht? Die Herrschaften sehen doch, daß es dämmert.

Lötschberg: Einen kleinen Augenblick . . . (Pause.) So. Das Licht. Herr Erster Direktor, wir bezahlen sechzig Prozent Dividenden. Ich bin Vorsitzender des Aufsichtsrats. Scheren Sie sich zum Teufel.

Der erste Direktor: Wie der Herr Altnationalrat befehlen.
Geräusch.

Lötschberg: Was ist das?

Der Erste Direktor: Die Schuhe nehmen ihren Platz vor den Türen ein. Die Kessel der Kaffeeküchen werden gefüllt. Die Herren der amerikanischen Gesandtschaft werfen die leeren Whiskyflaschen zum Fenster hinaus, das Zeichen, daß sie schlafen gehn. Das Auto der Prinzessin Sospiro fährt vor; Ihre Durchlaucht haben auf dem Gurten diniert.

Gabriele: Natürlich mit dem Khedive.

Man hört den Lift.

Der Erste Direktor: Der Lift. Ihre Durchlaucht die Prinzessin zieht die Hoteluhr auf, bevor sie sich schlafen legt. Die Herrschaften sollten sich zurückziehen. Gleich schlägt die Stunde für die Putzfrauen.

Manolesku: Halten Sie es für möglich, daß Pedroso uns verrät?

Lötschberg: Durchlaucht, die Barrikade wartet.

Gabriele: Die alte Fürstin klingelt. Ihre Schokolade. Um zehn helfe ich ihr aus dem Bett. Eine halbe Stunde später fährt der Zug nach St. Moritz.

(Der Erste Direktor knipst das Licht aus. Die andern sind verschwunden. Er durchschreitet die Halle. Ab.)

Vorhang.

DRITTER AUFZUG.

Das Zimmer Löttschbergs im Hotel. Aus dem großen Fenster, das weit aufsteht, Blick auf den Gurten, einen bewaldeten Berg. In einer Ecke, aufeinandergehäuft, die Depeschensäcke. Sie sind vorläufig noch mit Unterröcken zugedeckt.

Erster Auftritt.

Löttschberg. Baron Traunstein.

Löttschberg sitzt mit gekreuzten Armen auf dem Schreibtisch und hört dem Baron Traunstein zu, der in höchster Aufregung, den Schweiß mit einem roten seidenen Tuch von der Stirn tupfend, auf und ab geht.

Traunstein: Wo, fragen wir uns, wo sollen wir Sie anpacken, wo, fragen wir uns, wo? Geld? Sie wissen nicht, wohin damit. Gefällt Ihnen die Nase, so pumpen Sie blödsinnige Summen, ohne Schuldschein. Sie unterhalten die Frauen der andern ohne den geringsten Gegendienst. Also keine Handhabe. Auch in diesem zweiten Punkt.

Löttschberg: Verzeihung, wie sagten Sie: Handhabe?

Traunstein (mit entsprechender Gebärde): Hand—habe.

Löttschberg: Pfui Teufel, haben Sie große Hände.

Traunstein (die Hände bedrohlich unter Löttschbergs Gesicht schiebend): Schauen Sie sie sich an, die Hände. Nun? Das sollten Sie lieber zurücknehmen.

Löttschberg (mit gekreuzten Armen): Kusch!

Traunstein: Kusch!? Ein Pinscher? Da bereitet sich eine nicht ungefährliche Verwechslung vor. Sehen Sie genauer hin!?

Löttschberg: Sie werden immer größer, die Hände, sie sind schon viel größer, als ich gedacht hatte, sie sind mehr, als ich gesagt habe. Sie sind das einzige, was es hier zurückzunehmen gäbe.

Traunstein (die Hände plötzlich sinken lassend): Wozu sind wir hier?

Löttschberg: Gewiß nicht, um einen Dressurakt aufzuführen.

Traunstein: (wischt sich, seinen rastlosen Weg wieder aufnehmend, mit dem Tuch die Hände, dann betupft er, wie vorher, die Stirn): Fakir. Nichts zu machen. Ich bin hier: amtlich. Ich soll mit Ihnen überlegen, wie — also (stehen bleibend), welchen Stern sollen wir für Sie herabholen, damit Sie Ruhe geben. Einen Wunsch, bitte, den tollsten, den unmöglichsten: eine Bedingung! (Seinen Weg fortsetzend) Nur, damit Sie . . . endlich! . . . endlich! . . . Ruhe geben. Mit Spionen wird man fertig, so oder so. Was aber soll man mit einem Amateur anfangen,

der diese Dinge zu seinem Vergnügen . . . sammelt? Sie müssen mir zugeben, daß diese Perversität eine völlig neue Erscheinung ist. Ich kannte sie nicht. Der Chef kannte sie nicht. Niemand in der Gesandtschaft kannte sie. Wir haben zwei Jahre gebraucht, um darauf zu kommen, daß ein angesehenener Bürger in Ihren Jahren, sozusagen kurz vor seinem Tod, sich die Verrücktheit leisten könnte, seine Bildung, sein Ansehn, sein Vermögen in einer Sammlung von Spionen anzulegen — in einer Sammlung von Spionen! Warum haben Sie nicht Schrapnellzündler gesammelt, wie mein Chef, oder Kriegsanleihen, oder Pazifisten! Glänzender Gedanke! Warum sammeln Sie nicht Pazifisten? Das sind doch viel ulkigere Leute, als Spione.

Lötschberg: Meine Spione sind alle Pazifisten. Sie, Herr Baron, begehn den Fehler, es ihnen nicht zu glauben. Deshalb kommen die Unglücklichen zu mir. Glauben Sie denn, daß ich in der Lage wäre, sämtliche kriegführenden Staaten zu überbieten? So reich bin ich nicht. Und wäre ich's, bei einer solchen Auktion hätte ich es nicht vier Jahre ausgehalten.

Traunstein (bleibt stehn, offenen Mundes vor Erstaunen): Nein? Wirklich? (Auf Lötschberg zu, ihm die Hand drückend.) Meinen herzlichsten Dank, Herr Altnationalrat. Also das war's! Natürlich. Aber ja. Abgemacht. Warum sollten wir nicht den Leuten den Gefallen tun, zu glauben, daß sie Pazifisten sind. Sie wollen den Frieden. Wir alle wollen den Frieden, die Generäle an der Spitze. Alle. Wollen den Frieden. Genial! Ich kann Ihnen versprechen, daß Remedur geschaffen wird, sofort. Die Leute sollen nicht mehr zu klagen haben. Wir — glauben — ihnen.

Lötschberg: Wenn aber die andern, die Barone auf an (französisch ausgesprochen), ey (englisch ausgesprochen), i und o ihnen nun plötzlich ebenfalls glauben?

Traunstein (besorgt): Muß das sein? Kann das nicht unter uns bleiben? . . . Macht nichts! Sollen ihnen die andern auch glauben. Wenn wir nur konkurrenzfähig sind. Verehrtester Herr Altnationalrat, für mich ist das einfach eine gewonnene Schlacht. Ich vergesse, glauben Sie mir, nie, wem ich den Erfolg zu danken habe!

Lötschberg: Schlacht? Wollen wir nicht lieber sagen: Kriegsspiel. Wir leben in einem so ausgezeichneten Hotel.

Traunstein: Kriegsspiel, wie Sie befehlen.

Lötschberg: Und da verhält es sich nun so, daß Sie noch lange nicht gewonnen haben. Was Sie in Ihren Händen wiegen, das ist erst das Thema Ihrer Aufgabe.

Traunstein: Das Thema?

Lötschberg: Lautet: Wie fangen Sie es an, die Leute glauben zu lassen, daß Sie ihnen glauben?

Traunstein: Ich gebe Ihnen mein Wort, daß wir ihnen glauben.

Lötschberg: Die eidesstattliche Versicherung genügt nicht.

Traunstein: Na, erlauben Sie! Sie beleidigen — (Steht verstummend vor den Unterröcken, die, in der Ecke, die Depeschensäcke bedecken, bückt sich schnüffelnd) Hübsche Unterröcke. Getragen . . . (Aufwachend, aber ratlos.) Warum hier, in diesem Zimmer? (Zum offenen Fenster hinaus, den Blick in die rätselhafte Ferne gerichtet.) Unbegreiflich!

Lötschberg: Bomben! Acht Bomben.

Traunstein: Bomben?

Lötschberg: Alle entleert.

Traunstein: Die Röcke. Leider.

Lötschberg: Die Bomben.

Traunstein: Die Bomben?

Lötschberg: Sie können ruhig anfassen.

Traunstein (hebt die Unterröcke): Bomben sammeln Sie auch? (Zieht den obersten Depeschensack hervor) Herr des Himmels! Das ist ja — (Lötschberg anstarrend, dann außer sich in den Sack greifend, auf einen Stuhl sinkend) unser Depeschensack! Ich sage ja: Fakir. Nichts zu machen. Gegen Zauberei . . . Haben den auch die Pazifisten gestohlen?

(Es klopft.)

Lötschberg: Bitte, decken Sie zu.

(Traunstein breitet eilig die Unterröcke über die Säcke.)

Lötschberg: Herein!

Zweiter Auftritt.

Lötschberg. Baron Traunstein. Manolesku.

Manolesku (gebrochen): Leben Sie wohl, meine Herren . . . Im Jenseits sehen wir uns wieder. In Süd-Amerika. (Zu Traunstein) Ich kenne Sie zwar nicht, aber das gilt jetzt nichts mehr. Das Schiff sinkt. (Zu Lötschberg) Wir sind torpediert. Setzen Sie die Rettungsboote aus. Verteilen Sie die Schwimmwesten. (Am Fenster) Drunten stehen Detektive, die darauf gefaßt sind, das wir durch ein Fenster des vierten Stockwerks ankommen.

(Es klopft.)

Traunstein: Mir wird angst und bange, ich weiß nicht warum.

Lötschberg: Scherze, Kinder, Knallbonbons. Herein.

Manolesku (vertraulich zu Traunstein): Markerschütternd, dieses Klopfen — man kann es noch so oft erleben!

Dritter Auftritt.

Lötschberg. Baron Traunstein. Manolesku. Pedroso (im Smoking, ohne Rock, zerknittertem Hemd, die Stirn verbunden). Der Detektiv Kohler. Der Detektiv Weiß.

Lötschberg (strahlend auf den ersten Detektiv zu, schüttelt ihm die Hand): Grüß Gott, Kohler, was ist?

Detektiv Kohler: Es ist, daß einer von deinen Leuten gestohlen hat.

Manolesku (sich aufraffend): Ich bin der Fürst Manolesku.

Detektiv Kohler: Gerade den sollen wir holen. Dafür bringen wir (auf Pedroso zeigend) den zurück.

Traunstein (zu Pedroso): Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Graf. Auf Säbel oder Pistolen. Befehlen Sie.

Manolesku (sehr stolz): Mich? Holen?

Lötschberg: Durchlaucht, keine Formalitäten. Es sieht Sie keiner. Sie kommen wie durch einen geheimen Gang ins Gefängnis — und heraus. (Gibt Manolesku ein Buch.) Hier „Der Graf von Monte Christo“. Reicht bis morgen. Das Essen bekommen Durchlaucht aus dem Hotel. Durchlaucht schlafen sich aus. Morgen abend soupieren wir zusammen.

Manolesku: Sicher? Schwören Sie? Ich bin mit einem Schweizer zusammengestoßen — verstehen Sie? Mit einem Eingeborenen.

Lötschberg: Welch eine Extravaganz!

Manolesku: Schwören Sie?

Lötschberg (zum Detektiv Kohler): Gestohlen hat er gerade nicht. Es war eine dumme Wette, verstehst du? (Handbewegung.) Zwischen Kavalieren, wie wir sie jetzt in der Schweiz haben.

(Unterdessen ist Pedroso, magisch angezogen, auf die Unterröcke losgegangen. Er steht davor.)

Lötschberg: Flora hat sie alle zurückgeschickt. Korrekt. Sie gehören dir. Du kannst dich darauf setzen.

(Pedroso setzt sich darauf.)

Manolesku: Einen Mann wie mich holt man nicht ab wie einen stehengelassenen Regenschirm. Man fängt ihn ein, den Tiger. Man überwältigt ihn im Handgemenge. Man hat sich anzustrengen.

Detektiv Kohler (zu Traunstein, der in der Mitte des Zimmers steht und sich immerfort gegen die Stirn schlägt, schreiend): Herein!

Detektiv Weiß: Der Mann kommt mir verdächtig vor.

Traunstein: Mit Recht. Ich bin blamiert. (Auf Lötschberg zeigend) Er hat mich in seine Sammlung aufgenommen. Da habt ihr mich: in der Vitrine.

Detektiv Weiß (zu Lötschberg): Sollen wir ihn mitnehmen?

Detektiv Kohler: Ich meine, wir telephonieren der Sanität.

Traunstein: Bitte, nicht glotzen! Besichtigen nicht zu hindern, dafür liege ich da. Aber nicht glotzen.

Detektiv Weiß: Gut, die Sanität. Nachher kann man noch immer schauen. (Will abgehn.)

Lötschberg (hat ein Buch aufgeschlagen, in dem er liest, zwischendurch ohne aufzusehen): Gib ihm lieber einen Stuhl. Er hat Fieber.

Traunstein: Fieber.

Lötschberg: Der Herr Baron ist überarbeitet.

Traunstein (setzt sich in der Mitte des Zimmers auf den von Kohler hingestellten Stuhl): Baron Traunstein ist mein Name.

Detektiv Weiß: Nennen Sie sich, wie Sie wollen.

Pedroso: Ich wandre jetzt nach Norden.

Detektiv Kohler (zu seinem Kollegen, der von Traunstein nicht abläßt): Laß ihn sitzen. Er hat keine Beine mehr.

Lötschberg: An der Grenze wirst du deutsch getauft und bekommst eine Uniform und ein Gewehr. In einem schlechtgeschmierten Eisenbahnwagen fährst du, langsam, von Station zu Station, bis an die Front.

Pedroso: Das Kleid tut es nicht, und keine Fahrt kann mich ändern. An der Front ist es, wie hier. Ich kann nur sterben.

Lötschberg: Warum solltest du sterben?

Pedroso: Aus demselben Grund, warum ich lebe. Du hast Flora für mich die Unterröcke geschenkt, sie hat sie für mich getragen, sie hat sie zurückgeschickt. Wir haben miteinander gelebt. Ich habe sie verlassen. Ich bin aus ihrem Leben gefallen. Weißt du vielleicht, warum das eine geschehen ist und dann das andere?

Detektiv Kohler: Der ist gut. Er sei ein Spion, hat er dem Bundesanwalt gesagt. Für wen er denn spioniert habe, hat der Bundesanwalt gefragt.

Lötschberg: Das weiß er nicht.

Detektiv Kohler: Das wußte er nicht. Immer kleiner wurde er, als der Bundesanwalt ihn ins Gebet nahm, der Schwindler. Erst war er so groß gewesen und wie ein Korpskommandant. Aus dem Hotel ist er geschmissen worden. Kein Geld hat er. So ist die Wahrheit. Durchfüttern wollte er sich lassen, der große Herr, auf Kosten der Eidgenossenschaft.

Pedroso: Das Geständnis genügt nicht. Man muß den Beweis erbringen, daß man ein Spion ist.

Traunstein (aufstehend): Bitte, meine Herren, ich bitte Sie: Wovon ist die Rede? Sie, Herr Altnationalrat, lesen im „Westöstlichen Diwan“.

Detektiv Kohler (auf Manolesku zeigend, der flucht- und kampfbereit an der Tür wartet): Wir sollen den holen.

Manolesku (die Tür aufreißend): Holt ihn!

(Die beiden Detektive erwischen ihn in der offenen Tür. Sie ziehen ihn ins Zimmer, schließen leise die Tür, heben Manolesku hoch, legen ihn behutsam auf den Diwan und halten ihn fest, indem sie sich neben ihm auf den Diwanrand setzen. Der Vierte Direktor, der lauschend vor der Tür gestanden hatte, ist hereingetreten.)

Vierter Auftritt.

Lötschberg. Manolesku. Baron Traunstein. Pedroso. Die beiden Detektive. Der Vierte Direktor.

Traunstein: Laßt mich hinaus.

Detektiv Weiß (mit dem Fuß winkend): Langsam. Einer nach dem andern!

Detektiv Kohler (zu Manolesku, der unter ihm zappelt, die Faust hebend): Ich rate dir, gib's auf.

Lötschberg (über seinem Buch): Sagt mir, wenn ihr fertig seid.

Manolesku: Mein Kompliment! Gratuliere. Aber ich habe noch nicht genug.

Traunstein (Detektiv Kohlers erhobenen Arm fassend): Sie werden ihn doch nicht erschlagen?

Detektiv Weiß (Traunstein mit dem Fuß gemächlich beiseite schiebend): Drei Schritte Abstand. Verstanden?

Traunstein (zurückweichend): Nein. Ich verstehe rein gar nichts.

Der Vierte Direktor (zu Lötschberg): Ich bin nur für die Ordnung da. (Zu Traunstein) Eine Minute, Herr Baron! Sie machen's kurz. Ich kenne die Leute. (Zu den Detektiven.) Fest, aber ohne Lärm. Durchlaucht, ich bedaure.

Lötschberg (vorlesend): „Und wer franzet oder britet,
Italienert oder teutschet:
Einer will nur wie der andre,
Was die Eigenliebe heischet.“

Manolesku: Japanischer Angriff. Gut.

Detektiv Weiß (der Manolesku die Hände mit einer Kette fesselt, zu seinem Kollegen): Noch einen Ruck!

Lötschberg: „Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleibt im Dunkel unerfahren,
Mag von Tag zu Tage leben.“

Detektiv Weiß: Fertig.

(Die zwei erheben sich mit Manolesku.)

Manolesku: Ich danke. Ich danke sehr. (Zum Vierten Direktor)
Machen Sie die Diensttreppe frei. Vorn wird ein Auto stehn.
Nach hinten damit! Zum Lunch eine Flasche Chablis. (Ab-
gehend) Lassen Sie meinen Frack reinigen. (Zu Lötschberg)
Ich zähle auf Sie.

Der Vierte Direktor (zu Lötschberg): Zimmer reservieren?

Lötschberg (das Buch welegend): Wir soupiere morgen abend
im kleinen Salon.

Manolesko (an der Tür ungeduldig): Herr Direktor, wenn ich
bitten darf: die Diensttreppe. Das Auto.

Der Vierte Direktor (sich verbeugend): Diensttreppe, Auto,
Zimmer, Frack, Souper. Wird besorgt. (Schnell ab.)

Fünfter Auftritt.

Lötschberg. Baron Traunstein. Pedroso.

Pedroso (erhebt sich): Auch der kommt wieder. Alle deine
Freunde kommen wieder. Und die Frauen. Du bist wie ein
alter Baum in einem Garten. Ich komme nicht wieder. Oder
doch? (Sich umsehend) Ich kann es mir nicht denken. Leb
wohl, lieber Gott von Bern.

Traunstein (zu Pedroso): Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit.
Sie brauchen einen Paß.

Pedroso: Einen . . . Paß?

Traunstein: Das verstehen Sie nicht. Aber Sie brauchen ihn.
Wenn Sie die Liebenswürdigkeit haben wollen, mir eine Stunde zu
widmen, bringe ich alles in Ordnung. Sie sollen nach Norden
wandern, bis an die dänische Grenze. Und dort finden Sie
wieder einen Paß. Dann — fahren Sie Ski?

Pedroso: Ich lerne es, wenn es nötig ist. Aber ich kehre gerade so
gern um, oder ich gehe nach Osten. Oder ich gehe nach Westen.

Traunstein: Ich verstehe, ich verstehe. Sie sind sogar der einzige
hier, den ich begreife. Der einzige sogar in aller Welt. Sie
haben kein Ziel.

Lötschberg: Er läßt sich von niemand anstellen, nicht einmal
von sich selbst.

Traunstein: Schade, daß Sie unbekannt bleiben.

Pedroso: Ich bleibe nicht unbekannt. Ich will helfen. Und wer will, daß ihm geholfen werde, der muß wissen —

Traunstein: Eben, das meinte ich. Man muß Ihre Adresse kennen.
(Lötschberg ist vor das offene Fenster getreten. Seine breite Gestalt steht groß im hellen Ausschnitt.)

Lötschberg (ohne sich umzudrehn): Wann, glaubst du, werden wir von dir hören?

Traunstein: Wann?

Pedroso: Wenn ich keine andere Sehnsucht mehr kenne, als unter den ganz Armen einzuschlafen, die glücklich sind, ganz arm zu sein. Wenn ich wahrhaft frei bin unter den restlos Befreiten.

Traunstein: Schön. Sehr schön. Welch ein Friede!

Lötschberg: Woran wirst du erkennen, daß deine Zeit gekommen ist?

Pedroso (inbrünstig): Wenn mein Stab wahrhaftig erblüht.

Traunstein: Plötzlich: eine große rote Rose. Einmal soll es schon vorgekommen sein. Ich zweifle keinen Augenblick. Auf der Spitze Ihres Wanderstabs. Des Zepters, das die neue Welt regiert.

Pedroso: Nicht plötzlich. Langsam, unendlich langsam. (Auf sein Herz greifend) Hier.

Lötschberg: Den Menschen das Zeichen, in dem sie glauben. Ja.

Traunstein: Warum gehn wir nicht mit ihm?

Pedroso: Jeder muß allein gehn. Jeder bricht von selbst auf, die einen früh, die andern auf ihrem Sterbebett. Mein Vorsprung ist gering. Um seinetwillen liebe ich das Leben.

(Pedroso steht an der Tür.)

Traunstein (tritt vor ihn hin): Entweder Ihr Stab erblüht, oder die Welt ist verloren.

Pedroso: Was ihr auch tut, seid gütig und froh. Das ist der einzige Anfang, das alleinige Tor, das hinausführt, der eine Weg, auf dem Menschen miteinander gehn können, ohne einander zu erwürgen und berauben. Seid gütig und froh über die ganze Erde. Vereinigt ihre Provinzen, damit die Erde eins sei am Tage des Wunders.

Lötschberg: Ich bin ein alter Mann und habe nicht die Zeit, darauf zu warten. Und keine Aussicht, ihn mit meinen leiblichen Augen zu sehn. Ich habe viele Ideale überlebt, die rechts und links verhungert sind, wenn sie nicht rechtzeitig von den Häutehändlern aufgekauft wurden. Mach dich davon . . ., Rattenfänger, den nichts enttäuscht, und der nie schlecht gelaunt ist. Deine

Weise vergesse ich nicht. Deine Augen, deine Stimme, deine hellen Hände werden bei mir sein, wenn ich mich gegen die letzte Qual wehre. Ich werde sie zu Hilfe rufen.

Pedroso: Soviel du von mir behältst, soviel gehört dir.

(Stille, in der man den Hahn am „Zytgloggen“ krähen hört. Es klopft an der Tür.)

Sechster Auftritt.

Lötschberg. Baron Traunstein. Pedroso. Herein treten Flora und Gabriele.

(Die Tür bleibt offen. Pedroso und Flora einander gegenüber. Gabriele eilt auf Baron Traunstein zu.)

Gabriele: Sie findet man überall. Ein tüchtiger Beamter. Sind Sie dienstlich hier — oder zur Erholung.

Pedroso (zu Flora): Ich danke dir von ganzem Herzen.

Flora: — Vergiß mich nicht.

(Pedroso ab, schließt lautlos von draußen die Tür.)

Siebenter Auftritt.

Lötschberg. Baron Traunstein. Flora. Gabriele.

Traunstein (indem er auf die Tür starrt): Ihr letzter Artikel, gnädige Frau, war ausgezeichnet.

Gabriele: Wirklich? Ich habe mir Mühe gegeben. Wir müssen Frieden haben. Frieden um jeden Preis.

(Pause.)

Traunstein: Je eher, desto besser.

(Pause.)

Gabriele: Was ist hier geschehn?

Flora: Der einzige Mensch, der mich liebt, hat mich verlassen.

Traunstein: Einer hat Ernst gemacht.

Gabriele: Pedroso? Reist er ab?

Lötschberg (setzt sich in Bewegung): Ich muß mich um Manolesku kümmern.

Vorhang.

Kasimir Edschmid:

DER NEUE ROMAN UND WASSERMANN

Tut Euch nicht dick, Freunde, die Ihr aufs Neue stolz seid. Das war erst der Durchbruch. Noch schleift Ihr die Schenkel Euch ab um den Roman. Nichts ist da, was wie ein Globus kompakt und glasig, wie ein Kuheuter am Belchen voll Saft, kühn wie ein Verführer und voll Zeitdonner und Anklage wie die Stimme Jaurès. Eingänge nach Licht sind geschlagen, die Novelle steht im besten Saft. Noch rauft Ihr um Programme und blökt um Ziele, aber das Querschnittbuch ist noch nicht geschrieben. Weltgefühl ist da, addiert man die Zähler. Es fehlt die Repräsentation. Vous êtes foutus, ein Kropf hängt die Volkstragödie an Euren Hälsen. Wo Ihr bereit steht, endlich mit schönen Netzen den Kosmos einzufangen, fehlt Euch der Tüll, und die Schwünge sind Euch nicht mehr geläufig. Am großen Start versagen Eure Gäule. Noch habt Ihr wie Besessene ums Drumherum zu kämpfen, während Ihr vergeht vor Geilheit, den Geist zu fassen. Nie hatten Eure Vorfahren Zeit. Schließlich braucht's fünf oder sieben Generationen, bis eine Volksart nationalen Ausdruck findet. Wir wurden nach zweien jeweils von den Nachbarn wegen Ungeheuerlichkeiten erledigt oder schlugen uns nach dreien heulend, lachend, selbst die Schädel ein. Als Ihr von den Terrassen Eurer Träume herunterkamt, den neuen Menschheitstag zu grüßen und empfangen, waren die Stufen verschlagen und die Röte über den Seen kam durch den verwilderten Park nicht herauf. Eure Soldaten rühmten sich, mit Faust und Bibel im Tornister zum Krieg gezogen zu sein. Welches Durcheinander, was hat beides miteinander zu tun und welche Dreistigkeit mischt hier Gott mit den Verfluchten? Seht Ihr Euch um, ist Wahnsinn um einige Pyramiden gesammelt. Zwischen Balzac und Dostojewsky ist am Rhein nichts übriggeblieben. Kein deutscher Roman mischt Euer Blut mit europäischen Säften. Ihr habt da und dort ein paar Bücher (Döblins „Drei Sprünge“, Heinrich Manns „Kleine Stadt“, Hauptmanns „Quint“). Nationalistische Hybris will Euren Volksnamen degradieren, und heulen sie deutsch, meinen sie Blöm und Herzog. Noch ist nicht ganz vergessen, wie sie im Vorzimmer des speisen-

den Kaisers mit Ganghofer die traurigen Siegesmärsche den kämpfenden Armeen zugetrieben. Deutsch heißt nicht annexionistisch, hat mit Talmud und Kalewala mehr zu tun als mit Generalkommandolyrik. Ausgleich muß einmal endlich stattfinden zwischen Eurem Charakter rein menschlichen Gefühls und dem Weltgeist, Zwiesprache zwischen Leid deutscher Kreatur und Demiurg. Das ist das einzige Alphabet göttlicher Dichtung, und nur, ob es sanfter oder wilder erschallt, ist ein Zeichen, obs serbische oder malaische Menschheit singt. Noch sind wir daran, Europa zu nivellieren. Man hört die russische Stimme, Dostojewskys in sich selbst verzehrte, Tankschlachten in den Nerven ausspielende, ungeheuer nach erlösendem Oben sich drängende Demut. Seine Landsleute kommen weiter in die Seele hinein, indem sie sich opfern, und die Termopylen ihres Geistes beginnen stärker als die hellenischen Überlieferungen die Jugend zu ergreifen. Bei France und Flaubert kommt aus der souveränen Skepsis die Engelsehnsucht untadelig und elegant in die heiligen Prozessuale. Selbst die kleinsten Völker scheinen mit Schallrohren sich anzukündigen. Schweden mit Brodi voran. Am Ende des Zugs für das aller kleinste mit Munch der Norweger Hamsun, neben Gorki und France der größte Romancier Europas. Die deutsche volle Stimme ist nicht in dem Orchester. Einige untadelige Geister bemühen sich um Gehör, aber es scheint, sie schweben im Raum. Keiner ist da, aus dem wie aus einem apokalyptischen Maule die Musik eines Volkes bräche und stürze und wo das deutsche Temperament, jene Mischung aus Güte, Barbarei und Hochmut, sich schrankenlos auflöste in die Einheit des Kosmos, dem sie diene und der Zeit, die sie schallend und freundlich einfügte ins Orgelgerippe ihrer Brust.

Man hat, eh' Ihr in die Flammenwerfer geworfen wurdet, Thomas Mann Euch vorexerziert als Wahrzeichen anständigen und deutschen Gefühls. Ach, aus seiner Welt, die er vornehm baute, kam keine Erneuerung. Nach wenigen Monaten, als die Katastrophenfeuer am magischen Horizont blitzten, rückte er ab wie die Gesellschaft, die er dichterisch vertrat. Es schwindelte ihnen vor soviel neuer Grelle. Heinrich Mann, den sie Franzosen schalten, trat in einen Kreis, der sich ums deutsche Spektrum nicht mehr stritt, sondern weitläufigere Sorgen hatte. Ihr verlor damals auch Dehmel, den bewunderten Streiter von früher. Der Süddeutsch-Österreicher Wassermann zeigte in einem Kartenspiel historischer Gestalten, was er für deutsch hielt („Charaktere“) und stellte das meiste auf jenen preußischen Drilltyp, der, mit einem Funken Geist, damals Deutsches verkörperte. Narren machen Euch aus Temperamentfarbigkeiten ein bürgerliches Bild des Nationalcharakters. Winkt

ab. Gingen die Erbauer der Dome nicht nach Frankreich und lernten fromm wie Schüler, und ist die Gotik nicht steil wie die höchste sonntägliche Inbrunst Eurer heidnisch großen Herzen? Hat nicht die mitteldeutsche Epik mit Gottfried, dem Vogelweider, Hartmann im singenden Herzen französischer und spanischer Trouveres die Heimat? Ja, auch Franz Marc ist deutsch wie die Idyllischkeit Eurer See, auch wenn seine Seele dorthin kommt, wo aus byzantinischen Sprüchen und asiatischen Legenden Eure deutschen Märchen stammen. Ihr seid Söhne der Erde, die Asien, das Euch einmal austrieb, besonders liebte, und Europa ist so nahe und klein, daß in dem kleinen germanischen Herzstück ein weiter Ton gefunden werden müßte, der Euch mit großen Traditionen vereinigt. Der Stern, den Ihr bewohnt, hat sich lebhaft gedreht. Ihr habt mitgezuckt und durch den Spalt gesehen. Die früheren Generationen fanden nichts, den dreihörnigen Stier zu fassen. Vor Euch aber hat sich die Mauer gesenkt und manchmal erreicht Euer Blick die Formen des neuen Paradieses. Schaut rückwärts, klagt an! Schaut vorwärts und preist und stachelt nach dieser Richtung! Es kommt nicht an auf Geschwätz, die Richtung ist eindeutig, die Anspannung ist nur noch vonnöten, der heroische Angriff, Impetus zum Heulen schön und zum Zerplatzen gewaltig. Endlich sind die Barrikaden gelüftet, die Dezennien vor den Freiheitsstraßen lagen. Schaut der deutsche Mensch nun lange über so weit ins uferlos Neue wogende Chausseen, wird er beruhigter und klarer an deutsche Seelenaufgaben denken. Atmet er eine Zeitlang in die Welt statt in Divisionsverbände, spricht er in ein Publikum von Europäern statt Generälen und Standeskonventikeln, wird er aus dem Hin und Wider auch seine deutsche Sehnsuchtsstellung zur Ewigkeit und der Erde erhalten. Was seither bedrängte, fiel ab. Man hat plötzlich den verantwortungsvollen Blick Europas auf Euch gerichtet.

Tut Euch nicht dick. Noch schleift Ihr Euch die Schenkel um den Roman. Das muß ein Grundstock werden mit Sperma wie keiner. Was Ihr in der Weltachse jetzt einsetzt, ist Fundament. Packt Ihr's eine triumphale Sache, mißglückt es, wart Ihr am Werk immerhin. Es kommt darauf an, daß Kerle und Kräfte da sind, die alles wie immer entscheiden, wo das Gute daneben steht. Nichts fehlt von Belang. Ihr habt die Begeisterung, die Mühe ums Handwerk, das Thema ist Euch gelegt, hinter denen eine Welt zurückkracht, vor denen eine neue urwaldsüß sich breitet. Als die Schweden in Polen einen italienischen Helm eroberten, war das ganze Weltgeschehen in ihn hineingeschrieben, und mancher Abbate hat malend die Kirchenfenster und Portale des frommen Mittelalters

damit geschmückt. Malt die neue Welt hämmernd, weißelnd in die Herzen, eine Aufgabe so Lobes und Kühnheit wert und gierig wie selten eine von der Zeit gebotene. Man hat viel Neugier auf Euch, und was noch nicht so weit im Vordergrund steht, wartet wie auf den Rängen, daß der Vorhang aufgeht und die krachenden Evolutionen sich vollziehen, auf denen Ihr in die parnassische Höhe mit massiven Ergriffenheiten schreitet.

Einer hat seine Hand über Euch weggestreckt und einer der wenigen, die vor Eurer Zeit um großes Romanwerk sich bemühten, einer der vier oder fünf, hat vor Euch eine Trompete geblasen. Wassermann. Was er seither geleistet, ist großer Aufwand. Er besitzt, was Euch unerprobt noch, das Können, den Griff, den Griff. Zwar stammt seine Form aus impressionistischen Gefühlslagen, sein Gemälde aus einer Tradition, die beschaulich und malend das Erlebnis bewältigte. Doch war sein Geist immer auf Weites aus, zwar bürgerlich oft in Konflikten und Breiten. Doch nie ohne Lust nach Größe. Manchmal kam er herauf und schaukelte über seiner üblen Zeit. Man muß sehr genau horchen, wenn dieses Können nun Eure Themen und enthusiastische Probleme bewältigen will, denn es ist der Verdacht, daß, wenn die Hände schon jenseits des Flusses an neuen Architekturen klug und geschickt formen, der Geist noch diesseits des Wassers ruhet und Larven sucht, um sich die Augen zu maskieren. Hat dieser den Ehrgeiz, das Zeitbuch zu schreiben, muß es zwei Bogen haben. Der erste zeigt das Seither, das Leben, an dem er jahrelang schon malte, die Gesellschaft, das stolze und farbige Spiegeln der kapitalistischen Epoche. Das zweite muß geben was folgt, das Nachher, die neue Zeit. Das erste muß den Zusammenbruch schildern, unerbittlich sein, das Gesetz aufbrechen und das Geglänz. Der zweite muß den Schwung haben, die Forderung, den Schrei ans Schicksal. Der zweite muß die Vollendung sein, muß den Menschen zum Paradies hinentwickeln, auch in der Zeithölle das Unfehlbare, Göttliche weisen. Sonst ist das ganze Ethos Humbug. Sonst ist das Ganze Schwindel, ein Nichts. Sonst bleibt das Ganze ein kühner Ingenieurkniff, eine Brücke über Festland geschlagen, zwecklos, ein Marnesieg. Ein verantwortungsloses Kunststück. Hohl, verfehlt, verworfen eben des großen Ausmaßes halber, das es plant. Da hilft kein Können, kein Sprachglanz, kein Mal-Virtuosentum, kein Wortplätschern. Steht einer da vor dem Abgrund und schildert, während die anderen einsacken, Herrlichkeit der Blitzzüge und Luxusdampfer, ist er ein Phantast, vielleicht ein Schwätzer, aber kein Verantwortungsvoller, kein Helfer. Darauf kommt es allein an, Talent ist Vorbedingung, guter Wille selbstverständlich. Alles

andere ist verbrecherisch. Wassermann macht tatsächlich den großen und staunenswerten kühnen Versuch, den umfassenden deutschen Zeitroman zu schreiben. Er unterliegt völlig.

Es soll die große Welt zuerst gegeben werden. Der Aufwand ist bedeutend. Zwanzig, vierzig Menschen, ebensoviel Schicksale gleiten durcheinander. Das Technische ist vorzüglich, die Kuppelungen, die Konstruktion außerordentlich, die Linien gebrochen, weitergeführt, in langen Atmungen hingestreckt. Jede Vorbedingung die des großen Künstlers. Das Ausmaß ist Dostojewsky. Der Gehalt: Belletristik. Der Russe stürzt in so weit abgestecktes Terrain ein mit einer Psychologie, die wild wie ein Tier, explosiv, aus dem Chaos unzählbarer Kraft der russischen Seele nicht nach außen, sondern nach innen sich zersetzt. Wassermann hat keine elementare Bindung in den Boden hinein. Er hat Gemischtes, Jüdisches, Deutsches, Österreichisches, Ästhetisches, also viel Vorbereitung für eine Kunst schöner Spiegelungen und idealer Seelenzerlegung, aber nicht das heisere, rauhe Seelenhurra der Naturkraft. Er hat Hirn und zwar mehr als Blut. Das ist schon eine Inkonsequenz im schöpferischen Menschen. Er hat geschickte Hand, geniale Konstruktion, die wechselnden Schicksale laufen wie Springnummern des Automaten — aber er hat nicht Dynamik, die unabwendbare Schicksale schleudert. So wird sein erster Romanteil Konstatierung und lediglich Schilderung, und es mag wahr sein, daß keiner das Jahrzehnt vor den Kriegen so groß und elegant, in solchem Fresko und mit solcher Leidenschaftlichkeit gemalt hat. Damals lebte man wohl, um zu reisen, schlief lange, um gut zu dinieren, nahm Kunst wie Parfüm, Politik wie Poker, lebte einsam, unbeteiligt an der Menschheit. Unendlich einsam im Reichtum und abgeschlossen durch Genuß. Ahnte vielleicht, die Nase zuhaltend, den Vulkan unter sich am üblen Geruch aus dem Innern der Dampfer, aber übertäubte das Grollen der sozialen Welle, die Weltwende bedeutete, indem man sie ignorierte. Wurde vielleicht im besten Falle hypnotisch angezogen, ging hin und sah es, stieg vielleicht hinunter. Aber was war das? Mischung aus Sensation und Magie des Schicksals. Neugier und Blutdünne. Weiter nichts. Aber Thema und Ergebnis des Wassermannschen Romans.

Dies alles Zeug, was da lebt, genießt und glücklich ist, soll ein Querschnitt sein, aber nur Vorbereitung für das Kommende. Jedoch es wird wohl gegen die Konstruktion, aber nicht gegen das Herz des Autors Hauptsache. Da steht mit Kainz und Saharet und Heymel und vielen lebenden, nur wenig kachierten Typen die vorkriegerische Welt jener etwas fauligen Gesellschaft, die Geld und Stellung und gepflegtes Fleisch bis zu einer Sterilität

und äußerlich raffinierten Kultur gebracht hat, die beim ersten Ruck zusammenflog. Da stehen wundervolle, von großer Künstlerschaft zeugende Kapitel. Doch nicht jener Sproß des Reichtums, der sich umwendet und in die andere Welt der stinkenden Löcher geht, wie es die Lineatur des Romans verlangt, entwickelt sich hier, spielt Flöte und Klavier seines Schicksalsmarsches. Was gekonnt und vollendet ist, ist das eigentlich Nebensächliche, ist die große Tänzerin, ist der Gourmet Crammon. Das ist mit Liebe und mit oft klassischer Zartheit gemalt. Aber wo sind die Ergebnisse? Angedeutet vielleicht, ein Wind wird wohl gehört, der Laternen dieses Karussells ausbläst. Aber wo bleibt die Verantwortung, wo der Dichter, der anklagt? Nichts. Nur im einzelnen, bei diesem, bei jenem, wird eine Folgerung gezogen. Im großen versagt das alles, hat keinen typischen Wert. Hier liegt schon die Tragik. Das Weltbild versagt. Das Ziel kann nicht werden, da der Dichter verstrickt ist. Es kann sein, daß irgendeiner, der diese Welt haßt, ihre Weiber, ihre Genüsse aber bis zum Exzeß liebt und braucht, menschlich vielleicht zu schwach ist, zu entsagen, aber darunter leidet und in der Sache und in der Wahrheit seine Anklage darum um so heftiger schleudert. Aber wem diese Welt so maßlos imponiert, wer innerlich fasziniert ist von ihr wie Wassermann, kommt nicht frei. Der zieht keine Schlüsse. Der kommt nicht zu Summen. Der macht keinen Strich. Der hat in keiner Weise eine Radikalität der Wahrheit, die künstlerisch allein Wertvolles hinsetzt. Der malt und zeichnet immer noch auf der Oberfläche, während in der Tiefe die Entwicklung sich schon vollzog. Das ist aber ohne Bedeutung. Die Zeit schildert nur der, welcher aus dem Alten das Neue herausentwickelt. Wir haben keine Lust, zuzuhören, wenn um eine Sache herumgeredet wird. Es fehlt uns die Geduld zu Umwegen ohne Ergebnis. Das Motto ist nicht: ich weiß, — sondern: ich kreuzige mich. Die Fahne weht nicht: ich komme dahin, — sondern: ich erkenne, erreiche oder verrecke. Alles andere ist mißverstanden, wird überhört oder verflucht.

Dieser Held, der aus der schrankenlosen Fülle kommt, marschiert wohl auch in die Armut. Er geht in sie hinunter wie in einen Stollen. Er hält sich in ihr auf. Er befindet sich in ihr. Sein Zustand ist in ihr. Weiter kann man es nicht ausdrücken. Er ist so steril, daß er einfach hinget. Genau wie er am Ende aus ihr herausgehen, sich aus ihr entfernen, sie verlassen könnte. Es wäre weiter nichts Erregendes. Es wäre eine Veränderung. Man flöge vielleicht bis dahin auf die Kassiopëia oder entdeckte ein Fischvolk unter Zeylon. Größer ist die seelische Temperatur beim Überschreiten des sozialen Äquators wirklich nicht bei ihm. Er

tut das seiner Kaste Unerhörteste mit einem kindlichen Mißverstehen jeden sozialen Instinkts. Er kommt nicht unter Zuchthäusler, Huren, Verbrecher aus dem luziferischen Sturz her, sondern auf Grund einer Hypnose, einer Konstruktion. Er hält sich unter ihnen nur passiv auf. Er hat eine scheinbar sehr mystische Kraft, daß sich (groß angelegt, aber schlecht entwickelt) Übeltuende zum Guten entwickeln. Aber genügt das? Wo ist das Seelenfazit? Sammelt er die Elenden, schart sie um sich, klagt ihnen die Anklage vor gegen die Gesellschaft, organisiert er sie? Er lächelt. Er lebt unter ihnen. Aber das ist nur ein Affront gegen seines Vaters Millionen. Lang' noch keine Tat. Knirscht er, leidet er unter dem Elend der Menschen? Er ist nicht ohne Güte, aber das kann auch bis zur Blüte kultivierter gesellschaftlicher Anstand sein. Das Ganze ist unsicher, unerlösend, ohne Absicht, ohne Bestimmung, ohne Ziel.

So steht auch die Form in Schwankung. Manche Partien sind expressionistisch, rattern herunter, schmeißen die Psychologie heraus. Verstehen aber nicht im Gedrängten das Seelische elementar zu heben, sondern müssen das ausgestoßene Psychologische in langen Psychologieblasen wiederbringen. Manchmal geht es dann statt ins Übersinnliche ins Medizinische; Wissenschaft und Hysterie stellen sich, als ginge es nun an Gottes Vaterbrust. So kommt man aber nicht hin. Und dann hat der an Glanz und elegante Kurvenführung gewöhnte Stil gar kein Organ für die Kaschemme. Stilisiert geht es nicht. In unheilvoller Instinktlosigkeit wird es naturalistisch versucht. Das wird dann komisch, denn das wird toll Literatur, und diese Gespräche zwischen Lustmörder und Held sind in ihrer monumental gedachten Dialektfresserei, ihrem naturalistischen Geschwafel genau so verlogen und unecht wie die Tiraden der Profiliromantiker. Für solche Dinge hat Wassermann gar kein Gefühl. Elend ist es noch lange nicht, wenn eine Hure berlinerisch redet oder wenn der Held das kostbarste Perlenhalsband (das seiner Mutter) der Luetikerin, mit der er platonisch lebt, in den Schoß gibt. Elend ist das zitternde, nackte Leben, das nach oben will, wo Gerechtigkeit aufsteht und das Leidende anspannt, daß es groß wird in dieser Dehnung. Elend ist nicht eine Malerei von Dreck. So ist das Ganze: verfehlt, falsch gesehen, vorbei-verstanden, unerlöst. Dies alles spricht gegen die Einordnung dieses Versuches in den Rang des Ziels, das es anstrebt. Lediglich dagegen. Man soll nicht verblendet sein und das Nicht-erfülltsein auf das Können des Autors zurückfallen lassen. Wer viel riskiert, setzt andere Maße voraus, höheres Gericht als dieser und jener Miesnick, der sein kleines Thema wacker herunterspielt.

Als Könner ist Wassermann einer der ersten Autoren der Zeit. Auf drei Seiten des Buchs gibt er oft mehr an gerader Schönheit, da, wo er kontemplatorisch wird, ein Einzelschicksal wendet, meist mehr wie andere, die an sicherer Stelle segeln, im ganzen Werk. Auch der problematische Torso des „Christian Wahnschaffe“ verdient jeden, der ihm naht. Die blühende Fülle der Figuren gibt ein Niveau von selten erreichter Breite. Wir sind konsequent und wollen das Loyale. Im Schätzen und Anerkennen liegt aber nicht die letzte Liebe. Das Maul der Zeit ist grausam, und das Gewissen der weichenden Minute hat Gorgonisches im Ausdruck. Die Umkehrung wird symbolisch. Vor den Forderungen dieser Jahre bricht der Kern zusammen; es ist zu wenig. Mit diesen Sätzen, solchem Bau erreicht er nicht das obere Gerüst. Gespanntere Schenkel, wildere Kehlen erstürmen nur die Höhen des neuen Tons. Der Dichter bleibt geschätzt und ihm jeder Respekt. Aber die Hand soll drüben bleiben und den Vorhang nicht aufzureißen suchen, der sich eines Tages weit aufschlägt aus eigenem Schwung. Die Hand soll jene Epoche malen, in der ihre Triumphe und Süßigkeiten liegen. Denn schöpferische Stärke ist gebannt an ihren mystischen Untergrund und gehorcht nicht wie Pferd und Autorad dem Hirn und der Klugheit. Von jener Insel, die schon hinter uns liegt und schwankt, wird kein neues Weltbild geschaut und geformt. Erreicht Ihr es nicht, Freunde, fehlte Euch Kraft und Fülle, aber nicht die Berufung. Eure Torsos werden aber dann heller und reiner vom Geist heraus marmorn strahlen. Irgendwie wird der Boden, auf dem sie stehen, ihnen huldvoll und gnädig sein.

KLEINE TSCHECHISCHE ANTHOLOGIE*Otokar Březina:***APOTHEOSE DER ÄHREN**

Hier mach' ich halt und laß den andachtshellen Blick sich schwingen
 ob diesem Land und breite meine Seele über dies von dir geweihte
 und im Gebete höre ich die Erde reifend singen [Heiligtum:
 im mystischen Weltenorchester, donnernd von deinem Ruhm.

O Ähren, Arbeitsschar! O Bruderschaft ohn' Ende,
 zu eurem Wurzelwerk geneigt, blaß und erschlaft,
 und durch der Zeit Geheimnis, hohe Wellenbrände,
 liebeich durch die Äonen tragend Brot der Kraft,

o Gute! Brüderlich gewährtet ihr der Blüte
 unird'schen Schönheitstraum in euren dichten Reihn
 und liebet sie, der Höhenbrand den Blick durchglühte,
 die Wurzeln erdgeschwärzt, mit ihrem Liede bei euch sein.

Frieden von Sommersonntagmorgen fühl' ich euch entschweben,
 der Erde Flug und Glockenzittern, das ins Weltall streicht,
 singender Lippen Duft, denen ihr einst zu höherm Leben
 des Kornes Süße stärkend und verwandelt reicht.

Wenn Mitternacht, ekstatisch stumm, hoch ob den Ländern zieht,
 und eurer Felder Glanz sich auf ins Freie schwingt,
 flammt sternhaft jeder Halm, Hoffnung in Sternen glühet,
 die Strahlen zittern so, daß es wie Silberläuten klingt,

und unabsehbar wogt, gleich einem Meeressunde,
 Ernte auf allen Höhn! Der Träume Ätherflotte voller Pracht
 verliert sich fern auf ihr; im goldnen Sand am Grunde,
 den Ruder aufgewühlt, strahlt Sonne stolz entfacht!

O Hauch, von Leben schwer, der du von Feld zu Feldern
ob Schwindeltiefen hin Sonnenstaub glitzernd trägst,
zu meinen armen Schmerzen, Blüte müd auf deinen Feldern,
mich zu bekennen wehrt dein strenges Übermaß.

Der Kräfte Schleier aus gekreuzten Blitzen hast du dem matten
Blicke nicht entzogen,
von Welt zu Welt gespannt, faßt er den Kosmos ein,
und doch in aller Tode Herrlichkeit auf den geheimsten Wegen
bei jedem Lebenshauch stellt sich die Seele vor dir ein

und flüstert irr: Ich bin in deiner Macht, rühre mit deinem Winde,
die Ernte ganz, zu Saat verwandelt, fällt dir in die Hand,
und keimt, gleichwie in Zaubererd', in deiner Stärke glühem Brande,
wie du sie ewig sahst, für dich ergeben auf.

(Berechtigte Nachdichtung von Otto Pick.)

Karel Toman:

FEBRUAR

Der du die Stille liebst und Einsamkeit,
in tiefen Wäldern und auf Schneegefilden voller Frieden
des Lebens Rhythmus lauschest,
hörst du nicht manchmal die
Stimme der Tiefen?

Fernher klingt Karneval von Morden, Blut und Sterben.
Wie schmerzt der Erde Schweigen.
Doch unten bebt eines Herzens Puls
und aus den Finsternissen ein verborgner Quell
müht ans Licht sich.

Der Frühlingswasser Lied
berauscht dein Herz, Glück will Vernunft dir rauben,
daß in Verzweiflung wir vielleicht allein sind, nimmer doch
im Glauben.

(Nachdichtung von Otto Pick.)

Fráňa Šrámek:

TRAUER, MEIN GESCHWISTER

Warst du nicht damals schon mein Gefährte,
dein schwarzes Küglein mit mir zu schieben,
bist, als wir Krieg spielten, bei mir geblieben,
raubtest die Lust mir am hölzernen Schwerte,

liebest beim Fluß dann mich sitzen am Ufer,
Säblein ins Wasser tauchen, und träumen,
indes deine Stimme aus Schlingwerk und Bäumen
mich seidig in Schlaf sang, sanftmütiger Rufer . . .

Herrliche Tage dann, Weinrausch und Flammen,
durch Bäume verborgene Mädchen rings winkten,
wehten von Baumstamm zu Baumstamm und blinkten.
Was ich erhaschte, du nahmst es zusammen,

trugst deine Beute welk, Zweig, der sich neigte,
eitel dem Baume des Lebens entrissen,
ließt: „gehn wir heimwärts!“ leise mich wissen,
während dein Finger auf die Friedhofswand zeigte.

Andre Hand suchend, find' ich stets deine
allzeit getreue, die treuste der Hände,
und allen Herzen, an die ich mich wende,
enttönst du wie Echolaut leblosem Steine.

Stumme zwei Fischer wir, hoffnungsbetrogen,
wachen ob *einem* Köder wir einsam.
Werden, o Bruder, enden gemeinsam.
Du folgst mir, vom Wirbel in die Tiefe gezogen.

(Berechtigte Nachdichtung von Otto Pick.)

Stanislav K. Neumann:

KLAGE IM FRÜHLING

Alle Vöglein heut mir Grüße sandten,
Dohle schrie, Specht grüßte harten Schlags,
blaue Leberblümchenaugen tranken
gierig ein das Lächeln sanft durchwellten Tags.

Nymphen- und Zitronenfalter bebten,
Fliegen setzten sich auf Sonnenplätzchen an.
Meine Blicke mutig sich belebten,
und mein Elend selbst schien vielleicht abgetan . . .

Doch am Abend mußte jäh erkalten
meiner Rührung weißer Flammenschein.
Trauerwogen schwer sie überwallten,
ganz in Grau gehüllet schien die Welt zu sein.

Arm wie eh' bin ich davongegangen,
der ich mich darf keinem Ding ganz nahn.
Schritt durchs Grau, Phantom mit bleichen Wangen,
pflückte Knospen, giervoll aufgetan.

(Nachdichtung von Otto Pick.)

WEISSES BRETT

Die 15 Leitsätze der „Clarté“

1. Das soziale Gesetz, das unsere Gesellschaft beherrscht, ist schlecht. Es bedeutet: Vorrechte, Willkür, Zusammenbruch und Mord.
2. Der größte Teil der Menschheit hat bis auf den heutigen Tag in Sklaverei gelebt, die Willkür einiger weniger, deren Stärke in der Zauberkraft der Überlieferungen bestand, hat sie zermalmt, hat sie gemetzelt. Also, daß die Unwissenheit sich stärker erwies, als die wahre Kraft. Auf solchem Unsinn ist alles aufgebaut.
3. Die Mißbräuche stützen einander, die Fortschritte heben einander auf. Was zur Hälfte schlecht ist, wird schlimmer. Wenn man nicht alles ändert, ändert man nichts.
4. Die Grundsätze einer gerechten Gesellschaftsordnung sind einfach. Alle großen Denker, alle großen Sittenlehrer, alle Religionsstifter waren immer einig über die Grundsätze. Die Wirklichkeit ist vernünftig.
5. Die Macht soll allen gemeinsam sein, wie das Ideal. Nur die Arbeit ist ehrenhaft, gleichgültig, ob es die Hände sind, die sie verrichten, oder der Geist. Sie allein hat ein Recht auf Entlohnung. Spekulation ist ein Verbrechen an der Masse, Erbschaft ist Diebstahl.
6. Die Gleichheit soll darin bestehen, daß für alle Mitglieder der Gemeinschaft genau die gleichen sozialen Lebensmöglichkeiten bestehen. Das Ziel des Klassenkampfes ist die Aufhebung der Klassen.
7. In der sozialen Gemeinschaft soll kein Unterschied des Geschlechtes gelten.
8. Das Vaterland als eine Station auf dem Wege der Menschenliebe zu betrachten, ist eine Tugend. Wer es als das Ziel ausgibt, handelt verbrecherisch.

-
9. Wer einen Krieg vorbereitet, bereitet den ewigen Krieg vor. Die Landesgrenzen und die wirtschaftlichen Grenzen sind, eine nach der andern, immer schlimmer, eine als die andere.
 10. Auf dieser Erde gibt es nur: persönliche Interessen und ein einziges gemeinsames Interesse. In Wahrheit gibt es keine Ausländer. Logik und Moral sind international.
 11. Das noch unsichere aber so ergreifende Taster der heutigen Völker nach mehr Glück kündigt ein neues Zeitalter an, das an Reinheit und Größe das christliche übertreffen wird.
 12. Durch den Geist sind die Dinge fortgeschritten. Die geistigen Menschen haben die Pflicht, ihr Leben für den Fortschritt hinzugeben.
 13. Wer nichts tut, kämpft für das Bestehende.
 14. Der politische Streik ist der edelste und zugleich der nützlichste. Er stellt, zwischen Evolution und Revolution, die Form der friedlichen Revolution dar.
 15. Die Revolutionen werden von den Regierungen veranlaßt, die Gegenrevolutionäre machen sie blutig. Die Verantwortlichen eines Krieges — welcher Art er auch sei — sind diejenigen, die unterdrücken, niemals die, die sich verteidigen.

ABKUNFT

Dich durchströmt geisterhaftes Blut.
Metallischglühende Lebewesen
Grüßen dich aus kosmischer Vorzeit,
Welten vermählen sich zurück in Nebel.

Was wir gestern geliebt, heute genügt es nicht mehr.
Eine Welle meergrünen Entzückens
Rollt hoch über uns. Brausende Schwermut
Sucht nach jugendlichem Heldenblut.

Geheimnisvoll im eignen Dasein
Tritt uns entgegen das Heimweh nach Gott.
Erneuerung, wunderbar zeugende Feuersaat,
wer streute dich aus ins Wartende, wenn nicht Er?

BESTIMMUNG

Durchsichtig wurde Wand und Fels,
Lange Blickwege eröffnen sich,
Die Dauer, das Früher und das Später
Rücken in unmittelbare Nachbarschaft.

Weltgefüge werden hinterlassen,
Aber die Sonnenschwingen kennen die Weisheit:
Äthersturm und Sternenreise
Halten nicht auf das ewige Licht.

Wunder und Gegenwunder erscheinen,
Das unmögliche biegt sich zurück,
Ein Spiegel wird getragen von magischer Hand
In dem du alles erblickst, nur nicht dich selbst.

N E U E D R A M E N

Soeben erschienen:

KURT EISNER

Die Götterprüfung

Eine weltgeschichtliche Posse in fünf Akten mit einer Zwischenaktspantomime

Preis geheftet etwa 10 Mark, gebunden etwa 13 Mark

Ein merkwürdiges Schicksal hat es gefügt, daß dieses Werk, im Jahre 1898 im Strafgefängnis Plötzensee begonnen, nach fast genau zwanzig Jahren wieder in einem Gefängnis, Neudeck zu München, seinen Abschluß fand. Mit der Kraft der Empörung führt Kurt Eisner in diesem Werke den geistigen Kampf gegen die Verklavung der Freiheit, und in der Symbolik dieser weltgeschichtlichen Posse offenbart sich sein Gefühl für Wahrheit und Reinheit, für die er stets sein Leben eingesetzt hat. So hat die Götterprüfung als einzige große Dichtung Eisners besonderes Interesse.

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN

N E U E D R A M E N

Soeben erschienen:

RENE SCHICKELE

Am Glockenturm

Drama

Preis geheftet etwa 10 Mark, gebunden etwa 13 Mark

Der Glockenturm, der „Zytgloggen“, ist das Wahrzeichen von Bern, der Stadt, die im Kriege Mittelpunkt internationaler Intrigen war. Wie unter einem traumhaften Zwange bewegen sich die Gestalten des Stückes — Spione, Käufliche, Haltlose — Männer und Frauen in ihrem Kreise voll List und Argwohn. Ein einzelner Reiner kreuzt, fremd und doch Erlöser, ihren Weg. Schickeles neues Drama muß für jeden feinfühlenden Leser Erlebnis werden, das ihn nicht ohne Bereicherung entläßt.

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER / BERLIN

Demnächst erscheint:

DER TALMUD

**GESCHICHTE, WESEN
UND ZUKUNFT VON
JAKOB FROMER**

GEHEFTET 25 MARK
IN PAPPBAND GEB. 30 MARK
IN HALBERGAMENT 40 MARK

Der Talmud gehört zu den wichtigsten, kulturbestimmendsten Werken der Weltgeschichte. In ihm schwingt die Seele des jüdischen Volkes, er gibt das Bild von dessen geistiger Entwicklung. Jeder Versuch, dieses schwer zugängliche Wissensgebiet zu erschließen, weist Wege zu kulturellen, geschichtlichen und philosophischen Erkenntnissen, die über das Judentum hinaus für die gesamte Geistesgeschichte der Menschheit wesentlich sind. Fromer, der es hier unternahm, dies große Werk durchzuführen, ist wie kein anderer dazu berufen, da er seine ganze Lebensarbeit der Erforschung des Talmuds gewidmet hat. Vieles, was die Bibel im Unklaren ließ, wird durch den Talmud aufgedeckt, und Fromer gelingt es, die tiefsten Zusammenhänge zwischen dem geistigen Gehalt des antiken Judentums und der modernen Kultur darzulegen. Dies Buch wird für jeden von Bedeutung sein, der sich mit geistigen Problemen befaßt.

**PAUL CASSIRER VERLAG
BERLIN**

Gottfried Salomon:

PROUDHON'S TAUSCHBANK

„Meiner Ansicht nach ist es Charlatanismus und Feigheit, immer von Sozialismus zu reden, ohne etwas Sozialistisches zu unternehmen.“ (Proudhon.)

Gegenüber den schönrednerischen Helden der Revolution, dem Theater der Romantiker und der Tribüne der Apostel trat Proudhon hervor mit einem simplen Geschäftsunternehmen, das nicht dem Staate Gewalt antun und die Klassenordnung umkehren, sondern die Börse und Bank durch Konkurrenz lahmlegen wollte. In dem Lande, das damals noch vorwiegend agrarischen und kleinindustriellen Charakter hatte, ging der einige Kampf der produktiven Schichten gegen das Handelskapital, den Wucher und die Spekulation, denen mit Gewalt nicht beizukommen ist und die nur durch eine friedliche, moralische Tätigkeit zu beseitigen sind, während die kriegerische, politische Tätigkeit von der produktiven abhält und erst recht die Macht des Kapitals stärkt, die nicht bei den Personen, sondern in den Verhältnissen liegt.

Darum bekämpfte Proudhon den Staatssozialismus, der in den Fehler aller politischen Parteien verfällt, die Regierungssucht. „Was ist eine Regierung der Arbeit? Kann die Arbeit regieren oder regiert werden? Was hat die Arbeit gemein mit der Staatsmacht?“ „Man muß die Staatsgewalt besiegen, indem man nichts von ihr verlangt; den Parasitismus des Kapitals beweisen, indem man dasselbe durch den Kredit ersetzt; die Freiheit des Menschen begründen, indem man die Initiative der Massen

organisiert“*. Proudhon erwartete alles von der Selbsthilfe, statt von der Staatshilfe wie Lassalle und Blanc, von der Freiheit und nicht von der Autorität, die immer das Prinzip des Despotismus und der Hierarchie ist, und die er als „égalitaire“ verwarf.

„Es gibt zwei Arten von Freiheit Auf dem Standpunkt des Barbaren ist Freiheit gleichbedeutend mit Isolierung; derjenige ist der Freieste, dessen Tätigkeit am wenigsten durch die Tätigkeit andere beschränkt ist; die Existenz eines einzigen Individuums auf der ganzen Erdoberfläche würde so die Idee der größtmöglichen Freiheit geben. — Auf dem sozialen Standpunkte sind Freiheit und Solidarität identisch; indem die Freiheit eines jeden in der Freiheit des andern nicht mehr eine Schranke, wie die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1793 sagt, sondern eine Hilfe findet, ist der freieste Mensch derjenige, welcher die meisten Beziehungen zu seinen Mitmenschen hat . . . Die Freiheit des Wilden kann vernünftiger- und gerechterweise nicht von dem Menschen beansprucht werden, welcher in Gesellschaft lebt.“

Da er an die spontane Harmonie der freien Gesellschaft glaubt, so ist sein Programm der Freiheit und Gegenseitigkeit dem Kommunismus wie der Demokratie entgegengesetzt, die die Ökonomie der Politik unterordnen und die Verwaltung einer despotischen und allgemeinen Bürokratie überliefern. Aber die soziale Revolution, die er für verfrüht hielt, kam, „ohne daß jemand weder oben, noch unten das Verständnis derselben zu haben schien. Ich weinte (schrieb Proudhon 1849) über den armen Arbeiter, den ich im voraus mehrjährigem Elend überliefert sah, über den Arbeiter, dessen Verteidigung ich mein Leben gewidmet habe und dem ich Hilfe zu leisten ohnmächtig sein würde. Wie sollte ich nicht geweint haben, wenn ich an das Bürgertum dachte, das ich zum Bankerrott getrieben, gegen das Proletariat aufgehetzt sah,

*) Zitate aus „Bekennnisse eines Revolutionärs“ 1849.

das Bürgertum, gegen das der Antagonismus der Ideen und die Fatalität der Umstände mich zu kämpfen verpflichten würden, während ich mehr als irgendein anderer geneigt war, es zu beklagen.“

Proudhon tritt hervor mit dem Ideal der Klassenverschmelzung, da er die Niederlage des unorganisierten Proletariats im Klassenkampfe voraussah und durch die Verallgemeinerung des Eigentums die Gegensätze versöhnen wollte; die soziale Frage war nicht durch Dekrete zu lösen, so erkannte er das Recht auf Arbeit als ein falsches Versprechen und wollte Staat und Kapital überwinden durch die Organisation der Gegenseitigkeit. Infolge der revolutionären Ereignisse vom Februar war er gezwungen, seinen „Mutualismus“ ad hoc zu praktizieren, und legte bereits im April sein provisorisches Bankprojekt vor, das er Ende des Jahres in den Statuten der „Volksbank“ vervollkommnete. Diese Bank ohne Kapital und mit unentgeltlichem Kredit ist keine Utopie, wie das Ikarien Cabets und das Phalansterium Fouriers.

Beitrag: Utopisten.

Der Utopismus, wie er aus der Aufklärung stammt, ist das irreligiöse Surrogat des Messianismus. Der wahn sinnige Verstand verlegt das Jenseits in die Zukunft oder ein isoliertes Paradies. „Der Auszug aus Ägypten“ in das Land der Verheißung (die Musterkolonie in neuem Milieu, die nur mit ökonomisch unverdorbenen Primitiven rechnet, oder der Endkommunismus außer der Geschichte, die man überspringt) ist eine Flucht aus der Zivilisation und mutet wie eine Robinsonade oder Apokalypse an. Man nimmt eine Erreich- und Errechenbarkeit des Wunschbildes für wahr, die amerikanisiert ist. Indem man sich der Einwirkung auf die gegenwärtige Menschheit entzieht, um im Sprunge und nicht in der Entwicklung ein Ziel zu erreichen, bedient sich der Verstand eines Zaubers. Von der Welt unbefriedigt und vom Willen unverwirklicht wirft der Verstand sein Wunschbild der Welt in die

Zukunft oder Einsamkeit und fordert er die Erfüllung des Willens mit dem Ethos der Zielstrebigkeit. Während aber die echte Magie die Einheit von Menschen und Mächten anderer Welt herstellt und im Mythos eine wirkliche Geschichte in der oberen Sphäre besteht, bringt die utopische Magie keine wirkliche Geschichte und keinen Zusammenhang von Mensch und Welt zustande. Ihr Zeichen ist der Fluch und ihre pessimistische Prophetie versucht eine mögliche, nicht wirkliche, nicht entwickelte, sondern erklügelte und erzauberte Gegenwelt, die aber in derselben unteren, bloß praktischen Sphäre und der vom Boden isolierten Gesellschaft sein kann. Darum ist die Utopie ein „Ende“ in dem Sinne wie eine Maschine, daß sie nicht weitergehen, aus sich fortleben, sich übersteigern kann, während der Himmel und das Jenseits, weil sie wie Gott aus der Seele kommen, endloses Leben sind. — Der Kommunismus von Marx hat gegenüber dem von Cabet oder Weitling nur utopistische Rudimente beibehalten, am Ende der Entwicklung steht der Sprung aus dem Reiche der Notwendigkeit in das Reich der Freiheit, aber der endgültige Austritt aus dem Tierreich, d. h. der naturgesetzlichen Getriebenheit durch die „Verhältnisse“ ist wie Hegels Erklärung vom preußischen Staate und seinem eigenen System als Ende der Entwicklung willkürlicher Abschluß der Dialektik. Auch Proudhons Lösung der sozialen Frage durch seine „Erfindung“ des Mutualismus ist ein Rest des utopischen Rationalismus, der den Sprung vom Denken zum Sein braucht. Aber weder bei Marx noch bei Proudhon ist eine magische Einstellung, da sie auf Gegebenem, Gegenwärtigem aufbauen und in natürlicher Entwicklung zu einer vorläufigen rationalen Höher-schichtung, über die man noch nicht hinwegsehen kann, kommen. Proudhons Plan ist nicht einer substanzlosen Phantasie entsprungen, die ohne Wesen, Halt und Boden im Leeren über der tabula rasa der Gesellschaft eine himmlische Wirtschaft zaubert; er ist eher mit dem realistischen

Verstande eines Bauern gemacht, der solid begründet und positiv entwickelt.

Als das Mittel der sozialen Reform sieht Proudhon den unentgeltlichen Kredit an, den er wesentlich aus zwei Grundsätzen folgert. 1. Arbeiten heißt Hervorbringen aus Nichts. 2. Kreditieren heißt Tauschen.

Wenn die Arbeit allein produktiv Werte schaffend ist und nicht das Kapital, das auf der Arbeit beruht, so muß das Eigentum an der Arbeit nicht dem fiktiven Kapital auf Grund eines Herrenrechtes gehören. Da jedoch die Arbeit nicht aus Nichts, sondern z. B. mit Hilfe der Naturkräfte des Bodens, Wassers, Waldes usw. geschieht, diese Naturkräfte aber begrenzt sind und also ökonomischen Charakter haben, so gebieten die Eigentümer dieser Naturkräfte über die Arbeit, wenn auch ihr Eigentum auf Gewalt, Kriegs- und Beuterecht ursprünglich beruht, die von der Gesellschaft nicht für Recht gehalten zu werden braucht; das allgemeine Recht auf Eigentum z. B. an Grund und Boden besteht wie das allgemeine Recht auf Arbeit. Das Eigentum verliert den Monopolcharakter, wenn die Produktionsmittel der Arbeit durch gegenseitige Bürgschaft gesichert werden können. Die Freiheit der Arbeit vom Kapital ist eine Frage der Sittlichkeit einer arbeitenden Gemeinschaft.

Kreditieren heißt tauschen nur bei gegenseitiger Bürgschaft, denn der Kredit bedeutet im Kapitalismus nicht einfach Tausch, sondern, wie Böhm-Bawerk sagt, Tausch gegenwärtiger gegen zukünftige Güter. Für das Darlehen wird ein Versprechen gegeben. Der Zins ist die Rückgabebürgschaft, die Risikoprämie, außerdem aber eine Nutzungsgebühr, ein Tribut für das Geld, das als Monopoltauschmittel die Zirkulation der Güter mit einer Transitabgabe belastet. Proudhon verwirft den Zins für das Risiko, das durch die gegenseitige Bürgschaft wegfällt,

und für die Nutzung, indem er dem Gelde den Warencharakter nimmt; er macht dabei keinen Unterschied zwischen Grund- und Geldzins, wie die katholische Kirche, die nur die Produktivität des Geldes verleugnet und als „Wucher“ verleumdet, da sie in ihren ökonomischen Ansichten in dem grundherrlichen Mittelalter wurzelt.

„Produktion ohne Kapital, Tausch ohne Zinsgewinn“, das ist Proudhons Ziel. Statt der sozialistischen Produktionsweise, der kommunistischen Verteilung der Produkte, fordert er nur die Gegenseitigkeit der Dienste, so braucht er keine Staatsgewalt, sondern nur Privatverträge, um die Arbeit zu befreien und das Eigentum an der Arbeit zu sichern. „Gewinnen kann nichts anderes bedeuten als von der Arbeit wegnehmen, wie der Gewinn im Handel nichts anderes ist als die Arbeit des andern. Gewinn ist also hier gleichbedeutend mit Diebstahl.“ Darum fordert er vor allem eine Zentralisation des Handels, die nicht wie die Zentralisation der Produktion die Enteignung, also Gewalt, sondern nur das Einverständnis, also den freien Willen zur Durchführung braucht. Das Einverständnis, sich gegenseitig der Produkte zu versichern, würde den einseitigen Kredit des kapitalistischen Regimes zum gegenseitigen Kredit ausgestalten, bei dem die Arbeit auf Auftrag gegeben und jeder als Arbeiter und Verbraucher Arbeit- und Kreditgeber sein würde. Der Tausch ist indirekt, da das Geld zwischen Erzeuger und Verbraucher, nicht nur zwischen Arbeitgeber und Arbeiter tritt. Durch die Entfernung der Tauschenden voneinander sind sie in Unkenntnis ihrer gegenseitigen Bedürfnisse. Eine Ausgleichstelle mit lokal begrenztem Wirkungskreis, der alle Erzeuger und Verbraucher persönlich bekannt wären und die über den Stand der Geschäfte, die Zahlungsfähigkeit und den Bedarf genau Bescheid wüßte, könnte den direkten Tausch bewerkstelligen und das Geld und der Handel als Vermittler ausschalten. Die Herrschaft des gemünzten Geldes ist die Herrschaft des feudalen Eigentums, Aus-

druck der Usurpation und des Monopols. Je mehr die Zirkulation zur Hauptsache in der Welt- und Volkswirtschaft wird, desto mehr tritt die Barzahlung hinter der bloßen Buchung zurück, und doch behält das gemünzte Geld sein Privileg; es hat ja nicht nur das Monopol als Tauschmittel infolge seiner allgemeinen, abstrakten Verwendbarkeit, es ist die sicherste Ware. (Ich will nicht auf das Geld als Wertmesser eingehen, weil Proudhon das Problem der Wertbasis offen gelassen und den Preis der Waren auf Grund des Geldwertes beibehalten hat, ich möchte nur kurz auf die Geldtheorie überhaupt eingehen.)

Der Geldnominalismus sagt, das Geld besitze an sich nicht Wert, sondern nur Nennwert, das Geld sei bloß Anweisung, Marke, Bon. Da Tausch aber nicht die Hingabe von Gütern gegen wertlose Marken sein kann, sondern gegenseitige Hingabe von Werten, so ist eben die Marke Anweisung auf ein Gut, das Recht auf eine Ware. Somit hat das Geld nicht nur rechtliche, sondern auch wirtschaftliche Geltung, wie es die Warengeldtheorie behauptet, die doch nicht Geldmetallismus zu sein braucht. Das Metall ist nur ein möglicher Geldstoff; das Geld braucht sogar nicht aus einem Stoffe zu bestehen und kann doch Ware bleiben. Das ist psychologisch in der Unsicherheit der kapitalistischen Wirtschaft bedingt, die zuletzt in der völligen Auflösung alles Substanziellen in Funktion als letzten Halt eine allgemein begehrte Sache haben muß, dazu dient am besten noch das seltene Gold. In unsere Wirtschaft ist Warengeld Metallgeld. Aber das Geld als Ware ist gar nicht der letzte Halt, es setzt voraus, daß die Produktion und Zirkulation funktioniert, andernfalls steht es damit wie mit dem Eigentum, von dem man sich auch nicht in der Wirtschaftskrise nähren, kleiden usw. kann. Proudhons Plan, der in der Zeit einer Wirtschaftskrise entstand, sucht darum berechtigterweise die Sicherheit im Vertrauen auf die Arbeit, im Kredit. Aber er irrt sich wie Law, wenn er in der Kreditvermehrung eine

Steigerung des nationalen Reichtums sieht. Während das Geld doch eine Ware ist, ist der Kredit nur ein Verhältnis von Forderungen, und es hängt alles davon ab, daß diese erfüllt werden, d. h., daß produziert wird. Die Organisation des Kredits soll gerade die Produktion anregen, die unter der Herrschaft des Kapitals belastet und gehemmt war. Der Optimismus Proudhons ist ebenso wie seine „Erfindung“ der sozialen Reform Zeichen des Rationalismus und Positivismus, der an die Sittlichkeit durch Wissen, die Arbeitsamkeit aus Gewissen glaubt. Die Abschaffung des Metall- und Warengeldes, der Münze, ist für Proudhon eine Forderung der Vernunft und Sittlichkeit.

Er meinte sein Programm des Mutualismus durch die Tauschbank verwirklichen zu können und begegnet mit seinen Plänen den Anschauungen von Owen und Gray, Mazel und Rodbertus, indem er den „wahren“ Wert konstituieren will, der nur auf Arbeit beruht, obwohl der Wert stets relativ ist. Während aber die Staatssozialisten wie Rodbertus einer autoritären Zentralgewalt bedürfen, die ein monopolisiertes Arbeitsgeld, das auf gesetzlicher Wertbestimmung nach Normalarbeitszeit beruht, ausgibt, will der anarchische Sozialist alles der spontanen Harmonie überlassen. Er plante aber doch, der Tauschbank eine „gegenseitige Gesellschaft für Kauf und Verkauf“ anzugliedern, weil die Gegenseitigkeit des Tausches auch eine Bestimmung des Preises verlangt. Die Ausgleichstelle, in der alle Wechsel, Anweisungen, Rechnungen, Aufträge usw. angenommen und diese Verpflichtungen in einem Bon konvertiert würden, der als Unterpfand nicht die hergestellten, sondern verkauften und gelieferten Produkte hat, müßte sich durch eine Preisstelle ergänzen; denn die Bons könnten erst dann als Handelswechsel dienen, wenn die gegenseitige Preisverständigung an Stelle der Preiswillkür träte. Die Produzenten müßten sich verpflichten, den Herstellungspreis (nach Rohstoff, Lohn, allgemeinen Spesen,

Versicherung usw. detailliert) anzugeben und den Konsumenten zu diesem Preise liefern. Durch diese Rechenschaftsablegung würde die offizielle Preisbestimmung ermöglicht, da „der Handelsprofit auf der Verheimlichung der Qualität“ (Busch), nicht nur der Qualität, überhaupt das ganze Geld- und Handelssystem auf Heimlichkeit, Unsicherheit, Mißtrauen beruht.

Zum Schlusse möchte ich nach Diehl zum Vergleich einige Tauschbankversuche anführen. Zuerst die Arbeitstauschbank des Assozialisten *Owen* in London 1832—34, die sich vor allem von Proudhons Projekt dadurch unterscheidet, daß er das Geld auch als Wertmesser von vornherein abschafft. Er läßt einen „gerechten“ Preis durch Taxatoren bestimmen; da aber keine Produktionsregelung vorgesehen war, so bestand keine Gewähr für die Brauchbarkeit und Absatzfähigkeit der Produkte. Obwohl *Owen* das kommunistische Ideal hatte, und seine Banknoten Anweisungen auf den Einzelanteil an der Gemeinschaftsarbeit darstellen sollten, so war die Bank doch nicht kommunistisch, weil, der frühindustrialistischen Wirtschaftstechnik entsprechend, an eine Zentralisation der Produktion noch nicht zu denken war. Die Tauschbank von *Mazel* in Marseille 1829—45 wollte nur den direkten Tausch, nicht auch den unentgeltlichen Kredit organisieren. „Die Zirkulation der Werte ist nicht einfach der Transport der Waren“, sagte Proudhon. Diese Kommanditgesellschaft auf Aktien bestand aus Aktionären und Tauschenden, sie hatte also den Krebschaden der Industrie, das Aktienwesen, in der kapitalistischen Privilegform übernommen. Tauschbons wurden ausgegeben gegen Bargeld, Immobilien, Aktien, gelieferte oder geforderte Produkte, quittierte Tauschbons. Die Einnahmen wurden unter Vorwegnahme von 5% Dividende für die Aktionäre folgendermaßen verteilt: $\frac{1}{3}$ erhielten die Angestellten, $\frac{1}{3}$ die Aktionäre, $\frac{1}{3}$ diente der Wohltätigkeit. Da *Mazel* keine Abschätzung der Produkte vornehmen ließ, bestand keine Garantie

für den Absatz, und er mußte schließlich einen Taxator einstellen. Die Tauschbank von *Bonnard* in Marseille, 1849—58, vollends ist ein bloßes Transport- und Kommissionsgeschäft, eine Stelle für Angebot und Nachfrage. Während Owen das Geld als Tauschmittel und Wertmaß und Mazel es nur als Tauschmittel abschaffen wollte, versuchte Bonnard eine Organisation des direkten Tausches nur dort, wo das Geld versagte, und machte sein Geschäft im engsten Umkreis und mit äußerster Vorsicht. Er gab Tauschbons nur für solche Produkte, nach denen Nachfrage bestand oder möglich war, mit dem Geschäftsgeist eines Pfandleihers; Owen dagegen gab Tauschbons bis zur Höhe des Schätzwertes der Produkte und Mazel bis zum Betrage des Marktpreises. Eigentlich ist nur Owens Bank wie die Proudhons im mutualistischen Geiste unternommen. Über die Tauschbank wäre noch bei Besprechung der Volksbank, die Ende des Jahres 1848 eröffnet wurde, zu sprechen.

Else Lasker-Schüler:

JOSEPH.

Die Winde spielten müde mit den Palmen noch
So dunkel war es schon um Mittag in der Wüste,
Und Joseph sah den Engel nicht, der ihn vom Himmel grüßte
Und weinte, da er für des Vaters Liebe büßte
Und suchte nach dem Cocos seines schattigen Herzens doch.

Der bunte Brüderschwarm zog wieder nach Gottosten
Und er bereute seine schwere Untat schon
Und auf den Sandweg fiel der schnöde Silberlohn.
Die fremden Männer aber ketteten des Jakobs Sohn
Bis ihm die Häute drohten mit dem Eisen zu verrostern.

So oft sprach Jakob inbrünstig zu seinem Herrn,
Sie trugen gleiche Bärte, Schaum von einer Eselin gemolken
Und Joseph glaubte jedesmal sein Vater blicke aus den Wolken
Und eilte über heilige Bergeshöhn, ihm nachzufolgen
Bis er dann ratlos einschlief unter einem Stern.

Die Käufer lauschten dem entrückten Knaben,
Des Vaters Andacht atmete aus seinem Haare;
Und sie entfesselten die edelblütige Ware
Und drängten sich zu tragen, Canaans Prophet in einer Bahre,
Wie die bebürdeten Kameele durch den Sand zu traben.

Egypten glänzte feierlich in goldenen Mantelfarben
Da dieses Jahr die Ernte auf den Salbtag fiel.
Die kleine Karawane, endlich nahte sie dem Ziel.
Sie trugen Joseph in das Haus des Potiphars am Nil.
An seinem Traume hingen aller Deutung Garben.

Albert Talhoff:

DER ROTE IGNAZ

BRUCHSTÜCKE

AUS DEM UNVERÖFFENTLICHTEN ROMAN

LICHTEMPFÄNGNIS

Unter dem zischelnden Licht einer Stallaterne, das sich ab und zu vom Dochte riß und durch die dunkle Stube hellte — von den holzigen Fingern der Nachbarin nach heftigen Krämpfen wieder zur Ruhe gebracht, lag sie, die Haut gelblich über den Knochen, bewegungslos auf den geblumten Strohkissen und starrte hinaus.

Vor dem Fenster stand ein Baum mit silberner Rinde, der die Nacht wie einen blauen Mantel zwischen verdorrten Händen hielt,

Sie sah mit eingesunkenen Augen an ihm vorbei und horchte in die Stille. Hoch oben aber, über den Schlaf hinausgehoben, warfen sich ihre stummen Fragen in den Gang der Sterne und klopften gegen die verschlossenen Tore Gottes, an deren Schwelle schon mancher ihrer Schreie zersprang:

Umsonst!

Ihr Flehen blieb in einem grauen Fleck an der Decke haften, schrumpfte zusammen und wurde zu einem Dolch, der in sie hinabfiel, Gebete zerschnitt und ihr Herz durchstach.

Lautlos zerrannen die Stunden. Ihre Gedanken verwandelten sich zu Riesengestalten, die, aus Vergangenen hervorbrechend, Erlebtes einsargten, mit schweren Stiefeln gegen die Stirne stampften, um vernunftauslöschend wieder zu versinken.

Doch jetzt — traumerleuchtet — glitt ein Lächeln über ihr Gesicht:

Von klingenden Höhen eingefangen enthüllte sich ein blühender Morgen. Mit einem Purpurgewande angetan saß mitten darin die Mutter Maria mit dem Jesuskindlein auf den Knien. An ihrer Silhouette, hellausstrahlend, zerfloß das Grün der Wiesen. Darüber hing das Licht, an violetten Fäden himmelwärts gebunden.

Da: sie biß sich in die Kissen fest — wuchs plötzlich aus der Erde ein schwarzes Stück Holz, das schluchzend die Arme aus-

einanderrechte und um Gnade schrie. An rostigen Nägeln daran aufgehangen zuckten durchbohrte Glieder. Das Weiß der Augen vertropfte vor den blutumränderten Höhlen und stierte in den Schmerz eines Weibes, das im Wahnsinn Erdschollen gegen die Sonne warf — endlich hintenüber fiel, im Verscheiden noch die Kinnladen aufriß und die Zunge steil aufwärts stieß.

Ein Entsetzensschrei hetzte sie wach. Als hätten glühende Zangen ihren Körper zerschunden, schnellte sie auf, griff über die Bettladen fallend nach dem Fenster, hinter dem der Mond gleich einer gelbgedunsenen Katze hockte, straffte sich zu einem Bogen, glitt in die Linnen zurück und griff schreiend nach ihrem Leib. Dann wirbelte es feurig über sie hinweg, schlug Flammen zu Häupten und zu Füßen, und weit entfernt, als blickte sie durch buntes Glas, sah sie nur noch einen Rücken sich krümmen, der immer tiefer zu ihr niedersank.

Den Kopf, einem schlafenden Vogel ähnlich eingezogen, wachte jetzt die Nachbarin neben ihr auf einem Stuhl und krächzte, die bläulichen Lippen andächtig gerundet, Kirchenlieder vor sich hin. Die dünnen Töne liefen, als würden sie von Spinnbeinen getragen, die nackten Wände entlang und nagten sich, schon halb erstickt, an den Geschirresten fest, die da und dort auf tuchbehangenen Kisten ruhend, dem Hunger, der Sorge und dem Kummer frönten.

In dieser Nacht geschah es, daß ein neues Geschöpf Gottes der Lichtempfängnis teilhaft wurde. Und das hieß:

Ignaz Gottfried Pindor.

DAS DUNKLE TOR

Es war Herbst. Die Tage beugten sich müd über die Dächer und schlichen vereinsamt durch den schwermütigen Wald. Allabendlich stand die Sonne in einem glühenden Ball auf der letzten Hügelkante — schwelte — fiel ab und warf eine kalte Bläue hoch. Darin kreisten Möven — weiß vor dem Stahl des Gewölks.

Dann hoben, krümmten, wanden sich Nebel aus den Wiesen — glitten wegauf, wegab, schattenhindurch, hinein in die Teiche des Mondes — und hinweg über Mulden und Hänge.

Nachtüber aber spinnwebten sie im Geäst, duckten sich in den Schlaf der Häuser, sahen mit grauen, zerfetzten Gesichtern in die Wohnstuben — und zerflossen, als hätte sie der Neid verzehrt.

In der Ecke, unter dem Kruzifix, das als harter Vorwurf aus dem ringenden Elend wuchs, brannte eine Kerze, deren hagerer

Schaft in dem Halse einer Flasche steckte. Ihr gelbes Licht flackte zu dem Gekreuzigten empor, warf ihm ein heißes Erröten ins Gesicht — sprang ab und legte sich, winderfaßt, auf die vielgefurchten Züge einer Toten.

In dem Mundwinkel, kinnabwärts gezogen, dem erstarrten, halbgeöffneten Mund entfallen, irrte ein schmerzliches Lächeln. Aber die galligen Kugeln, die hinter den Lidern verkalkten, blieben mit gestrengem Blick an den gefalteten Händen haften, aus denen, im Krampf zurückgebogen, ein Finger steilte — und nach oben drohte.

So wurde sie in den Sarg gelegt und hinter geweihten Mauern verlocht — dicht neben dem Grabe ihres Mannes, den man — die Sonne lag noch geronnen überm Schnee — von ihr und dem kommenden Kinde weggetragen hatte. — Bald darauf stand in dem dichtbesetzten Waisenhaus eine neue, mit roher Leinwand bezogene, von Eisenstäben getragene Matratze, darüber ein Zettel von der Wand schimmerte, der den Namen trug:

Ignaz Gottlieb Pindor.

WEIHNACHTEN

Eingerostete Leuchter, die mit gestrafften Sehnen aus den Kalkwänden in die schmucklose Nüchternheit griffen, wurden, je kälter die Tage verdämmerten, desto früher von den langfingerigen Händen der Oberin erstickt.

Allabendlich, wenn die Sonne rote Garben hinter die Hügel und ein blaues Verblassen über den Schnee hinweg in die Täler warf, schrien holzige Schritte den Gängen entlang, lärmten in die Zimmer hinauf, stampften das Kinderlachen in entsetztes Schweigen, schlugen an die nach Zahlen geordneten Karaffen, die aufblinkend mit gereckten Hälsen auf Stühlen vor den Betten standen — und verstummten nur, wenn zwei bohrende, züngelnde Augen, unter einer weißumränderten Kapuze hervor, strafend in die mollige Rundung der erblaßten Gesichter stießen.

Das einzige, was die kleinen, aufgestülpten Lippen, durcheinanderflüsternd in den Schlaf hinübernahmen: war Rinos Besuch, der sich heimlich, sobald der Mond in seine Hütte einbrach, über die Stiegen, aufwärts vor die Flügeltüren schlich, die er behutsam mit der Schnauze auseinanderschoß, um da und dort noch gute Nacht zu sagen.

Was nützte da noch der Weihnachtsbaum, der eines Abends, lichtaussteckend, über stummem Begaffen erblühte? Frostig weiß,

wattebepackt, hin und wieder rotbackige Äpfel in das nagende Sehnen hinunterlangend, das in gleichfarbigen, vorschriftsgemäßen Kleidern, enganeinander gedrängt, auf geradlinig voreinander gestellten Bänken saß?

Was nützte da die näselsnde Ansprache des runzligen Weibes, das in wohlgebügeltem Ordenskleid, mit schwarzdrapierten Ärmeln in der Luft herumgabelte — und die Armut als das ausgiebigste Anrecht auf eine geruhlsame Ewigkeit pries?

Und was sollten da noch die klanglosen Stimmchen, die kläglich in der Stille versickerten, trotz des wuchtenden Taktstockes, der auf und nieder polternd fromme Lieder aus den liebeverwahrlosten Seelchen stach?

Und ging selbst der Weihnachtsmann mit zugeknöpftem Sack vorüber, wer fragte danach?

Keiner!

Nur die Kerzen krümmten sich aus den Haltern und tropften leise vor sich hin — und wenn vom Winde bewegt, der durch zerbrochene Scheiben blies, die Flämmchen ihre bunten Farben ineinander mischten, ging ein seltsam fremdes Weinen um, das die Kinderaugen näßte und groß wie Sterne machte.

Die heilige Zwölf sank aus den Glocken. Mitternacht. Ein weißer Mantelsaum strich unter dem Himmel vorbei. Dann flockte es ins Blau der geheiligten Stunde.

Aber noch lange, nachdem die Oberin schlurfend die Türe hinter sich zugeworfen hatte, lagen die erhitzten Köpfe wach zwischen den Kissen. Wenn sie auch den Schmerz nur dumpf empfanden, der noch unbegriffen vor der Schwelle des Bewußtseins stand, so liefen ihre ungestillten Wünsche doch rastlos hin und her und versanken endlich in der Christnacht, die grünlich verblinkend, voller tanzender Strahlen, wie eine Monstranz, drüben über den Wäldern verschwebte.

UNTERRICHT

Die Arme quer über die abgegriffenen Holzplatten gelegt, das Kinn mit dem Handrücken gestützt, saßen sie dicht aneinander geschultert vor weißen Bogen und kritzelten, die Zunge auf und nieder stoßend, zaghaft hingesezte Zeichen darauf.

Neugierig und voller Bewunderung folgten die glänzenden Augen den Tintenmännchen, die eben noch aus der Feder gesprungen.

jetzt halb zerflossen, mit entstellten Zügen zu ihnen aufblickten, als beklagten sie ihre mißratene Existenz.

Und sonderbar: je energischer die Oberin, die in einem schwarzverhängten Bogen vor der Wandtafel stand, ihrer Kreide zusetzte, indem sie keifend Ermahnungen durch die Zahnlücken giffelte, desto grotesker gerieten die Buchstaben — so daß sie zuletzt gleich verirrtten Mäusen in wilder Verzweiflung durcheinander hastend, von den vorgeschriebenen Wegen fielen und über das Schulheft hinausstürzten. Das war meistens gegen den Schluß der Stunde hin, der jedesmal Stockschläge durch die Stube hagelte, daß es in den kleinen Brüstchen seufzte und der Angstschweiß die kugeligen Köpfe näßte. —

Rechts hinten, vor einem hellen Fleck in der Wand, kauerte, den Hals gekrümmt, das Gesicht schräg der Schulter zugedrängt, Ignaz Pindor und hielt das lackierte Schreibhölzchen wie einen Zauberstab zwischen Zeigefinger und Daumen. Jedesmal, wenn er die Stahlfeder ins Blau tauchte, biß er auf die Unterlippe, stellte sich auf die Fußspitzen und bog das Blatt dem Lichte zu, das grau und kalt von der Fensterbank zu ihm herniederrieselte. Dann hob er die Achseln und verfolgte halb erschreckt, halb vor Eifer fiebernd, die torkelnden, buckligen, grashalmdünnen Gerippe, die teilweise aneinander lehnten, die Glieder verdrehten, in die Knie sanken, um schließlich mehr dem Zufall, als dem Schöpfer gehorchend, in einem wohlbeleibten Alphabetenmitglied die Auferstehung zu feiern.

So oft auch die Fledermausaugen der Oberin vom Podium hinab zu ihm nieder zündeten oder ein heiseres Gruchzen ihren vorspringenden Mund aufklemmte, um, den Frieden würgend, in die Stille einzubrechen:

Ignaz Pindor spürte nichts davon. Nicht einmal den kleinen Hammer, der in tollen Sprüngen gegen seine Rippen schlug. In stürmischer Ungeduld ließ er das zwerghafte Tintenvolk Gruppe für Gruppe aufmarschieren, ergänzte sie hin und wieder mit geringelten Schwänzchen, Nasen und Füßen, zog ihnen Hüte und Kleider an, gab dem einen oder dem anderen einen Stock in die Hand und schuf so nach und nach eine Welt, die nur ihm gehörte und über der er thronte, wie der alte König mit dem langen Bart, den er irgendwo in einem dicken Buche sah.

Plötzlich — er fiel im Schreck erschlaft an die Wand zurück — flatterten zwei weitausgeflügelte Ärmel aus dem Dunkel vors Fenster und blieben für eine Weile im Licht verhärtet über ihm hängen.

Das hagere Gesicht gespannt, so daß der Kopf totenschädelähnlich in den Tüchern lag und sich grinsend in die Kinderaugen niederfraß, holte die Oberin zum Schlage aus, der aber, als wäre er im Sturze aufgefangen worden, in einer holzigen Bewegung steckenblieb.

Ein wilder Ausbruch scherbte mitten in das furchterfüllte Schweigen. Ignaz Pindor schlug vornüber.

Dann wurde es still.

Von dem Tage an, wo er auch ging und sich versteckte, hieß es nur noch:

„Wo bist du — roter Ignaz?“ — denn der Oberin Zorn hatte ihn so genannt.

DIE ROTE STRÄHNE.

Das Dunkel lag in schwarzen Streifen zwischen den Bettreihen, die in heller Breite gradlinig nebeneinander standen.

Zwei fahle, zitternde Flecken leuchteten darüber hinweg: das waren der Oberin Gesicht und Hände.

„Beten wir!“

Überall, kommandogemäß, fuhr der Daumen hoch, beschrieb eine Senkrechte und eine Wagerechte, blieb einige Augenblicke zögernd an dem gemalten Kreuzlein haften, glitt zurück und verlor sich wieder in die gefalteten Hände.

Jetzt erhoben sich die dünnen Stimmen, torkelten beieinander vorbei, erschranken, sprangen zurück, suchten, verloren, fanden sich in dem Vaterunser, das, kaum zu Ende, schon wieder von neuem begann, und marschierten erst da wohlgeordnet in einer kleinen, schüchternen Blechmusik auf, wo es heißt:

„Sondern erlöse uns von dem Übel — Amen!“

Aber als die Gebete, nur noch entseelte Wortketten, erstickten, hohl und mager wurden, da:

stach jäh, in weitem Bogen der Oberin gefürchteter Finger nach Ignaz Pindor hin und kroch kalt und klebrig über seine Stirn.

„Was tust du da?“

Ignaz Pindor verschlug es den Atem.

„Antworte!“

Mit verlegenen Händen nestelte und zupfte er an der Decke herum. Der schwarze Mantel der Oberin zerfloß im Eindunkeln des Zimmers, so daß ihr Kopf nur noch als rotglühende Scheibe über den Schultern sichtbar war.

„Nochmals: was tust du da!“ — „Du!“

Ja — was tat er?

Er wußte es kaum. Und doch: jedesmal wenn er zu der Stelle kam, die da rief: „Vater unser, der du bist im Himmel“ — dann

gruben seine Blicke helle Wege in den Dämmer, denn er begriff, daß irgendwo, jenseits, hoch oben über den Hügeln und Wäldern, einer wohnte, groß und mächtig, der auch ihm gehörte, und der allabendlich zu ihm niederstieg, mit ihm sprach und ihm ausgebrochene Sterne brachte. So warm und voller Güte — wie —

Ja: wie?

Seine Mutter kannte er nicht.

Aber so mußte sie wohl gewesen sein!

Das war alles. Und dann lächelte er.

Die Oberin fuhr zurück. Das verstockte Schweigen fraß ihr im Gehirn.

„Kinder — wer war Judas?“

Pfeifend schrillte es gegen die Decke.

„Nun?“

„Ein Verräter“ — kargte es erst leise — und dann wie von einem Windstoß erfaßt, angsterfüllt mit dem Aufschrei derschwellenden Lippen:

„Ein Ver-rä-ter!“

„Und warum?“ — schnarrte sie weiter. Ignaz Pindor bohrte seine hilflos suchenden Augen zu ihr hinauf.

Da drehte sich ihm die Oberin wirbelnd zu und lag in einer dunklen Wolke über seinen geblumten Kissen:

„Weißt du's nicht?“

Sie zupfte ihn an den Haaren.

„Weil er keine Furcht hatte vor dem Herrn!“

Ignaz Pindor sank mit offenem Munde hintenüber. Nichts regte sich mehr. Dann kam der Mond — kletterte an den Bäumen hoch und weiter immer höher und höher in der erleuchteten Wölbung.

Was war geschehn? —: „geschehn?“ lallte Ignaz Pindor, und der Schlaf hing sich schwer an seine feuchten Wimpern.

Doch am nächsten Morgen, als er sich kämmte, standen zwei Knaben neben ihm. Der eine geheimniste in des andern Ohr:

„Du, hatte er nicht auch solche Haare?“

„Wer?“

„Judas!“

Erschreckt hielt Ignaz Pindor inne: denn eben fiel ihm eine rote Sträne ins Gesicht. Als er aber scheu um sich blickte, stand er allein zwischen den weißgebauchten Krügen, die ihn teilnahmslos, mit offenen Schnäbeln anblickten.

Keiner kümmerte sich mehr um ihn.

DAS ZERBROCHENE SPIELZEUG

Es war Sonntag.

Das Frühlicht tropfte aus silbernen Körben, schlug Funken im Fall, zersprühte auf den schneeigen Halden, sprang hoch — über ins Gehölz: und eine mächtige, weiße Feuerwelle schoß aus dem glitzernden Wald empor, die lichtsusspeind taleinwärts lohte, Häuser und Türme beglänzte, daß die Glocken anfangen zu läuten, in den Kirchen die Kerzen brannten und die Orgel sang, die Priester die Monstranz hochhielten und die Menschen vornüber auf die Knie sanken.

Hell und klar war der Tag — glanz erfüllt bis an den fernsten blauen Rand, an dem der Morgen hochspülte und in einer goldenen Lache am Himmel ertrank.

Die Waisen auf Heiligenkreuz kamen von der Andacht zurück. Sie klopfen Eisklumpen von den Schuhen, rannten in die Wärme und fielen über die Schränke her.

Darin, kunterbunt durcheinander geschichtet, kümmerte allerhand krankes Spielzeug:

geköpfte Soldaten, zwei- oder gar einbeinige Pferde, radlose Karren, zerbeulte Lokomotiven, verwehrte Baukästen — meist nur Vorlagen und keine Steine, — kurz: alles Geschenke der vornehmen Stadtviertel, die für die siech gewordenen Spielsachen — eben keine bessere Verwendung mehr fanden.

Ignaz Pindor stand allein in einer Ecke. Keiner frug, keiner sah nach ihm. Neidlos betrachtete er die im Zanken und Keifen Vergnügten, schob die Hände in die Taschen und blickte versonnen vor sich hin.

Als aber später die hungrigen Mäuler immer noch die Teller ausleckten, war er längst vom Tisch verschwunden.

Leise, verstohlen schlich er sich an die Schränke heran, griff nach den lahmen Tieren und kauerte sich mit ihnen in die Nähe des Ofens.

Rasch, flink — ein brennender Eifer hastete in ihm — holte er Schere, Pappe und kleine Nägel hervor und flickte, indem er den hölzernen Pferden, Kühen und Schafen wie ein Arzt zusprach, seine Patienten wieder gesund.

Dann sprang er auf, stellte sie auf ein Brett — schlug jauchzend die Hände ineinander — und rannte davon.

Ins Freie gekommen, prallte er geblendet zurück.

Da lag die Welt vor ihm in einem grellen Sturz von gefrorenem Weiß, und in der Tiefe des Himmels schwoll ein blauer Strom, der der Sonne zu schäumende Kämme warf.

Rino, seines Freundes gewahr, verzog das Gesicht zu einem breiten Großvaterlächeln, kroch aus seiner strohigen Wohnung, setzte sich behäbig hin, und hob, die Zunge wetzend, seine rechte Pfote.

Ignaz Pindor kniete zu ihm nieder — und jedesmal, wenn er des Hundes Nähe spürte, lockerte sich der bleierne Druck, der wie eine Zange an ihm zehrte.

Der gütige, geklärte Blick des Tieres löste das noch unverstandene Leid in ein zufriedenes, rosiges Lächeln auf, das sich in einem hellen Ring um die schmalen Lippen legte.

Doch plötzlich spitzte er die Ohren, schnupperte vor sich hin, reckte den Hals und stieß die Nase dem Geländer zu, dessen Eisendrähte die Landschaft in kleine, bunte Flächen zerschnitt.

Ignaz Pindor stand auf und blickte den vereisten Weg hinunter — konnte aber im ersten Augenblick noch nichts erkennen, was die unbewegte Ruhe der schneeigen Hänge gestört hätte — während Rino bereits knurrte und den ganzen Körper straffte.

Da tauchten hinter einer Überschneidung zweier Wiesenbänder ein dunkler und ein gelber Fleck auf, die sich erst weich und verschwommen mit der jetzt flockigen Luft verbanden, doch je näher sie kamen immer schärfere Formen zeigten, so daß zuletzt zwei Menschen vor Ignaz Pindors verwunderten Augen standen:

Ein Weib mit einem Kind an der Hand.

Die Hände der hageren Frau hingen schwer herab. Im Wetterwechsel verquollen, gruben sie sich wochenüber tief in die Geheimnisse der aufgewühlten Ackererde, befreiten braune und rosafarbene Knollen von der Scholle, rieben sie blank und warfen sie, stundenlang, in einer springenden, hüpfenden Kette, über die Schulter, hart am roten Kopftuch vorbei rücklings in die Säcke.

So ärmlich, verschossen die Kleider an ihren Gliedern klebten: ihr Kind wärmte ein mit aller Sorgfalt zurechtgeschneidertes, zottiges Mäntelchen, das in einer stumpfen Kapuze auslief, die grün und mit einer roten Quaste versehn die blonden Locken umschloß.

Stolz und seiner Hoffart wohl bewußt, trug es eine helläugige Puppe mit zu großem Kopf und zu kurzen Beinen, die es mit zärtelnden Fingern koste, so innig und aller Wünsche bar, als gelte es das verliebte Glück einer Mutter in einen einzigen, kurzen Augenblick zu fassen.

Ein Schrei — Rino sprang auf, und Ignaz Pindor hielt sich an der Wand —: die Puppe hatte sich ungeduldig den allzu stürmischen Umarmungen entzogen, schlug mit dem Genick gegen einen Ast

und stürzte kopfüber in eine gefrorene Pfütze, durchschlug die gläserne Decke und blieb darin mit zerbrochenem Leib und erstarrtem Herzen stecken.

Das nicht endenwollende Schluchzen und Wimmern entstellte und verfinsterte das runde Gesicht.

Ignaz Pindor vergaß sich selbst darob und verfolgte das Geschehn mit gespannten Sinnen.

Da sah er, wie an den Wimpern der gebeugten Frau schwere, zitternde Tränen hingen, aber daß, zu dem hilflosen Kind niedergeglitten, dennoch ein seltsam gütiges Lächeln ihre Mundwinkel hob, ihr Mund flüsternde Worte formte, die freudig und hell in die Trauer niederquellten — und endlich das Kind wieder herzlich lachen machten.

Dann griff sie in die Tasche, zog ein buntes Tuch hervor, band auf der einen Seite einen Knopf hinein, reckte und rundete die andere Hälfte und zauberte so ein neues Stoffmännchen zurecht, das mit langen Ohren und wunderlicher Nase ins Licht blinzelte.

Die Porzellanleiche war vergessen.

„O Mutter! Schön das! Schön!“

Und das Weib hob ihr Jüngstes auf die Arme, drückte seine Wangen gegen ihre Brüste und verschwand allmählich in dem Abend, der in violetter Vorhang vor die Sonne sank.

Ignaz Pindor stand, als hätte ihn eine heiße Welle von sich abgetrennt, die Hände ineinandergekrallt, den Kopf zurückgebogen, an der feuchten Wand — regungslos, erblaßt.

Jäh, von eisiger Faust an der Kehle gepackt — Schneewirbel rissen ihn wach — stürmte er, das Innerste zum Zerreißen gespannt, die Treppen hinauf —

tappte durchs Dunkel —

und verkroch sich hinter sein Bett.

Ein banges, verstörtes, dürres Röcheln hastete aus ihm hervor, und er spürte, wie es ihn immer tiefer vornüberzog, dicht an die gefalteten Hände, die seine Augen näßten:

„Mutter!!“

Schrill entfloß der Schrei von Wand zu Wand, klopfte an Tür und Fenster:

„Mutter — Mutter —“

fiel die Treppe hinab und zersprang vor den Füßen der Oberin, die entsetzt zurückprallte und darob verstummte.

INTERMEZZO

Von der Kanzel beugte sich ein Mönch zu den seitlich aufwärts gedrehten Köpfen hinab und hielt eben den Pfingstsonntag, der in einem schmalen Streifen durchs Fenster glitt, wie eine Blüte zwischen den schlanken Fingern.

Doch als er die braunen, weiten Kuttenärmel in die Höhe hob und die Heilige Schrift auseinanderschälte, da sprang aus seiner drohenden Gebärde ein zottiges Schattentier mit Hörnern und Klauen rückwärts an die Wand — bockte hoch und verbrannte im Licht der Kerzen.

Das Volk, das in schwarzem Wellengang über die Kirchenbänke hinweg dem Altare zu brandete, — schwoll zurück und tauchte da und dort in hageren, fahlen Gesichtern aus dem Dunkel auf:

Denn jetzt zog der Mönch den Nacken ein, bog sich über die Brüstung dem Schein der ewigen Lampe zu, schlug gegen die Brust, wetzte die Stimme — und fuhr fort:

„Jesus wandte sich aber um zu ihnen und sprach: Ihr Töchter von Jerusalem, weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und eure Kinder!“

„— eure Kinder!“ spektakelte es wild hoch oben im Gewölbe.

„Denn siehe, es wird eine Zeit kommen, in welcher man sagen wird: selig sind die Unfruchtbaren und die Leiber, die nicht geboren haben, und die Brüste, die nicht gesäugt haben!“

Blicke verloren, mieden, suchten, fanden sich. Sie irrten scheu und verängstigt umher.

Wieder schlüpfte ein schwarzes Ungeheuer aus der gezückten Faust des Mönches — spitzte den Buckel und kletterte übers Gestühl — hinauf und hinweg, — während der heilige Mann mit weitausholender Geste dem bereits malmenden Munde die geweihten Sätze vorwegnahm, die er nun aus steil geschwungenen Händen in einem wüsten Geröllsturz nieder in das Schweigen warf.

Er schrie:

„Dann werden sie anfangen zu sagen zu den Bergen: fallet über uns! — und zu den Hügeln: decket uns!“

„— decket uns!“ kreischte es auf — weit hinten, als strich eine Feile über die mächtigen Bogen.

Und den Schmerz der fünf Wunden in der eigenen Seele, ließ jetzt der Mönch die Zornesgeißel in die stönende Tiefe niedersausen, immer toller: Verbrechen, Flüche, Bann und Verdammnis jagend, daß die alten Riesenwände den Rachen spannten, Weihrauchdämpfe bliesen und so markerschütternd brüllten, daß sich

die zerknirschte Gemeinde immer enger ineinanderrollte, bis nur noch flehende Hände, geknickte Köpfe, verborgene Gesichter und hastig betende Kinderlippen übrigblieben.

Noch ein letztes, allerletztes Warnen, fanfarenhell, mit erhobenem Kruzifix — und des Mönches Zorn verschwand in die wollige Kutte, die wieder behäbig seinen Gang umschloß, als er breitbeinig von der Kanzel stieg.

Die Orgel begann.

Erleichtert atmete die Menge auf, räusperte, hustete sich von dem Strafgericht los, setzte die Brille auf, schneuzte, ließ Gebetbücher fallen, wetzte die Lippen und erging sich nach und nach in einem Gesang, dessen Stimmen aber strichweise rauflustig übereinander herfielen.

Nur die Heiligenkreuzler eiferten, von der Strenge der Oberin zu einem taktsicheren Chor zusammengefaßt, Schulter an Schulter in das fromme Gewinsel und versuchten wegbahnend in die verunstalteten Lieder einzubrechen.

Und so kroch der Vormittag in rötlichen Flecken den Turm hinauf, wo er verschwiegen auf ein Gesimse niedergeduckt der mittaggebietenden Zwölf harzte.

Aber noch bevor die Glocken mit schreienden Hämmern den Tag entzweispalteten, glühten die in Glas geschmolzenen, blei-umränderten Fensterheiligen auf, strichen goldene Funken aus ihren Bärten und sahen mit feurigen Augen dem Wunder nach, das in heller Weichheit lichtzerstäubend durch sie hindurchglitt und den in Verzückung geratenen Frühling in den Bogen einer blaubeschatteten Säule legte.

Langsam, an blinkenden Strahlen hochgezogen, als würden Trauertücher von blinkenden Schnüren gerafft, sank das Dunkel in steilen Falten auseinander, streifte fallendes Gefunk, zerrann über Leuchtern und Gefäßen — und zerriß:

als es an das verzweifelte Händeringen eines von der flimmernen Grelle aufgeschreckten Beters stieß, der, eins geworden mit dem dolchdurchbohrten Herz der Mariamuttergottes, quer über den Stufen des Seitenaltars lag und mit harter Silhouette das flammende Zünden überschnitt.

Den Mund zum Schrei gerundet, starrte er in das schmerz-zerrissene Frauengesicht, in dem der Kummer in grünlichen Furchen fraß und eine zu Todesblässe verhärtete Verlassenheit schlief.

Und doch: was war das für ein seltsam fremdes Lächeln, das sanft und zärtlich über der Qual des Mundes kreiste, — das in stiller Demut aufbrach aus diesem tödlich getroffenen Leib und

niederschien, so voller Sonne, daß Blumen aufblättern ihre Kelche sprengten und ein Heiliger, auf die Knie gesunken, bettelnd seine Hände hob? — — —

Ignaz Pindor stand gebannt, erschreckt, verwunschen.

Von Schauern gerüttelt, fühlte er, wie sich seine Lippen heiß und flüsternd festranken an diesem immer schwerer sinkenden, lächelnden Licht. Nichts berührte ihn mehr, weder Gesang noch der Ruf des Priesters vor dem Tabernakel — auch nicht das Hüsteln und Keuchen einer Alten, die scheu hinter ihm stehenblieb und ab und zu mit dem Stocke nach ihm stocherte.

Er sah — sah nur zwei schattige Höhlen in der Fahlheit des Gesichtes, in denen Augen wie Wunden waren, — sah, wie helles Ge-lichter aus dem Wimpern brach, groß wie Sternewurde und abtropfte, bis tief hinab ins Blau des Mantels, wo es verbächelte und erlosch, — sah, wie sich eine schmale, schneeige Hand aus den Knöcheln löste, auseinanderspannte und zögernd aufwärts griff, zermartert und ängstlich, immer höher, bis hinauf zu einem zerfetzten, zuckenden Herz, aus dem hervor ein Gestrahl von brennenden Pfeilen schoß, lichterloh: rötend den Tag, der verwischt von den Scheiben hernieder zu den heiligen Füßen fiel, rötend die Englein, die vergüldeten Wind aus gebläuten Backen bliesen, tief über die schmerzlich geneigten Schultern gebeugt, — und rötend das sinkende Lächeln, das betörende, herrliche, gebenedeite, das allmählich sich in den Dämmer fernhin hob und darin verblich.

Da — plötzlich, jäh, vom Entsetzen in grellem Bogen an die Wand zurückgeworfen, im Blick — der verstört aus erbrochener Tiefe flackte — nur noch das fürchterliche, rostige Messer: quer hindurchgestoßen ins Fleisch, das rote, rauchende Bäche spie — rang, keuchte, krümmte sich Ignaz Pindor, von Stürmen geschüttelt, gepeitscht, die schreiend in ihm rasten. Eine Stimme flog auf, irgendwo, strich den Gängen, Wänden, Säulen entlang, verhängte sich rufend dicht über ihm ins Dunkel, schluchzte, bat, lockte — lockte — lockte — — —:

Geschleudert, emporgeworfen von Gliedern, die sich bis zum Zerreißen spannten, stieß Ignaz Pindor hoch, griff hinüber, zauderte, packte, riß los — und hielt in gesteilter Faust, erstarrt, verzückt, den blinkenden Dolch.

Von greller Sonne übergossen, stand er atemlos, versteinert. Zu letzter Sammlung angerufen, lag die betende Gemeinde über das Gestühl gebuckelt und empfing den Segen. Nur die Alte schob die Hände aufrecht gegen Ignaz Pindor und lallte mit schlotterndem Kiefer, während die Messe in Jubel ausbrechend eben Hosanna rief und den zur Pforte hinausdrängenden Knäuel seligpries.

Schritte verhallten.

Kerzen sogen ihre Flammen ein. Die Heiligen auf Sockeln und Altären nickten, umspannten härter ihre Stäbe und sanken in Schlaf.

Verlöschend fiel jetzt der letzte Funken, weit hinten in schon schummeriger Tiefe.

Stille. — — —

„. . . Bub . . . Du . . . sag' . . .: wer bist? . . .“ hörchelte es nun scheu zu Ignaz Pindor hinauf.

„. . . Ich? . . .“ stutzte dieser verwundert und stierte der Alten fragend ins Gesicht. — — —

„. . . Ich?! . . .“ sah um sich und rannte hinaus in den Frühling, der in grünem Gebächel aus dem Geäst der Bäume und Sträucher sprang.

Doch als der Küster die nächtliche Runde machte, stieß er knurrend die Laterne tief, prüfte mit tastenden Fingern das entweihte Eisen, hob es auf — und steckte es wieder in die klaffende Brust zurück.

Schlurfend ging er weiter.

BESUCH

Hell lehnte der Tag, sonnenüberwandelt, an dem fiebernden Gemäuer und hob das Mittagslicht so hoch ins Blau, daß das Gewölk Feuer fing und zu brennenden Scheiterhaufen zusammenstürzte.

Birkenstämme dunkelten bläulich Schatten zu. Gesättigtes Grün riß die Zweige tief. Bäche zischelten in den glühenden Becken, und in klingenden Bogen stieg und sank der Flug der Vögel.

Da strich ein rotes Tuch im Busch den Weg hinan, umfaltete feurig die Hand, die es immer enger zog und unter dem Kinn festknüpfte. Verdorrt und kantig lang darin ein Kopf, der, dicht über dem Stocke auf und niederschnellend, schwer an dem gekrümmten Rücken hing. Holzschuhe klapperten im Kies: erschranken, krochen unter den Rock, blieben drei Atemzüge lang versteckt, und schlichen sich dann verängstigt stufenüber dem Eingang zu.

Eine gähnende Schwärze versperrte die aufsteigenden Treppen. Und in Trauer versunken schien das ganze Haus. Kein Laut, keine Fliege irgendwo am Fenster, nur Stille — hinter jeder Tür.

Scheu knöchelte ein Finger gegen das Gehölz und ein verlegenes Gesicht drängte zur Tür hinein.

Nichts!

Noch eine Weile: dann gellte die Glocke.

Erschrocken sprang die Oberin hoch und steifte rasch die Falte zwischen die Brauen, stülpte die Kaputze zurecht und schwebte streng herab.

Erstaunt maß sie das alte Weib. Als dieses aber, ohne den Gruß abzuwarten hastig nach Ignaz Pindor frug, stemmte sie mit gelben Stumpfen die Lippe hoch, nagte heimlich an dem schüchtern gerufenen Namen, schluckte ihn hinab — und verschwand.

So wurde es wieder still.

Nur empörtes, ungeduldiges Warten schob die Holzschuhe hin und her, heftete den Augenblick an das klopfende Herz und zählte die Zeitspanne an den Minuten ab — halb in Neugier — halb in Leid.

Jetzt falteten sich Hände, feuchte Schimmer funkten lidhervor. Schreie verröchelten — sprengten die Brust, die Alte wankte:

Er kam.

Kam, stutzte — und stand verklärt im Scheine ihrer Augen.

Langsam bahnte sich das erste Wort den Weg aus dem zuckenden Mund — hüllte ihn ein und sank in einem heißen Strahl in ihn hinab. Und zögernd glitt ein kleines, nacktes Kreuz von Hand zu Hand — aus der ihren in die seine.

Lautlos — Blick in Blick:

Der Hauch einer Toten strich vorbei.

„Ich hab Dirs aufgehoben“ — hörte er, als spräche der Himmel, während ein sanftes Streicheln seine Starrheit löste.

„Halt es in Ehren — Du! — Sie starb, indem sie Dir Dein Leben gab!“

Tränen stürzten.

„Denk daran!“

Sie ging.

Knackend bog sich das Kreuz in seiner Faust und die Muskel sprangen: so voller Andacht, übermächtig stand er da.

ABSCHIED.

Tagvorher tuschelte, torkelte, geheimniste es von Mund zu Mund — von Ohr zu Ohr: „Morgen!“ — „Morgen!“

Und über die Schultern der Heiligenkreuzler, die in Gruppen, hager und karg in der Brunst der verzückten Gärten standen, grinste ein neuer Gast: der Neid.

Verstohlen holten sie die alten Witzeleien hervor, gröhlten und verschrien die zündroten Haare, äfften Ignaz Pindors scheinigen

Gang nach — und brachen jäh ab, als er vorüberschritt, und mit der Helle seines Blickes die erschrockenen Gesichter streifte.

Ein Ruck — die Beine flogen, und wie abgeschossene Pfeile staken die Heiligenkreuzler in den Schatten der Türpfosten — und grinsten ihm nach.

Und der Morgen kam. Stand still und enthüllte sich. Eine tiefe Röte stieg aus der Leidenschaft der erregten Felder. Lerchen schossen hoch und zerpflückten das Licht mit jauchzenden Schnäbeln. Nachtkühle verrauchte im Gewipfel der Wälder. Wege härteten ihr Grau und lagen verstrichelt an den Hängen.

Da schoben, schlichen sich übermächtige Gesichter aus dem Haus in den rosigen Schein. Tauchten auf und sanken ins Dunkel. Schrien darin — die Hände genäßt über den wunden Lidern.

Verzweiflung raste — der Neid verblich. Und grell lachte darein die Heiligenkreuz-Kapelle. Aber die Beter blieben aus.

Immer wieder kams zurück und wurde zur Folter im rauschenden Laub: „Kann gehen, kann gehen!“ — „Und Du, und Du?“

Dröhnend klopften die Hämmer und schlugen die hinabgesunkenen Qualen wach. Mit gekrümmter Brust standen sie dicht beieinander, aber sahen und hörten sich nicht — so vereinsamt machte sie ihr Leid.

Erst als der Oberin Ruf die Kehlen schnürte, Glocken schrillten, Füße stampften, der Küster umging, fluchte und suchte, da hetzten sie über Mauern und Hecken, Sprung an Sprung, logen und murrten und lärmten in die Bänke hinein.

Das Tor schlug zu. Funkend wich eine heiße Welle — die Sonne glühte die Klinke weiß, kroch übers Dach, hinauf zum Turm und überfiel vier Rosenkranzlängen später die ausströmende Schar mit einem Sturz von blendender Grelle. Finster floß der Oberin Gewand und knisterte unter den Stößen der spitzen Knie. In ihrem Gang, der sonst hart und entschlossen war, zögerte eine breite Steife, daß die Sandalen da und dort die Stufen verfehlten und unbeholfen klappernd gegen die Schwelle stießen.

Erschöpft fiel sie in den Stuhl und warf die Arme hoch in der Enge ihrer Kammer. Die Finger glitten auseinander — das Gebetbuch klatschte auf den Boden. Irgend etwas rasselte in ihrem Gehirn, grauenhaft, — und sie sah rötlichen Schimmer über einem Schädel, dessen Mund sie zu fürchten begann, unbewußt, überwunden von seinem schmerzlichen Lächeln.

Krampfhaft umspannte sie die Lehnen, strebte dunkel zu, warf den Blick nach innen — und rasch las sie in den Zügen einer längst gestorbenen Frau:

Wie? — Auch sie ?

Erschreckt fuhr sie zurück.

Und Er?

Ein Schauer riß sie wandüber, dicht vors Kreuz. Sie beugte sich hinab und sah ihm von unten scharf ins Gesicht. Atemlos, den hölzernen Schaft in die Hände gerammt.

Erschlafft knickten die Arme.

Keine Antwort! Nichts! — Nur eine hängende Lippe, hilflos, vom letzten Ruf kinnabwärts gedrängt. Die Augen vom Zustrich des Todes verbalkt — verglast im Erspähn des Himmels.

Hastig griff sie nach dem Herzen. Ballte die Fäuste und hämmerte gegen die Schläfen.

Was war das?

Ein Lachen zerschellte. Windabgeworfen, weit hinten über dem Braun der Äcker.

Sie horchte. Brach ab, kämpfte, rang. Eine feuchte Kälte packte sie im Genick, schleuderte sie hoch, in steilem Bogen, daß sie blindlings zwischen dem Gemäuer irrte, — wandentlang, quer durchs Licht, nach vorn und wieder rundherum.

Die Sohlen bekamen Zungen, Bretter, Balken schriegen ihr nach, und mitten in den rasenden Lauf, weit der Nische entbogen, hielt die Mutter Maria das lächelnde Knäblein ins Licht.

„Gütel“ — „Gütel“ — rief es von oben.

„Härtel“ — „Härtel“ — knirschte es unten.

Sie wankte, hin — her, die Schultern knackten — und erloschen schlug sie vornüber.

In grellen Blitzen führen die weißen Ränder der Kapuze nach. Bleihelle Dreiecke glänzten im Schwarz und hoben den gesteiften Stoff.

Da stürzte sie hoch — kein Laut, kein Atem, nur noch Blässe, verhärtet im Gewand.

Vor ihr, brauenüberschattet, brannten zwei Seen aughervor, aus deren Tiefe versunkene Sterne flackten.

Ignaz Pindor stand im Rahmen der Tür.

Den Haselholzstock vor sich hingestabt, trug er Hut und Bündel, und ein seltsamer Schein ging hinter ihm her.

Verstummt standen sich die beiden gegenüber. Dann versuchte eine erschrockene Stimme den ersten Gang. Kehrete zurück und vergurgelte.

Noch einmal tat sich die Oberin Gewalt an — scheu löste sich von den Lippen Wort für Wort:

„Du gehst jetzt — und“ — scheu blickte sie nach dem Kruzifix.
„Ich gehe!“

„Und — Gott . . .“ — ihre Stimme überschritt eine ungewohnte Höhe. Sie verstummte.

Ignaz Pindor stand jetzt dicht vor ihr. Unbeholfen, breit und stämmig im Wuchs. Doch plötzlich bog er zur Seite, jäh, unbegriffen: hell glänzte eine Träne über ihm auf, rollte kinnab, streifte den Ordenskragen, zögerte und fiel schwer zu ihm hinab in das Becken der gerundeten Hand.

Erstarrt hielt er lange den Tropfen fest. Erblaßte — wich — und das letzte, was er im Davonsturz mitnahm, war diese vereinsamte, leuchtende Kugel, die den ganzen Harm einer überwundenen Bitterkeit umschloß.

So schied Ignaz Pindor.

Und raste — raste — raste:

hinweg durchs Tor, auf den wartenden Weg, hängehoch, flurenentlang, hinein in den Wald und steil darüber hinaus vor die Glut einer treibenden Wolkenwand. Da wuchs er gewaltig ins Grell der Fläche, während Heiligenkreuz tief unter ihm lag, nur noch ein Fleck, mit dem Finger wegzuwischen.

Und steinwegbrechend schoß ein Pfad herbei und hob ihn hoch — felsüber — ins härteste Blau.

Erwin Freundlich:

DIE ENTWICKLUNG DES PHYSIKALISCHEN WELTBILDES BIS ZUR ALLGEMEINEN RELATIVITÄTSTHEORIE.

Es wird vielen eine Ueberraschung, vielleicht noch mehr eine Enttäuschung gewesen sein zu hören, daß die Physik in unseren Tagen zu einer Revision ihrer Grundlagen gezwungen sei und daß diese Revision zu einer völlig neuartigen Auffassung vieler Grundbegriffe unserer Naturbeschreibung geführt hat. In der Tat ist es auf den ersten Blick verwunderlich, daß dasjenige Wissensgebiet, welches durch seine außerordentlichen Entdeckungen während der letzten Jahrzehnte eine anscheinend so tiefe Kenntnis der Naturvorgänge offenbarte, gleichzeitig erleben mußte, daß in seinen Fundamenten tiefliegende Lücken aufgedeckt wurden. Es konnte aber nicht anders kommen. Denn die Anschauungen, zu denen die Physik heute gelangt, konnten nur auf dem Boden der bis in die letzten Jahre hinein gewonnenen Erfahrungstatsachen überhaupt verstanden werden.

Das physikalische Weltbild umfaßt zwei große Erscheinungskomplexe, nämlich die Bewegungsvorgänge der Materie und zweitens die elektromagnetischen Vorgänge in und zwischen der Materie. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre eine so knappe Gliederung nicht möglich gewesen; da wären die Lichterscheinungen, die Wärmestrahlung usw., als selbständiges Forschungsgebiet aufgetreten. Es ist jedoch seit den Forschungen Maxwells gelungen, alle diese Gebiete von einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte als elektromagnetische Vorgänge zu verstehen.

Das Studium der Bewegungsvorgänge der Körper ist Aufgabe der Mechanik; ihre Grundelemente sind die Begriffe: Masse der Körper, Geschwindigkeit und Beschleunigung, d. h. Aenderung der Geschwindigkeit in der Zeiteinheit. Das Studium der elektrischen und magnetischen Vorgänge ist Aufgabe der Elektrodynamik. In ihr tritt an die Stelle des Begriffes der Masse eine andere physikalische Größe auf, die wir mit Energie bezeichnen. Dieser Begriff ist schon bedeutend schwieriger prägnant zu fassen, da uns nicht ein so elementarer Sinn, wie der Tastsinn zu Hilfe kommt,

um ihn zu erläutern. Daß aber im elektrischen Strom, in der Schwungkraft eines Rades usw. eine genau meßbare Größe auftritt, die wir in Arbeitsleistung umzusetzen vermögen, dies führte dazu, den Begriff der Energie zu schaffen, welche wir, je nach ihrer Erscheinungsform, als chemische Energie, als Strahlungsenergie einer Lichtquelle oder Energie der Lage z. B. bei einem aufgezogenen Uhrgewicht bezeichnen.

Diese zwei Forschungsgebiete, die Mechanik und die Elektrodynamik entwickelten sich bis in die letzten Jahre hinein, ohne Einfluß aufeinander, bis man sich eines Tages vor Aufgaben gestellt sah, in denen sowohl Bewegungsvorgänge der Körper als auch elektrische Vorgänge vereint auftreten. Und da kam die peinliche Erkenntnis zu Tage, daß sich beide Disziplinen nicht zu einer befriedigenden Beschreibung solcher Erscheinungen zu ergänzen vermochten. Vielmehr geriet man in scheinbar unüberbrückbare Schwierigkeiten, bis Albert Einstein im Jahre 1905 den Grund derselben in einer ganz tiefliegenden Lücke unserer Naturbeschreibung aufdeckte.

Das Weltbild, das sich die Antike machte, unterscheidet sich von dem heutigen, zu welchem Kopernikus den Grund gelegt hat, durch den wesentlichen Umstand, daß die Erde mit dem Menschen in den Mittelpunkt der Welt verlegt wurde. Um die Erde sollten alle Gestirne, ob Fixsterne, Planeten oder Sonne, Kreisbahnen beschreiben. Die Durchführung dieser Auffassung führte insbesondere bei den verschiedenen Planeten zu so gezwungenen und komplizierten Vorstellungen, daß es Wunder nimmt, daß erst am Ausgang des Mittelalters der kopernikanische Standpunkt sich durchzuringen vermochte. Auch bei Kopernikus spielt die Kreisbahn eine bevorzugte Rolle, doch stellt die Sonne den Mittelpunkt dieser Bahnen dar, was zu einem unvergleichlich viel einfacheren Bild der beobachteten Erscheinungen führte. Die Leistung Kepler's, die nächste Etappe in der Entwicklung des Weltbildes, bedeutet im wesentlichen eine Verfeinerung des kopernikanischen Systems. Er zeigte, daß an die Stelle der Kreisbahnen bei den Planeten Ellipsenbahnen zu treten haben, in deren einem Brennpunkt sich die Sonne befindet. Mit Kepler schließt die erste große Phase der Mechanik ab, gekennzeichnet durch den Umstand, daß man zu einem möglichst einfachen Abbild der beobachteten Bewegung der Himmelskörper zu gelangen suchte und nicht aus möglichst wenigen, einfachen Prinzipien alle Bewegungsvorgänge abzuleiten strebte.

Den Beginn mit einer systematischen Untersuchung der Bewegungsvorgänge machte Galilei, und zwar er wiederum vorerst noch unter Beschränkung auf die auf der Erde wahrgenommenen

Bewegungsvorgänge. Galilei schuf den einen Grundbegriff der Mechanik, den Begriff der *trägen Masse* der Materie. Während man bis dahin der Auffassung war, ein einmal in Bewegung gesetzter Körper müsse von selbst die erworbene Geschwindigkeit allmählich einbüßen, vertrat Galilei den diametral entgegengesetzten Standpunkt, nämlich: ein jeder Körper behält eine einmal erworbene Geschwindigkeit bei, es sei denn, daß eine äußere Kraft ihn bremst oder beschleunigt. Dies ist die Folge einer besonderen Eigenschaft der Materie, ihres Beharrungsvermögens, die man auch mit Trägheit, träger Masse der Materie bezeichnet. Wenn man eine Türe zu öffnen oder zu schließen sucht, so hat man ein ganz bestimmtes Maß von Kraft aufzuwenden, auch wenn die Tür in ihren Angeln völlig reibungslos liefe. Man hat eben die Trägheit der Tür zu überwinden; und diese ist wesentlich verschieden, je nachdem es sich um eine Stubentür oder um ein eisernes Gartentor handelt, weil die träge Masse des Gartentores, wie man sich ausdrückt, die größere ist. Die träge Masse eines jeden Körpers ist eines seiner Grundattribute, die der Physiker kennen muß, will er Bewegungsvorgänge eines Körpers studieren. Das Trägheitsgesetz von Galilei, welches also lautet: ein jeder Körper behält eine einmal erworbene Geschwindigkeit bei und bewegt sich mit dieser gradlinig, gleichförmig fort, wenn nicht eine äußere Kraft bremsend oder beschleunigend auf ihn wirkt, tritt auch in der Newton'schen Mechanik später als Grundgesetz auf. Daß dieses Trägheitsgesetz nicht ausreichen kann, um allen Bewegungsvorgängen gerecht zu werden, ersieht man daraus, daß wir weder auf der Erde, noch am Himmel Bewegungen wahrnehmen, die gradlinig, gleichförmig verlaufen. Auf der Erde fallen alle Körper mit einer ganz bestimmten Beschleunigung, und am Himmel bewegen sich alle Gestirne in geschlossenen, also krummlinigen Bahnen. Wir haben es also durchweg mit Bewegungserscheinungen zu tun, bei denen Kräfte im Spiel sind, und benötigen folglich ein Gesetz, welches den Einfluß einer Kraft auf die Bewegung eines Körpers zu berechnen erlaubt. Ein solches Gesetz hat Newton aufgestellt. Es besagt, die Beschleunigung, d. h. die Änderung der Geschwindigkeit, die ein Körper im Laufe einer Sekunde erfährt, ist proportional der auf den Körper in dieser Zeit wirkenden Kraft. Der Proportionsfaktor ist die träge Masse des Körpers, also: $\text{träge Masse} \times \text{Beschleunigung} = \text{Kraft}$. Das ist das Grundgesetz der Bewegung eines Körpers unter dem Einfluß einer Kraft in der Newton'schen Mechanik. Auf diesem Grundgesetz baut sich unsere gesamte technische Mechanik, Balistik und Himmelsmechanik auf. Doch war noch

eine Aufgabe von grundsätzlicher Bedeutung zu lösen. Es mußte das Wesen der Kräfte aufgeklärt werden, die auf der Erde das beschleunigte Fallen aller Körper hervorrufen und der Kräfte, welche die Planeten an die Sonne ketten. Auch diese Aufgabe hat Newton in einer Weise gelöst, welche die Einheitlichkeit unseres Weltbildes in außerordentlichem Maße gefördert hat. Er wies nach, daß die Fallkräfte auf der Erde und die Kräfte, welche alle Planeten an die Sonne, den Mond und die Erde usw. ketten, die gleichen sind. Er schuf damit den Begriff der *Schwere*. Alle Körper ziehen sich nach Newton mit einer Kraft an, die erstens umgekehrt proportional dem Quadrate ihres gegenseitigen Abstandes ist, sodann aber direkt proportional einer von den Körpern selbst abhängenden Größe, die man die *schwere* Masse eines Körpers nennt und die also die Kraft mißt, mit welcher er einen in der Entfernung „1“ befindlichen Körper anzieht. Zwei Körper mit den schweren Massen m_1 und m_2 ziehen sich also im Abstände r mit einer Kraft an, die proportional $\frac{m_1 m_2}{r^2}$ ist. Und

Newton zeigte, daß in der Tat unter dem Einfluß einer solchen Kraft die Planeten Kepler'sche Ellipsen um die Sonne beschreiben müssen. So verschmolz er die Bewegungsvorgänge der Himmelskörper und die Fallerscheinungen auf der Erde zu einer einheitlichen Erscheinung gleichen Ursprungs. Es tritt also in der von Newton geschaffenen Mechanik der Begriff der schweren Masse eines Körpers als neues Bestimmungsstück neben seine träge Masse. Diese beiden Größen werden völlig unabhängig von einander in die Mechanik eingeführt. Auf diesen Ansätzen Newtons baut sich die ganze Mechanik auf. Und ihre Erfolge insbesondere in der Vorausberechnung beobachteter Himmelserscheinungen waren so außerordentlich groß, daß man mit der Zeit fast ein blindes Vertrauen zu dieser Newtonschen Theorie gewann.

Und doch trug diese Theorie ihren Todeskeim in sich; und wenn es überhaupt einen Sinn hätte, von einer Schuld der früheren Jahre zu sprechen, so kann sie nur darin liegen, daß in den Schulen und Hochschulen nicht mit genügendem Nachdruck auf diese Schwächen der Theorie hingewiesen wurde und so der Boden für die neuen Anschauungen geebnet wurde, die heute nach Geltung streben. Da diese Schwächen ganz prinzipieller Natur sind, ist es durchaus möglich, sie klar zu legen, ohne auf Einzelheiten der Theorie eingehen zu müssen.

Die beiden Grundeigenschaften der Materie, welche sich bei den Bewegungsvorgängen fühlbar machen, sind ihre Trägheit und ihre *Schwere*. Als man daran ging, beide ihrer Größe nach zu

bestimmen, kam die Gesetzmäßigkeit zu Tage, daß bei allen Körpern, ganz unabhängig von ihrer physikalischen und chemischen Beschaffenheit träge und schwere Masse immer gleich sind. Wir kennen in der Tat wohl keine Gesetzmäßigkeit in der Natur, die mit so absoluter Genauigkeit erfüllt zu sein scheint. In der Newton'schen Mechanik findet aber diese Gesetzmäßigkeit keine tiefere Begründung. Sie ist ein Zufall, gewissermaßen ein Spiel der Natur. Ist das wahrscheinlich? Kann man eine Theorie als erschöpfend und befriedigend betrachten, die unter den vielen sich offenbarenden Gesetzmäßigkeiten der Natur einen Teil nach dem Prinzip von Ursache und Wirkung mit einander verknüpft, dafür aber andere als Zufälligkeiten hinnimmt; in diesem Falle sogar gerade diejenige mit der größten Genauigkeit geltende?

Zweitens: Es ist wohl allen die Erscheinung der Zentrifugalkraft geläufig. Bindet man einen schweren Körper, z. B. einen Stein, an einen Faden und wirbelt ihn dann im Kreise herum, so entsteht im Faden eine starke Zugkraft, die evt. sogar zum Zerreißen desselben führen kann. Diese Kraft nennt man die Zentrifugalkraft. Nach der Newton'schen Mechanik kommt sie in folgender Weise zustande: Der Stein möchte in jedem Augenblick seiner Trägheit folgend, gradlinig davon fliegen. Um ihn in die Kreisbahn hineinzuzwingen, benötigt es einer Kraft, die der trägen Masse des Steins proportional ist und die in der Spannung des Fadens wieder zu Tage tritt. Ganz entsprechende Zentrifugalkräfte bestehen in jedem Punkte der Erdoberfläche, bis auf den Nord- und Südpol, infolge der Rotation der Erde um die Polachse. Nehmen wir nun an, es existierte außer der Erde überhaupt kein weiterer Himmelskörper, so würde man doch gar nicht auf die Vermutung einer Rotation kommen können. Trotzdem wären nach der Newton'schen Auffassung die Zentrifugalkräfte bemerkbar, und zwar weil die Erde relativ zum leeren Raum rotiert. Hier erscheint also der leere Raum, ein physikalisch ganz unvorstellbares Ding, als der Erreger einer direkt meßbaren Größe der Zentrifugalkraft. Schon Newton empfand es als außerordentlich störend, daß es ihm nicht möglich war, die Zentrifugalkräfte aus der Wirkung der Körper aufeinander zu erklären; und in der Tat offenbart sich hier eine außerordentlich große begriffliche Schwierigkeit der Newton'schen Mechanik.

Drittens: In dem Newton'schen Gesetz für die Anziehung der Massen aufeinander, dem sogenannten Gravitationsgesetz, wird überhaupt nichts darüber ausgesagt, wie sich eigentlich diese Kraftwirkung durch den Raum fortpflanzt. Nach der oben für diese Kraft hingeschriebenen Formel bedarf dieselbe überhaupt

keiner Zeit, um sich bis in die entlegensten Punkte des Weltalls bemerkbar zu machen. Bräche heute infolge irgend einer Katastrophe die Sonne in mehrere Teile auseinander, so wäre die veränderte Anziehung der verschiedenen Sprengstücke sofort, ohne daß auch nur ein Bruchteil einer Sekunde verstrichen wäre, bis zu den fernsten Sternen wirksam. Ein solches Gesetz kann man nicht als ein Naturgesetz ansprechen. Denn die Vorstellung, daß jede Wirkung sich nur mit einer endlichen Geschwindigkeit auszubreiten vermag, erscheint uns als eine unbedingt notwendige Forderung an alle Naturgesetze.

Dies sind drei prinzipiell sehr bedenkliche Schwächen der Newton'schen Mechanik. Zu ihnen tritt als weitere folgendes: So groß die Erfolge der Newton'schen Mechanik auch in der Beschreibung der beobachteten Bewegungen der Planeten waren, so war sie doch nicht in der Lage, eine vollständige Übereinstimmung zwischen Beobachtung und Theorie zu erreichen. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der französische Astronom Leverrier sich mit einer ausführlichen Diskussion der Planetenbeobachtung beschäftigte, stieß er auf zwei wesentliche Abweichungen zwischen Theorie und Beobachtung, und zwar beim Planeten Uranus und dem Planeten Merkur. Aus der Gesetzmäßigkeit, die diese Abweichungen zeigten, schloß er im Falle des Uranus direkt auf die Existenz eines weiteren noch unbekanntem Planeten und es war in der Tat der größte Triumph der Newton'schen Theorie, als es dem Berliner Astronomen Galle dann gelang, den neuen Planeten an der von Leverrier voraus berechneten Stelle am Himmel zu beobachten. Darum glaubte man auch, daß die beim Merkur festgestellte Anomalie sich eines Tages in gleicher Weise aufklären würde. Das ist aber nicht der Fall gewesen. Trotz aller Bemühungen ist es nicht gelungen, einen Himmelskörper zu entdecken, der die Bewegungen des Merkur in der gewünschten Art stören würde. Vielmehr hat man die Überzeugung gewonnen, daß es im Falle des Merkur nicht möglich sein wird, in gleicher Weise die Schwierigkeit zu beheben wie beim Uranus. Hier offenbart sich also eine wirkliche Abweichung zwischen Theorie und Beobachtung in der Newton'schen Mechanik.

Trotz dieser unzweifelhaften Mängel waren die praktischen Erfolge so außerordentlich groß, daß man mit der Zeit die Schwächen fast ganz aus den Augen verlor. Und erst durch die Entwicklung, welche die Elektrodynamik genommen hat, sind diese Fragen wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt. Bevor ich jedoch in gleicher Weise die Entwicklung der Elektrodynamik in großen Umrissen skizziere, muß auf eine fundamentale Erfahrungstatsache

der Mechanik hingewiesen werden. Bei den Bewegungsvorgängen der Körper auf der Erde kommt in keiner Weise die Tatsache zum Ausdruck, daß die Erde in jedem Augenblick mit der riesigen Geschwindigkeit von fast 30 km in der Sekunde durch den Weltraum saust. Wir haben keine Möglichkeit, auf der Erde durch Beobachtung von Bewegungsvorgängen ihre Bewegung als ganzes im Weltraum festzustellen. Diese Erfahrungstatsache hat einen entscheidenden Einfluß auf die Gestalt der Grundgesetze der Mechanik.

Die Entwicklung der Elektrodynamik umfaßt eine viel kürzere Zeitspanne als die der Mechanik. Nach einer relativ kurzen primitiveren Phase fand sie in Maxwell denjenigen Forscher, welcher für sie das, was Newton für die Mechanik getan hatte, leistete. Maxwell gelang es, alle elektromagnetischen Vorgänge aus wenigen Grundgesetzen abzuleiten. In diesen Maxwell'schen Gleichungen wird der innige Zusammenhang zwischen den elektrischen Erscheinungen und den magnetischen Erscheinungen als fundamentale Erfahrungstatsache zahlenmäßig festgelegt und damit von Anfang an das geleistet, was in der Mechanik nicht gelungen war, wo unzweifelhaft die Trägheits- und Schwererscheinungen nicht minder eng miteinander verwandt sind, als die elektrischen und magnetischen Erscheinungen. Sodann gelang auf Grund der Maxwell'schen Gleichungen die Entdeckung, daß sich elektromagnetische Wirkungen mit Lichtgeschwindigkeit ausbreiten. Dadurch gewann nicht nur die seitdem über die Massen fruchtbare Anschauung feste Gewalt, daß die Lichtstrahlung, Wärmestrahlung, Röntgenstrahlung usw., als elektromagnetische Strahlungen aufgefaßt werden können, sondern es wurde auch hier die Klippe vermieden, an der das Newton'sche Gravitationsgesetz einmal scheitern sollte, weil sie den Schwerewirkungen zwischen den Körpern keine Zeit zur Durchdringung des Raumes vorschreibt. Da eine Auffassung der Licht- und Wärmestrahlung als einer Wellenfortpflanzung sich bis in die letzten Folgerungen hinein bewährte, lag es nahe, sich einen Träger dieser Wellenbewegung zu denken. Dieser hypothetische Stoff, den man mit Lichtäther bezeichnet, sollte alle Räume erfüllen, auch da, wo nicht die geringsten Spuren von Materie zu finden sind. Denn das Licht kommt anscheinend fast ungeschwächt von den fernsten Fixsternen zu uns. Und nun konzentrierte sich gewissermaßen der ganze Kampf der Erkenntnis um diesen Lichtäther, d. h. um den Nachweis seiner physikalischen Realität. Verfolgte man die Analogie, daß der Lichtäther die Lichtwellen fortpflanze, so wie z. B. Wasser oder Luft die Schallwellen, so mußte man ihm eine Elastizität zusprechen, die der härteste Stahl nicht entfernt erreicht. Andererseits schwimmen aber alle

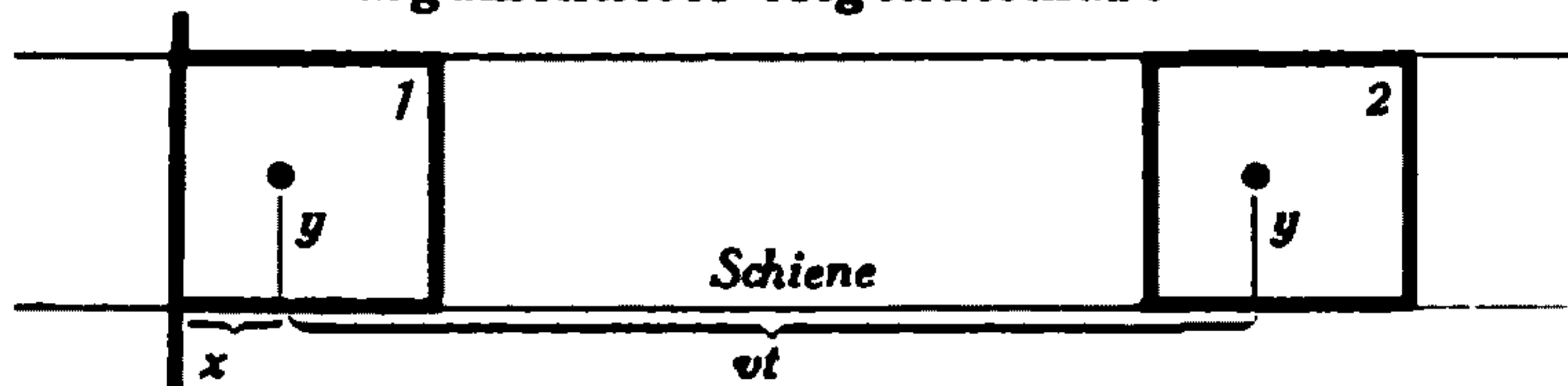
Planeten und sonstige Himmelskörper im Lichtäther, ohne daß wir eine Spur von bremsender Wirkung desselben auf deren Bewegung wahrnehmen. Solche Anschauungen ließen sich nicht miteinander vereinen. Ferner, da elektromagnetische Wellen die Materie durchdringen, z. B. das Licht durchsichtige Körper, wie Luft und Wasser, so mußte der Lichtäther auch die Materie selbst durchsetzen. Deshalb lag folgende Frage nahe: Beteiligt sich dieser in der Materie befindliche Aether an der Bewegung der Materie, wird er gewissermaßen mitgerissen? Das Experiment entschied verneinend. Ueberhaupt kann man als zusammenfassendes Ergebnis aller Versuche, die Existenz des Lichtäthers nachzuweisen, sagen, der Lichtäther entzieht sich jeder unmittelbaren Beobachtbarkeit. Nur in einer Hinsicht schien er seine Existenz zu dokumentieren. Alle optischen Versuche deuten darauf hin, daß der Lichtäther ruht und sich im wesentlichen nicht an der Bewegung der Materie beteiligt; dann mußte der Lichtäther wenigstens in der Hinsicht seine physikalische Existenz kundtun, daß man von einer Bewegung relativ zum Lichtäther sprechen kann. Es mußte sich also ein Unterschied in der Lichtausbreitung auf der Erde offenbaren, je nachdem man das Licht in der Richtung zur Erdbewegung oder quer dazu aussendet. Wir müßten den Aetherstrom, durch den wir dauernd uns hindurchbewegen, auf der Erde wahrnehmen. Nun, auch der zu diesem Zweck von Michelson mit größter Sorgfalt wiederholt ausgeführte Versuch verlief völlig ergebnislos. Trotz der Bewegung der Erde breitet sich das Licht nach allen Seiten mit der gleichen Geschwindigkeit aus. Man gelangte also zu derselben Einsicht wie im Falle der Bewegungsvorgänge. Ebensowenig wie man auf der Erde mit Hilfe von Bewegungserscheinungen deren Bewegung durch den Raum konstatieren kann, ebensowenig gelingt es mit Hilfe von elektromagnetischen, also speziell optischen Vorgängen. Wir können überhaupt für alle Vorgänge auf der Erde dieselbe als ruhend oder bewegt auffassen; selbstverständlich gilt das vorerst nur für ihre, in jedem Augenblick mit genügender Genauigkeit als gradlinig gleichförmig, d. h. unbeschleunigt aufgefaßte Bewegung.

Hier ist die kritische Stelle, an welcher der Zusammenprall beider Disziplinen der Mechanik und der Elektrodynamik erfolgte und von wo sich die Front der klassischen Theorie Newtons auflöste.

Die Erfahrungstatsache, daß man aus den Bewegungsvorgängen auf der Erde, deren für jeden Augenblick mit genügender Annäherung gradlinig, gleichförmige Bewegung durch den Weltraum nicht zu konstatieren vermag, ist nicht nur die Feststellung einer Tatsache, sondern bedeutet zugleich auch eine Forderung an die

Formeln der Theorie, damit sie diese Erfahrungstatsache ihrerseits wiedergeben. Wenn der Physiker mit dem Grundgesetz der Bewegung nach der Newton'schen Mechanik arbeitet: Masse \times Beschleunigung = Kraft, so hat er dieses Gesetz in eine Formel zu kleiden. Diese Formel enthält Symbole für Raum- und Zeitmessungen zur Feststellung von Abständen, Fallzeiten usw. Um den Ort eines Körpers im Raume zu fixieren, bedarf es dreier Bestimmungsstücke, die man die drei Koordinaten des Körpers nennt, also z. B. für einen Körper in einem Zimmer seine beiden rechtwinkligen Abstände von zwei aufeinander senkrechten Wänden und seine Höhe über dem Fußboden.

Nun denken wir uns einen Physiker, der in einem fahrenden Eisenbahnzug Billard spielt. Er wird die Lage seiner Kugeln durch die Abstände von den beiden zueinander senkrechten Banden des Billardtisches messen. Der Zug fahre mit gleichförmiger Geschwindigkeit ohne zu stoßen, genau in Richtung der Längsseite des Tisches. Uns lehrt die Erfahrung, daß die Bewegung der Billardkugeln nicht davon beeinflußt wird, ob der Zug fährt oder an einer Station hält. Es müßte also für den Physiker ganz gleichgültig sein, ob er die Bewegung und Lage seiner Kugeln bezieht auf die mitbewegten Banden seines Tisches oder z. B. auf eine Schiene und eine Querleiste zwischen zwei Schienen. Er benötigt natürlich gewisser Formeln, um den Vorgang umzurechnen, nämlich vom bewegten System der zwei Tischbanden zum ruhenden Bezugssystem: Schiene und Querleiste. Die Aufstellung dieser Formeln faßte die Newton'sche Mechanik als eine rein mathematische Rechenaufgabe auf und argumentierte folgendermaßen:



Die Billardkugel möge auf dem Tisch ruhen; ihr Abstand von den beiden Banden betrage x und y cm. Dagegen betrage der Abstand von der Querleiste im Ausgangspunkt $x'=x$ und $y'=y$ von der Schiene, von welcher wir der Einfachheit halber annehmen, daß sie genau lotrecht über der einen Längsbande des Tisches verlaufe. Nach mehreren Sekunden befindet sich der Wagen an der Stelle 2. Ist die Geschwindigkeit des Zuges v cm und der Zug von der Stelle 1 bis 2: t Sek. unterwegs, so hat sich der Eisenbahnwagen mit dem Billardtisch um vt cm weiter bewegt. Da die Kugel auf dem Tische ruhen soll, so haben sich Koordinaten

x und y relativ zu den Bahnen nicht geändert. Doch ist jetzt:

$$x' = x + vt, \quad y' = y \quad z' = z$$

denn die Höhe über dem Fahrdamm hat sich nicht geändert. Dies sind die Formeln, nach denen die Newton'sche Mechanik die Raummessungen von einem bewegten System: Eisenbahnwagen: auf ein ruhendes System: Bahndamm, umrechnet. Zu diesen Umrechnungsformeln für die Raummessungen hat noch eine für die Zeitmessungen zu treten; und hier machte man sich die Sache sehr leicht. Man sagte: da die Zeitmessungen nichts mit der Bewegung zu tun haben und Zeitpunkte und Zeitspannen eine absolute Bedeutung haben, so ist selbstverständlich $t' = t$, worin die Identität der Zeitmessungen im fahrenden Zug und auf dem ruhenden Eisenbahndamm zum Ausdruck kommt. Wohl verstanden ist die einfache Umrechnung der y' in die y durch $y' = y$ und ebenso der dritten Koordinate nur durch den Umstand bedingt, daß die Fahrtrichtung genau parallel der Schiene und der einen Tischkante verläuft. Für die Zeitmessungen gilt aber *immer* $t' = t$.

Nun besagt die Erfahrungstatsache, daß der im Zug fahrende Physiker an den Bewegungen der Billardkugeln nicht die Bewegung des Zuges wahrnehmen darf, auf die Formeln der Theorie angewandt folgendes: Ob sich der Physiker der Koordinaten x, y, z, t , oder x', y', z', t' bedient, muß für die Beschreibung der Bewegungsvorgänge belanglos sein, d. h. die Formeln müssen ungeändert bleiben, wenn man z. B. in dem als Formel beschriebenen Gesetz: $\text{Masse} \times \text{Beschleunigung} = \text{Kraft}$ die gestrichelten Koordinaten mit Hilfe der obigen Umrechnungsformeln an die Stelle der ungestrichelten Koordinaten eingeführt. In der Tat erfüllen alle Formeln der Newton'schen Mechanik diese Bedingungen. Dies ist das sogenannte *Galilei-Newton'sche Relativitätsprinzip* der klassischen Mechanik.

Als die Elektrodynamik zu dem Ergebnis gelangte, daß es auch nicht möglich sei, mit Hilfe optischer Versuche im Laboratorium die Bewegung der Erde zu konstatieren, ebensowenig wie mit Hilfe von Bewegungserscheinungen, da hätte man unbedingt erwarten müssen, daß sich auch die Grundgleichungen der Elektrodynamik, also die Maxwell'schen Gleichungen nicht ändern, wenn man mit Hilfe der obigen Formeln die Umrechnung von einem bewegten zu einem ruhenden System vornimmt. Hierbei erlebte man jedoch die große Enttäuschung, daß das nicht der Fall ist. Anfangs glaubte man, der Grund dieser Schwierigkeiten beruhe in Mängeln der Maxwell'schen Theorie. Als es jedoch nicht gelingen wollte, zu restloser Klarheit hierbei zu gelangen, da trat eines Tages Einstein hervor und wies nach, daß der Grund dieser Schwierigkeiten an einer ganz anderen Stelle liege, wo man sie

nicht vermutet hatte. Er zeigte nämlich, daß die oben abgeleiteten Umrechnungsformeln gerade an der Stelle, auf die man am wenigsten Augenmerk gerichtet hatte, fehlerhaft sind. Die Umrechnung der Zeitmessungen vom ruhenden Bahndamm auf den fahrenden Zug ist absolut nicht so unproblematisch, vielmehr ein recht komplizierter Vorgang, der sorgfältig hätte analysiert werden müssen. Wir wollen darum diesen Vorgang etwas genauer betrachten.

Wenn man etwas über den Zeitpunkt eines Ereignisses aussagt, so bedeutet das, man stellt die Gleichzeitigkeit des Ereignisses mit einer bestimmten Zeigerstellung einer Uhr fest. So lange man also seine Betrachtungen auf Vorgänge beschränkt, welche sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Uhr abspielen, bringt die Aufgabe der zeitlichen Auswertung der beobachteten Vorgänge keine besonderen Probleme. Wie steht es aber damit, wenn man seinen Erfahrungsbereich auszudehnen versucht? Die Voraussetzung dafür ist, daß man tatsächlich mit der ferneren Außenwelt in irgend einer Weise in Verbindung treten kann; und da hat sich dem Physiker als unübertrefflicher Nachrichtenvermittler das Licht zur Verfügung gestellt, das mit der riesigen, aber endlichen Geschwindigkeit von 300 000 km in der Sekunde den Raum durch-eilt, ohne eines materiellen Trägers zu bedürfen. Wenn nun ein Astronom auf der Sonne das Auftauchen eines Fleckes beobachtet, so wird er nicht auf den Gedanken kommen, den auf seiner Uhr abgelesenen Zeitpunkt als den Augenblick des Entstehens des Fleckens zu deuten, denn er weiß, daß das Licht etwa 8 Minuten benötigt, um die Entfernung Sonne – Erde zu durchqueren. Er bringt darum selbstverständlich diese Lichtzeit in Abzug. Andernfalls ginge ja in alle Gesetze die zufällige und wechselnde Entfernung des Beobachters ein. Aber man sagte sich, wenn der Astronom diese Lichtzeit im richtigen Betrage von der unmittelbar abgelesenen Uhrzeit in Abzug bringt, dann erhält er die Zeigerstellung seiner Uhr, die wirklich gleichzeitig mit dem Auftreten des Sonnenfleckens war. Dieser Zeitpunkt hat einen absoluten Sinn, d. h. jeder andere Beobachter, der nur eine genau gleichgestellte Uhr besitzt, würde den gleichen Zeitpunkt für das Auftreten des Sonnenfleckens feststellen. Dieser Schluß ist fehlerhaft, wie uns die Betrachtung eines einfachen Beispiels lehren wird, das Einstein schon herangezogen hat.

Kehren wir zu unserem Eisenbahnzug zurück und nehmen wir an, daß der im Zug fahrende Physiker unmittelbar vor der Abfahrt seine Uhr mit der eines anderen Physikers, der am Bahndamm wohnen möge, gleichgestellt habe. Im Augenblick, da später der fahrende Zug gerade am Wohnhaus des ruhenden

Physiker vorbeifährt, mögen zwei Blitzschläge in den Bahndamm einschlagen, welche von beiden Physikern beobachtet werden. Wir nehmen an, daß der am Bahndamm postierte Physiker feststellt, daß beide Blitzschläge absolut gleichzeitig einschlugen. Er wird sodann feststellen, daß sein Beobachtungsort tatsächlich zufällig genau in der Mitte zwischen den beiden Einschlagpunkten der Blitzschläge lag. Was wird der fahrende Physiker wahrnehmen? Da auch für ihn die beiden Blitzschläge rechts und links von seinem Beobachtungsfenster einschlugen, so wird er dem einen Lichtblitze entgegenfahren und ihn früher wahrnehmen als den andern, der ihn einzuholen hat. Infolgedessen wird er zu dem Resultate gelangen: der eine Blitz schlug früher ein als der andere. Dies ist die fundamentale Tatsache der *Relativität der Gleichzeitigkeit* zweier Vorgänge. Sie bringt zum Ausdruck, daß alle unsere physikalischen Aussagen über den zeitlichen Verlauf räumlich distanter Ereignisse nicht davon unabhängig sind, daß wir mit Hilfe des Lichtes mit der Außenwelt bis in die weitesten Entfernungen in Verbindung zu treten vermögen. Wenn also die Verwendung der Lichtausbreitung auf der Erde sich darin bemerkbar macht, daß die Gleichzeitigkeit zweier Ereignisse nicht unabhängig von diesem Beobachtungshilfsmittel definiert werden kann, so bedeutet das nicht eine ungeschickte und mit Zufälligkeiten behaftete Definition der Gleichzeitigkeit, sondern es besagt, daß für den Physiker keine Möglichkeit besteht, seine physikalischen Begriffe völlig unabhängig von den ihm durch die Natur zur Verfügung gestellten Beobachtungsmöglichkeiten zu wählen. Wenn man diese Frage der Relativität der Gleichzeitigkeit eingehend analysiert, wie das Einstein im Jahre 1905 getan hat, so kommt man zu der Einsicht, daß für den im Zug fahrenden Physiker die Vorgänge der Außenwelt sich zeitlich in anderer Weise abspielen als für den ruhenden Physiker. Was für den einen gleichzeitige Ereignisse sind, sind es nicht für den andern und umgekehrt. Es ist also keineswegs, wie wir vorhin meinten $t' = t$ eine selbstverständliche Identität, sondern der Zusammenhang zwischen t' und t wird sowohl von der Fahrtgeschwindigkeit des Zuges als auch von der Lichtgeschwindigkeit abhängen. Die rechnerische Verfolgung der neuen Erkenntnis der Relativität der Zeitmessungen führte auf neue Umrechnungsformeln, und zwar erhielt man an der Stelle der früheren die folgenden Formeln:

$$x' = \frac{x + v t}{\sqrt{1 - v^2/c^2}}; \quad y' = y; \quad z' = z; \quad t' = \frac{t + v/c^2 \cdot x}{\sqrt{1 - v^2/c^2}}$$

Hier bedeutet c die Lichtgeschwindigkeit im leeren Raum. Sie sehen, der Zusammenhang zwischen $t' = t$ ist recht kompliziert geworden. Das sind die Formeln, deren sich der Physiker im Zuge bedienen muß, will er die Bewegung der Billardkugeln einmal von dem mitbewegten Bezugssystem der beiden Banden auf das ruhende Bezugssystem, Schiene und Querleiste, beziehen. Und da es ja nach der Erfahrung belanglos sein muß, ob er seinen Zug als ruhend oder fahrend betrachtet, so müssen die Formeln seiner Physik den gleichen Vorgang beschreiben, ob er die einen oder die andern Koordinaten benutzt. Dabei kommt die gegen früher umgekehrte Erkenntnis zu Tage. Die Gleichungen der Elektrodynamik erfüllen die Forderung, daß sie ihre Gestalt nicht ändern, wenn man mit Hilfe der neuen Formeln die Umrechnung von einem bewegten System auf ein ruhendes umrechnet; die Newton'schen Gleichungen der Mechanik erfüllen dagegen diese Bedingung nicht. Doch war jetzt diese Erkenntnis keine Überraschung, denn man wußte, daß man auf eine prinzipielle Lücke in der Newton'schen Theorie gestoßen war, und daß man vor der neuen Aufgabe stand, diese Lücke auszubessern.

Man wird nun fragen: Wie kam es, daß die Physiker diese doch ganz prinzipielle Schwäche in der Behandlung der Zeitmessungen in der Newton'schen Mechanik nicht früher bemerkt hatten? Der Grund ist leicht einzusehen. Vergleichen wir die zwei Systeme von Umrechnungsformeln, so sehen wir unmittelbar folgendes: Da die Geschwindigkeit des Zuges von einigen Metern in der Sekunde außerordentlich klein ist gegenüber der des Lichtes, so sind die Brüche $\frac{v^2}{c^2}$, $\frac{v}{c}$ sehr klein, so daß man die mit ihnen multiplizierten Glieder praktisch fortlassen kann. Dann werden aber aus den neuen Umrechnungsformeln, die man die Lorentz-Einstein'schen nennt, die früheren von Galilei-Newton. Man hatte also die Geschwindigkeit des Lichtes, obwohl man wußte, daß die endlich ist, unbewußt in den Formeln als unendlich groß gegenüber den irdischen Geschwindigkeiten eingesetzt, was allerdings bei der erstrebten Genauigkeit der Rechnungen zulässig war. Prinzipiell aber hat an die Stelle der Galilei-Newton'schen Relativitätsprinzips das sogenannte *spezielle Relativitätsprinzip* von Lorentz-Einstein zu treten. Dieses besagt: Nicht nur nicht aus den Bewegungsvorgängen, sondern auch nicht aus elektromagnetischen Vorgängen im Laboratorium läßt sich die Bewegung der Erde im Weltraum feststellen; es müssen also alle Naturgesetze unverändert bleiben, wenn man in ihnen die Umrechnung der Raum-Zeit-Koordinaten von einem ruhenden System auf ein

bewegtes System, allerdings nach den neuen Formeln vornimmt. Daß man dieses Relativitätsprinzip das spezielle nennt, hat seinen Grund darin, daß immer die beschränkende Voraussetzung gemacht wird, daß die Geschwindigkeit des bewegten Systems relativ zum ruhenden eine konstante ist.

Es ist nicht möglich, im Rahmen eines kurzen Aufsatzes die ungeheure prinzipielle Wirkung der Erkenntnis der Relativität der Zeit erschöpfend darzulegen. Es folgte aus ihr nicht nur die Relativität der Zeitdauer eines Vorganges, sondern ebenso auch die der Längenausdehnung eines Körpers, seines Volumens, seiner Gestalt usw. Man gelangte also zu der wichtigen Erkenntnis, daß die Länge eines Körpers nicht als ein ihm schlechthin zukommendes Attribut aufzufassen ist, sondern als eine Relation, die zwischen ihm und dem messenden Beobachter besteht; das gleiche gilt für die Zeitdauer eines Vorganges. Welche Tragweite das für unsere gesamte Erkenntnistheorie hat, leuchtet wohl unmittelbar ein. Nur auf eine wichtige Entdeckung möchte ich noch kurz hinweisen. Die spezielle Relativitätstheorie lehrte, daß ein Körper, der Licht oder Wärme ausstrahlt, oder von dem ein elektrischer Strom abfließt, daß dieser Körper an *träger* Masse verliert, proportional der verlorenen Energie, d. h. sie lehrte: Auch die Größe, die wir mit Energie bezeichnen und die wir als etwas von der Materie grundsätzlich verschiedenes betrachten, auch sie hat träge Masse, genau so wie die Materie. Und man gewann sogar den Eindruck, als rühre die Trägheit der Materie überhaupt nur von der Trägheit der in ihr aufgespeicherten Energie her. Dadurch geriet unsere ganze bisherige Auffassung von dem Wesen der Materie ins Wanken.

Hier setzte nun die zweite große Tat Einstein's ein. Er hat das Gebäude der Physik, das er durch seine spezielle Relativitätstheorie ins Wanken gebracht hatte, durch ein neues Gebäude ersetzt, das frei von den prinzipiellen Schwächen ist, die wir vorhin als die unerfreulichen Merkmale der Newton'schen Mechanik kennen gelernt hatten.

Daß man nach der Aufstellung der speziellen Relativitätstheorie daran gehen mußte, die Gesetze der Newton'schen Mechanik umzugestalten, darüber war man sich im klaren. Die Frage konnte nur sein, genügte eine mehr oder minder tief greifende Umgestaltung der vorhandenen Gesetze oder mußte man bis auf die Fundamente zurückgehen und eine ganz neue Mechanik schaffen. Einstein erkannte, daß nur der letztere Weg wirklich zum Ziele führen würde, d. h. zu einer Mechanik, die frei war von dem unerquicklichen Begriff der absoluten Bewegung gegenüber dem

leeren Raum, in der sich nicht die Wirkung der Massenanziehungen zeitlos mit unendlicher Geschwindigkeit fortpflanzte und in der nicht die absolute Gleichheit von träger und schwerer Masse der Körper ein nicht tiefer begründeter Zufall war. Im Gegenteil, diese älteste Erfahrungstatsache der Mechanik wurde zum Angelpunkt der neuen Einstein'schen Theorie. Zugleich wurde auch die spezielle Relativitätstheorie von der Einschränkung befreit, die ihr noch anhaftete, nämlich, daß die Geschwindigkeit der beiden gegeneinander bewegten Bezugssysteme eine absolut konstante sein müsse. Man kann nämlich die Forderung der speziellen Relativitätstheorie auch anders formulieren: von zwei gradlinig gleichförmig gegeneinander bewegten Systemen kann man nach Belieben jedes von beiden als ruhend oder bewegt auffassen. Es kommt nur auf die Relativbewegung an. Für die naive Beobachtung erscheinen aber auch alle beschleunigten Bewegungen nur als Relativbewegungen der Körper gegeneinander. Warum sollte es nicht gelingen, eine allgemeine Relativitätstheorie zu schaffen, in der überhaupt nur von Relativbewegungen gesprochen wird? Nun, das scheint aus folgendem Grunde nicht ohne weiteres möglich. Betrachten wir den einfachsten Fall einer nicht gradlinigen, sondern beschleunigten Bewegung, den der Rotation der Erde um ihre Polachse. An sich wäre es doch dem Belieben unterstellt, sich vorzustellen, daß das Weltall um die Erde rotierte. Aber bei der Rotation entstehen auf der Erde Zentrifugalkräfte und nach der Newton'schen Auffassung entstehen dieselben aus dem Grunde, weil jedes Teilchen der Erde in jedem Augenblick wegen seiner *trägen* Masse gradlinig davonstürzen möchte, jedoch in eine Kreisbahn hineingezwungen wird. Diese Auffassung der Zentrifugalkräfte ist nur denkbar, wenn die Erde rotiert. Wenn das Weltall um die Erde rotierte, könnten nach dieser Auffassung keine Zentrifugalkräfte entstehen. Es wäre höchstens denkbar, daß dann infolge der Massenanziehungen der Körper aufeinander auf der Erde gewisse Kräfte ausgelöst würden. Diese Kräfte würden von der *schweren* Masse der Materie herrühren. Und nun kommt der entscheidende Punkt. Unter welchen Bedingungen könnten diese Kräfte der gleichen Natur sein, wie die Zentrifugalkräfte? Die Antwort muß lauten, unter der Bedingung, daß die träge und die schwere Masse der Materie immer die gleiche ist. So gewinnen wir direkt aus der altbekannten Erfahrungstatsache der Gleichheit von träger und schwerer Masse eines jeden Körpers einen unmittelbaren Hinweis, daß es für uns doch möglich sein müßte, auch Rotationen als Relativbewegungen aufzufassen. Es ist nun in der Tat Einstein gelungen, eine ganz allgemeine Relativitätstheorie auf-

zustellen, d. h. also eine Mechanik zu schaffen, deren Grundgesetze nur Aussagen über Relativbewegungen der Körper gegeneinander enthalten. In dieser neuen Mechanik erscheint nicht mehr der leere Raum als der Erzeuger der Zentrifugalkräfte, und die Wirkung der Massenanziehungen breitet sich nicht mit unendlicher, sondern mit Lichtgeschwindigkeit aus. Die mathematischen Einzelheiten der neuen Theorie sind zu schwierig, als daß ich auf dieselben hier eingehen könnte. Nur auf einige interessante Folgerungen möchte ich noch zum Schluß eingehen.

Da das Newton'sche Grundgesetz der Bewegung, auf welches sich die ganze Himmelsmechanik aufbaut, schon auf Grund der speziellen Relativitätstheorie aufgegeben werden mußte, war die wesentlichste Aufgabe, die zu leisten war, die Schaffung eines neuen Grundgesetzes, um der Astronomie wieder ein neues Fundament zu geben. Dies ist in der Tat Einstein auf Grund eines neuen einfachen Bewegungsprinzipes gelungen. Und dieses neue Grundgesetz lieferte nicht nur wieder die bekannten Kepler'schen Gesetze, sie lieferte sogar sofort viel mehr, indem sie die immer noch nicht aufgeklärte Anomalie in der Bewegung des Merkur mit dem richtigen Betrage lieferte und damit erst die völlige Übereinstimmung zwischen den Beobachtungen der Astronomen und der Theorie schuf. Damit bewies die neue Theorie zum ersten Male ihre praktische Überlegenheit über die Newton'sche Mechanik.

Ein zweiter Prüfstein für die neuen Ansätze lag in folgender einfacher Überlegung. Wie ich schon wiederholt betont habe, ist die altbekannte Erfahrungstatsache der Gleichheit der trägen und schweren Masse der Körper der Angelpunkt der neuen Theorie. Nun hatte schon die spezielle Relativitätstheorie ergeben, daß ein Körper durch Ausstrahlung von Licht oder Wärme an träger Masse verliere. Dann muß er auch entsprechend an Schwere verlieren. Die Richtigkeit dieser Folgerungen haben nun im Laufe des vergangenen Jahres englische Astronomen durch den Nachweis der Schwere des Lichtes erbringen können. Lichtstrahlen von Sternen, die unmittelbar an der Sonne vorbeigehen, wie man sie während der Totalität einer Sonnenfinsternis beobachten kann, zeigten infolge der Schwerkraft der Sonne auf das Licht eine Ablenkung, und zwar genau in dem von der Einstein'schen Theorie vorausgesagten Betrage. Also, das Licht hat nicht nur Trägheit, sondern auch Schwere; d. h. die Größe, die wir mit Energie bezeichnen und die wir als eine von der Materie grundsätzlich verschiedene physikalische Größe betrachtet hatten, hat mit der Materie ihre wesentlichsten Eigenschaften, nämlich Schwere und Trägheit gemein. Und der Zeitpunkt ist vielleicht nicht fern, wo beide Begriffe

völlig ineinander übergehen werden und wir die Materie nur als eine Ansammlung irgendwie gebundener Energie werden begreifen können. Auch in diesem Falle hat die Beobachtung bisher zu Gunsten der neuen Ideen entschieden.

Aber eine Prüfung steht noch aus, und zwar gerade diejenige, auf die es mit am meisten ankommt. Denn sie ist eine unmittelbare Folge des Prinzips der Relativität aller Bewegungen und entspringt dem Einfluß desselben auf den zeitlichen Ablauf aller Vorgänge. Nach der neuen Theorie müßte eine Uhr, die ich auf den Mond bringe, schneller laufen als auf der Erde, dagegen langsamer, wenn ich sie auf die Sonne bringen könnte. Diese Gangänderung ist eine Folge davon, daß auf dem Mond, der viel kleiner ist als die Erde, die Schwere geringer ist, während die auf der Sonne bedeutend größer sein muß. Es handelt sich hierbei natürlich nur um einen kleinen Effekt; z. B. würde auf der Sonne die Uhr im Laufe eines Tages etwa $\frac{1}{6}$ Sekunde zurückbleiben hinter der entsprechenden Uhr auf der Erde und doch muß dieser Einfluß der Schwere auf den zeitlichen Ablauf der Dinge beobachtet werden können, denn wir haben die Möglichkeit, ganz gleich gebaute Uhren auf der Sonne, der Erde und den Fixsternen zu vergleichen, allerdings nicht Uhren im landläufigen Sinne. Aber als Uhr können wir jeden Vorgang benutzen, der wie die Pendelschwingung der Uhr sich in gleichen Perioden wiederholt. Läßt man das Licht der Sonne, eines Sternes oder einer irdischen Lichtquelle durch ein Glasprisma passieren und erzeugt ein Spektrum, so findet man das Farbband von lauter feinen dunklen Linien durchzogen. Diese Spektrallinien rühren von den in der Lichtquelle leuchtenden chemischen Elementen her und wir wissen, daß z. B. das Eisenmolekül durch ganz bestimmte Linien im Spektrum, gewissermaßen Tönen in der Skala der Farben, gekennzeichnet ist, das Kupfer durch andere Linien usw. Diese Eisenlinien im Spektrum der Sonne rühren davon her, daß in der Sonnenatmosphäre Eisenmoleküle Schwingungen ausführen und jede Linie entspricht einer ganz bestimmten Schwingungszahl, einem Ton. Wenn nun die Annahmen der allgemeinen Relativitätstheorie richtig sind, so müßte also das Eisenmolekül auf der Sonne langsamer schwingen, als das entsprechende Eisenmolekül auf der Erde. Und da wir jeder Stelle im Spektrum eine bestimmte Schwingungszahl zuordnen, so müßten also die Eisenlinien auf der Sonne gegenüber den entsprechenden Linien einer irdischen Lichtquelle verschoben sein. Dieser Betrag ist meßbar groß, doch ist dieses Gebiet noch nicht genügend erforscht, um einen so kleinen Effekt mit Sicherheit festzustellen. Immerhin liegen heute schon sichere Hin-

weise zu Gunsten der allgemeinen Relativitätstheorie sowohl aus Messungen an der Sonne als auch aus solchen an Fixsternen vor. Sollten die Beobachtungen auch hier wieder zu Gunsten der allgemeinen Relativitätstheorie ausfallen, so würde das nicht nur die letzten Zweifel an der Richtigkeit der neuen Theorie verscheuchen, trotz ihrer so überraschend neuartigen Anschauungen, es würden sich auch z. B. für die Astronomie ungeahnte Möglichkeiten eröffnen, um z. B. aus den Spektren der Sterne unmittelbar etwas über die Massen derselben auszusagen, und es bestände die Hoffnung, wieder einmal einen großen Schritt weiter in der Erfassung der Zusammenhänge des ganzen Universums zu kommen.

*Max Pulver:***BETTLER SIND WIR VOREINANDER**

Bettler sind wir voreinander,
 Arme, vertrieben aus den Gärten.
 Schüchtern bebt unser Herz
 Im Bleiglanz des Schnees.
 Über morsche Wege stolpern wir ins Nichts.
 Schwester, gedenkst du noch,
 Daß wir Kinder waren,
 Jauchzend tappten nach rotrunder Sonne?
 Daß Weide unsre durstigen Hände
 Streichelte wie Mutterhaar?
 Glühende Maimatten
 Ihre Pfauenfächer vor uns spreizten?
 Aber jetzt hocken wir grau an Pfützen
 Halben Herzens vor den Lampen der Schenke,
 Lauern auf Umarmungen
 Und frösteln vor Einsamkeit
 Noch im Arm des Buhlen.

LEDA

Könntest du Männer ertragen, Leda,
 Wo sich der Gott im zarten Flaum des Schwans
 Betäubend in deine Kniee schmiegte.
 Haben nicht weißweiße Traumschwingen
 Mit brennender Wärme dich eingehüllt!
 Laß mich knien vor den Säulen des Tempels,
 Den stumm vor Staunen ein Gott betrat.
 Du bist geweiht, Entrückte,
 Goldene Wolke über feuchter Bergschlucht.
 Die Trauben deiner Brüste
 Reifen in göttlicher Sonne.
 Deine Fingerbeeren ruhn
 In den Fußmalen der Lenden, der gottbetretenen.
 Opferflamme dein rotes Haar
 Lodert im Blick des Geliebten.

Bernhard Bernson:

GESPRÄCH UM STRINDBERG.

Der Eine: Mit welcher Hartnäckigkeit Sie sich an Das Band klammern; als wäre ein Quaderstein der ganze Dom, eine Welle der volle Ozean; als ob Proteus Strindberg nur diesen einen naturalistischen Einakter und nicht zehn andere seinem großen „Vater“ auf die Bühne nachgeworfen hätte! Als Vierzigjähriger. Nach Damaskus, Rausch, Totentanz, Ostern, Luther, Königin Christine als Fünfzigjähriger. Seine Kammerspiele: Wetterleuchten, Brandstätte, Gespenstersonate, Scheiterhaufen als Sechzigjähriger. Ein Gehirn, das vor solchen Entladungen dramatischer Kampfkraft nicht bezwungen wird, ist nur zu schwach, oder zu feige, sich ihr mit Männlichkeit zu stellen.

Der Bühnenherr: Sie verlaufen sich ins Pathos, Verehrter. Nicht wir klammern uns an das Band, sondern Sie. Wir spielen es.

Der Eine: Aber falsch. Sie spielen Tolstoi statt Strindberg!

Der Bühnenherr: Wir spielen Strindberg.

Der Eine: Ja, Ihren Strindberg; das ist Strindberg, wie Sie ihn verstehen, nicht wie er sich selber will. Sie stellen Menschen zum Zweikampf der Seelen auf die Bühne; nach Strindbergs Gebot; gewiß; aber Ihre Menschen scheinen nur zu kämpfen, damit ihnen nach dem Streit die Versöhnungsküsse besser schmecken; sie kratzen und beißen sich und reißen an ihren Ketten. Aber diese Ketten sind nicht Schlangeneiber aus Erz und Gift, sondern Papierrosen. Ihre Freifrau sprüht Galle, Gift

und Haß im „Band“, gewiß; sie peitscht mit Strindbergs Sprache den Freiherrn, und der Freiherr peitscht die Freifrau, der Mann foltert das Weib, das Weib foltert den Mann; sie geißeln sich einander in die Hölle der Einsamkeit. Aber wie? Mit Strindbergs Worten? Ja. Aber auch in Strindbergs Sinn? Nein! Das ist es. Sie wickeln seine Geißeln in wollene Windeln, bevor Sie los schlagen und verpacken seine Wortgewitter in Watte. Sie spielen Strindberg nicht, damit sich letzte, unlösliche Lebenstragik erfülle und im Donnersturz der dramatischen Lawinen das eine, einzige Weltgesetz in die Seele blitze, das Strindberg-Faust erlebt und gestaltet hat, das heißt:

Der Andere: Alles ist Folter! Ja? Gott ist nur Folterknecht! Ja? Leben die Folterbank! Ja? Liebe das Folterfeuer! Ja?

Der Eine: Ja! Denn Alles ist Kampf. Strindberg ist Kampf. Darum ist Strindbergspiel immer Seelenkampf, Kriegsspiel. Das Spiel unserer Zeit. Denn Strindberg ist der Dichter unserer Zeit. Aus ihm schreit die prometheische Kampfbegierde unserer Zeit, die jede Nervenfasern zum Dolch gegen die Lüge spitzt. Gegen die Lüge von Mensch zu Mensch; gegen die Lüge von Mensch zu Gott; gegen die Lüge von Gott zu Mensch; gegen jeglichen Betrug der Sinne am Geist. In Strindberg drängt unsere Zeit, unser aller Kämpfen und Erleiden, aufgespürt in den tragischen Quellstiefen und in dramatischer Formerfüllung gestaltet nach der Bühne, die durch ihn die Zeit versteht.

Der Andere: Wollen Sie, daß ich Strindberg als Kind und Erleider unserer Zeit erlebe, der unter ihren Mächten bis zum Irrsinn gelitten hat, und erwarten Sie stärkstes Gefühl von mir für die passionale Schmerzhaftigkeit seines Lebens, so sage ich: Ja! Wollen Sie aber, daß ich Strindbergs Drama als dichterischen Auskampf unserer Zeit erlebe, so sage ich: Nein! Denn

Strindbergs Drama ist nicht bis zum Kampf gediehen. Strindbergs Drama ist nicht Kampf, sondern Zank. Strindbergs Zankdramatik stammt nicht aus jenem tiefen Erleben am Menschen und an der Zeit, aus dem die Tragödie geboren wird, einem Erleben, das sich durch die eigenen Leiden hindurch freikämpft zu den Grundgesetzen des Lebens. Diese Grundgesetze der Gesamtheit aber liegen jenseits des Spuks gequälter Nerven, hoch über den Schaumbergen des Zufälligen und tiefer vor allem als die Pseudotragik der „Schwachen Stunde“, an deren Dornen der Dramatiker Strindberg hängen geblieben ist.

Der Eine: Strindberg hat Ihnen nicht genug gelitten!

Der Andere: Er hat zuviel an seinem Ich, an seiner bürgerlichen Not und an seinen überreizten Nerven gelitten. Und zu viel übelgenommen. Er saß zu lange in seiner Ichbezüglichkeit gefangen, die ihn alles Erleiden als persönliche Unbill empfinden und übelnehmen hieß. Strindberg, der ganze Mensch, in seinem Lebensablauf und seiner Gestaltung in den großen Bekenntnisromanen ist Kampf und Tragödie durch die gesetzmäßige Notwendigkeit in der Tragik dieses Lebenskampfes. Aber außer diesem einzigen, wahrhaften, gelebten Strindbergdrama eines Prometheus wider Willen sehe ich keine Dramatik Strindbergs, die etwas anderes wäre, als eine furchtbar bedrückende Höllenbreughelei: Der Mensch in die Hölle seiner Schwächen gebannt, zerbricht nicht darin durch übertragisches Gesetz, sondern wird von Kakophonien flachbürgerlichen Gezänkes zur Fratze entstellt und in Fetzen zerrissen, die nicht leben und sterben, aber mit allen Künsten der Hölle einander foltern und beschimpfen können.

Der Bühnenherr: In Ihrer Übertreibung empfinde ich als ein Richtiges, daß Strindberg nicht wie unsere großen und mittleren Tragiker Menschen mit gesteigerten Stärken und Schwächen oder mit normaler, sondern mit halber oder geschwächerter Menschlichkeit auf die Bühne stellt,

so eine Art Rentner des Gefühls, die sich jeden Pfennig ihrer Liebesausgaben vorrechnen; überhaupt sehr viel und sehr pfiffig rechnen. Aber wir laufen immer wieder im Kreis herum und verlieren das „Band“. Bleiben wir dabei. Ich spiele „Das Band“ und die andern Einakter weder um Strindberg totzuspielen, wie der Eine, noch um ihn zum gesetzgebenden Theatergott zu erheben, wie der Andere von Ihnen meint. Ich spiele es, weil Strindbergs Werk ein Recht an das Theater hat, in allen seinen Teilen gepflegt zu werden und mir „Das Band“ zur unausweichlichen Auseinandersetzung mit Strindberg, dem Dramatiker, geeignet erscheint. Denn dieses Band hängt zwischen Strindberg, dem Vierzigjährigen, dem sogenannten Naturalisten und Strindberg, dem Rückwanderer in die Romantik, die immer seine Heimat war; zwischen Strindberg, der wie Nietzsche zum Weibe, mit der Peitsche zum Theater kommt, das ihm eine Biblia pauperum ist, eine „Volksschule“ für die Jugend, für Halbgebildete und Frauen, die noch die niedrige Fähigkeit besitzen, sich betrügen zu lassen; zwischen dem Rationalisten Strindberg, der vom naturalistischen Schauspiel und namentlich vom Einakter eine Befreiung des Theaters von der gräßlichen Aesthetik erwartet, die nach seiner Meinung im Begriff war, die Menschen unglücklich zu machen und das Theater in ein „politisches Reithaus, in eine Sonntagsschule“ zu verwandeln, und dem andern Strindberg, den wir besser kennen, der das Sündenkreuz auf die Bühne pflanzt und Swedenborg und Hegel predigt. Das Band stammt aus Strindbergs Verkrampfung in Kampf titanei, in der er die grausam-starken Kämpfe des Lebens die Quelle seiner Lebensfreude nannte und den Geruch besang, der ihm „von den Schlachtfeldern des Lebens mit ihren Leichenhaufen, Jammerschreien, Verwundeten und Toten als befruchtenden Südwind einer neuen Weltanschauung vom Leben als Kampf“ zutrug. „Das Band“ hängt zwischen diesem und dem alternden Strindberg, der mit zerfetzter

Seele von der Bühne über die Erkenntnis weint, daß Kämpfen gleich Leiden sei.

Der Eine: Sie sagen . . . Kampf, und das ist auch Kampf, was sich im „Band“ mit der blinden Wucht eines Gewitters am Menschen vollzieht. Erleben sie denn nicht auch, wie sich im Rahmen dieser sechzehn Szenen, der nicht straffer und unerbittlicher um Menschenschicksale gespannt sein könnte, die ewige Tragödie des Menschen überhaupt erfüllt? Er greift im infernalisches-göttlichen Sinnenbrand nach der Schöpfung in ihren schönsten Gestalten; aber er liebt zu heiß, und das Geliebte verbrennt ihm in der Umarmung zu Asche. Und was nicht verbrennt, frißt seine allzersetzende und zerfetzende Wahrheitsgier, die sich durch kein Parfüm der Lüge betäuben läßt. Es beißt sich durch die Dinge bis in ihre heimlichste Wahrheit, wo sich ihre tragische Verwandlung von Liebe zu Haß, von Schönheit zu Schmutz erfüllt, wo Glaube Zweifel wird und Recht als Unrecht wirkt. So erlebe ich „Das Band“ von der ersten Szene ab, die als Prolog gleichsam, in starken Holzschnittgriffen, aus Höllenschwarz und schneereinem Weiß gemischt, die letzte Schlacht zwischen zwei Menschen ins Rasen bringt. Ja, das ist mehr, als die trübe Historie einer Ehescheidung; das ist Endkampf zwischen Natur und Kultur, zwischen Liebe und Haß, zwischen Mann und Weib, zwischen zwei Geschlechtern und Generationen sowohl, wie zwischen zwei Volksschichten um die Herrschaft. Lassen wir aber diesen kunstvollen Leib, der ebenso urwüchsige Natur wie reine Kunst ist, kühn in Problem und Gestalt, selber wirken, anstatt ihm noch länger in Bildern und Begriffen das Fleisch vom Gerippe zu zerren. Da sind zwei Menschen unsrer Zeit, Baron Sprengel, die Freifrau. Freie, sublimste Liebe band sie aneinander; Liebe überwand soziale Kluft und zeitgeistiges Gift, das die Stellung der Geschlechter vertauschen, den Mann zum Sklaven des Weibes und das Weib zum Folterknecht des Mannes machen will. Aber die Liebe wird Haß und der Zeitgeist Gift in der Ehe,

in die sie sich von bürgerlicher Konvention hineinzwängen lassen; ihre Liebe muß Haß werden im Käfig der Ehe, wo ihnen die weiten Räume und Sehnsüchte der einsamen Stunden fehlen, in denen die satte Seele wieder durstig nach Liebe wird und in bräutlicher Inbrunst verjüngt um sie wirbt. Ehekäfig aber zwingt zur nächsten Nähe, in der die Liebe entweder von den Bleigewichten der Gewohnheit plattgedrückt wird, oder an der Wärme des unbegrenzten Beieinanders sich immer wieder zu verzehrenden Fiebern entzündet, Liebe in der einen, Haß in der nächsten Minute, bis die foltermüde Seele die bürgerliche Kette zerreißt, aus dem Käfig bricht und auf die Schlachtbank gerät. Schlachtbank ist das Gericht der bäuerlichen Schöffen im „Band“, die haßvolle und unerbittliche Richter sind, weil zwischen Baron und Bauer die Mauer pharisäischer Frömmerei und sozialen Hasses steht. Vor Pfarrer, Richter, Bauer und Büttel breiten Mann und Weib ihre Ehe aus, durchleben ihre ganze Qual noch einmal im Kampf um das Kind, das die einzige schöne, reine Blüte ihrer Ehe ist. Sie kommen mit dem Willen zur Verständigung, zum reinen Abschied aus einer Ehe, die Hölle geworden ist. Aber die zersetzte Liebe, verwandelt zu Haß, ist stärker, als der friedliche Wille. Aus sanftem Wort wird wieder Zank, aus Zank Streit und rasender Kampf mit Haß, Rachsucht, giftigem Vorwurf und Geißelschlag, der alle Hüllen der Scham von ihnen reißt, bis sie zitternd vor Schmerz in der gemarterten Nacktheit ihrer Seelen vor einander stehen, der Gewalttäter — Mann, die Hure — Weib, wie die Natur sie geschaffen hat und erkennen, daß kein Gericht der Erde, keine Macht des Himmels und der Hölle sie scheiden kann, weil sie aneinander geschmiedet sind „durch das Band, das ihre Liebe ist, die Gestalt angenommen hat, die Erinnerung an die schönsten Stunden, das ihre Seelen verknüpft, das Stelldichein, wo sie sich immer wieder treffen werden, ohne es zu wollen.“ Und dieses Band reißt ihnen das Gericht aus den Händen! Darum geht der Kampf weiter, „von

Schafott zu Schafott, ohne einen barmherzigen Henker zu finden“, der diese beiden Menschen erlöst, die ihre Qual gegen Gott schreien, weil er die „Höllentiefe in die Welt kommen ließ, um die Menschen zu peinigen.“

Der Andere: Der Kampf geht weiter, sagt Strindberg. Immer wieder spricht er von Kampf, immer wieder von Liebe. Kampf und Liebe sind die beiden Farben seiner dramatischen Fahne. Ich glaube an sie. Ich glaube auch an Strindbergs Kampfwillen, aber nicht an seine dramatische Kampfkraft, die ihm der Zeitgeist zerbrochen hat. Ich glaube weder an seinen Kampf, noch an seine Liebe, noch an seinen Menschen im Drama, denn wie hier, im „Band“ sein Gott nur der Teufel ist, der halbe Gott, dem er die andere Hälfte unterschlägt, so ist sein Kampf nur Zank, seine Liebe nicht Zeugung, sondern Ermattung, so wie der ganze Mensch seines Dramas in der bürgerlichen Mittelschicht allein und nicht in der Erde wurzelt. Das Drama fordert aber zum Zweikampf zwischen irdischem und göttlichem Gesetz den ganzen Menschen, der in der Erde wurzelt und von ihr mit dem Trieb auch die Waffen zum Kampf empfängt. Das Drama fordert den ganzen Menschen auch von Strindbergs Zeit, die eine Zeit der unerhörten Brechungen und Zersetzungen war, die mit den Hämmern, Walzen und Bohrmaschinen der Technik, mit den Scheidewässern der „Naturwissenschaften“ vom körperlichen ins seelische Leben des Erdmenschen eindrang und aus seiner plumperen Ganzheit die Vielheit einer höchst empfindlichen, überscharfen, beweglichsten Nervenseele formte, die ihr eigenes Dasein sowohl wie den Kosmos nurmehr als eine Fülle allerfeinster, gebrochener Schwingungen und Nuancen in schmerzhafter Wollust erlitt. Diese Zeit hat auch Strindberg erlitten. Aber ein anderes ist es, seine Zeit zu erleiden, und ein anderes, zu ihrem Wesensgesetz durchzudringen, mit dem allein der dramatische Chronist die Brücke schlagen kann, die von der Vergangenheit über den Strom der Gegenwart in die

Zukunft führt. Zu diesem Wesensgesetz, das sich gestalten, aber nicht zum Begriff formulieren läßt, führt die natürliche Forderung, vor der Brechung und Differenziertheit der modernen Seele nicht den Blick für die unzerstörbare Ganzheit des Menschen zu verlieren, der als naturhaft Gewachsener immer ein Ganzes bleibt, in wieviel unerhörte Brechungen dividiert er sich vor dem Zeitgeist auch spiegeln mag. In Strindbergs Drama sehe ich aber den Menschen nicht als ein Ganzes, in dem der Dichter die reich differenzierten Teile des Menschen zusammenfaßt, sondern als eine Bruchrechnung, als seelische, körperliche oder bürgerliche Teilerscheinung wider die Gesetze der Natur und Kunst, denen ohne die Einheit der tragenden Grundstoffe keine lebendige Gestaltung gelingen kann.

Der Eine: Bezwingt Sie denn nicht die erbarmungslose Wahrheit, mit der Strindberg die Wirklichkeit gestaltet? Das ist doch Form und Leben von unserem Leben, unser Leiden und unser Kampf, unsere Zeit, der Strindberg den Spiegel vorhält, um ihr zu zeigen, was sie aus dem Menschen macht.

Der Andere: Nein! Was Sie so zwingend an Strindberg erleben, ist mir keine Wahrheit, sondern die sogenannte „richtige“ Beobachtung von Zufällen und Fällen unsrer kranken, schwachen und müden Stunden, gut beobachtete und geistreich berichtete Tat-Sachen. Das aber macht doch den dramatischen Dichter, daß ihn seine innere Anschauung des Naturganzen und Gesetzmäßigen zwingt, die Einzellerscheinungen des Lebens in ihren Zusammenhängen mit diesem Naturganzen zu gestalten. Strindberg aber unterliegt als Opfer seiner Zeit der Wirklichkeit. Vor der Fülle der Einzellerscheinungen und Icherlebnisse, die er in schmerzhafter Reizbarkeit erleidet, gerät seine Stellung vom Ich zum Ganzen in eine kranke Verkehrung; sich selbst zu nahe, rückt ihm die Gesamtheit so fern, daß er ihr Wesensgesetz nicht mehr zu erkennen

vermag. Die Wirklichkeit zerschlägt ihm den Menschen, Gott und die Natur. Nichts Peinvolleres, als das Bild des dramatischen Strindberg, der in der Grelle und im Gelärme der elektrischen Großstadt, im Alkoven, vor Gericht, in der Wüste, in Himmel und Hölle seinen Menschen suchen geht und nichts findet, als Fetzen. Fetzen und Bruchteil war sein Erlebnis in der Wirklichkeit. Fetzen und Bruchteil fügt er darum zum Drama, um die Brüchigkeit der Wirklichkeit zum Gesetz auch für die Ewigkeit zu erheben. Das ist ihm nicht gelungen. Das wäre ihm nur dann gelungen, wenn in seinem Drama die Tragödie der Brüchigkeit sich am ganzen Menschen und an den Grundgesetzen des Lebens erfüllte. Wo ist aber der ganze Mensch, wo das gesetzmäßige Muß im „Band“, dieser Scheidung einer Ehe, die nie bestanden hat? Zeigen Sie mir an einem Wort die Liebe, von der soviel gesprochen wird und die nirgends aus dem nervösen Gebrodel hervorbricht! Oder ist das Kampf zwischen Mann und Weib, wenn ein listiger Fetzen männlichen Geschlechts seine Nervenschwäche an einer Hysterika mißt? Nein! Dazu ist dieser Baron in seinem Gemisch von gallertartiger Sinnlichkeit und Sentimentalität nicht der Mann und die Freifrau nicht das Weib. Denn das ist kein Weib, was Strindberg hier wieder auf ein Bruchstück hurenhafter Weiblichkeit reduziert, das ist vielleicht ein Geschöpf unsrer Zeit von gestern, aber nie Weib, nie Mutter!

Der Eine: So denken Sie doch an die zehnte Szene im „Band“! Wenn Mann und Weib sich noch einmal in die Augen sehen, während die Schöffen über dem Urteil brüten, da bricht in der Erinnerung an das Kind, das allein die Kosten für dieses grausame Scheidungsspiel tragen wird, todwunde, aber doch reine, ganze Menschlichkeit durch.

Der Andere: Die einen Satz lang anhält und nur eine Redeblüte ist, die kranke Selbstliebe überlügt. Was

ist das für eine Menschlichkeit und Liebe zum Kind, in der sich kein Naturtrieb mehr regt; die nicht dem Kinde gilt, sondern das Kind besitzen und ihm die Zukunft stehlen will — nur dem angeheirateten Widerpart zu Trotz und Leid? Das ist eine Kindliebe, wie die „Ehe-
liebe“, die nicht weit davon sich an der Verrechnung der gegenseitigen Ehebrüche zur trüben Flamme entzündet, die mir diese ganze dramatische Betonkonstruktion beleuchtet. Das ist dort, wo in Mann und Weib das Bewußtsein ihrer Schwäche, des eigenen, wie des Kindes Schicksal keimt; dort, wo der Auskampf zwischen Mann und Weib erst beginnen müßte mit dem Einsatz ihrer ganzen Naturkraft, damit der Zank zum Kampf wird, der nicht allein die eine Hälfte der Liebe, die Sinnekitzel ist und zerfleischt, sondern auch ihre andere Hälfte, die zeugende, heilende, beglückende Liebe, die nicht nur brennt, sondern auch wärmt, in das Schicksal eines Menschenuntergangs einbezieht. Da fragt die Freifrau: „Glaubst du, daß ich dich je geliebt habe?“ Und der Baron antwortet: „Ja, einmal wenigstens! Wie ich dir untreu wurde. Da war deine Liebe sublim. Wie schade, daß du meine Gattin wurdest. Als meine Geliebte hättest du einen unbestrittenen Sieg gewonnen und deine Untreue wäre nur die Blume meines jungen Weines gewesen.“ „Ja, deine Liebe war immer sinnlich!“ seufzt die Freifrau . . . Das ist ihre „Liebe“ und ihr Haß, der wie Strindberg sagt, das Futter des Kleides ist. Das ist Strindberg, der in der Ehe sitzt, wie in jenem Garten, wo er die Nachtigall singen hört. Er hört die Nachtigall, aber er glaubt nicht, daß die Nachtigall singt. Lesen sie in seinen Blumenmalereien und Tierstücken, wie er mit der rückwärts leuchtenden Laterne des Verstandes nach Beweisen sucht und scheinbar findet, daß die Nachtigall nicht singt, sondern krächzt. Sie sagen wieder, er sucht die Wahrheit. Was kümmert es mich, ob der Vogel Nachtigall oder Drossel heißt, wenn sein Gesang

nur wahr ist, was kümmert es mich, ob hinter „Hamlet“, „Lear“ und „Sturm“ ein Name „Shakespeare“ oder „Bacon“ oder ein anderer steht. Das Werk ist da, und das es aus Menschengestalt entsprungen ist, das ist die Wahrheit. Daß Nachtigallengesang in der Natur ist und zusammenklingt mit dem Geflüster von Liebenden, mit dem Geheiß von Zankenden, mit dem Röcheln von Sterbenden im Trommelfeuer, das ist die Wahrheit, und der Beweis von Strindberg, daß die Nachtigall eine Hochstaplerin und die Drossel die verkannte Sängerin ist, ein Trug. Trotzdem ihm sicherlich einmal ein Vogel über den Weg geflogen ist, der wie die Nachtigall singt und nicht die Nachtigall ist: die Spottdrossel, die sie nachahmt. Ist diese Spottdrossel nicht das Symbol seines Unglücks, das ihm immer wieder auch am Menschen widerfährt?

Der Bühnenherr: Ja, das ist ein Symbol für den ganzen Erleider Strindberg, der nun einmal nicht der große, freigebige Liebhaber der Schöpfung ist, dem sie Tragödien gebiert; aber sie hat ihm die Tiefe, die er besaß, bis zum Rand mit Leid gefüllt: die Wucht und Masse der Materie, die sein Zeitgeist ihm entgegenwarf, war zu groß für sein Vermögen, ihr eine Seele zu schaffen, sein Erleiden unter den Zähnen und Rädern der Maschine gewordenen Welt-Sphinx so stark, daß er seine Wunden als Gesetz empfand. Er besaß nicht mehr die Ganzheit der Seele, die mit der Wucht des Eindeutigen und Geschlossenen Geist in die Zeitmaterie schlägt. Aber ein Ganzes bleibt, wie Sie ja selber erkennen, auch dividiert ein Ganzes, und wenn ihm die Zeitseele die Ganzheit nahm, die durch den Stoff in die Tiefe dringt, so geschah es wohl, weil sie dafür feinere, spitzere und ätzende Organe brauchte, um mit Geist die Materie in ihrer Breite zu durchsetzen, die mit nie geahnter Gewalt ihre Massen auf den Menschen häuft, um ihn unter ihr Gesetz zu zwingen, daß heißt, unter die Herrschaft der Maschine, die er unter ihrem Zwange sich selber gebaut: Maschine,

die Arbeit entseelt; Maschine als Organisation, die Freiheit raubt; Maschine, die den Geist und Maschine, die alle Schönheit des blühenden Fleisches, die Sinnlichkeit zerreißt. Das war Strindbergs Tragik, daß er zu tief in die Maschine geriet und sich erst von ihr befreit hat, als es für sein Drama zu spät war. Diesen geläuterten Dichter Strindberg des „Blaubuchs“, der „Historischen Miniaturen“, des „Bewußten Willens in der Weltgeschichte“ vermag ich aber nicht von dem Strindberg zu trennen, der im „Band“ vor uns steht, nicht anders, als ein Kind seiner Zeit, das sich in ihr verlaufen hat und heftig schreit, um das Angstklopfen seines Herzens zu übertönen. Gibt Strindbergs Drama auch nur einen Teil vom Menschen, so sehe ich in allen seinen Gestalten immer wieder Strindberg selbst, in dem der Rest zum Ganzen ist. So spiele ich Strindberg. Nicht als Tolstoi, wie sie mir vorwerfen, sondern ganz einfach als Strindberg, dem sich oft wider Willen das Wort im Munde verwandelt, dem immer noch etwas in der Kehle sitzt, das nicht über die Zunge will, aber immer mitschwingt, auch wenn er das Gegenteil sagt. Oder vergewaltige ich Strindberg, wenn meine Freifrau diese sechs Worte: „Ja, deine Liebe war immer sinnlich!“ kaum hörbar sagt, mit einem schweren Stocken, das ein wenig Scham und klaglose Trauer zwischen sich und ihren Mannfeind legt, oder wenn sie oft, durch eine rasche, schuldbewußte Bewegung gleichsam den schwachen Worten nachspringt die ihr wider besseren Willen entfahren? Wie wäre „Mit dem Feuer spielen“ erträglich, wenn ich es anders spielte? Es wäre statt einer Komödie ein Fratzenspiel, dessen Humor nicht aus dem Herzen, sondern aus der Galle kommt, eine zur Plattheit gedrückte Häufung von Betrugsmöglichkeiten im engsten Rahmen. Ich spiele eben Strindberg den Zänker als den Kämpfer, der er in seiner Gesamtheit war, wenn mich sein Kampfproblem auch nicht in die Untiefe der Zeit führt, die zwei andere Dramatiker erreichten, und

die Strindberg leider unterschätzt und als „fossile Ausgrabungen der Deutschen“ in seine dramaturgische Rumpelkammer geworfen hat: Kleist und Hebbel.

Der Eine: Immer wieder die Väter und Großväter! Wir Söhne wollen auch leben.

Der Bühnenherr: Das ist Ihr Recht, wenn Sie der Bühne geben, was sie braucht: Gestaltung aus Blut und Geist, Kunst, die lebt und nicht nur Programm, oder Schatten, oder Betäubung ist. Ich wünsche Ihnen Kraft dazu und reine Hand und erhoffe nichts sehnlicher, als daß Ihr Jungen den Dramatiker Strindberg überlebt, der ja Euer Vater ist, als Chronist einer Elterngeneration, deren Kinder noch heute im Weltkampf stehen. Laßt Euch nur nicht von der Zeit zerbrechen! Aber flieht sie nicht! Laßt Euch den Menschen, den Ihr gestalten wollt, weder durch Trommelfeuer zerreißen, noch durch Wissen zersetzen! Hängt mit unendlicher Verliebtheit an Erde und Schöpfung, und das Werk wird Euch gelingen. Nur müßt Ihr viel lieben, viel leiden und viel können.

Jakob Fromer:

DER GEIST HELLAS IM ZELTE JAKOBS

Als Alexander der Große auf seinem asiatischen Feldzuge sich Palästina näherte, machte sich, einer talmudischen Sage zufolge, der Hohepriester Simon der Gerechte auf, um ihm entgegenzugehen. Im vollen Schmuck, von den Edelsten seines Volkes umgeben, mit Fackeln in der Hand, ging er ihm die ganze Nacht hindurch bis zum Morgen entgegen. Alexander stieg, sobald er den Hohepriester sah, aus dem Wagen und beugte sich tief vor ihm. Befragt, warum er einem Juden eine solche Ehre erweise, antwortete er, er habe auf seinem Siegeszuge stets die Gestalt dieses Mannes vor sich gesehen (Joma 69a und Megillat Taanit 9).

So die fromme Sage. In Wirklichkeit dürfte sich die erste Begegnung des Juden mit dem Hellenen etwas anders abgespielt haben. Man denke sich statt des großen Feldherrn einen schlichten griechischen Kriegs- oder Handwerksmann, der nach der Eroberung des Orients durch Alexander den Großen nach Jerusalem verschlagen wurde. Wie sie es oft mit ihren heidnischen Nachbarn zu tun pflegten, suchten die Juden auch diesen Fremdling in ein religiöses Gespräch zu verwickeln. Sie erzählten ihm, welche weisen und herrlichen Gesetze ihre Tora enthielte, wie Gott sie auserwählt habe, um den Völkern gerechte Sitten und vernünftige Anschauungen beizubringen. Dann gingen sie zum Angriff über. Sie schalten über die Sittenverderbnis und die religiöse Beschränktheit der Heiden. Sie machten sich mit Jesaia über den Baumstamm lustig, dessen eine Hälfte man zum Feuermachen verwendet, und aus dessen anderer Hälfte man einen Gott geschnitzt hatte, um ihn anzubeten (Jesaia 44, 13 ff.). Oder sie spotteten mit dem Psalmisten über die Götzen, die „einen Mund haben und nicht sprechen, Augen und nicht sehen, Ohren und nicht hören, eine Nase und nicht riechen, Hände und nicht tasten, Füße und nicht gehen können“ (Psalm 135, 15).

Da geschah etwas Unerwartetes. Sonst pflegte der Heide nach einem solchen Gespräch sich beschämt davon zu schleichen. Anders

der Hellene. Mit einer Beredsamkeit, wie sie sie noch nie vernommen hatten, schilderte er die Bildungsverhältnisse, die in seinem Lande herrschten. Dort ließ man nicht das Volk wie das liebe Vieh heranwachsen. Alle geistigen Arbeiter, die Epiker und Dramatiker, die bildenden und die darstellenden Künstler, die Geschichtsschreiber und Naturforscher, die Philosophen und Rhetoren, alle dichteten und schrieben und sprachen für die breitesten Volksmassen. Damit auch die Ärmsten zu den Geistesschätzen gelangen könnten, wurden Bibliotheken errichtet, die jedem zur freien Benutzung offen standen. Hier hatte der Hellene einiges über die Sitten, Einrichtungen, Anschauungen und Schicksale der Völker erfahren. Auch in die Vorgänge, die sich im Reiche der Natur abspielten, hatte er einen Einblick gewonnen. Er hatte gelernt, die Zusammenhänge zu erfassen und als ein einheitliches Gebilde darzustellen. Er hatte über das Ideenreich eines Plato nachgedacht und war zu dem reinsten Gottesbegriff eines Aristoteles vorgedrungen. Staunend folgten die Juden der Aufzählung aller dieser Wissensschätze. Am größten aber war ihre Überraschung, als der Hellene das Gespräch auf die jüdische Religion lenkte. Wißbegierig, wie die Angehörigen seiner Nation waren, hatte er sich, als er in dieses Land gekommen war, nicht bloß die Tora, sondern sogar die ganze Bibel übersetzen lassen. Er hatte sich auch mit dem Leben dieses Volkes vertraut zu machen gesucht. Mit Entsetzen vernahmen die Juden, daß dieser Heide eigentlich mehr als sie selbst von der Heiligen Schrift wußte. Und was bekamen sie da zu hören! Diese Tora, die sie für den Inbegriff aller Weisheit hielten, war ein planlos hingeschriebenes Werk voller Wiederholungen und Widersprüche. Selbst von den zehn Geboten, die Gott eigenhändig in die Tafeln eingemeißelt hatte, gab es zwei voneinander abweichende Wortlaute (2. B. M. 20, 8; 5. B. M. 5, 12 u. 5, 15). So unbedacht ging der Verfasser der Tora vor, daß er, nachdem er erzählt hatte, das erste Menschenpaar habe zwei Söhne gezeugt, von einem dieser Söhne, der am Leben geblieben war, das Menschengeschlecht entstehen ließ, ohne sich darauf zu besinnen, daß dieser doch keine Frau hatte. Nirgends, weder in der Tora noch in den übrigen Büchern der Bibel, war eine klare Disposition zu erblicken. Es folgten Sätze und Kapitel zusammenhanglos aufeinander. War es denkbar, daß ein derartiges Werk von einem allwissenden Gott herrühren konnte? Wie durften die Juden sich vor aller Welt rühmen, die Gesetze ihrer Tora wären die weisesten und gerechtesten? Gewiß, es nahm sich sehr schön aus, wenn befohlen wurde, daß in jedem siebenten Jahre alle Schulden erlassen werden mußten. Aber man sollte doch

versuchen, dieses Gesetz durchzuführen. Dann würde man am nächsten siebenten Jahre gar nicht mehr in die Lage kommen, Schulden zu erlassen, weil kein Mensch dem andern vorher etwas borgen würde. Oder man sollte mit dem Sabbat-Gebote: „niemand entferne sich von seinem Orte“ ernst zu machen versuchen. Was würde ferner der Bauer mit seinem Getreide anfangen, wenn er streng nach der Vorschrift, wonach man am Passahfeste alles, was mit dem Sauerteig zusammenhängt, nicht im Besitze haben durfte, verfahren wollte? Was wußten die Juden überhaupt von den Staatseinrichtungen anderer Völker, daß sie sich eine solche Sprache anmaßen durften? Hatten sie je etwas von den Schöpfungen eines Solon oder Lykurg gehört? Wenn es auf Utopien ankam, und das waren die Gesetze der Tora, die die wenigsten Juden kannten und die allerwenigsten ausübten, um wieviel höher stand dann das Staatsideal eines Plato oder eines Aristoteles! Wie durften sie die Heiden abergläubisch schelten, wenn sie selbst an einen Gott glaubten, der auf den Berg Sinai herabgestiegen war, um sich fortan in einer Lade niederzulassen? Wie konnte man einen Gott gerecht nennen, der die ganze Menschheit zugunsten eines Volkes enterbte, das kein anderes Verdienst für sich hatte, als daß es von einem frommen Manne abstammte? Wollten die Juden nicht der Wahrheit die Ehre geben und offen und ehrlich eingestehen, daß sie der übrigen Menschheit nichts voraus hätten, daß sie ebenso abergläubisch und unwissend seien, wie alle asiatischen Barbaren rings umher?

Immer schärfer wurde die Rede des Hellenen. Wie Peitschenhiebe sausten seine Worte über die verblüfften Juden. Wohl glaubten sie mancherlei zu ihrer Verteidigung hervorbringen zu können. Aber sie waren in der Redekunst ungeübt.

Als sie dann den Heimweg antraten, war es ihnen zumute, als hätten sie zum ersten Male in ihrer Geschichte ihren Weltuntergang erlebt. Alles in ihnen, der Glaube an ihren Gott, an ihre Auserwähltheit, an ihre Zukunft, war erschüttert. Sein oder Nichtsein war die Frage, vor die sie sich jetzt gestellt sahen. Sollten sie ihrem Jahrtausende alten Traume entsagen, in den Völkern rings umher untertauchen, zu Alltagsmenschen herabsinken?

Aber stärker als alle Verzweiflung erwies sich doch ihr Beharrungsvermögen. Ein Plan, wie er nur in der höchsten Not entstehen kann, tauchte in ihnen auf. Sie wollten sich der stärksten Waffe ihres Gegners, der griechischen Dialektik, bemächtigen und damit in die Tora eindringen, um ihre Geheimnisse zutage zu fördern. Dann mußte es sich zeigen, daß in ihr wirklich die

Weisheit aller Weisheiten lag, die „Chokma“ schlechtweg, gegen die die griechische „Sophia“ nur eine feile Dirne war. Wie Odysseus vor der Circe, wollten sie sich vor dieser Seelenvergifterin schützen, indem sie sich ins Bethammidrasch zurückzogen und Zäune um Zäune um sich errichteten, damit von außen her keine Anfechtung mehr an sie herantreten konnte.

Das mag die Stunde gewesen sein, in der der Wille zum Talmud zum Durchbruch kam.

DIE PHARISÄER ALS TALMUDLEHRER

Vor zwei Aufgaben sahen sich die Pharisäer gestellt. Sie hatten erstens die Ueberlegenheit des Judentums über den Hellenismus zu begründen. In den Kreis dieser Lehrtätigkeit, die „Aggada“, Erzählung genannt, zogen sie die verschiedenartigsten Wissensgebiete, wie Philosophie, Geschichte, Geographie, Naturkunde usw., in erster Reihe aber die Erbauung, die Sittenlehre und Exegese. Im Talmud haben sich merkwürdigerweise nur äußerst spärliche Reste aus der „Aggada“ dieser Zeit erhalten; zu ihnen gehören die Sprüche der Väter.

Die zweite Aufgabe bestand in der Begründung der „Halaka“, der Rechtsnorm. Davon ist im Talmud, wie wir später bei einer Betrachtung der Mischna ersehen werden, eine gewaltige Fülle von Lehrsätzen aufbewahrt, aus denen man ein anschauliches Bild der Hauptfragen, mit denen sich die Pharisäer in ihrem Synedrion beschäftigt haben, gewinnen kann.

Es war ein merkwürdiges Dilemma, vor dem sie sich bei der Lösung dieser Fragen befanden. Es gibt in der Tora kein Gesetz, das nicht, wenn es ausgeübt werden sollte, erweitert werden müßte. Die Tora aber selbst verbietet, ihren Gesetzen etwas hinzuzufügen. „Alles was ich euch heute gebiete“ heißt es im 5. B. M. 4, 2 u. 13, 1 „dies sollt ihr halten, daß ihr danach tut. Ihr sollt nichts dazu tun, noch davon tun.“ Zwei Auswege boten sich ihnen. Sie konnten sich jede Erweiterung durch den „Midrasch“, die Auslegung, vom Schriftwort ableiten. Aber sie hatten noch die richtige Empfindung, daß sie dadurch auf eine abschüssige Bahn geraten würden. Wenn man sich erst auf die Wortauslegung einließ, gab es keine Hemmung mehr. Alles konnte

man dann von allem ableiten. Weit richtiger erschien ihnen der andere Ausweg. Sie behaupteten, daß Gott dem Moses mit der schriftlichen zugleich eine mündliche Tora gegeben hätte, die alle näheren Ausführungen, die sich in der Folgezeit herausgebildet hatten, bereits enthielt. Diese mündliche Ueberlieferung hätte sich durch die Nachfolger Moses, die Häupter der jeweiligen Lehrhäuser, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt. Dabei beriefen sie sich auf jene Stelle im 5. B. M. 17, 8—, wo es heißt: „Wenn eine Sache vor Gericht dir zu schwer sein sollte . . . , so sollst du dich aufmachen und hingehen zu der Stätte, die der Herr erwählen wird, und zu dem Priester, dem Leviten, und zu dem Richter, der zur Zeit sein wird, kommen und fragen, sie sollen dir das Urteil sprechen . . . nach dem Recht, daß sie dich lehren und nach dem Gesetz, daß sie dir sagen, sollst du dich halten, daß du davon nicht abweichst, weder zur Rechten, noch zur Linken.“ Unter dem „Recht“ und „Gesetz“ verstanden sie die Halakot der mündlichen Tora, die für sie ungefähr die Bedeutung unserer Reichsgerichtsentscheidungen hatten. Sie waren für alle Zeiten verbindlich. Darauf bezogen sie auch das Verbot, der Tora etwas hinzuzufügen oder hinwegzunehmen. Sieht man von dem mystischen Gewande ab, in das sie diese Behauptung kleideten, dann erweist sie sich als durchaus begründet. Daß die Gesetze der Tora mit dem Augenblick, wo sie in Kraft traten, erläutert werden mußten, kann man deutlich aus dem folgendem ersehen. Kurz nachdem Moses verkündet hatte: „Ihr sollt am Sabbat keine Arbeit verrichten“, wurde ein Mann ergriffen, der am Sabbat Holz aufblas. Moses, vor den er gebracht wurde, wußte nichts mit ihm anzufangen. War Holzauflesen eine Arbeit? Wie sollte sie dann bestraft werden? Für die Sabbatentweihung war wohl die Todesstrafe vorgeschrieben. Aber es gab ja mehrere Hinrichtungsarten: Steinigen, Verbrennen, Köpfen, Erwürgen. Moses begab sich in das Zelt der Stiftshütte, um Gott zu befragen und erhielt die Antwort: „Der Mann soll des Todes sterben, die ganze Gemeinde soll ihn steinigen“ (4. B. M. 15, 35). Ein anderer Fall dieser Art betraf einen Mann, der Gott geflucht hatte. Auch hierüber mußte Moses Gott befragen: „da es nicht klar ausgedrückt war, was man mit ihm tun sollte“ (5. B. M. 15, 32). In beiden Fällen hat Moses offenbar die siebenzig Aeltesten, von denen es heißt, daß Gott ihnen einen Teil des Geistes, den er von Moses nahm, gegeben hat (4. B. M. 1, 16), zu einer Beratung einberufen, um mit ihnen das Gesetz zu erforschen, also eine Halaka zu bilden. Diese beiden Rechtsentscheidungen sind nur zufällig in die Schrift aufgenommen worden. Während des langen Zeitraumes, in dem Moses, wie bezeugt wird, die Juden in der Wüste gerichtet hat,

müssen noch zweifellos unzählige Halakot dieser Art entstanden sein, die nicht aufgeschrieben wurden. Selbst wenn man die Existenz dieses Gesetzgebers in Frage stellt, befinden sich in der Tora, wie bereits darauf hingewiesen wurde, eine Reihe von Gesetzen, die aus der frühesten Zeit der jüdischen Geschichte stammen und bei ihrer Ausübung näher bestimmt werden mußten, wie z. B. die Beschneidung, das Verbot des Mordens, des Ehebruchs und andere Gesetze dieser Art. Es ist überhaupt undenkbar, daß sich in einem Staatswesen im Verlaufe von mehr als tausend Jahren nicht mehr Gebräuche herausgebildet haben sollten, als wir sie aus der Tora kennen. Insofern waren also die Pharisäer vollkommen im Recht, wenn sie sich auf eine mündliche Tora oder „eine Ueberlieferung der Väter“ beriefen.

Eine andere Frage ist, wie sie denn zu den Halakot, die sie in so ungeheurer Zahl hervorbrachten, gekommen sind. Sie selbst beteuerten, daß sie alles aus der früheren Zeit erhalten hätten. Dabei kann man ihnen durchaus nicht den guten Glauben absprechen. In der Tat ließen sie, wie wir im folgenden sehen werden, wenigstens in der vorhillelitischen Zeit, nur solche Rechtsentscheidungen gelten, die sie von ihren Lehrern überkommen hatten, die, nach ihrer Voraussetzung, ebenso verfahren seien, so daß jede Halaka bis zu Moses hinaufreichte. Ein förmliches Zeugenverhör stellten sie mit dem Tradenten an. Er mußte die Tatsache, daß er die Rechtsentscheidung von seinem Lehrer gehört hatte, durch einen Eid bekräftigen.

Aber wenn die Pharisäer bei ihrer Behauptung, daß ihre Halakot von Moses herrührten, auch wirklich in gutem Glauben waren, so änderte das nichts an der Tatsache, daß man in der biblischen Zeit nichts davon gewußt hat. In diesem Punkt setzten auch die Sadduzäer ihre Polemik gegen sie ein. Josephus und der Talmud stellen es so dar, als hätten die Anhänger dieser Partei die Ueberlieferung verworfen. Das scheint jedoch übertrieben zu sein. In Wirklichkeit konnten sie mit den Gesetzen der Tora ebensowenig wie die Pharisäer ohne die Tradition auskommen. Sie leugneten nur, daß das, was die Pharisäer dafür ausgaben, aus der biblischen Zeit stammte oder sonst irgendwie in der Tora begründet wäre. Man braucht sich nur den durch das Neue Testament ebenso wie durch Josephus und den Talmud bezeugten Streit über die Auferstehung zu vergegenwärtigen, um zu sehen, wie sehr die Sadduzäer hierin im Rechte waren. In der Tora ist keine Spur von dem Glauben an ein jenseitiges Leben vorhanden. Aus dem eindringlichen Verbot des Totenkultus und der Zauberei (5. B. M. 18, 10) kann sogar geschlossen werden, daß Moses diesen Glauben untersagt hätte, wenn er damals bereits im Volke vorhanden gewesen wäre. In den übrigen biblischen Büchern wird ein Fortleben nach

dem Tode ausdrücklich in Abrede gestellt. So heißt es Hiob 14,7–12: „Ein Baum hat Hoffnung, wenn er schon abgehauen ist, daß er sich wieder verändere und seine Schößlinge hören nicht auf . . . aber der Mensch stirbt und ist dahin . . . er wird nicht aufstehen und nicht aufwachen . . .“, und Psalm 115, 17: „Die Toten werden dich, o Herr, nicht loben, noch die hinunterfahren in die Stille.“ Ferner Prediger 3, 19: „Denn es geht dem Menschen wie dem Vieh, wie dieses stirbt, so stirbt auch er, und alle haben einerlei Odem und der Mensch hat nichts mehr, denn das Vieh.“ Erst nach dem Exil tauchte dieser Glaube im Judentum auf. Demgegenüber behaupteten die Pharisäer mit aller Entschiedenheit, daß er von Moses herstammte und erklärten jeden, der die Auferstehung bestritt, für einen Ketzler (Mischna Synhedrin 10, 1). Unter diesen Umständen blieb, wie bereits hervorgehoben wurde, den Sadduzäern nichts übrig, als sich an den Buchstaben zu klammern und alles, was nicht in der Tora geschrieben stand, als unecht zu verwerfen. Damit aber hatten sie das Gegenteil von dem, was sie wollten, erreicht. Sie drängten ihre Gegner auf die abschüssige Bahn des Midrasch, vor der sie bisher trotz ihres Vorsatzes, das Beispiel der griechischen Sophistik nachzuahmen, sich gescheut hatten.

Im Talmud hat sich ein merkwürdiges Dokument erhalten, aus dem der Zeitpunkt genau bestimmt werden kann, wann der Midrasch-Geist zur Herrschaft gelangt ist. Nach dem Tode des „Paares“ Schemaja und Abtalion, der Zeitgenossen Herodes, war der damals seltene Fall eingetroffen, daß das Passahfest auf einen Sonntag fiel. Das pharisäische Synedrion wußte nun nicht, ob die Zubereitung des Passahlammes, die für den Tag vor diesem Feste vorgeschrieben ist, wegen des Sabbats auf einen andern Tag verlegt werden sollte. Die Versammlung wurde auf Hillel hingewiesen, der bei Schemaja und Abtalion verkehrt hatte, und von dem man vermutete, daß er über diese Frage etwas wußte. Befragt, antwortete Hillel, daß dieser Fall doch nicht so selten wäre, er ereignete sich doch mehr als 300 mal im Jahre. An jedem Sabbat würde das tägliche Opfer geschlachtet. Als sie gegen diese Antwort Einwendungen erhoben, griff er zu einem aus drei Regeln bestehenden Midrasch: einer Analogie, einem Schluß vom Minderwichtigen auf das wichtigere und einem Hinweis auf die Gleichheit der Schriftworte. Das tägliche Opfer und das Passahlamm, führte er aus, glichen sich darin, daß sie Gemeindeangelegenheiten wären. Wenn daher das tägliche Opfer den Sabbat verdrängte, so müßte es auch das Passahlamm tun. Von dieser Analogie ging er nun zu dem Schluß von dem Minderwichtigen auf das Wichtigere über.

Beim Passahlamm hieß es: „Wer es unterläßt, es zu halten, des Seele soll ausgerottet werden aus seinem Volke“ (4. B. M. 9, 13). Für die Unterlassung des täglichen Opfers hingegen wäre eine Strafe nicht angesetzt. Das Passahlamm wäre also wichtiger und müßte daher erst recht den Sabbat verdrängen. Endlich wies er auf die Gleichheit der Schriftworte hin. Beim Passahlamm sowohl als bei dem täglichen Opfer würde gesagt, daß sie dargebracht werden sollten „bemoado“, zu seiner Zeit. Aus dieser Wortgleichheit müßte geschlossen werden, daß das Passahopfer ebenso wie das tägliche Opfer den Sabbat verdränge.

Das Synedrion war enttäuscht. Man hatte von Hillel eine bestimmte Halaka erwartet. Nun kam er mit Schlußfolgerungen, die noch dazu widerlegbar waren. Beim täglichen Opfer, erwiderten sie, handelte es sich um eine einzige Schlachtung, während beim Passahlamm die Zahl unbegrenzt war. Das Sabbatopfer gehörte zu den heiligsten Opfern, weil es ganz verbrannt wurde, das Passahopfer hingegen war von einer geringeren Heiligkeit, weil es verzehrt werden durfte. Den Schluß aus den gleichen Schriftworten endlich durfte man ihrer Ansicht nach nicht selbst ziehen, sondern man mußte ihn durch die Überlieferung erhalten haben. So disputierten sie den ganzen Tag ergebnislos. Endlich besann sich Hillel auf das, was man von ihm eigentlich wollte, und sprach den bei der Überlieferung einer Halaka üblichen Schwur aus (s. Halaka): „Es komme über mich! So habe ich es von Schemaja und Abtalion gehört.“ Daraufhin ernannten sie ihn zum Nasi (Pesachim 66a; Pal. Pesachim 6, 1).

Soweit der Bericht. Man sieht, daß der Schluß lückenhaft ist. So kann die Ernennung des Hillels zum Nasi sich nicht abgespielt haben. Sonst macht er einen durchaus glaubwürdigen Eindruck. Er zeigt deutlich den Kreuzpunkt zweier Richtungen an. Dort die Vertreter der alten Schule, die sich noch ängstlich an die Überlieferung klammern, und nichts von den Sophismen wissen wollen; hier die Vertreter des midraschischen Geistes, der fortan dem talmudischen Judentum jene spezifische Färbung geben sollte, die es bis auf den heutigen Tag aufweist. Seit der Begründung der Hillelitischen Dynastie wurde keine Halaka mehr auf Treu und Glauben hingenommen. Sie mußte sich durch das Schriftwort legitimieren. Die Herrschaft der Dialektik war angebrochen. Eine Auslegungskunst bildete sich heraus, die sich an Scharfsinn mit der der griechischen Sophisten messen konnte. Schon Hillel bediente sich einer Reihe von „Regeln“, von denen wir hier bereits einige kennen gelernt haben. In der Folgezeit wurde sein syllogistisches System immer mehr erweitert und vertieft. Es kam

soweit, daß ein Talmudjünger, der für etwas gelten wollte, mindestens 150 Beweise zu erbringen fähig sein mußte, daß das Aas, der Inbegriff der Unreinheit, doch rein sei. Wie stark dieser Geist bereits im neutestamentlichen Zeitalter im Judentum verbreitet war, kann man schon aus der Antwort ersehen, die Jesus auf die Frage, wo denn die Auferstehung geschrieben stehe, gab: „Habt ihr nicht gelesen von der Toten Auferstehung, daß euch gesagt ist von Gott, der da spricht: „Ich bin der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs? Gott aber ist nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebendigen“ (Matthäus 22, 31). In weit stärkerem Maße tritt der Midrasch-Geist bei Paulus hervor. So z. B. wenn er nachweisen will, daß die Juden Heiden und die Heiden Juden wären, weil er Ismael, den Sohn der Hagar, als den Stammvater der Heiden ansieht. „Hagar“, behauptet er nun, „heißt im Arabischen der Berg Sinai und kommt überein mit Jerusalem, das zu dieser Zeit ist, und ist dienstbar mit seinen Kindern, aber das Jerusalem, daß droben ist, daß ist die Freie“ (Galater 4, 24—26), oder daß das Gesetz verworfen werden müsse, weil es zur Sünde verleite (Galater 3, 10—13).

Einen letzten Versuch, diesen Geist einzudämmen, unternahm Schammai, der Amtskollege Hillels im Natiat. Es kam zu einer Spaltung, die mit der Zeit äußert scharfe Formen annahm. Es wird von einer Debatte berichtet, in der die Hilleliten und Schammaiten mit Schwertern aufeinander losrannten.

Während dieser inneren Zerrissenheit trat ein Ereignis ein, das allem Hader ein Ende machen sollte: die Empörung der Juden gegen die Römer, die zur Zerstörung des Tempels führte.

Der Vergleich mit dem Makkabäeraufstand liegt nahe. Dennoch sind die Motive verschieden. Damals handelte es sich um einen Bürgerkrieg aus religiösen Gründen. Die Orthodoxen hatten sich gegen die Übergriffe der modernen Richtung aufgelehnt. Die fremde Besatzung wurde nur deshalb mit in den Kampf hineingezogen, weil sie für die letztere Partei ergriffen hatte. Die Römer aber mischten sich grundsätzlich in die religiösen Angelegenheiten der Juden nicht hinein. Dafür aber übten sie in wirtschaftlicher Hinsicht einen unerträglichen Druck aus. Sie legten den Juden unerschwingliche Steuern auf. Vielleicht hätte dieser Druck allein nicht genügt, um die Juden zum äußersten zu treiben, wenn nicht noch die Freiheitsliebe hinzugekommen wäre. Wir erfahren aus Josephus ebenso wie aus dem Talmud, daß an der Spitze dieser Revolution eine „Zeloten“ genannte Partei („Barjone“) gestanden hat, die sich zur Religion gleichgültig, wenn nicht gar feindselig verhalten hat und einzig vom Patriotismus

sich leiten ließ. Welche Rolle die Sadduzäer dabei gespielt haben, ist nicht bekannt. Von den Pharisäern aber steht fest, daß sie für den Frieden eintraten und deshalb von den Zeloten verfolgt wurden. Trotz der strengen Überwachung ist es ihrem Führer, dem greisen Rabbi Johanan ben Sakkai, der nach dem Tode des Nasi Simon dessen unmündigen Sohn Gamliel II im Synedrion vertrat, durch eine List gelungen, aus der Stadt zu entkommen. Er hatte sich nämlich tot gestellt; da es in Jerusalem keinen Friedhof gab, mußte er hinausgetragen werden. So gelangte er ins römische Lager. In einer Unterredung mit Vespasian bat er um die Erlaubnis, das Synedrion nach Jabne, einem Ort unweit Jerusalem, zu verlegen, und um die Bestätigung der hillelitischen Dynastie. Beides wurde ihm bewilligt.

Wären die Pharisäer wirklich das gewesen, wofür sie von ihren Gegnern verschrien wurden, eine Partei, die nicht auf das Wohl des Volkes, sondern auf ihren eigenen Vorteil bedacht war, dann hätten sie jetzt, nach der Zerstörung des Tempels, triumphieren können. Jetzt waren sie nicht mehr „Pharisäer“, Abgesonderte. Ihre sadduzäischen Gegner, die man geduldet hatte, weil sie für die Verwaltung unentbehrlich waren, sind jetzt, da es keinen Staat mehr gab, von der Bildfläche verschwunden. Sie selbst waren von der römischen Regierung als die einzigen rechtmäßigen Vertreter des gesamten jüdischen Volkes anerkannt. Durch die Befestigung der Hillelitischen Dynastie waren die Schammaiten in den Hintergrund gedrängt. So konnten jetzt die Pharisäer, da sie unter dem Vorsitz des Hilleliten Gamliel II in Jabne zusammentraten, ungestört an die Krönung ihres Werkes herantreten: an die Zusammenfassung der Gesetze der mündlichen Tora in einen Mischna genannten Kodex, der die Grundlage für das talmudische Judentum bilden sollte.

Die Wahrheit aber ist, daß sie sich stets als ein Glied des jüdischen Volkes gefühlt haben. Daher ihre trostlose Stimmung nach der nationalen Katastrophe, die eines ihrer Mitglieder, namens Ischmael, am treffendsten mit den Worten zum Ausdruck bringt: „Es wäre am besten, wenn wir uns der Ehe enthielten, so daß der Same Abrahams von der Welt verschwände“ (Baba Batra 60b).

Man muß sich vergegenwärtigen, was die Juden seit ihrer Entstehung erlebt haben, um ihre Verzweiflung ermessen zu können.

Da hatten ihnen die Propheten die herrlichste Zukunft ausgemalt. Sie weissagten ihnen von einer Zeit, da „die Könige ihre Pfleger und die Fürstinnen ihre Ammen sein, da sie vor ihnen aufs Angesicht niederfallen und den Staub ihrer Füße lecken werden.“ So oft sie aber die Erfüllung dieser Verheißung heischten, wurden

sie auf die geforderte Gegenleistung verwiesen, nämlich die Befolgung der Tora, zu der sie sich nicht aufrufen konnten. Endlich hatten sie durch die Berührung mit dem Hellenismus die dazu nötige Schwungkraft erhalten. Fortan übten sie getreulich die Gebote der Tora aus und ergaben sich ihrer Erforschung mit Leib und Seele. Und nun kam die Erfüllung. Hingeschlachtet wurden ihre Brüder, geschändet ihre Schwestern. In Schutt lag der Tempel. Auf einem Triumphwagen wurden seine Geräte in der Feindesstadt herumgeführt. Dahinter folgten die Söhne des auserwählten Volkes, um sich auf irgendeiner Arena zum Ergötzen der schaulustigen Menge gegenseitig zu zerfleischen. Sollte das das wirkliche Ende sein? Sie konnten es nicht glauben, durften es nicht glauben, wenn sie nicht darüber den Verstand verlieren sollten. Ein grausamer Spuk war es, der bald vorübergehen mußte! Bis dahin wollten sie sich mit verdoppeltem Eifer auf ihre Aufgabe stürzen, um ihre Sinne von der Gegenwart abzulenken. Seither glichen sie einem Manne, der sich mit dem Tode seiner Geliebten nicht abzufinden vermag und sich krampfhaft an die Vorstellung klammert, als weile sie noch lebend in seiner Nähe. Nichts hatte sich für sie verändert. Noch stand der Tempel da. Noch waren die Priester und Leviten in seinem Dienste tätig. Noch mußte der Landmann seine Erstlinge und Zehnten nach Jerusalem bringen. Noch übte das Synedrium die volle Gerichtsbarkeit aus. Jetzt, wo ihre Phantasie durch die Wirklichkeit nicht mehr gehemmt war, konnten sie alle diese Dinge mit einer bis ins kleinste gehenden Peinlichkeit verfolgen. Fragen, die für das praktische Leben sinn- und wertlos erschienen, wurden von ihnen mit einem Ernst behandelt, als hinge davon das Wohl und Wehe der ganzen Menschheit ab. Dabei entfalteten sie einen geradezu schwindelerregenden Scharfsinn. Während sie sich auf diese Weise zu betäuben suchten, gingen die Dinge, die sich um sie her abspielten, spurlos an ihnen vorüber. Mochte sich alles gegen sie verschwören, sie hörten nichts, sahen nichts, empfanden nichts. Wie Nachtwandler zogen sie durch das Leben. Sie aßen und tranken und heirateten und freuten sich an den Feiertagen, weil es ihnen vorgeschrieben war. Nie gaben sie sich dem Leben aus eigenem Antrieb hin. Seit der Zerstörung des Tempels, sagten sie, hat Gott zu lachen aufgehört. Seither war jede rückhaltlose Freude aus ihrem Herzen gewichen. Nie ist mehr ein befreiendes Lachen über ihre Lippen gekommen.

Das ist der Geist, aus dem heraus das Werk geschaffen wurde, daß das gesamte Empfinden, Denken und Handeln des Judentums dauernd bestimmen sollte.

Arnold Ulitz:

SINAIDA

Er hieß Alexander, aber wir nannten ihn verliebt und zärtlich immer Schure, als sei er unser Bräutigam oder unser Lieblingsbruder. Manche tadelten uns anfangs dafür und sagten, in einem großen Revolutionär sei so große Qual und Glut, daß man ihm keinen lichten kleinen Kosenamen geben dürfe, und daß es ebenso lächerlich sei, als wolle man dem Herakles, der die Erdkugel trage, noch tändlerisch, um ihn zu zieren, ein Blümchen auf die Schultern laden.

Aber der Name war Gewohnheit, die Gewohnheit wurde Fanatismus, und keine von uns Russinnen (ich sage es kalt und stolz) liebte ihn so, wie etwa die hohlen Töchter der reichen Bürger ihre Tenöre und Schauspieler und schnigen Tänzer der weiland kaiserlichen Balletts liebten. Sondern wir liebten ihn wahrlich in Finsternis und Qual, und wir übten uns im Pistol- und Gewehrschießen, um bereit zu sein, falls er rief.

Dann gelang die Revolution so leicht, und der Zar stürzte, und es gab kein größeres Wehklagen, als sei ein fauler und unnützer Baum gestürzt. Man hörte bald, daß Schure mit den Männern der revolutionären Regierung nicht zufrieden sei, aber als eines Tages ein Petersburger, hysterisch und stammelnd wie ein Frauenzimmer, zu uns nach Kiew kam und uns mitteilte, daß Schure verhaftet sein solle, da wollten wir das doch nicht für wahr halten, und wir verspotteten ihn weidlich. Am nächsten Tage jedoch wurde durch ein amtliches Telegramm das Ungeheuerliche bestätigt.

Und wiederum am nächsten Tage war Schure schon tot.

„Während des Transportes nach dem Gerichtsgebäude bei einem Fluchtversuch nach dreimaligem vergeblichen Haltruf durch den Posten instruktionsgemäß erschossen. Er wurde durch den Kopf geschossen, er muß auf der Stelle tot gewesen sein. Stefan

Tschernagorsky, der betreffende Posten, ein ruhiger, nüchterner Mann von 26 Jahren, der Sohn eines Popen, ist der Untersuchungshaft zugeführt worden. Die Regierung wird eine etwa vorliegende Schuld unnachsichtlich ahnden. Ehre dem Toten! Vor dem gefallenem Gegner senken wir trauernd die Fahnen.“

Nun, jedermann weiß, wie es weiterhin geschah; Stefan Tschernagorsky entkam auf geheimnisvolle Weise dem Gefängnis, und wir, die wir der Regierung Mitwisserschaft und Mitwollerschaft zutrauten, kämpften in allen Städten einen fruchtlosen opferschweren Kampf gegen die Maschinengewehre der Petersburger Richtung. Wem es nicht gelang, ins Ausland zu entkommen, der wurde ins Gefängnis geworfen. Auch ich war dabei.

Sinaïda lag damals in einem Lazarett, sie hatte an den Straßenkämpfen daher nicht teilnehmen können. Denn sie hatte sich, überspannt genug, vor einer der zehn Millionen Photographien Schures, die ein ehemaliger Hoflieferant über unser Vaterland ergossen hatte, erschießen wollen und war dem mißglückten Kopfschuß nicht erlegen.

Gelegentlich einer der zahlreichen Amnestien wurde ich frei und wohnte mit Sinaïda idyllisch in Pereßnaja am See. Da machte ich um des täglichen Brotes willen Romane voller hinterhältiger Wahrheiten und sorgfältig gedämpften Rachegeheiß, und mich ekelte am ganzen Leben. Sinaïda vegetierte faul neben mir hin. Immerhin steuerte sie zum Haushalt bei, denn sie angelte stunden- und stundenlang mit schafsfrommer Geduld und Idiotie; auch entwickelte sie eine geniale Fertigkeit im Steilschuß gegen stehende Fische. Sie verlotterte und vertrottelte. Sie ließ sich wahllos mit den Dorfburschen ein und bevorzugte geradezu die widerlichsten. Wenn ich sie schalt, lachte sie kindisch und antwortete: „Ich habe eine Mission, ich muß mich üben!“

„Wenn du wenigstens ein Kind kriegen wolltest“, sagte ich, „das könnten wir wundervoll auferziehen. Ich würde gerne arbeiten für dein Kind!“

Da erwiderte sie fröhlich: „Von Schure hätte ich ein Kind haben mögen, oder auch von dir, Marja, wenn du ein Mann wärest,“ und dann küßte sie mich. Sie stellte sich hinter mich, als sie es tat, und zog meinen Kopf nach rückwärts hinab, so daß ihre Augen genau über meinen standen, und da erkannte ich zum ersten Mal, daß ihr Blick voll Gram und einer grauenhaften Begierde war, die aber gar nichts gemein hatte mit Liebe und Kuß, und sie wurde mir einigermaßen unheimlich; ich liebe keine Verrückten.

Drum trauerte ich auch nicht sehr, als sie eines Tages verschwunden war. Aber im nächsten Jahre kehrte sie für einen halben Monat zurück, und von da an in jedem Jahr für einige

Wochen, ohne jemals zu erzählen, wo sie gewesen oder wie sie ihr Brot verdient hatte. Ich befragte sie nie und spürte, daß sie mir dankbar dafür war. Ihr Skizzenbuch sah ich flüchtig; niemals mehr waren Landschaften darin, aber zahlreiche Männerköpfe, die närrischer Weise numeriert waren.

Einmal ein ganz kurzer Brief: „Es ist der neunundachtzigste!“

Der nächste: „Gepriesen seien die wenigen Popen Rußlands, die keine Söhne gezeugt haben, ihnen könnte ich mich aus reiner Dankbarkeit hingeben!“

Ein Brief aus vier Worten: „Ein Gouvernement ist abgeweidet!“

Bei dieser Roheit, die keinem weher getan haben kann als ihr selber, weinte ich und sagte: Heilige, Heilige!

Aus einem Lazarett schrieb sie in fürchterlichem Humor: „Es ist traurig, wenn nicht einmal mehr die Popensöhne gesund sind! Was darf man da vom übrigen Volke noch hoffen?“ Im Krankenhause hatte sie auch die erste Vision: „Christus sprach zu mir: Sei getrost, meine Tochter Sinaida, meines Dieners Sohn hat den Helden ermordet! — Murotschka, lächle nicht, jetzt weiß ich es unerschütterlich, daß meine Methode richtig ist. Ich bin froh wie ein kleines Mädchen. Es wäre abscheulich gewesen, Hure aus einem Denkfehler geworden zu sein!“ — —

„Ich bin bei einem, der heißt Stefan. Mir graut vor Glück, ich glaube, er hat „es“ getan. Er ist eitel, er hat Pathos, das Alter stimmt, er war auf der Junkerschule in Wilna. Er erhält monatlich Geld, niemand verrät, von wem und woher. Aus den Familienbriefen geht nichts hervor, aber ich wittere die Wahrheit!

Er behandelt mich von oben herab, und ich bin demütig. Mein Gott, sagt er, die Malerinnen sind mehr oder weniger unweiblich! Und er preist das Familienleben von anno Nikolaus. Ich bin voll Demut, wenn er prahlt, aber ich wippe mit den Füßen, ich trage Florstrümpfe, ich trage nur das Hemd unterm Rock, ich laufe durch den Obstgarten, daß meine Kleider fliegen, denn meine Waden dürfen sich immer noch sehen lassen; und ich bin traurig, daß meine Brüste nichts mehr taugen. Ich spiele mit den Fingern gelüstig an meinem Mund herum und habe purpurn gemalte Lippen. Seine himmelblauen Augen gehen hinter mir spazieren und kommen gestielt wie Schneckenaugen aus ihrem feigen Höhlenhaus.“ — —

„Er schimpft auf die republikanische Armee; es könne keinen Mann von Ehre reizen, Offizier zu werden. Früher? Er macht ein eitles Affengesicht. Mit einem solchen Gesicht und einer Reitpeitsche wäre er früher durch die zaristischen Städte gewandelt, das hätte ihm behagt.

In den ersten Jahren war sie so schön erblüht, daß ich sie einmal im Scherze frage, ob sie jemanden liebe und vor Glück so herrlich geworden sei. Sie antwortete schalkhaft: So viele liebe ich, als es Popenöhne in Rußland gibt! Über diese Anwendung unseres Sprichworts mußte ich freilich lachen.

Als sie jedoch zum drittenmal nach Pereßnaja kam, war sie zerrüttet, abgemagert und schon von manchen Runzeln bestrichelt. Oft stellte sie sich vor den Spiegel und sprach: Murotschka, wenn Tränen nicht häßlich machten, dann würde ich weinen, weil ich jetzt schon so häßlich bin! — Daß sie mich Murotschka nannte, fiel mir auf. Lange Zeit schien sie den Namen vergessen zu haben, und nun wählte sie ihn wieder, den schmeichlerischen aus den Jahren des Moskauer Pensionats. Ich fragte mich: Wird sie alt? Wird sie weich? Wird sie anschniegamsam, die Arme?

Bald nach jenem Besuch traf ein Brief von ihr ein (der erste überhaupt) und in ihm fand sich ein Satz in einer Kindergeheimchrift, deren Schlüssel, so simpel er gewählt war, ich erst nach einiger Mühe wiederfand: Die Monarchisten schlagen los!

Zwei Wochen danach kam ein zweiter Brief, so gewichtig, daß ich anfangs befürchtete, mein Petersburger Verleger sei scharfsinnig genug gewesen, mir ein Manuskript zurückzuschicken. Es war jedoch ein starkes Bündel Briefe, die Sinaida seit Jahren für mich geschrieben, aber niemals abgesandt hatte.

Ich werde nur das Wesentliche hier wiedergeben und zwar in ihren eigenen Worten. Als ich gelesen hatte, ach, schon während ich las, bat ich ihr ab, und hatte ich sie vorher eine Närrin genannt, jetzt nannte ich sie eine Heilige.

„Unsere Spitzel versagen, fällt dir das nicht auf, Marja? Der Popensohn Stefan Tschernagorsky kann nicht gefunden werden; das pfiffige Brüderchen hat sich so schrecklich gut versteckt, und die armen Spitzel sitzen in ihren Büros und weinen — —.“

„Stefan Tschernagorsky ist ein feines Köpfchen. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, als er „es“ tat. Er hatte die Junkerschule in Wilna besucht und später ein wenig den Krieg mitgemacht. Er soll ein Streber gewesen sein. Soviel wissen die Spitzel von ihm, aber alles andere hat Stefan verschleiert. Die Papiere in Wilna haben die Deutschen verbrannt, Gott sei es geklagt, so sagen sie, und seine eigenen Papiere, sagen sie, sind wohl nach Gottes Ratschluß gleichfalls verbrannt. Grade am Tage, bevor er „es“ tat, hatte er sich in die Regierungsgarde gemeldet. Wohnung seiner Eltern? Geburtsort? Man hat ihn nicht gefragt. Daß er der Sohn eines Popen sei, wer weiß, wer das Märchen

erfand. Und Gott allein weiß, ob meine Methode, den Stefan Tschernagorsky zu entdecken, die richtige ist. Es ist eine so ekelhafte Methode, ach, Marjal“ — —

„Hoffentlich lebe ich lange genug, ich habe eine ungeheure Arbeit vor mir! Rußland ist das Land der Spitzel, der pensionierten Generäle und der Popen. Nun muß ich sämtliche Popen Rußlands besuchen, die Söhne haben, und forschen, ob mein Brüderchen Stefan darunter ist.“ — —

„Ich wohne bei einem, der fünf Söhne hat. Er heißt nicht Tschernagorsky, aber wer weiß denn, ob der Name des Mörders wirklich so war. Ich glaube, in allem Wesentlichen log die Regierung, und die Wahrheit sagte sie nur in dem, was ihr unwesentlich schien: Sie verriet, daß es ein Popensohn war. Daran glaube ich fest, sonst müßte ich zugrunde gehen. Der dritte Sohn hier, Anton Antonowitsch, könnte „es“ getan haben, er war damals auch in Petersburg. In der Nacht sage ich zu ihm: Mein Held, mein Fürst, mein schöner Offizier! Die Briefe habe ich schon alle durchstöbert, aber ich glaube, was ich tat, war zum zwanzigsten Male umsonst.“ — —

„Ich liebe dich, ich benedeie dich, weil du keine Mission hast, Murotschka. Du hast mich gefragt, ob ich jemand liebe? So viele, als es Popensöhne in Rußland gibt! ach, liebe Schwester, ich habe den sechszwanzigsten geliebt, es war der Falsche.“ — —

Dann folgten die Briefe aus den Jahren, in denen sie häßlicher wurde:

„Du verachtetest vielleicht meine Spiegelsteherei, Murotschka; gleich einer alten mannstollen Vettel befrage ich den Spiegel und bettle ihn um tröstende Lügen. Mit Schönheit wirke ich nicht mehr, aber die Popensöhne brauchen wahrlich nicht viel Schönheit, mit unserer Gemeinheit sind sie schon sehr zufrieden. Ich wirke jetzt mit Gemeinheiten, und ich verstehe mich gut darauf. Manchmal aber habe ich Furcht, ich müsse mich so verändert haben, daß auch meine Augen gemein sind! Mura, Mura, denn manchmal habe ich es schön, allem Ekel und Haß zum Spott! Darf das sein? Läßt Schure das zu? Bin ich ihm unrein? Drum komme ich alle Jahre zu dir, denn wenn ich wirklich gemein sein werde, dann wirst du nicht mehr gütig zu mir sein und dann werde ich wieder auf mich schießen, diesmal besser.“ — —

Das Grammophon des Popen hat noch eine ganz alte Platte, die spielt das „Mnogolätje“. Wir haben es ja miteinander in Moskau gehört, Murotschka, so teuflisch und betäubend und betörend ist keine Musik auf Erden wie die. Erinnerst du dich, wie

aus wahnsinniger Monotonie heraus immer gesteigerter, immer erhöhter, immer gieriger dem Fortissimo hinstrebend eine Melodie zu singen anfängt: Gib viele Jahre, gib Mnogolätje, dem heiligen Zaren und allen den Seinen! Weißt du noch, daß mich jene Stelle, kurz vor dem Ende, wo die Frauenchöre in seligster Reinheit, Höhe und Harmonie so wie ein silbernes Saitenerbeben tönen, weißt du noch, daß mich jene Stelle so erregte als Mädchen, daß sich mein Schoß ergoß, als wüßte ich schon etwas von Liebe?!“ — —

„Stefan läßt Mnogolätje spielen und stellt sich stramm und martialisch am Schalltrichter auf. Der alte Pope mit eingeschmierten weißen Locken zittert, wenn sein Sohn die Platte aufsetzt, aber Stefan herrscht ihn an und sagt heldisch: Laß nur spielen, Batjuschka, ich weiß, was ich verantworten kann! Aber einmal klomm ein Kopf über das Fensterbrett, da erblaßte er und wankte. Ich sagte: Es ist nur ein Dorfkind, beruhigen Sie sich! — — Solch ein Feigling ist er!“ — —

„Ich schieße wieder viel mit dem Revolver, nach Handschuhknöpfen, und er nennt es unweiblich, aber er bewundert mich. Ich bat ihn öfter, den Handschuh zu halten, aber er lehnt breit lachend ab. Ein Feigling!“ — —

„Heute morgen richtete ich die Pistole genau auf seine Stirn und sagte freundlich lächelnd: Sie sterben auf der Stelle, wenn ich losdrücke, Schmerzen haben Sie gar keine! — Mein Gott, Sinaida Pjetrowna, spielen Sie nicht. Durch solche Kindereien ist schon viel Unheil angerichtet worden! — Kann ein solcher Feigling „es“ getan haben? Zuweilen werde ich unsicher, und dann leide ich sehr, aber dann weiß ich wieder: falsches Pathos ist die Wurzel der meisten Großtaten der bürgerlichen Welt, und das heißt soviel wie der Welt des Hasses, denn die Großtaten der Liebe haben kein Pathos und wissen nichts von ihrer Wichtigkeit, oder sie wollen nichts wissen.“ — —

„Er will mich, aber ich lasse ihn warten; er wird mir schon toll!“ — —

„Er spricht schon Intimes mit mir und orakelt von nahen ungeheuren Ereignissen und zwinkert bedeutsam.“

„Er hat Verbindung mit dem Fürsten Leonid.“ — —

„Er sagte heut von oben herab: Sie ahnen nicht, kleine Sinaida, daß ich sozusagen eine welthistorische Persönlichkeit bin! Ich sagte mit schmachttenden Augen: Ich fühlte, als ich Sie zum ersten Mal sah: Sie sind ein Mann! Männer tun uns armen Russen so not! — ‚Sinutschka‘, ächzte er, aber ich tat spröde und sagte: Bitte, nein! Da hatte er wieder Angst. Er ist in jeder Weise ein Feigling.“ — —

Hierauf ein Brief ganz erfüllt von Glück und Frömmigkeit:

„Christus war wieder bei mir: Freue dich, meine gute Tochter, sprach er, du hast das Haus gefunden. Als ich das träumte, sah ich mich selber, wie ich schlief, und ich sah, wie er die Hand auf meine Stirn legte. Ich beneidete die Schläferin um ein solches Glück und wußte doch zugleich, daß ich selber die Glückliche war. So ein sonderbarer Traum! Am andern Morgen sagte Stefan: Sina, die Zaristen schlagen los! Ich möchte auch einen Kuß für diese Nachricht! – Oh, schrie ich, nur einen Kuß! Ich ließ mich küssen, dann aber wehrte ich mich wieder.“ – –

„Er rumort seit vier Nächten an meiner Tür, und ich lasse ihn endlich ein. Mein Held, mein Tapferer, mein Fürst! sage ich zu ihm und er ächzt vor Eitelkeit. Ich geile seine Dummheit an: Du mußt ein Großer im Lande werden, du hast gewiß im Heimlichen schon Großes geleistet, lasse dich nicht verdrängen! – – Seine Eitelkeit grunzt: ‚Warte Sinutschka‘, sagt er, ‚es ist möglich, daß mich nächstens Europa nennen wird; ich komme in alle Zeitungen. Ich bin nicht das unbeschriebene Blatt, wie man meinen könnte, weil ich hier im Dorfe leben muß!‘ – Es drängt ihn! – ‚Liebst du mich‘, kreischt er. ‚Hast du wirklich noch keinen vor mir geliebt?‘ – Ich jammere auf den Knien: ‚Einen, ja, einen! Einen, den ich nie sah und nie sehen werde, einen, vor dem Sie verschwinden, Stefan Stefanowitsch, einen, um dessentwillen ich wallfahren würde bis Werchojansk; den meine ich, der Schure erschossen hat, den Schure, den verrückten Abgott der verrückten Weiber, seinen Mörder liebe ich. Er soll Stefan Tschernagorski heißen!‘ – ‚Den kannst du lieben, soviel du willst, meine Kleine‘, sagt er, und ich weine vor Erregung – ‚Liebe diesen Stefan, ja, ja‘, flüstert er selbstgefällig. – Ich zweifle nicht länger, Murotschka, aber ich brauche sein Geständnis. Er ist immer noch zu feige, er wird mich heiraten, dann wird er es sagen!“ – –

„Mich ekelt, daß ich einen solchen Feigling töten muß! Wenn er doch von selber verreckte. Morgen wird uns der Pope trauen. Ich lasse Stefan nicht ein. Er knurrt und stöhnt. Ich muß seine Frau sein, sonst gesteht er nicht. Glücklicherweise gehen Hochzeiten schnell in der Republik!“

„Die Zaristen haben losgeschlagen, Kämpfe in Petersburg. Der Pope traut uns, dann wird gesoffen. Mnogolätje spielt bei offenen Fenstern. Stefan hängt sich ein altes Armeegewehr um. Der Alte zerschmilzt, wenn er den Sohn ansieht. Ich zerre Stefan ins Gemach, ich sage: ‚Ich kann nicht mehr warten, du bist so schön!‘ ‚Weißt du, was das für ein Gewehr ist?‘

‚Sage es, sage es!‘

„Sinutschka“, lallt er, „du hast einen großen Mann zum Gatten und Herrn“.

„Was hast du vollbracht, Stefan, mein Herrlicher?“

„Ich habe doch den Schure erschossen“, brüllt er.

Murotschka, Murotschka, wie bin ich selig! Mit seinem Gewehr trieb ich ihn vor mir her, er wurde nüchtern vor Angst. Er mußte Mnogolätje spielen lassen, und als die schöne Stelle kam, wo die Frauen so hoch singen, daß die Stimmen wie weiße Schwäne dicht unter dem blauen Firmament schwimmen, da schoß ich ihn durch den Kopf!

Ich habe das Gouvernement alarmiert, wir haben die Zaristen geschlagen. Wir kämpfen nicht im Namen der Petersburger, wir kämpfen im Namen Schures. Morgen reise ich nach Petersburg ab. Ich bin wieder rein. Komm, Geliebte! Schures Rußland hebt an. Ich trage das heilige Gewehr, das ihn getötet hat!“

Bruno Goetz:

TRAUMWANDERUNG

Schon wollen die müden Häuser in Staub zerfallen,
die letzten Gäste verlassen fröstelnd das Herz,
im roten Abend verrauchen die langen Straßen, —
dröhnend und prunkend eilen sie von uns fort.

Voll wachen Schlafes sind Wind und Wolken und Wasser,
aufblitzende Meere umspülen die Ufer des Tags,
erschauernd ziehen uns Wellen in träge Wirbel, —
wir treiben von dannen und kennen einander nicht mehr.

Im Mondlicht erstarren die Fluten zu atmenden Hügeln,
der Wind weht süßen Geruch von toten Gründen herauf,
Kahl grüßen uns Bäume, mit Leichen und Lichtern behangen,
aus blinden Quellen schaut still unser weißes Gesicht.

Wo alle Straßen sich kreuzen, verweilen kauernde Schatten
verwanderte Schritte zögern, der Wind verstummt.
In eisigem Glanze finden wir spät uns wieder
und reichen uns die greise Kinderhand.

DER GOTT DER FRÜHE

Wir saßen beklommen am Wasser, von wehenden Weiden verhangen,
und spielten mit unsern Bildern im alten Bach;
wenn die Hörnerrufe hinter den Mauern verklangen,
lagen wir lange mit offenen Augen im Finstern wach.

Erloschen ist tief unser Bild in den wandelnden Fluten,
der Weidenvorhang deckt dicht vergessenen Grund.
Nicht rufen die Hörner uns mehr, die verloren wir ruhten
in Knabengezelten mit fieberndem Mund.

Nicht naht uns der nackte Gott mehr mit flammenden Gliedern
 und küßt unser zitterndes Herz in lichten Tod.
 Nur wenn wir schauernd verbluten in steigenden Liedern,
 vernehmen wir noch sein heilig Gebot.

DIE WIEDERKEHR

Entkreisend wirbelnden Sonnen,
 entblühend strömendem Blau,
 Flammenentglommene,
 Meerentstiegene,
 öffnen wir Augen und schauen:
 Zitternde uns im Lichte fremder Sterne,
 Nackte uns, frierend in leeren Zimmern,
 Blutende uns, mit zuckenden Würgerhänden,
 Hastende uns, auf fremder Erde verstreut.
 Wir wanken auf schwingenden Brücken
 hoch über drohenden Schlünden,
 wir gleiten fackelbeschieden
 in Kähnen auf schwarzen Seen.
 Und Häuser stürzten, die wir bauten, ein,
 wüst liegen die Gärten,
 am Brunnen voller Unrat klagen Schatten
 und weinen auf in ungeheure Nacht.
 Wer ruft uns?
 Wer schreit uns zu durch lichtlosen Dunst?
 Wir horchen hinaus, auf dumpfes Lager gestreckt.
 Die Wächter hüten die Tore.
 Niemand vermag uns zu nahn.
 Da schmiegt es sich lautlos an unsere Brust,
 küßt Licht in erloschene Augen,
 Hände erfassen uns, lang vertraut,
 Herzen zerhämmern die Zeiten.
 Glänzende Pfeiler sprießen aus dunklem Schoß,
 Wölbungen schwanken,
 dehnen sich weit, zerklaffen in tönendes Licht,
 schließen sich, stoßen sich, wachsen.
 O heller Blutstrom, der uns zerreißt!
 Wir schweben! Wir schwinden!
 Aufsteigende wir zu strahlendem Himmelsbau,
 Einströmende wir in kreisender Sonnen Tanz,
 Sehende wir, die nichts mehr sehen!

Paul Colin:

BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN IN FRANKREICH

Ich unternehme hier ein Werk der Dokumentation.

Da der scheußliche Krieg nunmehr zu Ende ist, gilt es, die geistige Internationale wieder aufzubauen, oder vielmehr man muß sie erbauen auf einem Fundament gegenseitigen Vertrautseins und Vertrauens.

Vor 1914 war die planmäßige Sabotierung jeder Freundschaft, die heimtückische Gegnerschaft jedes, selbst geistigen, Einander-Nabekommens der Lieblingssport einer Reihe ehrgeiziger Flachköpfe, auf deren Schultern heute die Verantwortung für den Krieg lastet. Mit Leidenschaft wurden Mißverständnisse geschaffen und aufrechterhalten, jede ursprüngliche herzliche Annäherung als Verbrechen und Verrat angeprangert.

Dies gilt es in Zukunft zu vermeiden. Heute ist *alles* zerstört und *alles* muß wieder aufgebaut werden. Und man muß damit rechnen, daß alle unheilvollen Kräfte der Vergangenheit ihre Bemühungen vereinen werden, um die alleuropäische Verbrüderung zu verhindern.

Sie werden sie nicht verhindern können. Wir werden die peinvollen Erinnerungen unserer Kriege und unserer Nebenbuhlerschaft aus unserem Gedächtnis tilgen. Wir werden aus dem Leid, das wir alle gleicherweise und in gleicher Schwere durchlebten, die Kraft schöpfen, die uns die Freiheit erringen läßt.

Dazu darf man sich nicht hinter Manifeste verschanzen. Die haben wir, diesseits und jenseits der Verhaue, ausgehen lassen, um uns gegenseitig unsere Zuneigung und unsern guten Willen bekannt zu geben; nun aber gilt es, einander zu kennen, zu lieben, zu schätzen. Dann erst wird die Stunde der Erfüllung schlagen.

Zu diesem Zweck müssen wir Bekenntnis ablegen. Freudig unternehme ich diese Arbeit, die notwendig und fruchtbar ist. Aber ehe ich mich mit einer einzelnen Persönlichkeit oder gar mit einem Buch befasse, muß ich in großen Umrissen unsere literarische Tätigkeit und ihre hauptsächlichsten Triebkräfte schildern.

Die ausführlichste Abhandlung über ein Bildnis, und sei sie noch so ausgezeichnet, würde nicht verstanden werden, oder liefe wenigstens diese Gefahr, wenn nicht die allgemeine Linienführung der Schule festgestellt wäre. Diese gemeinsame Linienführung will ich versuchen durch einige Hinweise, einige Andeutungen zu geben, damit die Leser der Weißen Blätter sich zurecht finden.

* * *

Bekanntlich haben vor dem Kriege die Zeitschriften stets eine wichtige Rolle im literarischen Leben Frankreichs gespielt. Der Anteil der „kleinen Zeitschriften“ am Symbolismus zum Beispiel ist beträchtlich, ja man könnte beinahe behaupten, daß Wetteifer und Federkämpfe der jungen Rekruten der Literatur den Symbolismus schufen und ihm seine Ausbreitung und seinen Umfang gaben. Während des Kriegs räumte das literarische Interesse, der Einfluß der kleinen Zeitschriften einem ebenso eifrigen und unbestreitbar segensreichen sozialen Interesse den Platz. Man kann in der Tat wohl sagen, daß in den kleinen Zeitschriften in Paris und der Provinz der Pazifismus seine Zufluchtstätte fand, von der aus er unermüdlich für die Freiheit kämpfte. Die Stellungnahme unserer jungen Schriftsteller hat die Ehre Frankreichs gerettet. Während die altbekannten Zeitschriften, die großen politischen Sammlungen *Revue des deux mondes*, *Correspondant*, *Revue de Paris*, *Grande revue* und mit ihnen alle Familienblätter in übelstem Patriotismus machten und mit geschwungener Feder und beklextem Papier zur Eroberung Berlins auszogen, vereinigten sich die Schriftsteller der geopfertten Generation, sie, *an denen es gewesen wäre*, ihre blutdürstige Begeisterung zu verkünden, zur Vernichtung des Kriegs und zur Errichtung eines dauerhaften Friedens auf Grundlage einer helllichtigen großdenkenden Brüderlichkeit.

Wohl erkannten sie einander erst in ihrer vollen Zahl nach der Abrüstung, als die Überlebenden des gräßlichen Sieges von der Fuchtel vorgesetzter Offiziere und allzu berühmter Feldherrn freikamen.

Doch gelang es bereits 1917 jenen würdigsten Vertretern der jungen Generation, die aus irgend einem Grunde — weil sie krank waren oder verstümmelt — hinter der Front bleiben durften, unabhängige Zeitungen zu gründen, wo sie der Zensur zum Trotz für die Grundwahrheiten des Pazifismus eintraten. Kameraden an der Front sandten ihnen gleichgesinnte Grüße, dann selbst Aufsätze und Anregungen. Und gleichzeitig beginnt in Frankreich die internationalistische Bewegung, oder wenigstens lebt sie wieder auf.

Weder um Organe wie der „*Mercure de France*“, der bei Kriegsausbruch — im zwanzigsten Jahre seines Bestehens — noch als „junge Zeitschrift“ galt, noch wie die „*Nouvelle Revue Française*“, eine einflußreiche Zeitschrift, die sich in Paris eine Stellung erobert hat, ähnlich der der *Weißer Blätter* in Deutschland, und die von 1910 bis 1914 ein Muster von Lauterkeit, Ehrenhaftigkeit und Talent gewesen war, konnten sich die freien und klarsehenden Geister scharen. Der erstgenannte ging nach einigem Zaudern im hemmungslosesten Nationalismus unter und „säuberte“ seine Redaktion, von „unreinen Elementen“. Die zweite stellte nach Ausbruch der Feindseligkeiten ihr Erscheinen ein und erscheint eben wieder als eine Sammlung unter der Redaktion pedantisch anspruchsvoller Liebhaber, die scheinbar sehr ästhetische Eigenbrödler sind.

Aber neben diesen Zeitschriften und andern die sich eine wenigstens einigermaßen sachliche Neutralität auferlegten, wie z. B. *Les Écrits Nouveaux*, *Les Marges* und *Littérature*, tauchte jene Gruppe auf, aus dem Sturm geboren, um den ehrlichen und unbeugsam friedensfreundlichen Elementen der französischen Literatur Schutz zu bieten. Junge Zeitschriften, eifrig und fruchtbar, mit wundervollem Mut und Auftrieb, „kleine“ Zeitschriften ihrer äußeren Gestalt nach und nach dem Umfang und der Unregelmäßigkeit des Erscheinens, bedauerliche Folge der Unregelmäßigkeit ihrer Geldeingänge. In erster Linie steht „*La Forge*“ (die Schmiede), deren Mitarbeiter, die hauptsächlichsten Mitglieder jener „Gilde der Schmiede“, auf die Gewinnung eines künstlerischen Einflusses auf das Volk abzielen, und die seit 1916 ihren gesunden und hellstichtigen Idealismus der Zügellosigkeit und dem Merkantilismus der „klaren Köpfe“ entgegenstellen.

Da sind „*Les Humbles*“ (Die Demütigen) mit der entschlossenen Heftigkeit ihrer Sprache und dem Unabhängigkeitsbedürfnis, das mit ebenso entschlossener Eifersucht über ihren Rechten wacht. Der Gedanke des Internationalismus fand in ihrem Kreise Verteidiger von einer geradezu leidenschaftlichen Unerbittlichkeit.

„*Les Cahiers Idéalistes Français* (die französischen idealistischen Hefte) arbeiten ihrerseits mit andern Kampfmethoden an der Erlösung der Seelen. Sie bringen Aufsätze von ausgewogener Überlegsamkeit, die aber keineswegs die Tapferkeit, ja die Tollkühnheit ausschließt, und die der Zeitschrift die, kostbare Atmosphäre geistigen Geborgenseins verleiht.

Neben ihnen widmet sich „*L'Art libre*“, die Belgiens Besetzung durch die Deutschen zu einer späten Abreise zwang, ausschließlich der Kritik. Ein Mitarbeiterstab, der alle angesehensten freien

Schriftsteller des westlichen Europa umfaßt, hat dieser Revue, die mir zu nahe steht, als daß ich mich näher über sie auslassen möchte, ansehnliche Verbreitung und einen beachtlichen Ruf eingetragen.

Um diese vier wichtigsten Veröffentlichungen scharf sich eine bemerkenswerte Zahl von Kampfgenossen. La Melée (Das Handgemenge), La Montée (Der Anstieg), L'Avenir International (Die internationale Zukunft) in Paris, Haro in Brüssel.

Außerdem sind noch politische und soziale Kampfzeitschriften uns brüderlich verbunden. La Vie Ouvrière (das Arbeiterleben) durch Mut und Talent ihrer Redakteure ausgezeichnet — Les Hommes Du Jour (Männer des Tages) — Notre Voix! (Unsere Stimme).

Aber ich kann hier unmöglich alle nennen, — nur die Umriss unseres literarischen Lebens wollte ich andeuten, und wie ein Abgrund sich aufgetan hat zwischen der Generation der Impérialisten und der neuen Jugend.

Die Zeitschriften sind, weit mehr als die Bücher, die Lebensäußerungen einer neuen Schule — der getreue Spiegel zeitgenössischer Geistigkeit, der Abglanz des Kampfes. Nichts paßt sich besser der Beweglichkeit der Gedanken an, dem Hin- und Widerfluten von Eindruck und Willen.

Deshalb wollte ich in diesem Artikel die Hauptkategorien dieser Zeitschriften aufführen und die leitenden Organe charakterisieren.

Mein Wunsch, dies zu tun, war um so lebhafter, als ich darin das beste Mittel sah, mit eigener Hand an den Lebensnerv jener zu rühren, die sich gegen den Wahnsinn des Krieges aufbäumen und ihre Seele den schlimmen Leidenschaften entreißen.

Dies ist einer der Ruhmestitel unseres Landes, daß sich *die* gegen das barbarische Götzenbild des Sieges zusammenscharten, die durch ihr Talent und ihren Geist eine Berechtigung zu dem Anspruch haben, Frankreich zu verkörpern. Was kümmert uns da schließlich der Verrat der alten feierlichen Barden? Die Freiheit haben doch wir errungen, gegen sie und ihnen zum Trotz.

* * *

Darüber kann ich den Lesern der Weißen Blätter noch bessere Auskunft geben, wenn sie erst wissen, welche Werke unsere Dichter (unsere wahren Dichter) und unsere Erzähler (unsere wahren Erzähler) während des Krieges geschaffen haben.

Die Reaktion gegen die Greuel der nutzlosen Opferung ist so stark und so einmütig, bei jenen, mit denen wir uns vor den

Augen Europas schmücken, daß es ein schwerwiegender Irrtum wäre zu glauben, daß das siegreich heimgekehrte Frankreich sich in den militärischen Scheußlichkeiten wiedererkennt, die von den Leuten hinter der Front in fünf langen Jahren mit Mühen und großen Nachschlagbüchern aufgebaut worden sind. Wie 1789, wie 1848, wie 1871 stehen alle Künstler, alle Schriftsteller von Rang auf Seiten des Fortschritts.

Was wird uns der kommende Tag bringen? Wird es 1789 sein, der Triumph der Revolution? Oder 1848 die Revolution, die ihrem Ziel entfremdet, das Volk der Früchte seines Sieges beraubte, ein moralisches Taschenspielerstückchen? — oder 1871, die mißlungene Revolution?

Niemand weiß es, aber jeder verfolgt mit Entsetzen — oder mit Vergnügen die Zusammenballung aller geistigen Kräfte im Raume der baufälligen alten sozialistischen und nationalistischen Hütte.

Die Dichter weisen den widerlichen Gedanken an ein blutbeflecktes Vaterland von sich, an ein Vaterland, das nur zu dem Zweck da ist, seine eigenen Söhne auf die Söhne der Nachbarvölker zu hetzen, das sich mit Gemetzel schmückt, und das man durch Kriege verehrt.

Unseren Romanschriftstellern — ausgenommen Romain Rolland und Henry Barbusse — hat die Zuruhesetzung der letzten Jahre magisterhafte Bücher abgenötigt. Sie haben sich selbst erkannt an dem Niedergang ihres Bewußtseins und der Vernichtung ihres Gefühlslebens.

Die französische Prosa ist vielleicht nie in einem so kurzen Zeitraum mit so viel Meisterwerken bereichert worden, und es hat den Anschein, als ob manche Seelen im Kampfe gegen die Scheußlichkeiten des Zeitalters zu tragischer Größe emporgewachsen seien.

Unsere Essayisten haben über den Wahnsinn disputiert und den Galopp der wildgewordenen Gehirne analysiert. Und dadurch, daß sie den klaren Blick des Kritikers und die Unparteilichkeit des anständigen Menschen wahrten, erretteten sie die Schwachen und Zerrütteten vom Sophismus.

* * *

Eine Bewegung, die im Gange ist, kennt niemals das Ziel, dem sie zustrebt. Der Fluß der Dinge hat unsere Literatur vom überstiegenen Idealismus zur Ausgewogenheit zurückgebracht. Niemand kann sagen, wohin sie morgen neigen wird.

Damit will ich selbstverständlich nicht behaupten, daß die vorige Generation kein Gleichmaß besessen habe. Der Idealismus eines Paul Claudel, der damals ein bewunderter Meister war, eines André Gide, dessen Jugendfeuer der Calvinismus dämpfte, war keineswegs regellos. Der Idealismus Adrien Mithuards war von heiterklarer Ernsthaftigkeit, der Peguis von sanfter Pracht.

Aber hinter ihnen in der christlichen Religion und außer ihr hatten sich Scharen von Poetastern auf verschwommene, dem Mystizismus nahekommende Lehren gestürzt, in denen sie unter dem Vorwand, sich gegen den Realismus zu wehren, mit Wonne völlig versanken.

Heute sind eine beträchtliche Anzahl von Schriftstellern reife Menschen, und einige Männer von hohem Werte stehen an ihrer Spitze. Nach welcher Richtung werden sie ihre Kameraden führen, und bis zu welchem Grade sind sie Herren ihrer eigenen Entwicklung? Auf diese beiden streng gestellten Fragen ist die Antwort schwer. Die Krisis, in der sich die Geistigkeit Frankreichs jetzt windet, hat die neue Generation zu tief erschüttert, als daß eine Formel die Synthese zu geben vermöchte, oder daß eine Diagnose das Fieber, das sie verzehrt, zusammenfassen könnte.

Deshalb will ich auch nur berichten, wie das literarische Leben Frankreichs in den letzten Jahren sich gestaltete und wie es jetzt verläuft. So eitel, voraussagen zu wollen, was morgen sein wird, bin ich nicht.

Wege zum Sozialismus

Herausgegeben von *OTTO JENSSEN*

.....

In dieser Sammlung erscheinen zunächst:

Heinrich Heine und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Hermann Wendel* 4 Mark

Robert Owen und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Helene Simon* 4 Mark

Saint-Simon und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Gottfried Salomon* 4 Mark

Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus. Von *Karl Vorländer* . 6 Mark

Marx als Geschichtsphilosoph. Von *Alfred Braunthal* 6 Mark

Lassalle und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Eduard Bernstein* 4 Mark

Proudhon und der Sozialismus. Ausgewählt und eingeleitet von *Gottfried Salomon* 6 Mark

.....
VERLEGT BEI PAUL CASSIRER

BERLIN W 10

DER NEUE RUSSISCHE ROMAN

Soeben erschien:

VICTOR PANIN **Die schwere Stunde**

Roman

12 Mark, gebunden 15 Mark



Dieser Roman ist das erste Werk, das die Zustände im heutigen bolschewistischen Rußland in künstlerischer Form erfaßt. Mit der Hellsichtigkeit und seltsamen Eindringlichkeit russischer Erzählkunst ist das Einzelschicksal der Gestalten dieses Buches lebendig gemacht und in den Kreis allgemeinen Geschehens verflochten. Durch die brennenden Augen, die glühende Seele eines Dichters sieht man das kommunistische Moskau; Menschen, die hungern und frieren, bluten und töten, leiden und lieben, bald in trügen Fatalismus versinken, bald in kühnem, grenzenlosem Erlöserbrange sich emporheben. Ein starker Glaube an bessere Zukunft hebt das Buch über seine stofflichen Grenzen hinaus: Die schwere Stunde der Menschheit, aus der ein neues Leben hervorgehen soll in grausamem, furchtbarem Kampfe, das ist das Bild der Gegenwart.



VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

SECHSTES HEFT ♦ ♦ 7. JAHRGANG ♦ ♦ JUNI 1920

INHALT:

Michael Bakunin: Militärdiktatur oder Soziale Revolution

Ernst Barlach: Die echten Sedemunds

Peter Hille: Briefe an Else Lasker-Schüler

Paul Verlaine: Gedichte

Berta Lask: An das Ungeborene

Carlo Mierendorff:

Wortkunst / Von der Novelle zum Roman

EINZELHEFT 2,50 MARK

VIERTELJÄHRL. 6,50 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Digitized by Google

Original from
PENN STATE

Goeben erschienen:

ERNST BARLACH

DIE ECHTEN SEDEMUNDS

Drama

12 Mark / Gebunden 15 Mark

Durch die Tiefe und Weisheit ihrer Symbolik, die Selbstständigkeit ihrer Gestaltung nehmen die Dramen des Bildhauers Barlach in der jungen Literatur eine besondere Stellung ein. In seinem neuesten Werke gruppiert sich die Handlung um eine groteske Laune: der tote Löwe eines Schaubudenbesizers, als entlaufen ausgerufen, jagt, erschreckt, weckt und ängstigt eine Schar von Menschen. Alte Lüge zerbricht, das Gewissen ist aufgeweckt und schält die Alltagsseelen aus ihren Hüllen

Verlegt bei
Paul Cassirer / Berlin

Michael Bakunin:

MILITÄRDIKTATUR ODER SOZIALE REVOLUTION.

*Diese Glossen zur deutschen Revolution 1918 schrieb
— Bakunin, 1870. Sie sind dem Buche „Militär-
diktatur oder Soziale Revolution“ entnommen.*

.....
So sehr mir auch das, was man in Frankreich Disziplin nennt, verhaßt ist, erkenne ich doch eins an: eine gewisse, nicht automatische, sondern freiwillige und bewußte Selbstzucht, die sich mit der Freiheit des einzelnen vollkommen verträgt, bleibt bestehen und ist immer dann notwendig, wenn sich eine große Zahl von Einzelmenschen freiwillig zusammenschließt, um irgend eine gemeinschaftliche Arbeit oder Handlung zu unternehmen. Diese Selbstzucht ist dann nichts anderes als der freiwillige und bewußte Zusammenschluß aller auf ein gemeinsames Ziel gerichteten Einzelkräfte. Die Rollen verteilen sich im Augenblick der Tat, während des Kampfes, gegenseitig, nach den Fähigkeiten des einzelnen, die von der Gesamtheit geschätzt und beurteilt werden; die einen leiten und befehlen, andere gehorchen. Aber keine Tätigkeit versteint, erstarrt und bleibt unwiderruflich mit einer Person verknüpft. Hierarchische Ordnung und Beförderung existieren nicht, so daß der Befehlshaber von gestern der Untergebene von heute werden kann. Keiner erhebt sich über die anderen, und wenn er es tut, nur, um einen Augenblick später wie die Meereswoge zurückzufluten und immer wiederauf das rettende Niveau der Gleichheit zurückzukehren.

In diesem System gibt es keine eigentliche Macht mehr. Die Macht ist in der Gesamtheit begründet und wird der

klare Spiegel individueller Freiheit, die treue und ehrliche Verwirklichung des Gesamtwillens; jeder gehorcht nur deshalb, weil der jeweilige Führer das allein befiehlt, was jeder selbst will.

Diese für die Organisation der Freiheit notwendige Disziplin ist eine wahrhaft menschliche. So sieht die von euren Republikanern und Staatsmännern gepriesene Disziplin nicht aus. Sie wollen die alte französische Disziplin, automatisch, hierarchisch und blind. Ein Führer, der nur für einen Tag und nicht aus freien Stücken gewählt, sondern vom Staat auf lange Zeit, wenn nicht auf Lebensdauer, aufgezwungen wird, befiehlt, und die andern müssen gehorchen. Frankreichs Rettung und sogar Frankreichs Freiheit, erzählt man euch, ist nur um diesen Preis zu erkaufen. Der passive Gehorsam, das Fundament aller Gewaltherrschaften, wird also auch der Eckstein sein, auf dem ihr eure Republik aufbauen wollt.

Aber wenn mein Vorgesetzter mir befiehlt, die Waffen gegen diese Republik zu richten, oder Frankreich den Preußen zu überliefern, muß ich ihm gehorchen, ja oder nein? Gehorche ich ihm, verrate ich Frankreich; gehorche ich ihm nicht, verletze und zerstöre ich jene Disziplin, die ihr mir als einziges Rettungsmittel für Frankreich aufzwingen wollt. Und sage nicht, daß dieses Dilemma, das ich Dich zu lösen bitte, ein Zirkelschluß sei. Es ist für die Gegenwart von lebhaftestem Interesse, denn eure Soldaten sind augenblicklich in dieses Dilemma verwickelt. Wer weiß nicht, daß ihre Führer, ihre Generale und die überwältigende Mehrheit ihrer höheren Offiziere mit Leib und Seele dem kaiserlichen Regime ergeben sind? Wer sieht nicht, daß sie sich öffentlich und überall gegen die Republik verschwören? Was sollen die Soldaten tun? Gehorchen sie, verraten sie Frankreich. Gehorchen sie nicht, vernichten sie, was euch an regulären Truppen verblieben ist.

Für die Republikaner, die unentwegten Anhänger des Staates, der öffentlichen Ordnung und der absoluten

Disziplin, ist dieses Dilemma unlösbar. Wir sozialistischen Revolutionäre sehen darin keine Schwierigkeit. Sie müssen den Gehorsam verweigern, sie müssen sich empören, sie müssen diese Disziplin zerbrechen und die augenblickliche Organisation der regulären Truppen sprengen, sie müssen im Namen von Frankreichs Heil dieses Gespenst von einem Staat vernichten, der seine Macht in den Dienst des Bösen, nicht aber des Guten stellt; weil Frankreichs Rettung jetzt nur von der einzigen, tatsächlich vorhandenen Macht kommen kann, die Frankreich verblieben ist: von der Revolution.

Und was soll man nun zu diesem Vertrauen sagen, das man euch heute als erhabenste Tugend der Republikaner preist? Früher, als man überzeugter Republikaner war, riet man der Demokratie mißtrauisch zu sein. Überdies brauchte man es ihr nicht einmal anzuraten: die Demokratie ist aus ihrer politischen Stellung heraus, von Natur und auf Grund historischer Erfahrungen mißtrauisch; denn zu allen Zeiten ist sie das Opfer und der Spielball von allen Ehrgeizigen und Intriganten gewesen, von Parteien und Individuen, die sie unter dem Vorwand, sie zu leiten und glücklichen Zeiten entgegen zu führen, auffallend ausgebeutet und betrogen haben. Bis heute hat sie immer nur als Sprungbrett gedient.

Jetzt raten die Herren Republikaner von der bürgerlichen Presse der Demokratie, Vertrauen zu haben. Aber in was und in wen? Wer sind diese Herren, woher nehmen sie den Mut zu dieser Empfehlung, und was haben sie geleistet, um das Vertrauen selbst zu verdienen? Sie haben ganz farblose republikanische Phrasen geschrieben, die Zeile für Zeile von kleinbürgerlichem Geist durchtränkt sind. Und wieviel kleine Oliviers in spe sind unter ihnen? Was hat das Proletariat gemein mit den selbständigen und knechtischen Beschützern der Interessen der besitzenden, ausbeutenden Klassen? Haben sie jemals die Leiden dieser Arbeiterwelt geteilt, an die sie hochmütig ihre

Warnungen und Ratschläge zu richten wagen? Haben sie auch nur etwas Empfinden für sie aufgebracht? Haben sie jemals die Interessen und Rechte der Arbeiter gegen die Ausbeutung der Bürger geschützt? Ganz im Gegenteil; denn immer wenn die große Frage des Jahrhunderts, das ökonomische Problem, zur Diskussion stand, haben sie sich zu Aposteln jener bürgerlichen Lehre aufgeworfen, die das Proletariat zu ewigem Elend und ewiger Sklaverei verdammt, zum Besten der Freiheit und des materiellen Wohlstandes einer bevorzugten Minderheit.

Das sind die Leute, die sich für berechtigt halten, dem Volke Vertrauen anzuempfehlen. Aber wir wollen doch zusehen, wer eigentlich dieses Vertrauen hat und heute verdient?

Vielleicht das Bürgertum? — Sehen wir ab von der reaktionären Begeisterung, welche diese Klasse 1848 gezeigt, und von der selbstgefälligen, sklavischen Feigheit, die sie 20 Jahre hintereinander bewiesen hat, unter der Präsidentschaft ebenso wie unter der Kaiserherrschaft Napoleons III.; sehen wir ab von der schonungslosen Ausbeutung, die den ganzen Ertrag der Volksarbeit in ihre Taschen wandern läßt und den unglücklichen Lohnarbeitern kaum das unbedingt Notwendige zugesteht, sehen wir ab von der unersättlichen Habsucht und dieser abscheulichen, sündhaften Geldgier, die den Wohlstand der bürgerlichen Klasse auf dem Elend und der wirtschaftlichen Versklavung des Proletariats begründet und sie so zur unversöhnlichen Feindin des Volkes stempelt; sehen wir von alledem ab und prüfen wir, wie geartet die jetzigen Anrechte dieses Bürgertums auf das Vertrauen dieses Volkes sein können?

Hat etwa Frankreichs Unglück das Bürgertum mit einem Schlage verwandelt? Ist es etwa aufrichtig patriotisch, republikanisch, demokratisch, volkstümlich und revolutionär geworden? Hat es sich vielleicht bereit gezeigt, wie ein Mann aufzustehen und Gut und Blut für Frankreichs Rettung hinzugeben? Hat es etwa seine feigen Freveltaten,

seine niederträchtigen Verrätereien früherer Tage bereut und sich ehrlich, von Vertrauen zum Volke durchdrungen, diesem in die Arme geworfen? Hat es sich vielleicht mutig an die Spitze dieses Volkes gestellt, um das Land zu retten?

Mein Freund, man braucht nur, denke ich, diese Fragen zu stellen, um jeden, im Hinblick auf die gegenwärtigen Geschehnisse, zu zwingen, sie mit einem „Nein“ zu beantworten. Ach, das Bürgertum hat sich weder gewandelt, noch gebessert, noch hat es bereut. Heute wie gestern, und mehr noch als gestern, wird es von dem verräterischen Licht, das die Ereignisse auf Menschen und Dinge werfen, an den Pranger gestellt und zeigt sich gefühllos, selbstsüchtig, engherzig, geldgierig, beschränkt, brutal und unterwürfig zugleich; ergrimmt, wenn es glaubt, es ohne große Gefahr sein zu können, wie in den unruhigen Junitagen, immer auf den Knien vor der Autorität und Amtsgewalt, von denen es sein Heil erwartet, immer und trotz allem ein Feind des Volkes.

Das Bürgertum haßt die Arbeiter eben wegen des Leids, das es ihnen zugefügt hat; es haßt sie, weil es im Elend, in der Unwissenheit und Knechtschaft dieser Volksschicht seine eigene Verdammung erblickt, weil es weiß, daß es nur zu gut den Volkshaß verdient hat, und weil es sich in seiner ganzen Existenz von diesem Haß bedrückt fühlt, der täglich heftiger und gereizter wird. Es haßt die Arbeiterschaft, weil es sie fürchtet, es haßt sie heute doppelt, weil die Arbeiter, als einzige aufrechte Patrioten aus ihrer Erstarrung durch das Unglück jenes Frankreichs aufgeweckt wurden, das für sie sonst, wie alle Heimatländer der Welt, nur eine Stiefmutter gewesen ist, und weil sie gewagt haben, sich zu erheben: sie finden sich, halten Heerschau und schließen sich zusammen, beginnen laut zu sprechen, auf den Straßen die Marseillaise zu singen und stören durch den Lärm, den sie vollführen, die Drohungen, die sie bereits gegen die Verräter Frankreichs ausstoßen, die

öffentliche Ordnung, das Gewissen und die Ruhe der Herren Bürger.

Vertrauen wird nur durch Vertrauen gewonnen. Hat das Bürgertum soeben das geringste Vertrauen zum werktätigen Volk bewiesen? Weit, weit gefehlt! Seine früheren und jetzigen Taten beweisen im Gegenteil, daß sein Mißtrauen gegen die Arbeiter alle Grenzen überschritten hat. Das geht so weit, daß in einem Augenblick, wo das Interesse, das Heil Frankreichs offensichtlich die Bewaffnung des ganzen Volkes erfordert, die Bürger sich geweigert haben, ihnen Waffen zu geben. Erst als die Arbeiter mit Gewalt drohten, mußten sie nachgeben. Aber nachdem sie ihnen die Gewehre ausgeliefert hatten, machten sie alle möglichen Anstrengungen um ihnen die Munition vorzuenthalten. Sie mußten zum zweiten Mal nachgeben, und jetzt, wo die Arbeiter bewaffnet sind, werden sie in den Augen der Bürger nur noch gefährlicher und verabscheuungswerter.

Aus Haß und Furcht vor der Arbeiterschaft haben die Bürger nie eine Republik gewollt, noch wollen sie sie jetzt. Vergessen wir nie, lieber Freund, daß in allen großen Städten Frankreichs, in Marseille, Lyon, Paris, nicht die Bürger, sondern die werktätige Bevölkerung, das heißt die Arbeiter, die Republik ausgerufen haben, und daß in Paris nicht einmal die paar eifrigen und unversöhnlichen Republikaner der Kammer, die heute fast sämtlich in der Regierung der Nationalen Verteidigung sitzen, sondern die Arbeiter von Villette und Belleville, und zwar gegen den deutlich ausgesprochenen Wunsch und Vorsatz dieser seltsamen Republikaner von gestern, die Republik ausriefen. Das rote Gespenst, die Fahne des revolutionären Sozialismus, das von den Herren Bürgern im Juni begangene Verbrechen, hat ihnen den Geschmack an der Republik verdorben. Wir wollen nicht vergessen, daß, als am 4. September die Arbeiter von Belleville Herrn Gambetta begegneten und ihn mit den Ruf begrüßten: „Es lebe die Republik“, er mit den Worten antwortete: „Ich sage Euch, es lebe Frankreich!“

Verleumde ich etwa die Bürger? Du weißt sehr wohl, lieber Freund, daß ich es nicht tue. Und überdies gibt es jetzt einen offensichtlich unwiderlegbaren Beweis für die Wahrheit und Gerechtigkeit meiner Anklagen gegen die Bürger. Ihr schlechter Wille und ihre Gleichgültigkeit haben sich in der Geldfrage nur zu sehr offenbart. Jeder weiß, daß die Finanzen des Landes zerrüttet sind; daß kein Sou in den Kassen dieser Regierung der Nationalen Verteidigung zu finden ist, welche die Herrn Bürger jetzt mit so brennendem Eifer und Interesse zu unterstützen scheinen. Jeder sieht ein, daß diese Regierung außerstande ist, die Kassen auf dem gewöhnlichen Wege der Anleihen und der Steuern wieder zu füllen. Eine irreguläre Regierung kann keinen Kredit finden, und der Steuerertrag ist gleich Null geworden. Ein Teil Frankreichs, der die reichsten Industrieprovinzen umfaßt, ist besetzt und der regelrechten Ausbeutung durch die Preußen preisgegeben. In allen übrigen Teilen sind Handel, Industrie, sämtliche geschäftlichen Beziehungen zum Stillstand gekommen. Die indirekten Steuern ergeben nichts oder so gut wie nichts mehr. Die direkten Steuern werden mit unermeßlicher Schwierigkeit und verzweifelter Langsamkeit eingetrieben. Und das in einem Augenblick, wo Frankreich aller seiner Hilfsquellen und seines ganzen Kredits bedürfte, um die außerordentlichen, jedes Maß übersteigenden und ins Riesenhafte wachsenden Ausgaben der Nationalen Verteidigung zu bestreiten. Auch wer alles andere als Geschäftsmann ist, muß einsehen, daß Frankreich, wenn es nicht sofort Geld, viel Geld findet, nicht imstande ist, seine Verteidigung gegen die preußische Invasion fortzusetzen.

Niemand sollte das besser verstehen als die Bürger, die ihr ganzes Leben damit verbracht haben, Geschäfte zu machen, und die keine andere Macht anerkennen als die des Geldes. Da Frankreich sich das ganze Geld, das zu seiner Rettung erforderlich ist, nicht mehr durch die gesetzmäßigen

Staatsmittel verschaffen kann, sollten die Bürger auch einsehen, daß es das Recht und die Pflicht hat, das Geld da zu nehmen, wo es sich findet. Und wo steckt es? Sicherlich nicht in den Taschen dieses unglücklichen Proletariats, dem die bürgerliche Geldgier kaum die Möglichkeit läßt, sich zu ernähren; es befindet sich also einzig und allein und ausschließlich in den Geldschränken der Herren Bürger. Sie allein halten das zur Rettung Frankreichs notwendige Geld zurück. Haben sie auch nur einen Teil davon freiwillig und aus eigenem Antrieb geopfert?

Ich werde auf diese Geldfrage, lieber Freund, zurückkommen, sie ist die Hauptfrage, wenn es sich darum handelt, zu prüfen, ob und wie weit die Gefühle, die Prinzipien und der Patriotismus der Bürger aufrichtig sind. Allgemeine Regel: willst Du unfehlbar erkennen, ob der Bürger ernsthaft diese oder jene Sache will, so frage, ob er Geld geopfert hat, um sie zu erreichen. Denn sei überzeugt: wenn die Bürger etwas leidenschaftlich wollen, schrecken sie vor keinem Geldopfer zurück. Haben sie nicht ungeheure Summen verschleudert, um im Jahre 1848 die Republik zu töten, zu erdrosseln? Und haben sie nicht später allen Steuern und Anleihen, die Napoleon III. von ihnen verlangte, begeistert zugestimmt und in ihren Geldschränken ans Fabelhafte grenzende Summen gefunden, um diese Anleihe zu zeichnen? Kurz, schlage ihnen vor, zeige ihnen den Weg, in Frankreich eine gefestigte, starke und reaktionäre Monarchie wieder aufzurichten, die ihnen neben der über alles geliebten öffentlichen Ordnung und der Ruhe auf den Straßen die wirtschaftliche Vorherrschaft zurückgibt, das kostbare Recht, das Elend des Proletariats scham- und schonungslos unter dem Schutz der Gesetze systematisch auszubeuten, und Du wirst sehen, ob sie sich knauserig zeigen werden!

Versprich ihnen nur, wenn erst die Preußen vom französischen Gebiet vertrieben sind, die Wiederherstellung dieser Monarchie, sei es unter Heinrich oder einem Herzog

von Orleans oder selbst unter einem Nachkömmling des schändlichen Bonaparte, und überzeuge Dich recht, daß sich sofort ihre Geldschränke öffnen und sie dort alle zur Vertreibung der Preußen notwendigen Mittel vorfinden werden. Aber man verheißt ihnen die Republik, die Herrschaft der Demokratie, die Souveränität des Volkes, die Befreiung des Proletariats, und sie wollen um keinen Preis von eurer Republik oder dieser Emanzipation etwas wissen, und sie beweisen es dadurch, daß sie ihre Geldschränke verschlossen halten und keinen Sou opfern.

.....

Und man empfiehlt dem Volke, zu diesem Bürgertum Vertrauen zu haben! Es hat die Stirn, den Cynismus dieses Vertrauen zu fordern. Die Bürger maßen sich an, diese Republik, die sie im Innersten ihres Herzens verfluchen, selbst zu regieren und zu verwalten. Im Namen der Republik bemühen sie sich, ihre vorübergehend erschütterte Autorität und Vorherrschaft wiederherzustellen und zu festigen. Sie haben sich aller Ämter bemächtigt, alle Stellen bekleidet und nur wenige einer kleinen Zahl von abtrünnigen Arbeitern überlassen, die überglücklich sind, unter den Herrn Bürgern zu sitzen.

(Deutsch von Hans Schönlank)

Ernst Barlach:

DIE ECHTEN SEDEMUNDS

Drama

PERSONEN:

**Der alte Sedemund
Der junge Sedemund
Onkel Waldemar Sedemund
Grude
Frau Grude
Sabine
Schneider Mankmoos
Candido Franchi
Ring
Gierhahn
Ehrbahn
Schaukelstrick
Wachtmeister Lemmchen
Bildhauer Bromann
Kutscher Karl
Grabbesorger
Grete Mankmoos
Schützen
Publikum
Tischlerlehrling
Gärtnerlehrling
Anstaltswärter
Wandervogel Susemihl**

ERSTES BILD.

Budenstraße. Man sieht gerade auf die „Zirkus-Menagerie“ von Candido Franchi, deren Schauseite mit Jagddarstellungen von blutiger Romantik tapeziert ist, zu oberst aber und am zermalmendsten ist der Überfall kakaofarbiger Menschen durch einen scheinbar vom Himmel herabspringenden Löwen getüncht. Es ist früh am Nachmittag des dritten Schützenfesttages. Der Rummel ist vom gestrigen Überdruß noch nicht erwacht. Sabine im Rollstuhl mit einem Gefolge von 2—3 Wandervögeln, von denen einer auf der Gitarre klimpert, fährt langsam vorüber. Ein Tischlerlehrling mit einem Kindersarg auf der Schulter kommt und gafft auf das Löwenbild. Ein Gärtnerlehrling mit einem Trauerkranz hilft ihm.

Tischlerlehrling: Wo willst du denn den Deubel mit deinem Kranz hin — hm?

Gärtnerlehrling: Hat ein Herr herbestellt, zur Beerdigung auf dem alten Kirchhof, da werd ich den Kranz loswerden.

Tischlerlehrling: Mit meinem Sarg ist das nicht so einfach. Mein Meister stand schon heut früh in Saufstiefeln und hat gesagt: trag ihn zur rechten Zeit hin, hat aber vergessen, daß ich wissen muß, wo Hin — hin ist. Hast ihn nicht gesehen?

Gärtnerlehrling (schüttelt den Kopf und spuckt aus): Was mir wohl dein Meister angeht. Aber vor drei wird nicht geschossen, weil wer mit Musik begraben werden soll. Geh man zu rechter Zeit nach dem Schützengarten, da wirst ihn wohl treffen.

Beide trödeln ab.

Grude, im Begräbnisanzug, erscheint und betritt das Tierzelt, nachdem er sich hastig umgesehen. Gleich darauf kommt Frau Grude. Man sieht, sie ist auf der Spur ihres Mannes und will ihm folgen, sie zögert aber und bleibt endlich unschlüssig stehen. Von anderer Seite ist zugleich der junge Sedemund mit dem Schneider Mankmoos auf dem Platz angelangt und steht still, um zu sprechen. Frau Grude hält sich zurück. Mankmoos ist eine Jammergestalt mit einem Säufergesicht und einem weißen Patriarchenbart. Auf der Brust glänzt eine Ehrenmünze am bunten Band.

Der junge Sedemund: Sie sind also ganz früh zu meinem Vater gelaufen, haben Sie gute oder schlechte Geschäfte mit ihm gemacht?

Mankmoos: Meine Frau ist mir heute Nacht hops gegangen, Herr Sedemund, und da dachte ich . . . sehen Sie, Herr Sedemund, ich habe fünf kleine Kinder zu Haus, meine Frau wog ihre guten 160 Pfund, Herr Sedemund, und Sie wußte was zu beschaffen —. Nu, dachte ich, geh zu Herrn Sedemund, und so ging ich zu Ihrem Herrn Papa. Aber da fing mich Ihr Herr Onkel Waldemar ab, wissen Sie, und war auch soweit ganz

frisch und freundlich zu mir und versprach, weil Ihr Herr Vater, Herr Sedemund, bettlägerig zu Bett läge, ich sollte man einen Moment warten und schließlich schickte er mir diesen Zettel herunter. (Holt einen Zettel hervor.)

Der junge Sedemund (nimmt und liest): „Nach Durchsicht meiner Kasse finde ich mich außerstande, Ihnen mit einem nennenswerten Betrage beizuspringen“ — So, das schickte er Ihnen herunter und was da?

Mankmoos, (der inzwischen das Löwenbild angestarrt hat): Da ging ich hinauf und kam gerade ins Krankenzimmer.

Der junge Sedemund: Und?

Mankmoos: Und hörte noch mit an, wie Ihr Herr Onkel, Herr Waldemar, die Geschichte zu Ende erzählte und wie sie lachten. Sie lachten darüber, daß meine Frau 160 Pfund gewogen hätte. Da wurde ich aber wütend, wissen Sie wohl, und wollte mich direkt an Ihren Vater wenden und ging auch an sein Bett ran, wo er breitbeinig darin bei zu frühstücken war. Ja, Herr Sedemund, wenn ich auch so krank wäre und so gut gegessen hätte!

Der junge Sedemund: Und wie kam es dann zuletzt?

Mankmoos: Zuletzt? Soll ich nicht erst erzählen, was ich ihm gesagt habe?

Der junge Sedemund: Nein, das kann ich mir denken.

Mankmoos: Zuletzt — da machte mir Herr Waldemar die Tür auf und sagte ganz freundlich, ob ich so freundlich sein wollte — aber das war gar nicht so gemeint.

Der junge Sedemund: Wieso nicht?

Mankmoos: Nicht freundlich, vielmehr falsch.

Der junge Sedemund: Also auf die Art haben Sie dann das Haus geräumt, Mankmoos?

Er sieht Frau Grude und geht zu ihr, Mankmoos bleibt stehen.

Frau Grude? Guten Tag Frau Grude! (Sie begrüßen sich.) Sagen Sie mir nur, Frau Grude, wo ist Grude? Ich war eben in der — — — Anstalt und hörte, daß er für diesen Tag zu einem Begräbnis beurlaubt ist, hier auf dem alten Kirchhof — neben dem neuen Schützenhause. So kam ich her, ihn zu sehen.

Frau Grude (verwirrt): Ja, das ist wohl richtig, der alte Gimpel wird heute begraben. Um 2 Uhr.

Der junge Sedemund: Und wo ist unser Grude jetzt?

Frau Grude (deutet auf den Eingang der Tierbude).

Der junge Sedemund (blickt überrascht hin).

Frau Grude (trocknet ein paar Tränen): Ich war auch in der Anstalt und bekam denselben Bescheid, wie Sie, Herr Sedemund,

und nun ist er wie gescheucht eilig ins Zelt getreten, gerade als ginge er vor mir ins Versteck.

Der junge Sedemund (faßt einen Augenblick ihre Hand): Gott, Frau Grudel (Zu Mankmoos). Mensch, Mankmoos, was wollen sie noch — aber nein, ich muß Sie vielleicht noch nach allerlei fragen, warten Sie im Schützengarten auf mich. Oder müssen Sie nach Haus zu Ihren Kindern?

Mankmoos: Ich warte lieber noch einen Moment auf Sie, Herr Sedemund, da weiß ich doch, was ich sozusagen tun soll. Zu Haus heißt es immer bloß: Mankmoos hier, Mankmoos da, als ob ich was dabei machen könnte, daß meine Frau tot ist, mir wär's lieber, sie lebte noch.

Mankmoos ab.

Der junge Sedemund: Frau Grude, wie ist es eigentlich zugegangen, daß Grude in die Anstalt kam? Sie wissen, ich bin seit Jahren nicht mehr hiergewesen.

Frau Grude: Ach, Herr Sedemund, ich habe ihn wirklich nicht hineingebracht. Wenn ich so sagen soll, ist er freiwillig hineingegangen, ganz gegen meinen Wunsch; ist selbst zu Herrn Doktor gekommen und hat um Aufnahme gebeten. Er sagte ja immer schon: entweder seid ihr alle verrückt, oder ich allein.

Der junge Sedemund: Ja, ja, das war so seine närrische Note, er brachte seine Sachen immer kurios heraus.

Frau Grude: Er ist auch nicht verrückt, er ist nur — wunderbarlich wissen Sie.

Der junge Sedemund: Aber glauben Sie, daß er sich selbst dafür hält?

Frau Grude: Ach, Herr Sedemund, seitdem Sie weg sind, ist sein guter Geist ganz von ihm gewichen.

Der junge Sedemund: Ich dachte aber, Frau Grude, Sie hätten das Zeug gehabt, mich in meiner Rolle als heilsamer Geist zu ersetzen, wenigstens die Gelegenheit — wie?

Frau Grude: Ach — ich — das ist es ja, — was bin ich, was kann ich, nur ihn liebhaben konnte ich!

Der junge Sedemund: Und das genügte ihm wohl nicht?

Frau Grude (weint): Sollte ich mich anstellen, als teilte ich seinen Aberglauben? Wenn man auf dem Lande groß wird und einen Gespensterseher von Großvater zum Erzieher hat wie er, dann kann es ja auch wirklich mit einem Menschen nicht ganz richtig werden.

Der junge Sedemund: Ich weiß — aber das sind ja alte Geschichten.

Frau Grude: Bitte, Grude glaubt noch, wenn auch nicht mehr an den Hauskobold Gruwelmann, so doch — — ach, was weiß ich, — an irgend was — fragen Sie ihn selbst. Es kam so weit, daß ich mir seinen unsichtbar geisternden Gast verbat. Etwas Lebendiges, sagte er, hat immer irgendwelche Beziehungen zum Verborgenen, jeder ist ein Doppelgänger und ist nicht bei sich und mit sich allein — du bist eine Papierblüte, ein Ding und weiter nichts, du treibst keine Schäkerei im Verborgenen mit dem Sonnenlicht, wie jede Butterblume tut. Und so ging es weiter, und er wurde immer wilder und wütender in seinen Verweisungen. Als er schließlich in die Anstalt ging, tat er's vornehmlich meinetwegen, weil ich — glaube ich wohl — kränker war als er von all den Widerwärtigkeiten.

Der junge Sedemund: Ein echter Grude.

Frau Grude: Und sehen Sie, Herr Sedemund — nun will ich Ihnen als einem guten alten Freund meines Mannes etwas gestehen, was ich ihm heute selbst sagen wollte. Ich bin doch kein Ding, ich bin nicht allein, wenigstens nicht mehr. (Lächelt unter Tränen.) Er ist immer bei mir, aber nicht als Gruwelmann und Spukgeist. Beinah er selbst und doch jemand anders und ganz wirkliches. Darum bin ich heute morgen hingegangen und Herr Doktor schickte mich ihm schnellstens nach zum Kirchhof. Nun sah ich ihn von weitem vor mir hergehen und sicher sah er mich auch. Da ist er abgebogen und eilig ins Tierzelt hingegangen und ich stehe hier draußen.

Der junge Sedemund: Soll ich hinterhergehen und ihn benachrichtigen, daß Sie ihn allein sprechen müssen?

Frau Grude (schüttelt den Kopf, legt ihm die Hand auf den Arm): Ich kann ihm doch nicht nachschreien, was man nur leise sagen kann, nicht wahr? Nein, Herr Sedemund, warten Sie hier auf ihn, sagen Sie ihm nichts weiter. Was er von mir wissen soll, mag er selbst aus mir heraushorchen. Haben Sie nur Geduld mit ihm!

Der junge Sedemund: Wie Sie wollen, Frau Grude, mit Geduld muß man sich wechselseitig einander wärmen, und so geleite ich Sie einige Schritte bis an die nächste Ecke.

Beide ab.

Grude tritt mit Candido Franchi aus dem Zelt.

Franchi: Wenn Sie mir ein Dottore sagen können — wirklich, ich bin so traurig für den armen Schesar, er schaut so unfreundlich rechts und links zu Boden, daase ist kain gutes

Zaichen, nein, besonders, daase er sitzt, als mochte er wohl ein Ei legen, so steht es mit ihm so böse, so böse.

Grude: Armer Kerl, der Schesar! Gestern brüllte er noch vor Wüstenhunger, daß die Luft im Lustgarten hinter der Anstalt lebendig wurde. Ja, bester Herr Franchi, wir haben alle einen unhörbar brüllenden Löwen hinterm Rücken. Das ist noch das Beste an uns, daß uns jemand in Majestät fangen und fressen will — daß wir's verdienen — wie?

Franchi: O, iche versteh sehr gut.

Grude: Ich dachte gerade gestern immerfort bei seinem Gebrüll: was bin ich eigentlich anders als sein Magengeist, seine Leibseele — außerhalb seines Mauls und Magens, versteht sich. Darum bin ich erst — Ich, sehen Sie, weil die Majestät die Freude daran hat, mich zu fressen.

Franchi: O, iche versteh . . .

Grude: Wir sind eben immer zwei, der Löwe hinter mir ist auch ein Stück von mir, eine Art eigentliches Ich — so ungefähr werden Sie es auch meinen?

Franchi: Genau gesagt, ganz genau!

Grude: Man bekommt ordentlich Respekt vor sich selbst, daß man einen so brillanten Brüller aus der wüsten Weite hinter sich weiß, der unser Bein und bißchen Seele überschlucken will und darob vor Freude brüllt — möchte man nicht selbst vor Freude brüllen?

Franchi: Ich versteh sehr gut.

Grude: Na, laufen Sie nur zum Tierarzt, wie wollen Sie Ihr Leibesleben fristen, wenn seine Frist abläuft. Dr. Braunreiter, Seegrube 7, rechts herum und dann geradeaus Seegrube 7!

Franchi: Wahrhaftig, für den guten Schesar will ich sausen wie besessen. (Geht ab.)

Grude: Ja, ja, dahin, wünsche alles Gute, Ihnen und Ihrem Schesar.

Inzwischen ist Sedemund wieder erschienen.

Der junge Sedemund: Paß auf, wer kommt da, Grude, alter Freund . . .

Grude: Hallo! Das ist herrlich, daß du heute kommst.

Sie drücken sich die Hände.

Der junge Sedemund: Warum gerade heute?

Grude (zeigt auf das Löwenbild): Sieh, wie er über sie kommt, das Kafferngewissen über uns Kaffern. Und da der arme Kerl im Zelt es erbärmlich in den Därmen hat und gar nicht brüllen, viel weniger springen mag, so kommst du mit deinen Pranken und kannst mir den Kopf waschen. (Schüttelt ihm nochmals

die Hände.) Ich will dir gleich alles sagen: Der Doktor bestimmt mit entschiedener Stimme meinen Fall griechisch, von verrückt will er nichts wissen. Das Griechische will er mir austreiben, siehst du, und so bleibt das andre beim Alten. (Lacht.) Meine Frau hat dir natürlich alles gesagt, hat sie auch geweint?

Der junge Sedemund: Ja, Grude, geweint. Und ihr gutes Herz hofft für dich und für sich.

Grude: Halt! (Faßt ihn an und dreht ihn um und um.) Mensch, bist du denn der, von dem all das Geschrei geht? (Besinnt sich.) Adamist, politisches Wickelkind und so weiter? Was hast du bei deiner derartigen Berühmtheit in unsern schmalen Breiten zu besorgen?

Der junge Sedemund (zieht ein Telegrammformular aus der Tasche und gibt es Grude).

Grude (liest): „Vater schwer erkrankt, dein Kommen unerläßlich, Onkel Waldemar“ — Ist er tot?

Der junge Sedemund (faltet das Formular zusammen): Er ist gar nicht krank.

Grude: Das ist vernünftig von ihm, aber inwiefern ist Onkel Waldemars Ruf an dich vernünftig?

Der junge Sedemund (zuckt die Achsel): Sei du so gut und spiele mir nichts vor, du bist so vernünftig, wie du immer warst, vernünftig mit einem Rest, der Rast zum Klären braucht. Nur hättest du als Mensch mit einem Gruwelmann im Gewissen keine Frau nehmen sollen, die noch bis vor kurzem selbst ein Kind war.

Grude (blickt ihn scharf an).

Der junge Sedemund: Ich darf nichts ausplaudern, sie hat's verboten. Aber nun, was willst du wissen? Ich bekam das Telegramm, reiste, suchte am Morgen noch ungewaschen mein Vaterhaus und traf vor der Tür einen tollen Kerl von Flickschneider, der mich anrampelte und mir ein konfuses Langbreit von meinem gesunden todkranken Papa auf einem mit Frühstück fürstlich besetzten Sterbelager als Frühstück aufstichtete. Was hältst du davon? Noch eins: der Schneider muß bessere Ohren haben als es scheint, denn er hatte irgendwie den Namen des behandelnden Arztes gehört: Professor Türklinke aus Rostock. Ich wußte gleich: Professor Druckhammer heißt es, und nun fiel mir folgendes ein . . .

Grude: Ja, ja — ich erinnere mich an das, was du erzählen willst: als deine Mutter nicht lange mehr zu leben hatte, nahm sie

dich in einer Dämmerstunde beim Schopf und drehte dein Gesicht zur Wand, daß du sie nicht ansähest und sagte: Junge, wenn dein Vater einmal auf dem Sterbelager liegt und Professor Druckhammer aus der Ferne die Behandlung leitet, wenn Onkel Waldemar dabei waltet, dann halt deine Ohren steif und versprich nichts, was du nicht halten kannst.

Der junge Sedemund: Professor Druckhammer war meines Vaters Zuflucht für und für, wenn es irgendwie gegen meiner Mutter Meinung ging. Durch seine Autorität gedieh meines Vaters Glück gegen meiner Mutter Geltung, denn mein Vater ist und war ein Mann, über den allerlei Unziemlichkeiten Gewalt hatten, und so fand oder erfand er in Professor Druckhammer eine Art ärztliches Kameel, das ihn durch die Wüste zu fernen Oasen trug, wo er bei seiner dank Professor Druckhammers Fügsamkeit festlich verlaufenden Lebensordnung gut gedieh.

Grude: Professor Druckhammer muß für dich und deine Mutter eine Art von Gruwelmann gewesen sein.

Der junge Sedemund: Ganz recht, eine spukhafte Autorität zur Stütze der väterlichen Weltanschauung, insofern er die Welt vom Standpunkt der Heilsfrage aus schaute, was muß ich tun, um auf meine Fassung selig zu werden . . .

Sabine fährt wieder vorüber. Sie sehen ihr nach.

Grude (legt Sedemund den Arm auf die Schulter): Einen Augenblick! Sieh dir das lahme Mädchen an, ich bin ihr schon heute morgen begegnet, und einzig auf ihrer Spur habe ich mich in dies Budenlabyrinth gestohlen. Die kann's einem antun, weißt du — Augen falsch und fromm zugleich und dabei ein so schweinisches Mündchen — eine Teufelin!

Der junge Sedemund: Man könnte sie eben auch für eine Heilige halten.

Grude (zerstreut): Und — Onkel Waldemar, Sedemund?

Der junge Sedemund: Onkel Waldemar (zuckt die Achsel) — bläst wohl immer noch seine Choräle hintenaus, genau wie damals.

Grude: Damals, was war da?

Der junge Sedemund: Als sich etwas Gewisses mit meiner Mutter ereignet hatte, von dem ich nichts erfuhr, was ihr aber, wie ich glaube, den Kummertod gebracht hat. Sie kümmerte fortan bis ans Ende, während man mich, scheinbar zu ihrer Schonung, meistens außer Hause hielt. Ich erinnere mich nur, daß ihre Klagen in mir widerklangen, wenn sie am Klavier saß

und ich denken mußte: aus dem Jammer bin ich selbst gewoben. Das war wohl in jener Dämmerstunde, von der du vorhin sprachst, und nun halte ich die Ohren steif und denke an meine Mutter — denn Vater (zeigt das Telegramm) liegt auf dem verdächtigen Sterbelager.

Grude (nachdenklich): Aber Sedemund, was hat es mit den Gerüchten auf sich über dich selbst, oder besser über dich und die Deinen, die du um dich gesammelt hast?

Der junge Sedemund: Wenig genug, mein Lieber.

Grude: Aber doch genug . . . was ist es z. B. mit eurem Adamismus, über den alle Welt lacht?

Der junge Sedemund: Ein übles Wort, Adamismus. Man hat es uns angehängt, und wir wollen es verantworten, wir Adamisten. Adam grub, heißt es in der Bibel, das will heißen, er grübelte nicht länger. Adam hatte auch keinen Papa, weißt du, keinen überkommenen moralischen Komment, sondern konnte seinem frischen Ursinn vertrauen, und so geben wir unsere Briefe heraus und lassen sagen von uns, was man will, nur lesen soll man uns danach.

Grude: Ich kann mir die Gedanken deines Vaters darüber vorstellen, lieber Freund Adam. Nun, und was wissen die politischen Wickelkinder über sich zu sagen?

Der junge Sedemund: So nannte uns ein entfremdeter Freund, so verlachte er unser Geschrei als besinnungsloses Geplärr und verhalf dem, womit wir aus uns herausgingen, zu dem Geruch übler Kindlichkeit.

Grude: Dein Vater muß sich sehr geehrt in seinem so verehrten Sohn fühlen! Vielleicht hat ihn das so sehr gekränkt, daß er zum Schein das Sterbelager aufsuchen mußte? Du wolltest doch hören, was ich von seinem Übel halte?

Der junge Sedemund: Du kannst recht haben. Übrigens will ich dir gern unseren ganzen Wickelkinderfall entwickeln, wenn du willst. Unser Vorhaben ist höchst simpel. (Sie gehen langsam ab.) Wir inventarisieren uns und unsere Mitmenschen. Wir wollen, wenn schon neu geordnet werden soll, wenigstens erst einmal wissen, wie beschaffen das ist, das zu besserem Gedeihen geführt werden soll, damit es endlich keinen Hohn mehr bedeutet, wenn den p. p. Hochzeitspaaren auf die Seele gebunden wird: seid fruchtbar und mehret euch — wir . . .

Grude (zeigt auf das Tierzelt): Ihr müßt ihnen ein Kafferngewissen, wo nicht von Gestalt, so doch von Gehalt eines Löwen zur Aussteuer von Staats wegen einimpfen lassen.

Beide ab.

Candido Franchi kommt eilig und trifft mit Flohzirkusbesitzer Ring zusammen.

Ring: Candido! Candido!

Franchi: Nichts, nichts Herr Flohzirkus!

Ring: Warum brüllt er nicht mehr, der Schesar? He — ist das nichts? Es hört sich schrecklich an, kann ich dir sagen, mir geht's durch und durch, daß er so still geworden ist.

Franchi: Weißt ese auch schon?

Ring: Kann man's lauter ausschreien, wenn's so mäuschenstill bei dir wird? Du kannst doch nicht für ihn brüllen; hast du einen Arzt dazu?

Franchi: Kommt balde, balde, hat er gesagt, hat gleich gefragt, obe ich ihn gut versichert täte, dabei bin ich so erschrocken gewesen.

Ring: Na, in der Sterbekasse ist er doch drin, was?

Franchi: Freilich, freilich ist er drin, drin schon!

Ring: Ist alt, hat eine Mottenmähne, aber Zähne keine!

Franchi: Immerhin, dich, wie du bist, könnt er laichte schlucken, aber, obe er deine Gräten wieder auskacken könnte, weiß nicht — Herr Kolleg, mit waase futterst denn deine Flöhe, hast große Spesen davon?

Ring (zeigt auf den Oberarm): Jede Woche zweimal pudelsatt.

Franchi: Gibt's auch Dottore fürs Aaszeug, wenn ains der Beine bricht? (Beruhigt sich, zieht den Tabaksbeutel und stopft die Pfeife.) Waase ich dir sage, vielleicht, wenn der Taback zu Ende vergeht, ist der Schesar eine Laiche. Sieh her, du Afe, sind noch 6—7 Pfeifen voll drin. (Legt ihm die Hand auf die Schulter.) Nur niekse weiter gesagt, Herr Kolleg. Schesar ist wohl und schläft ause.

Ring: Gibst du ihm ein Klystier, macht er's wohl wieder ein paar Wochen weiter.

Franchi: Hab kainen Spas mehr am Spaase. Armer Schesar, Doktor wird balde kommen. Willst ihn noch mal sehen? Komm ein.

Sie gehen ins Zelt.

Gierhahn und Ehrbahn als Schützenbrüder in grünen Joppen.

Gierhahn: Hast du ihm gesagt, Bruder Ehrbahn, daß der Bengel meine Brut ist?

Erbahn: Keinen Namen, nichts als daß des Kindes Vater keinen kleinen Schilling Geld gibt. Er heißt übrigens Schaukelstrick.

Gierhahn: Schaukelstrick? Nanu?

Ehrbahn: Ja doch, Bruder Gierhahn, er will's aber schriftlich machen.

Gierhahn: Hat Bange, daß ich ihn betrüge, der Bandit?

Ehrbahn: Sei zufrieden, daß er das Kind anerkennt, er fragt nicht nach dem Vater, das ist ihm eklig egal, aber im Geschäft ist er genau. Wir sehen ihn im Schützengarten.

Beide ab.

Der Tischlerlehrling mit dem Sarg geht eilig vorbei. Der Gärtnerlehrling mit dem Kranz tritt heran.

ZWEITES BILD

Schützengarten. Königsschuß in voller Glorie. Rechts geht es zu den Räumen des Wirtschaftsgebäudes, links verliert sich der Platz in Bäumen und Büschen nach dem Schützenstand, von wo Schüsse fallen. Schützen in grünen Röcken gehen ab und zu oder sitzen beim Bier an hölzernen Tischen. Nach hinten zu ist der Blick auf die Landstraße von einer dichten Hecke sowie höheren Bäumen behindert, doch sieht man durch Lücken hindurch Leute vorübergehen. Ein Zugang nach der Straße bleibt frei. Mankmoos drückt sich herum, zugleich kommt der Tischlerlehrling von der Straße mit seinem Sarg heran und schreitet suchend zwischen den Bäumen durch. Im vorübergehen fragt er Mankmoos.

Tischlerlehrling: Wo ist Tischler Teßmer?

Mankmoos: Wenn er nicht hier ist, ist er anderswo. — — Ich kann den Sarg nicht brauchen.

Tischlerlehrling (stellt den Sarg ab): Aber ankucken können Sie'n gern, das kost nichts — bildschön, was?

Mankmoos (wendet sich mit Würde ab).

Der Gärtnerlehrling kommt.

Gärtnerlehrling: Was, Hannes, wenn du deinen Sarg 'n büschen kühl stellen willst, dann kann ich dasselbe mit meinem Kranz tun. Ja, ja, kein Meister fällt vom Himmel — deinem gefällt es in seinem so gut, daß ihm nicht einfällt, daß das Kind zu dem Sarg noch fehlt. (Legt den Kranz nieder, sie setzen sich.)

Man sieht den verquasteten und mit Emblemen überladenen, schwarzverhängten Leichenwagen auf der Straße vorbeifahren, voran turnierroßartig vermummte Pferdeköpfe über der Hecke mit nickenden Haarbüschchen. Der Wagen hält so, daß man seine hintere Hälfte mit Rädern vor dem Eingang sieht. Leichenkutscher und Grabbesorger treten ein und setzen sich an einen Tisch im Vordergrund.

Kutscher Karl: Meine Frau hat mir's gesagt und ich sag's euch und nu wißt ihr Bescheid. Hat keiner was in der Pülle?

Erster Leichenträger: Du, alter Freund, mit deiner Pulle bist beim Grabe ganz dichte bei. Du solltest sehen, wie du dir'n kleinen Umweg ausklamüsterst, aber nee, du fährst Galopp und nimmst Richtwege.

Kutscher Karl: Meine Frau hat's gesagt und dabei bleibt's.

Zweiter Leichenträger: Lohnbesserung hin, Lohnbesserung her, so was will wohl überlegt sein. Deine Frau ist nicht meine Frau, und nun weißt Du auch Bescheid.

Kutscher Karl (faßt den Kellner beim Rockschoß und drückt ihm die leere Pulle in die Hand): Voll — hörst? (Zu den Leichenbesorgern.) Paßt mal alle genau Achtung. (Sie stecken flüsternd die Köpfe zusammen.)

Franchi und Ring treten ein und setzen sich nebenan.

Ring: Na, Herr Kollege, ist die Pfeife ganz aus?

Franchi (wehrt mit traurigem Kopfschütteln ab): Iche bin ain armer Teufel, Freund, aber sei gut und sprich gut vom Schesar.

Ring: Aber was hilft dir das, Candido. Dein Schesar hat sich nicht lang besonnen und ist seiner Wege gegangen. Setz deine Pfeife wieder in Feuer, Freund, und schaff dir einen neuen Schesar an.

Franchi: Das kannst du sagen, deine Flöhe, die zähmst du dir ause dem Nachthemd, aber mein Schesar war nie der erste beste.

Grude und Sedemund treten ein und gehen auf und ab. Mankmoos wartet darauf, gesehen zu werden.

Grude: Na ja, das sehe ich, mit Politik hat deine Sache nichts zu tun, darin bist du unschuldig verrufen.

Der junge Sedemund: Nicht so ganz, mein Lieber, nur wagen wir uns seitwärts der üblichen Wege, unser Werk wird gleichsam durch die Nasen eindringen — Augen zuklappen, Ohren verstopfen, das gilt nun nicht mehr, Luft holen müßt Ihr, und darum sollt Ihr riechen, wie es um Euch steht.

Der Kellner hat dem Kutscher Karl die Flasche gebracht. Er trinkt und reicht sie weiter. Mankmoos schaut zu.

Kutscher Karl: Nanu, kuckt doch mal den an, wo hast du denn deinen Orden verdient, oller Knopp?

Mankmoos (tritt näher): Den hat mir der Großherzog für 25 jährige Zugehörigkeit zum Gemeinnützigen Verein geschickt.

Kutscher: Für unnützliche Gemeinheit? Dafür kannst auch mal trinken.

Mankmoos (trinkt): Ich habe nämlich heute noch nicht gefrühstückt.

Kutscher: Aber dein Mittagessen hast doch binnen, was?

Mankmoos: Wer soll mir Mittag machen, wenn meine Frau tot ist?

Kutscher: Deine Frau ist dod? Na, ich möcht auch lieber dod sein als deine Frau vorstellen. Ich will dir'n schönen Rat geben, laß sie bei Gierhahn und Ehrbahn begraben. Aber zahlen mußst du können, und nicht zu knapp — frag die ehrenwerten Herrn in Schwarz.

Erster Leichenträger: Meine Frau hat heut mittag Schweinebauch geschmort und das ist immerhin Gierhahn und Ehrbahnscher Schweinebauch gewesen, das kannst nicht abstreiten, Karl. Wenn deine Frau dir nichts Guts auftischt, dann liegt das wohl mehr an deine Frau als an Gierhahn und Ehrbahn.

Kutscher (gibt Mankmoos die leere Pulle): Na, wenn du so willst, dann wollen wir noch'n Gierhahn und Ehrbahnschen Tropfen trinken. Geh du hin un hol sie voll.

Mankmoos ab.

Sedemund (bleibt vor Grude stehen): Die Leute glauben nur ans Habeglück, sie sollen doch auch ans Gebeglück glauben lernen. Geben gibt Gnade. Sich selbst geben — die größte. Der Mensch ist so geartet: er giert nach einem Gut, einem Glauben, einem Altar, auf dem er sich opfern darf. Also: nur ein Ziel, einen Sinn, und der Mensch stürzt sich selbst verschwendend in Glück und Gnade. So — ohne Sinn und überpersönlichen Zweck gilt der ganze Aufwand dem Bauch und dem Beutel.

Grude: Ums Himmels willen, denk daran, daß wir Königschuß haben, wenn du so weiter redest, wird man dich auch ins Narrenhaus bringen. (Er sieht Franchi.) Sieh da, mein Löwenpapa, der um seinen Wüstensohn Kummer leidet. Mit ihm muß ich ein paar Worte sprechen. (Gibt Franchi die Hand.) Was macht der kranke Schesar?

Sedemund sieht Mankmoos mit der Flasche kommen und stellt ihn. Mankmoos trinkt zerstreut einen Schluck nach dem andern.

Ring (für Franchi): O Herr, er ist uns entsprungen und nun sitzen wir auf einem Haufen zu grübeln, wie er wieder einzufangen wäre.

Franchi (sieht Ring bekümmert an): Ache Gott, wo iche wollt, es wäre sol! Heute abend, garantiert Herr, er säße zufrieden daheim im Käfig und sollte vor lauter Freude frisch Fleisch fressen. (Leise zu Grude.) Aber leider er springt nichte mehr: iche hab ihn schon abegezogen und zum Trocknen aufgespannt.

Daase sieht mich nun so schrecklich natürlich an, daß es mir wollte das Herz schlimm machen, und da bin ich mit Ring ausegegangen.

Grude: Und haben die Bude zugemacht?

Franchi: Alles dichte, ganz dichte und auch Ring läßt seine Flöhe faiern.

Grude: Ja, wenn er doch entsprungen wäre, würden wir nicht alle wie Flöhe entfleuchen?

Franchi (verächtlich): Iche nicht, Herr, müßt erbärmlich ungelehrt sein. Er konnte maine Stimme und waise, wie ich's maine. So Herr: Schesar, bist braf, braf, guter Schesar, denne so wird er blöd und dummerlich und denkt für sich: ist's so gemaint und waise nicht, ist es die Peitsche oder Pferdefleisch, dann tut er gut — o ja.

Sedemund und Mankmoos heran.

Grude (zu Mankmoos): Haben Sie die Ohren gehörig aufgetan und gehört, wie man's macht? Sie können sich eine Belohnung verdienen. (Zwinkert mit den Augen gegen Franchi.)

Franchi (gefällig): Viele Geld, o ja, sehr viele.

Mankmoos: Ist es weit weg? Wenn es nicht zu eilig ist, müßt ich vorher essen. (Trinkt.)

Grude: Mensch, es ist ja vom Löwen die Rede, Sie sollen ihn beim Lappen kriegen und einliefern.

Mankmoos: Wie sieht denn der Löwe aus?

Grude: Kennen Sie keinen? Wenn er durch die Büsche schleicht, ist's wie ein großer gelber Hund; einen großen gelben Hund haben Sie doch schon mal gesehen?

Mankmoos: Vorbei gelaufen ist mir schon mal einer. Aber wie soll ich es denn dann anstellen, soll ich ihn bloß so beistecken?

Ring: Paß auf, wenn er da kommt, dann schreist: Hu, Schesar, bist brav, bist brav, brav. (Zu Franchi.) So ist's, was?

Franchi (nickt und lacht): Schrei mal.

Mankmoos: Hu, Scheißer, bist brav, brav, brav!

Ring: Nu weiter: dann greifst ihn am Schwanz.

Mankmoos: Aber wie soll ich an seinem Maul vorbeikommen?

Ring: Weil er sich umdreht und abgeht, er denkt, es gibt Schläge, siehst du, das denkt er. Aber du schlägst ihn nicht, sondern kneifst ihn am Schwanz, wo du seinen Puls fühlst, zu unterst am Quast, da geht ihm zu oberst am Maul die Luft aus, und dann leit'st du ihn vorsichtig heim. (Zu Franchi.) Ist es nicht so?

Franchi: Genau so, der Ring iste ain so guter Fachmann wie ich.
 Ring: Wie sollen wir Löwen greifen, wenn wir keine Kunstgriffe haben?

Mankmoos (sieht verstört um sich): Kann ich nicht vorher 'n büschen zu essen haben?

Grude: Er soll zu essen haben.

Mankmoos: Eierrühr?

Grude: Rührei macht einen rüstig und rührig — gut. Der olle Fritz fraß sich an Rührei seine berühmte Gockelgalle heran, das wissen Sie doch!

Mankmoos: Das weiß ich woll, also Eierrühr! Abgemacht!

Grude (bringt Mankmoos zu den Grableuten und bestellt zu essen. Zwischendurch leise zu Franchi): Wollen Sie mir das Fell verkaufen, Herr Franchi?

Franchi: Villaichte — villaichte nicht.

Grude: Ich komme heute abend oder morgen bei Ihnen vor.

Der Anstaltswärter tritt auf.

Wärter: Herr Doktor lassen grüßen, und Herr Grude möcht sich erinnern, daß er das Wiederkommen nicht vergißt. Aber wenn Herr Grude noch nicht mit Frau Grude gesprochen hätten . . .

Grude: Ja, ich muß mit meiner Frau sprechen, und dann habe ich auch noch einen kleinen Einkauf zu machen.

Wärter: Dann ist es gut. (Ab.)

Der junge Sedemund: Grude, Herr Waldemar, mein Onkel, ging draußen vorüber. Hier im Gedränge hat es keine Gefahr, daß er mich sieht, aber du begreifst wohl, daß ich mich doch nach mehr Schatten, als hier ist, umsehe.

Sie gehen seitwärts zwischen die Bäume.

Onkel Waldemar tritt suchend herein und steht am Tisch der Gierhahnschen Leute still.

Onkel Waldemar: Geht Hä Gie'han nicht zum Schießen? Ich wah schon in seiner Wohnung, von wo man mich hiehä wies.

Kutscher: Ja, Herr, wir sind bloß Gierhahn- und Ehrbahnsche Leute, wenn er hier so herum wäre, täten wir nicht hier sitzen. Mit seinen Leuten setzt Gierhahn und Ehrbahn die Beine nicht unter einen Tisch.

Onkel Waldemar (späht umher).

Grude kommt mit absichtlicher Ahnungslosigkeit und will vorübergehen, sieht dann verloren Onkel Waldemar an.

Onkel Waldemar: Herr Gwude, wenn ich nicht iwwe?

Grude: Ich bin's, Herr Sedemund, was steht zu diensten?

Onkel Waldemar: Ich bin ganz überascht — ein ganz unvemetäte Zufall, Herr Gwude!

Grude: Gewiß, Herr Sedemund, aber unvernünftige Leute wie ich lassen sich manchmal unvermutet finden, sehen Sie.

Er führt ihn im Gespräch nach vorn und stellt sich so, daß Onkel Waldemar dem Garten den Rücken kehrt. Er selbst sieht über Onkel Waldemars Schultern, wie Sedemund unbemerkt den Garten verläßt, es sieht aus, indem er durch den Eingang schlüpft, als verschwände er hinter den Vorhängen im Innern des Leichenwagens. Grude schlägt sich vor die Stirn.

Grude: Gott, Herr Sedemund, sind Sie für den Gang zum Grabe angezogen? Entschuldigen Sie die Frage.

Onkel Waldemar: Was ist Ihnen, Herr Gwude, ich wunde'e mich, wie Sie hier auf dem Fest flanieren dürfen.

Grude (feierlich): Ich habe Urlaub zur Beerdigung — aber Sie — Herr Sedemund — und wie kommt es, daß Ihr Bruder fernbleibt?

Onkel Waldemar (verwundert und mitleidig lächelnd, als bedächte er, daß er's ja mit einem Kranken zu tun hat): Mein Bwuder, Herr Gwude, ist schwer, sehr schwer erkwankt.

Grude: Und kann nicht kommen?

Onkel Waldemar: Naturgemäß nicht, Herr Gwude, aus welchem Anlaß, wenn ich fwagen darf, sollte oder müßte er denn kommen?

Grude: O Gott, Herr Sedemund, wie können Sie nur so fragen!

Onkel Waldemar: Ich begweife ganz und gar nicht, Herr Gwude, was Ihre Worte vergegenwätigen sollen.

Grude: Und Sie sind ganz ahnungslos — — Ihr Neffe, Herr Sedemund, sagen Sie, wo ist ihr Neffe?

Onkel Waldemar: Mein Neffe Gähadd? Der wird morgen wo nicht heute wohl schon hie' sein. Wir äwarteten ihn wegen Erkwankung seines Vate's schon gesten abend — aber . . .

Grude (läßt ergeben die gefalteten Hände sinken): Welch eine Verwirrung! (Gefaßt.) Ist Ihr Herr Bruder sehr krank?

Onkel Waldemar (zögernd): Er liegt auf Anordnung von Pwofessor Dwuckhammer zu Bett . . . allerdings befindet er sich . . .

Grude: Und Sie haben selbst kein Telegramm bekommen? Mein Heiland, wie schnell muß das alles mit ihm, wie so schrecklich schnell, gekommen sein! Seine politischen Freunde haben es sich natürlich nicht nehmen lassen . . .

Onkel Waldemar: Hä Gwude, um Gotteswillen, was ist geschehen?

Grude (starrt in Gedanken vor sich nieder): Sehen Sie den Leichenwagen, Herr Sedemund?

Onkel Waldemar: Nein, nein, nein, das kann nicht sein, mein armer Bwuder, Herr Gwude, das, das, das . . .

Grude: Das ist fast zu schwer für einen Vater und Onkel wie Sie, Herr Sedemund, fassen Sie sich, seien Sie fest.

Onkel Waldemar: Gütigä Gott, o Gott — wie konntest du das geschehen lassen — und ich habe den hälichen Jungen so häzlich gähn gehabt. Wie verlässest du so f'üh Vate' und auch mich, du gutä, gutä Junge. Sie sehen, Hä Gwude, ich kann nur schlichte Worte machen —

Grude: Getrösten Sie sich eines getreuen Gottes, Herr Sedemund. Aber wie wird der Vater sprechen, wenn es gilt, den Verlust des teuren Toten zu verwinden?

Onkel Waldemar: Ich muß ohne Zaudän zu ihm eilen.

Sabine fährt, ihr Gefolge hinter sich, vorüber und sieht sich nach ihnen um. Sie drehen sich und schauen ihr nach und sehen dann prüfend einander an.

Grude: Herr Sedemund, das Begräbnis soll bestimmt in einer Stunde stattfinden. Wie denken Sie nun — soll ich dem Redner ein paar Worte über die Krankheit des Vaters Sedemund, der naturgemäß, wie sie sagen, der Feier fernbleibt, zufließen lassen? Ein bündiges Wort: wie benennt Professor Druckhammer den bedenklichen Zustand Ihres Bruders? Ihr Name, Herr Sedemund, wird im Munde des Sprechers den mächtigsten Klang gewinnen. Wo ist der Vater, und warum weilt er nicht am Grabe eines solchen Sohnes: sehen Sie, das müssen die Herren wissen, die allem, was Freundessorge vorschreibt, sonst nachgekommen sind.

Onkel Waldemar: Bestä Hä Gwude, Sie sind so sehr teilnehmend, Ihnen darf ich es, da die Dinge zu so twau'uigem Ende gelangt sind, schon sagen: mein Bwuder hatte bei jenem Telegwamm vor allem die Tendenz, seinen Sohn, der nach einstimmigem U'teil auf eine uns bloßstellende Weise bekannt geworden, wiedä ans Haus zu ziehen. Wir hö'ten, wie wahrscheinlich Ihre Wiedäherstellung im Sanatorium des Doktor Faßlich sei und hofften ihn anuegen zu können, sich mit gleicher Geduld unsewes armen Gähadd anzunehmen. Ganz unter uns, Hä Gwude — nicht wahr?

Grude: Ganz und gar, Herr Sedemund.

Onkel Waldemar: Ihr Beispiel konnte Gähadd bestimmen, sich bereitwillig zu fügen, wo es äoch sonst kaum ohne ein

schmätzliches, aber gutgemeintes Zutun unseräseits abgegangen wäre.

Tischler- und Gärtnerlehrling stehen auf und gehen mit ihren Sachen vorüber.

Grude: Mit Hilfe von Professor Druckhammer, nicht wahr — — ach, da ist ja der Kranz. (Zum Gärtner.) Gut, daß Sie kommen, geben Sie her.

Gärtnerlehrling: Denn bin ich ihn ja doch noch los geworden, ich dachte schon er ginge als Ziegenfutter zugrunde.

Grude (bezahlt): Traurig, traurig, Herr Sedemund, aber wer weiß, ob wir ihn nicht glücklich schätzen sollen, daß es nicht noch schlimmer gekommen ist!

Onkel Waldemar: Mein Nefte war, unter uns, niemals nett mit mir. Wie sollte ich nun . . .

Gärtner und Tischler ab.

Grude: Pst, Herr Sedemund! Fürchten Sie nicht, daß er es versteht?

Onkel Waldemar (blickt ängstlich auf Grude).

Grude: Er hörte nämlich immer sehr hell. Wie würden wir beide dastehen, wenn er sich ins Gespräch mischen wollte? Ich habe zur Not einen Kranz, um mein Gesicht dahinter zu stecken, — sehen sie doch zu, daß Sie sich gleichfalls versorgen. Die Zeit ist kurz bis zum Begräbnis, bester Herr.

Onkel Waldemar: Ja, ich will eilen, gutä Gott, was wird mein Bwuder sagen.

Grude: Sie gehen einen schweren Gang, gehen Sie ihn mit Gott.

Begleitet ihn zum Ausgang. Man hört in der Ferne eine heitere Drehorgelmelodie, und Grude summt, wie sie neben dem Leichenwagen stehen, ein paar Takte mit. Onkel Waldemar sieht ihn von der Seite an.

Grude: Sie wundern sich, Herr Sedemund, daß ich singen mag. Es hat keinen Anlaß in meiner Krankheit, vielmehr träumte ich heute nacht, ich schwämme mit dem gnadenvollen Gefühl bergstromstarker Gesundheit und unbändiger Heiterkeit in einem schnellstrudelnden Strom und sang dabei; das fiel mir bei dem Gedudel da hinten wieder ein. Wahrlich, ich sage Ihnen, es ist noch nicht des Tages Abend mit den Menschen. Nun, leben Sie wohl, auf fröhliches Wiedersehen.

Onkel Waldemar ab.

Grude geht lächelnd pfeifend auf und und ab. Während er zum zweitenmal nach vorn schreitet, schlüpft Frau Grude herein und steht, wie er umkehrt, vor ihm.

Grude: So, da bist du!

Frau Grude: Sedemund schickte mich zu dir.

Grude: Sedemund? Und du selbst — kommst du nicht deinetwegen?

Frau Grude: Ja — auch. Aber zuerst muß ich Sedemund sagen, ob er sich wieder sehen lassen kann.

Sabine fährt vorbei.

Grude: Hat er dir von dem fahrenden Sabinchen erzählt? Wo nicht, so frag ihn.

Frau Grude: Wie kann ich ihn so nach seinen Sachen fragen, das muß er mir selbst sagen.

Grude: Er spricht von ihr, als hegte er ihre Seele wie eine fromme Taube an seinem Busen. Was sagst du von ihr?

Frau Grude: Das arme Ding.

Grude: Warum arm, weil sie lahm ist?

Frau Grude (schüttelt den Kopf).

Grude: Weil sie keinen Mann kriegen wird?

Frau Grude (wie oben).

Grude: Weil sie rasch welken wird?

Frau Grude (wie oben).

Grude: Weil sie ein Hexlein ist mit einem Teufelchen verwachsen?

Frau Grude (wie oben).

Grude: Nun, Warum?

Frau Grude: Weil sie ewig einsam bleibt, denke ich.

Grude: Tut sie das? Da irrst du, sie hat einen guten Teil der Welt zur Wahl. Sie nur hin: Männerwelt umhüllt sie, hegt sie, hängt ihr nach.

Frau Grude: Aber Mutter, meine ich, wird sie nicht werden.

Grude: Das weiß man noch nicht, und freilich wird es kein großes Glück für sie bedeuten.

Frau Grude: Und sie wird's kaum weiter zu erzählen wagen, wie ich.

Grude: Du?

Frau Grude? Ja, ich hab's Sedemund erzählt, bevor ich's dir selbst sagen konnte. Er sollte doch sehen, daß ich kein Ding bin — keine Sache, denn das ist man doch nicht, wenn man so seltsam zu zweien ist?

Grude (schöpft Atem): Und was sagte er dazu?

Frau Grude: Was soll man dazu sagen, was frag ich darnach! Da hört das Sagen auf. Du weißt es nun und es ist gut. Wenn es euch gelüstet, groß darüber zu sprechen, so tut es untereinander — ich bleibe nicht hier, ich schicke ihn her. (Ab.)

Grude will ihr nach, kehrt aber um und geht wieder lächelnd und pfeifend auf und ab. Ein ärmlich gekleidetes 11–12 jähriges Mädchen, Grete Mankmoos, kommt schüchtern und blickt suchend um sich. Wie sie ihren Vater bei den Grableuten sitzen sieht, bleibt sie stehen.

Grude: Suchst du jemand?

Grete: Vater.

Grude: Wie heißt dein Vater?

Grete: Herr Schneidermeister Mankmoos. Mutter ist doch tot und Vater kommt nicht nach Haus. Ich habe schon lange sein Mittag fertig und er hat den ganzen Tag noch nicht gegessen.

Grude: Er hat hier gespeist. Aber es wäre wohl gut, daß er ginge. Hast du noch Geschwister?

Grete (lächelnd): Fritze, Walter, Maxing und Alize.

Grude: Wer sorgt denn für sie?

Grete: Ich. Aber Tante will sich heute abend mal nach uns umsehen.

Grude: Komm, wir wollen deinen Vater überraschen. (Sie gehen hin.)

Mankmoos (dreht sich um und starrt sie an): Na Grete, bist du das?

Grete: Komm doch zum Essen, Vater, ich hab schon so vielerwo nach dir gefragt.

Mankmoos: Sollst mich bei mein büschen Essen hier man ganz zufrieden lassen, Grete. Paß gut auf Maxing. Weißt du nicht, wie leicht ihm wieder was passiert?

Grete: Ja, Vater, er hatte wieder so'n Anfall, aber jetzt schläft er wieder ganz schön, Alize sitzt bei ihm.

Erster Leichenträger: Menschenskind, so läßt du deine Kinder zusitzen?

Kutscher Karl: Dumm Schnack, sie soll sich mit hinsetzen und zusehen, wie Vater frißt, das wird ihr gut tun.

Grude (geht wieder auf und ab, schüttelt nachdenklich den Kopf, halb lachend, halb ergrimmt): Ach wir Väter!

Peter Hille:

BRIEFE AN
ELSE LASKER - SCHÜLER

Tino, schrecklicher Kerl!

Wo bist Du, so das Glück Dich sucht. Da ist ein Theater-Direktor, Willibald Horster sein Name, der geht übermorgen auf die Dörfer: will sagen auf Sommerbühnen und will von mir Sachen. Zwei Gedichte hat die Frau Direktorin abgeschrieben, eine Prosasache von ihr setze ich in Verse um. Und liefere Humoristika, Erotika, also eigentliche Überbrettel-Futter, sobald ich kann. Mein Höhendrama und Hirtenliebe (Hohes Lied) folgen nach. Nun sind mindestens fünf Sachen von Deinen geeignet — humoristische, erotische, vielleicht das mit dem lieben Gott. Willst Du die abschreiben, daß ich sie morgen 11 Uhr habe? Dann nehme ich sie mit. Du bekommst für jedes Gedicht von jedem Vortrag 50; 5 Gedichte sind 2 M.50. Dann der Blumenduft-Einakter! Sezessionistisch vorzüglich. Bringt so viel mehr. Deine Beichtnovelle möchte ich in Verse bringen. Erzählende Gedichte begehrt, mindestens 1 Mark! Die Kompositionen können wohl bald nachgeliefert werden. Also hilf Dir, mir und ihm. — Gestern Abend nach 9 vergeblich im Theaterkassen. Karte unleserlich. Eifersucht usw. Dein leserlicher Compagnon

(14. V. 01.)

Peter Hille.

An Aëscha, Assalaum, Mahommet's Weib —
Salem aleikum!

Gestern erregte Debatte um Dich, Flaum gegen Peter Baum und mich: Du seiest nur Talent, „Talent“ und „Genie“, Spielmarken! Genie für mich: neue Welt, meine Welt. Er brachte vor Dein Feilen. Ich: ist das Kind wertloser, wenn es seiner Mutter fast das Leben kostete? Ich fand dich kosmisch egoistisch und die Gefühlstürme der eigenen Persönlichkeit verachtend und deshalb zu jeder Wahrheit berechtigt. Wer will Sturm Maß vorschreiben! Und den Blitzen gutes Verhalten, Anstand!

Geschrieben nach D. an Dr. L.?

Grüße an die kleine Tino und — Graf Paul.

(9. XII. 01.)

Kesselstr. 40, III

Du mein herrlicher Schicksalsbackfisch! mit den Verdammnislodernden Sonnenaugen! Ich durchtränke meinen Geist mit Deinen stygischen Qualendämpfen, darin sich wahrlich verzogene Sonnen der ewigen Seligkeit brechen, um reifes Urteil auszuswingen. Alles in allem: Kosmisch fühlend, der Kosmos empfindet an Dir. Ich empfinde Kosmos.

Habe dramatische Burensache geschrieben: (fünf Seiten): Am Ende! Bald etwas Ruhe und dann mehr Wiedersehn. Leuchtende Grüße auch an Walden und Lublinski.

(15. XI. 01.)

Dein Felsen.

Liebe Tino!

Endlich habe ich über Dich geschrieben — fünf Seiten. Hoffentlich nimmt Berliner Tageblatt, für das ich Kritiken schreiben soll, mindestens eine Kürzung davon. Der

Vortrag deiner Gedichte hat mir sehr zugesagt. Ich verdiene mehr. Bin mit Tgl. Rundschau und Berliner Tageblatt in Verbindung getreten. Werde vom nächsten Monat an wohl auf 120 M. kommen. Bislang nahm ich ein 203 M. 50 Pf.

Tgl. Rundschau nahm von mir auf 1. April folgendes:

Bismarck:

Dieses eine wissen wir,
Selbst dem Tode kam ein Schämen,
Diesem großen Kürassier
Seine Seele fortzunehmen.

Hoffentlich denkt er bei Dir ähnlich.

Mein * * * stand vorige Woche im Zeitgeist 1¹/₄
Spalte 30 M.

Grüße Pülle!

Habe die geschmacklose Karte einem armen Mädchen abgekauft.

. II . 02.)

Holzhausen bei Nieheim (Westf.)

Liebes Tino!

Meine Seele ist wieder ruhiger Weltspiegel. Bisweilen steigt es noch kraus auf, doch es ist dann schnell vorüber. Und dann: ich habe seinen Geist immer um mich, nah, hell, wie sein Tod erst ein Erstaunen über soviel Licht aus ihm selbst. Hoffentlich hat meine Tante auch bald die erste Ruhe nach so viel Verwüstung und Entwurzelung nach über 40 jähriger Betreuung ihres Bruders, dem zu Liebe sie einen Antrag nach dem andern ausschlug, ja sogar den schon einmal gefaßten Gedanken, ins Kloster zu gehen. Bei soviel Größe ist die Heftigkeit ihrer Verzweiflung, die bislang die Religion kaum zu mildern vermochte, verständlich.

Mein um zwei Jahre jüngerer Bruder kommt hierher, er war bislang Förster.

Mein Bruder Philipp, der seine Professur in Paderborn aufgegeben hat, weil ihm der Bischof durch seine Bemäklung des Lehrganges und seinen Widerwillen gegen Heranziehung der sozialen Frage in die Morallehre seine schöne Aufgabe verdarb. Er wird später, vielleicht schon Oktober, in den uralten Kulturorden der Benediktiner treten. Wir verstehen uns sehr, machen nun des Nachmittags weitere Spaziergänge in die Umgegend. Zu Pfarrern. Gestern waren wir in der alten Klosterpfarre Marienmünster. Wir sahen uns die romanische Kirche an. Da hatte die Haushälterin auch schon den Pastor aufgesucht, und so mußten wir hinein zu ihm.

Ich sage Dir, Tino, ein paar Goldstunden. Ein feinsinniger, humorvoller, weltklugweiser Geistlicher, und für die drei Menschen drei goldklare Flaschen Wein und Imbiß, dabei Nieheimer Käse als Heimatgabe. Wir wollten erst eine halbe Stunde bleiben und dann die 1³/₄ Stunden zurückgehen — es wurden aber 2¹/₂ Stunden daraus, der Abend dunkelte und der Kutscher des Pfarrers (die Pfarre hat viele weit auseinander liegende Ortschaften) mußte ausfahren.

Da wurde über die Streiche des Professors des kanonischen Rechts (Johannes sein Spitzname) geulkt, der in Hemdsärmeln spazieren geht, Kraftausdrücke mit Vorliebe in Damengesellschaft braucht und junge Damen von 16 bis 17 Jahren verfolgt, um sie in einen Heuhaufen zu werfen. Auch über die List, mit der die Regierungsräte usw. eingeseift wurden, um Mittel zur Ausbesserung der Kirche herzugeben. Über den Pfarrer im Badeort Pyrmont, da eine katholische Kirche ist, die nicht wie ein Stall, sondern eher wie eine Berliner Rotunde aussieht — o nein — eine Berliner Rotunde macht einen viel anständigeren, monumentaleren Eindruck. — Der soll da weg, weil er nicht die Energie besitzt, zu bauen. Schwach an Organisationsgeist, sonst ein vorzüglicher Mensch und makelloser Priester, wollte seine Behörde ihn bei seinen 70 Jahren

zum Kaplan degradieren. Aber, erzählte der Marienmünsterer Pfarrer, er habe ihm gesagt: Das tust Du nicht, Johannes. Dann läßt Du Dich pensionieren und kommst zu mir. Für Dich habe noch immer ein Plätzchen.“

Ja so eine kirchliche Behörde! Da wurde dem Pymonter Pfarrer die Kleinigkeit von 600 Mark Gehalt abgezogen, weil er an Kurgäste vermietet, was in Pymont jedes Haus tut. Und ein Interdikt hat der einsichtsvolle Bischof verhängt, ein regelrechtes Interdikt, wie im tiefsten Mittelalter. Nun, mittelalterlich genug sieht Marienmünster aus mit seinen drei Türmen, ganz im Walde, dahinter in einer Entfernung von 10 Minuten wie ein düsteres Zwing-Uri die Grevenburg (Greve=Graf). Himmel, Hölle sind schöpferische Zustände.

Tino, ich bin Dein geistiger Liebhaber, mein Geist ist immer mit Dir, schwarze Loreley Du! Aber immer brav sein, nicht krank, hörst Du? Leichengase und Freiwerden der Seele: dieselbe Befreiung: dunkle Wege des hellen Gesetzes.

Bewahr die Beiträge zum Cabaret auf, bis ich komme! Also wann L. Vortrag? den 22. oder den 26.?

Schreib bitte, wann, wieviel Uhr, wo Lublinskis Vortrag?

P. H.

Ich war Tag nach Deinem Schreiben in der Bendlerstraße 13, II. Hof links, mit Michow zu sprechen. Er war nicht da und verreist. Ich habe dem Fräulein gesagt, sie möchte in meinem Namen ihm bestellen, daß ich Deine Gedichte an Wert und weiterer Aussicht als ganz Besonderes empfehle. Morgen geh ich wieder hin. Der Atem verließ mich. Nur noch 12 ungemütliche, für mich gefährliche Tage, dann kann ich wieder atmen. Mitte Oktober bis Anfang April nach Sizilien oder Nordafrika. Ich lasse mir mein Leben durch den deutschen Winter nicht fortnehmen. Gruß! Peter Hille!

Es wird, es muß! Glaubte heute Nacht mein letztes Stündlein gekommen.

(5. III. 04.)

*Paul Verlaine:***GEDICHTE****(DEUTSCH VON THEODOR DÄUBLER).****DICHTUNG**

Die Morgensonne wärmt so wundersüß und hold
Den Roggen, das Getreide, feucht in Tau und Gold.
Das Himmelblau hat noch die Frische seiner Nacht:
Nun geh ich aus, bloß auszugehn: sacht, unbedacht,
Den Fluß entlang, zu gelben Gräsern unter Erlen!
Auf einem Wiesenweg, noch naß umhaucht von Perlen.
Wie kräftig ist die Luft! Ein Vogel grüßt mich froh:
Im Schnabel seine Beere oder einen Halm von Stroh,
Und lange bleibt sein Spiegelbild über dem Wasser.
Sonst nichts:

dem Schwärmer aber ist ein blasser
Gefildemorgen so unendlich lieb und traut,
Daß er in ihm den Traum von seinem Glück erschaut.
Es wiegen ihn Besinnungen an eine Maid,
Die singend ihm erschienen war, im weißen Kleid.
Der Dichter träumt von ihr: sie ist uns allen nah.
Nun ruft er sie herbei, so mancher lacht beinah;
Sie aber wird seine Gefährtin, wird die Seele,
Die seiner Seele sich, herbeigeseufzt, vermähle.

BEAMS

Sie wollte über die Wogen des Meeres ziehen,
Und da ein holder Wind um uns Erheiterung blies,
So schenkte sich jeder der Freude Paradies;
Und nun müssen wir auf bittersten Wegen fliehen.

Vom Friedenshimmel blitzte hold und hoch die Sonne,
 Es war in ihrem blonden Haar Gestrahl und Gold.
 Und auch dem Schritt, viel leiser als die Woge rollt,
 Vermochten wir zu folgen, o die Wonne!

Voll Weichheit war um uns der weißen Vögel Schweben;
 Die Segel neigten sich: sie waren fern und weiß.
 Und oft umhuschten Algen uns im großen Kreis,
 Die Füße glitten durch ein breites Sich-erheben.

Sie wandte sich zurück, war plötzlich nimmer sicher,
 Hat ihre Huld uns ganz und freundlich überzeugt?
 Dann schritt sie fest dahin, den Kopf nicht mehr gebeugt,
 Wir zeigten ja die Freude, fast durch ein Gekicher.

Dover-Ostende, an Bord der Comtesse de Flandre
 4. April 1873.

AN CHARLES BAUDELAIRE.

Nie kannte, liebt ich dich, dein Priestertum zu grüßen.
 Ich kenn dich nicht, mag keinen Neigungen vertrauen.
 Nie lös ich dich aus eines bösen Leumunds Klauen:
 Du müßtest doch, trotz meiner Zeugenschaften, büßen.

Doch leist ich sie . . . und zwar zu den gekreuzten Füßen:
 Zuerst durch kalte Nägel, dann durch sündger Frauen
 Verfall im Aufschwung, Hungerküssen, Salbölgrauen,
 Durch Firmungsirrsinn, noch viel andern Küssens Süßen.

Du stürztest, betetest wie ich, wie die Beseelten,
 Die hungernd, dürstend, lüsternd ihren Weg verfehlten,
 Bis sie der Hoffnung Schönheiten zum Kreuzweg stießen.

Zum wahren Kreuzweg, den sie zweifelnd nie verließen:
 Im Hin, im Her! Ums Weinen, Kunst, Verzichten . . . Scherben.
 Haha? Wir Sündenstümper sollten einfach sterben?

GEDICHT

Mir ist der Arme Spreizen lieb, noch lieber oder gleich
 Lieb wie das andere Spreizen.

Ein mächtiges Meer, und dazu wie schön, an Fleisch so
 O wie kannst du mich reizen. [reich:

O Busen, mein voller Stolz und ein riesenhaftes Glück:
 Rein, weiß, mir zartes Lustbereiten.

Genuß den Augen, den Händen: und von mir in dir ein
 Mein Herz schlägt deinen Trunkenheiten. [Stück.

Achselhöhle, feiner kurzgelockter parfümierter Flaum,
 Berausungen, in die ich tauchte,
 Fetter Hals, dem Honig ähnlich, bernsteingleich, wie ihn
 Kein Gott sich besser je erhauchte. [im Traum

O Frische voller Arme, die noch schlafen, traumversenkt,
 Um meine Schultern sich zu legen.

O glühend, blühend, süß zu meinem Herzensschlag gelenkt,
 Die Erzberufungen hold anzuregen.

O, ich weiß nicht, was in mir jetzt weint, Gehetztheit
 Überfriede, keusches Leiden: [und Lust,
 Und es weiß nicht mehr meine Sehnsucht, aus voller Brust,
 Sich für etwas anderes zu entscheiden

Als für lange, schmerzlichlange Küsse, ganz in Glut
 Auf die berühmte Büste.

Doch selten ohne ein Gefühl, durch das mir schwer zu Mut:
 Trotz hochverzückter Lüste.

Und nun! Dem weißen Schatten zu — er ist auch etwas
 Schleicht jetzt die Liebe weiter. [weiß;

Nun unten schon. Vertraulicher. Ein Spiel, wie man es weiß:
 Voll Unschuld gleich und heiter.

ASPERGES ME.

O ich, der ich nur ein Hysophalm in der Hand
Des Allmächtigen bin, der mich in Gnade zwang,
Vermöchte, wenn Er mich vor seinem Antlitz rein fand,
Auch andern beizustehn, auf unserm Pilgergang.

Ich sei nur ein Gebet, das Demut von dem, was scharf
Und schwer im schmach tenden Wunsch ist, zu befreien weiß,
Ich kann, wie ein Heide in größter Not taufen darf,
Dann auch dem Nächsten helfen: er wird wie Schnee so weiß.

Hab Erbarmen mit mir, Herr, so folge mitleidsvoll
Deinen Gepflogenheiten, reich an Behutsamsein.
Das Herz ruft auf: es ist ein Herz, das geprüft sein soll.
Schon steigerts Eifer, sich Dir in Deinem Heim zu weihn.

Im liebe bange n Unterfangen, mach mich hilfsbereit!
Und Dir sei darum, nach tiefgeheiligtem Brauch,
Ruhm gesungen, Dreifaltigkeit, durch alle Ewigkeit,
Ruhm Dir, Gott, im nahen und fernsten Gnadenhauch.

Ruhm dem Vater, Anfacher und Lenker im All,
Dem Sohn, Schöpfer, Heiland, Zurichtender und Richter.
Dem Heiligen Geist! Durch welchen Strahl, Erlichter!
Mein Blut siedet wie ein leuchtender Wasserfall.

Und ich bin nur ein Hysophalm in der Hand . . .

Berta Lask:

AN DAS UNGEBORENE

Schwingst du noch in Sternen und klingenden Wolken, oder nistest du schon in mir, ganz klein, wunderbarlich verwandelt, von Hüllen aus Urzeiten umwachsen?

Ich fühl's, schon liegst du in mir verankert, hergeweht aus blauer Flut unendlichen Seins. Ich bin deine Insel, dein Grund, dein Reich. Um mich zerfloß dir Unendlichkeit. Blaues Meer, steigend in Flut, vordringend im Sturm warf dich aus. Traum trug dich heran. Nun liegst du, umfassen von mir. Blaue Flut ebbt zurück. Du bleibst. Fürchte dich nicht vor Verdorren und Heimatlossein. Dich tränkt der Brunnen meines Bluts. Blau umrauschen dich Tag und Traum. Heimatwelle umschwingt dich manche Nacht. Aus Sternen überweht dich fliegendes Silbergespinst.

Still! Dein Klang bricht klein, dünn, hell aus großem dunklen Getön, taumelt dunkel zurück. Eigensein dämmert in dir. Durch Menschenvorwelt träumst du gestaltend hindurch. Mit wunderlichem Gerank aus Tierheit durchspielst du mich.

Wie schläferst dein Spiel meinen Willen ein. Fremd-süße Ruhe gleit' ich hinab.

Nun zuckt es erweckend zu süßem Schmerz. Durch Tierform, durch gestaltlosen Weltentraum stürmt dein erwachender Wille zu Menschentum, tönt dein Ton Sturm und Sieg. Hoch überbraust mich ein Lied.

•

Nacht liegt um dich gebreitet. Schlaf umrudert dein Gemach. Silbernes Ruder tropft in schwarzen See. Buntgefiederter Traum gleitet am Steuer hin.

Du liegst in mir gefangen in Stille zu neuem Sein, aus unerschöpflicher Gestaltung Fülle in mich geweht, aus Oberwelt, wo Schöpfung schweigt und schwindet, in mich geweht. Mir wardst du gegeben. Zu langer Wanderung tratest du ein in mich, aus unbekanntem Wesen und Wesensdämmer zu Wandlung in Unbekanntes.

Köstliches Pfand hat Weltbrunnen mir vertraut. Daß Welt sei, spricht sein Rieseln in dir und mir. Um uns gestaltloser bunter Nebel auf und ab, in uns Welt. Oh heilige Stille träumender Wandlung, Stimme aus dunkelstem Schweigen, Wachsen aus tothaftem Ruhn.

Fern branden die Meere, aus denen du kamst. Du ruhst in mir, abgetrennt und doch verbunden. Schlaf umrudert deine Insel. Silberruder auf schwarzem See. Wind weht Tropfen fernen Meers in deinen Schlaf. Lebensbuntraum steigt gestaltend auf in dir.

*

Aufgewölbt steh' ich um dich, ein weißer Opferbogen, bin Altar dir und ragender Stein und geopfertes Blut. Trinke mein Blut in Freuden. Geopfert der zeugenden Gottheit, strömt es dir willig zu und fragt nicht, ob alles verströmt.

Genährt mit Blutes Kraft steig auf in gewölbter Pfeiler schwebenden Schwung. Meiner aufgehobenen Hände zugespitzter Bogen trage dich hoch in blau strahlend durchgottete Luft.

*

Gestern blühten wir sommerlich durch alle Felder. Hellrote Wicken durchbluteten klingendes Grün. Sonne stand warm und stark und herrschend am Himmel. Da stieg hohe Pracht goldenen Roggens atemnah vor uns auf. Ganz umstrahlt versanken wir jubeltrunken. Leise wehend ging goldner Glanz um uns hin, füllte weit und nah erddurchatmete Luft. Nah an unseren Händen, hoch aus unserem Herzen schwang sich wiegender Halme schwebende Kraft, schlug blendend ins Blau. Eingebraunt in blaueste Himmelsbläue stand goldnes Wunder über uns. Bläue und Glanz wuchsen in dich hinein.

Silbergeflügelte Lerchen stiegen hoch aus deinem widerstrahlenden Traum.

*

Schwer in Reife und Fülle liegt das Korn unter Mittagssonne besiegender Glut. Volle Frucht an tragenden Halmen, Halme gebeugt von reifender Last.

Hingelagert über tragenden Leib der Erde ruht wartender Fülle gelbstrahlende Last. Schwer schweigend gabegefüllt Sommers siegende Hand auf Frucht und Feld.

Leiser Ton will aufsteigen in flimmernde Luft. Goldgefüllt fruchtschwangere Schwere hält ihn nieder, schlägt ihn zurück in mattatmende Brust der Erde.

Auf gelber Ebne opferdurstig stumm, gebeugter Halme schwerer Warteruhe schwebt windleicht, luftdurchlächelt zitterndes Gras in rötlichen Dolden.

Siehe, so überwehst du mich, leicht, zart, beschwingt aufsteigend aus mir.

*

Leise schreiten wir Silbertakt. Luft geht freundlich und leicht. Hinter uns schreitet wer, bändigt sein großes Schreiten zu unserem Takt. Seine Schritte tropfen in uns hinein. Du lächelst.

Kühle Finger gleiten über meinen Nacken. Du aber lächelst. Mit weiß blühenden Händen schlägst du spielend seine großen schwarzen Flügel auf und zu. Er hält ganz still zu deinem Spiel. In schwarze Flügel hüllt er mich manteldicht ein. Nur vor *dir* läßt er ein silbernes Tor.

Ihr seid so vertraut, habt euch seit Urzeiten in die Augen geschaut. Trug er dich her in seinem schwarzen Geschwinge? Hört ihr nah über euch überwölbendes Klingen? Wartet noch eine kleine Zeit; dann hör' ich es auch.

Wie lächelt ihr zueinander über mich hin, lächelt wissend meinen Weg voran.

Trug er dich her? Trägt er mich fort? Wir gehen zu Zwein. Wir müssen tiefer umschlungen sein. Dreieinig schreiten wir silbernen Takt. Luft geht freundlich und leicht. Luft hebt sich träumend, schwebend, öffnet Weg in weit atmendes Dunkel.

*

Menschenstern ging auf überm Feld zwischen Himmelsgrund und Nähe. Kirschblütenhelles Gesicht, warm durchsonnt, Stirne träufend von Licht, Augenglanz von lachender Seele durchtanzt, der Wangen herb geformtes Rund, leichter Lippen geschwungene Süße. Hoch lässig gestraffte Glieder in Schreitens jubelnder Melodie, von heller Hände leichtem, kühnem Flügelschlag umzogen.

Leise lachend hobst du dich auf. Dein Lächeln sprach: „Bruder, Liebster, Vatersternbild, Segen rieselnd, Wasserfall hell auf uns nieder. Kirschblütenstern über meinen Augen. Hoher Stiele Stehn und Biegen überm Feld. Schreitens Schlag in meinem Herzen.“

Leises Geläut verklang deines Lächelns Stimme. Fremden Schreitens Melodie schwang durch uns hin. Nahe Schönheit durchblühte dein Werden.

*

Deines Vaters Augen standen über dir die ganze Nacht.
 Hohe helle Wächter über deinem Ruh'n.
 Stille lagst du, tatest keinen Laut.
 Stummes Wundern funkelte durch deinen Traum.
 Tief grub fragendes Besinnen seine Spur. —
 Kreisend gingen kleine Wellen deines Bluts,
 Schritten ab den Umkreis vorgebornen Seins.
 Staunend starrtest du auf ungeheurer Fülle Vielgestalt,
 Weit aus Licht und Dunkel in dich eingestürmt.
 Leise schmiegtest du dich tief in mich hinein.
 Friedvoll über dir stand treuer Augen Wacht.

*

Von Osten hebt sich großes Gesicht; aus endloser Steppe steigt es auf. Gelbes Weizenfeld wogt auf seinem Haupt, Augen blau flutend mit weißen Wirbeln, helle Berge zusammengedrückt zu Wangen und Kinn. Ferne verschlingend kommt es heran über Länder und Wolken. Steigenden Atems, flutender Augen, spiegelnder Stirne zeugender Schwung weht Gottheit empor.

Atmend öffnest du dich. Sehrend, saugend tun sich auf alle Kammern deines Seins. Über dich stürzt blauer Flut kristallene Macht. Weiße Wirbel durchschäumen dein Blut. Aufgejagt wehst du durch gelbes rauschendes Feld, weiß gleitend durch hohe Bogen, jubelnd emporgeschnellt. Dann versunken im Blau traumlos tief ruhst du im Wunder neuer Geburt. Segnend bedeckt dich heiliger Steppe gründunkles Wehn. Wind mauert dich ein, hebt dich in Muschel aus Luftmetall aus alter Geburten und Tode schwarz aufbrandendem Meer. Über versinkendes schwarzes Meer hebt er dich hoch in grün-dunkles Wehn unter blau flutender Augen göttlich zeugende Macht.

*

Alle Menschen sind in enge Brunnen gefallen und sagen „ich, ich, ich“ und bleiben in engen Mauern vor jedem Du. Nur wenige sind weite weltschöne Frauen, einsam welthelle Männer, die wehen im Wir, die gleiten mit gebenden Händen über Brunnen und Wege.

Aus allen engen Brunnen kommen greifende Hände, fassen die weltweiten Hände der Frauen, reißen sie zu sich herein, schäumen ab Menschenschöne. Unwissend trinken sie heiligen Trank, sagen „ich, ich, ich“ verzaubert, verwunschen.

Oh du, aus unendlicher Weite in meinen Grenzen gefangen, verflogener Vogel, von Sternen geträufelt, du Unbekanntes, vergiß Heimat nie!

In Ichbrunnen stürz' ich dich. Bleib nicht versenkt! Mit dichter Mauer umfried' ich dich. Bleib nicht ummauert! Mit Weltweite umschäum' ich dich. So sei immer umweht! Nie beflecke segnende Menschenhand! Nie vergeude heiligen Trank!

*

In blau dunkelnden Schlaf liegst du tief gebettet, ruhest aus von ungeheurer Fahrt. Vergessen trinkt dein selig sinkendes Sein. Noch einmal zu Wachheit aufgerissen, sollst du schauen, was geschah:

Als große Stille uns umstand wie unbewegtes grau dämmerndes Meer, tat Geschlossenes sich auf, brach klingend der Weg auf durch Welt und Überwelt. Starker Wind trug uns hoch über zackiger Länder spielendes Bunt. Am dröhnenden Felsen saß weltum gebreitet, hoch aus sich selbst getürmt Schicksal mit mächtigen niederstürzenden Augen. Wind trug uns fort über Schicksals getürmte Macht. Hoch über Schicksals Haupt sanken wir nieder auf weicher silbergrün flutender Wiese, eingebettet ins fliegend-flutende Leicht.

Aus leuchtendem Brunnen kam helles Rinnsal nieder. Und ich trank mit zurückgebeugtem Gesicht. Du trankst mit mir lang, langsam, leise. Unter uns gingen Donner und Blitz und Gewalt. Unter uns ging Werdens vielfüßiges Tier und aller Gestaltung dumpf-chaotischer Drang.

Nie vergiß, daß wir selig-gedämpft dort ruhten hoch über Schicksals Haupt. Nie vergiß, daß wir tranken aus Urheimat leuchtendem Quell.

*

Einst wirst du fragen in Zweifelstraum, horchend hinausgebeugt in die Welt, horchend hinausgebeugt in dich selbst, wirst du fragen, wess Bluts du bist.

Höre, du Stimme, die fragt. Die dort oben ruhten im schwebenden Leicht, emporgeweht über Schicksals Haupt, die dort oben tranken gleich dir am Quell, die sind deines Bluts, du bist ihres Bluts. Dich bindet und löst kein anderes Band, wie auch Liebe und Pflicht und Schicksals Hand dich treibt und hält und umgürtet.

Es flog ein Vogel über sich selbst hinaus. Da ward Luft ihm leicht. Da ward sein Fliegen seliger Sang. Nie mehr flog er ins Schwere zurück. So entringt dem Schicksal sich Menschengeschick.

Hingestreckt auf weiß leuchtendem Wolkenkamm gleitest du ostwärts gewandt. Aller Schönheit steigenden Duft trinkt dein Blut.

Deines Werdens weiche Gewalt reißt empor schmaler Lippen gewölbte Blüte, Reinheit lichtumfächelter Stirne, Urwelt wissender Augen Tiefe, zu Ruhe geglättet.

Aus ruhendem Bergsee steigt du auf ins Wolkengleiten. In mir dein Ruhem, in mir dein Gleiten. Aus Bergsees Ruhe strahlst du mir. Aus Wolken überwehst du mich. Wo dein Bild steht, stirbt böse Gewalt. Blumen umquellen dich rötlich.

*

Aller wehenden Felder goldne Weite mündet in dir. Grünes Rauschen gewölbter Wipfel dunkel-hell steigt auf zu dir.

Gelber Felsen zackiger, leuchtender Trotz, steil in Himmel gebrannt, ragt stolz in dich hinein. Aus dir rieseln gesammelt alle singenden Bäche silbern nieder. Sterne stürzen, Sonnen kreisen. Du bist in ihrem Kreis und Sturz. Sie strahlen in deinem Werden. Ihrer Gesetze Gewalt schreitet donnernd durch deinen Traum.

*

Weißt du die Nacht, da Abgrund unter dir starrte, vor deinen schimmernden Füßen dunkel aufgetan? Um dein Haupt strichen schwarze Vögel mit schwerem Gefieder. Hart hinter dir stand vernichtender Augen Brand, spie aus Welten und Himmel und Hölle verbrennendes Gift. Urwelt Verdammnis stieg schwärzliche Wolke donnernd über dir auf, dich zu verschlingen bereit, bereit zu vernichtendem Sturz.

Doch du standest in Ruhe unsagbar schwebend gefaßt, blau überleuchtend mit schimmernden Augen schwarzes Gewölk.

Da brach nieder Gnade weißer Strahl. Weithin quoll weißer Blüten schäumende Pracht. Und in weißem Duft zerschmolz und zerrann dunkle Gewalt.

*

Aus schlichter Güte weitem Menschenland kommst du, breitheller Strom, mir still entgegen.

Zur Rechten und Linken schäumen, rauschen, sprudeln stolze, wilde Gewässer. Breit strömend lächelst du.

Stauend grüß' ich dich. In allem wilden Geschäume sprühtest du auf und nieder, weiß zischend, grau durchregnet, bunt jauchzender Regenbogen, durch Himmel und Wolken.

Fielen deine Tropfen nieder aus Luft, Sturm, Wolkendickicht, Lichtfelsen auf schwarze, grünatmende Erde, rieselten warm durch alles Gewurzel der Dinge, rannen zusammen zu neuem, klarhellem Strom?

O du, so bleibe klar strömende Kraft, traumhell wissend in dir allen Wasserspiels aufstürzendes, lichtdurchjagtes Sprüh'n, alle dunklen, untergründigen Wirbell

*

Wie war ich müde von langem Gehn. Nun ruh' ich in dir.
Von steilen Wegen ohne Grün ruh' ich in dir. Von langem
Wandern ohne Trank ruh' ich in dir. Von bunter Bilder Über-
schwung ruh' ich in dir. Von Ansturm und Stoß, von Wettlauf
und Sieg, von Anprall und Sturz ruh' ich in dir. Von Glückes
weichem Hier ruh' ich in dir. Von meiner Toten weltschwerer
Bürde ruh' ich in dir. Von weitem Schweifen durch Seelen und
Länder ruh' ich in dir. Von hohen Flügen auf breiten Schwingen
ruh' ich in dir. Alles Weite sammelt sich in deinem Nah.
Alles Nahe quillt in dir zu Weite. Nah, fern brandet dein
weichendes Meer. Oh, wie lockt ferner Brandung Ton. Von Nähe,
von Ferne, von Brandung ruh' ich in dir. Von Lockung, von
Leben, von Tod ruh' ich in dir.

*

Von Last und Schwere träumt mein Leib. Wer tat Weltkugel
in mich hinein? Trag' ich ruhende Felsen, zuckende Flüsse?
Schwer geballt träumt es dunkel in mir. Wann bricht Erwachen
an? Schon silbert vor mir sich öffnend helle Weite. Breit hinter
mir wölbt sich wachsendes Dunkel. Ich trage dich.

In flachen Kreisen ebbt mein Wille zu schweigender Fläche.
Rand zerbricht. Grenze vergeht. Aufgetan bin ich ganz um dich
her allen Wachsens breitem Strom. In mich fluten ohne Halt Ding
und Drang. Nicht mehr hält dich mein Wille, nicht mein Leib.

Wandlung beginnt. Welt erwacht. Stark hebst du dich auf in
mir. Hoch schlägt mir ans Herz deine Kraft. Zuckende Bahn
schmerzstrahlend reißt durch mich hin. Hinter mir wächst schwarzer
Flügel wogende Nacht. Bunt flutend strömt Welt durch uns hin.

Carlo Mierendorff:

WORTKUNST / VON DER NOVELLE ZUM ROMAN

Die deutsche Dichtung, soweit ihr ein Ziel vorschwebte, das sich zum Begriff „Expressionismus“ fixierte, unterschied sich äußerlich vornehmlich durch die Sprache, durch ihre formale Unerhörtheit.

Die Aufgabe, vor die sie sich zunächst einmal gestellt sah, war, eine Sprache schaffen, einen Sprachschatz schöpferisch erneuen. Im Tumult der Flug- und Extrablätter war das Wort verloren gegangen. Die Rotationspressen hatten es zerquetscht. Was die Morgenzeitungen und Abendposten noch füllte, war ein stinkiger Absud. Es hieß die Sprache sieben, Abgegriffenes und Entwertetes entgültig außer Kurs setzen, das Gediegene aussondern. Im Grunde ein philologischer Akt. Zugleich aber ein Akt der Askese, denkt man an die Bäume Ullsteins. Ganz unten war anzufangen; man wurde karg. Wog die Worte, überschärfte die Empfindlichkeit, operierte die Wucherungen weg, jätete, ätzte, beschnitt. Suchte nach dem Gesetz, wie denn ein Satz gefügt sein müsse, daß er gut sei. Raffte zusammen, baute sehr klug mit dem Hirn und sehr hell von Gehör, sich aufs heftigste bescheidend und genügsam. Die Diät von Rekonvaleszenten lebend, kam langsam die Kraft. In diesem Prozeß geschah es nicht von ungefähr, daß man gerade die Novelle an sich riß. Es bedurfte eines Gerüstes zum Exerzieren. Ehe für Marathon konkurriert werden kann, muß auf der 100 Meter Bahn trainiert sein. Die Novelle ist als eine Sache von geringem Format leicht durch- und überschaubar und darum eher zu bewältigen. Indes diente sie ja zuerst anderen Zwecken. Handlung, Stoff, Problem, Vorwurf und Inhalt waren subalterne Angelegenheiten. Die akademische Theorie des Expressionismus hat das hochtrabend begründet: „visionär schaffen“. In Wirklichkeit geschah, weil es viel näher stand, viel unmittelbarer beschäftigte: Das Problem der Wortgebung der Einzelheiten, die Erfassung *jeden* Dinges in der Welt, nicht ihrer Gesamtheit. Um der sprachlichen Bewältigung von Landschaft, Rednern, Blumen oder eines Droschkengauls war die Novelle da. Das Detail und

die Fülle in ihr wichtig, nicht eine imposant verschrobene Komplikation von Geschehnissen oder ein noch so genial und weitmaschig angelegtes Netz von Verhältnissen. Soweit war man noch nicht. Erst galt es die Balken zurichten. In der Novelle ließ sich dann mit einem schlichten, zuweilen groß und schön gewölbten Bogen (was ein ästhetischer Reiz dazu ist) überspannen, indem ein X-beliebiger sein Leben von Geburt zum Tod hin abschnitt, oder einem sehr zufälligen „Er“ ein von wundersamen Ereignissen angefüllter Ausschnitt eines Tages unterschoben wurde. *Sein* Schicksal war nebensächlich und oft darum die Verknüpfung zwischen ihm und dem Erlebten äußerst bizarr. Von weltentdeckerischer Bedeutung wurde aber, wenn dieses oder jenes mit einem Griff gefaßt und hingestellt war. Dies zu erledigen blieb nicht der Genialität allein vorbehalten. Es mußten sehr viele mit Hand anlegen. Sie werden sich bescheiden müssen, dafür anonym in der Historie zu rangieren. Ihre Arbeit bleibt.

Zudem kommt noch ein anderes. Im Erblicken erlebte die Welt eine Wandlung. Sie begann sich aufzulösen. Sie zerfiel vor dem Beschauer. Sie bestand nicht mehr aus in sich Ruhendem, Gesetztem und Gefügtem. (Das rührt nicht bloß von den Autos, den Films, den Trambahnen und den Lifts her.) Die Dinge rückten sehr heran, wurden problematisch und enthüllten sich aus der Nähe als endlose Bewegungen in sich. Sie noch in statischem Übereinander zu reproduzieren, war fürderhin unmöglich. Das Problem, sie in ihrem Schwingen darzustellen, wurde brennend. Den *Flug* der Dinge statt ihres So-seins galt es zu geben, alle ihre Bezogenheiten aufeinander, ihr Nachbarliches, ihr Da-beginnen und Dorthin-weisen. Das hieß, in einem gesagt, die Sprache dynamisieren. Die Impressionisten hatten einmal etwas davon gehänt, als sie nervös zu kritzeln begannen; es blieb ein Nacheinander. Auch Naturtreue vermag nimmer das Wesen einer Sache aufzuspießen. *Es ist* geschehen, wurde ihre Atmosphäre eingefangen. In der Verspannung des Satzgefüges ist die Verspannung der Dinge ausgesagt, die so gewaltig sein kann, daß sich die Diktion bis zu skurrilen Verschränkungen schrauben muß. Aber die ungeheuer differenzierten Spannungsunterschiede hört nur ein feines Ohr und das ist das Maß: Bild und Nachbild dürfen untereinander nicht divergieren. Sie müssen auf denselben Grad gestellt sein, dann ist es derselbe Klang.

Für solche völlig neue Einstellung gewann alles Diesseitige neuen Reiz, er war neu zu erschaffen. Denn erst was gesagt ist, existiert. In dergestalt Schilderung federt alles, lastet und wiegt sich, wippt und ist immer in Bewegung durch sich selbst. Da ist

alles fabelhaft in einander verzahnt und verflochten. Alles ergreift Geschwindigkeit, nimmt Tempo an und strömt in Bewegung ein. Es zittert in den Planken, bäumt sich und schießt in unerhörter Gallopade los. Kein besseres Übungsfeld dafür als der schmale, lange, nach den Seiten durch Zäune wohl hehütete Sprunggarten der Novelle.

Unter diesen Aufgaben stand eine Generation, erkennbar im Lauf der Zeit an den Exponenten der Linie von Frank, Döblin, über Sternheim und Edschmid bis Kaffka laufend. Heute, wo die Vorarbeit geschafft und das Werkzeug geschliffen ist, geht es an das eigentliche Werk. Jetzt braucht es nicht mehr Zurückhaltung, weil ein Versuch verfrüht und eine gefährliche Verführung sei. Man muß heran und wer stark ist, wird die Aufgabe suchen. Am Roman haben die Repräsentanten der Generation sich zu beweisen. Der Tag ist da. Novellenbücher, die hervorschießen haben keine Bedeutung mehr. In der Avantgarde steht der Roman. Um rechten zu können, ist aber immer zu bedenken, von welcher Seite her unsere Epoche an ihn herankommt, um wieviel schwerer hier der Anspruch ist. Denn niemand ist in diesem Jahrhundert, dem im Blut die Tradition der großen Form gegeben wäre. Sie will in jeder Hinsicht und Schritt für Schritt erst experimentell erungen werden. Es heißt sich über sie stürzen, um sie ringen. Ihr nach der Kehle fahren. Das wertet. Entgleiten ist keine endgültige Niederlage. Der Roman ist etwas durch und durch anderes. Nicht etwa eine Aufblähung der Novelle. Diese Arbeit aber ist erst gelernt.

Döblin¹⁾ begann. Seine Bücher stehen starr und gefügt. Es liegt, meint man, faßt Jahre zurück. Nun zeigt Sternheim den Seinen²⁾ an. Auch Krell versucht sich, nennt es zurückhaltend noch Erzählung³⁾, geht imponierend verbissen auf die Sache los. Man muß vor einem solchen Stück Arbeit salutieren, es ist diszipliniert gemacht, auch wenn es nicht gelang, so ehrlich und so sympathisch wie nicht alle Schmarren zusammen, die in den nächsten 50 Jahren noch bei Georg Müller erscheinen werden. Edschmid schließt die Arbeit von vier Jahren ab.⁴⁾ Vielleicht mit dem entschiedenen Gefühl, hier einen Strich zu machen, sehr vieles damit abzutun, das an sich rund genug ist. Ein gedrucktes Buch ist für den Autor eine erledigte Sache, eine Befreiung und längst passé. Edschmid, einer von den paar Leuten, die die

¹⁾ „Die Sprünge des Wang-Sun,“ „Woodzeks Kampf mit der Dampfmaschine“. (S. Fischer, Berlin.)

²⁾ „Europa“, bei Kurt Wolff, München.

³⁾ „Die Waringette“. Ernst Rohwolt Verlag Berlin.

⁴⁾ „Die schattenen Kugeln“. Paul Cassirer, Berlin.

Gabe haben, in deutscher Sprache dynamisch zu schreiben, im seltenen Besitz eines inneren Reichtums an Figuren, Szenerie und Bild, was gelang ihm?

Dynamische Darstellung ergibt immer eine lineare Kurve, wie der Schuß einer Rakete, die Bögen eines Fliegers, das Zick-Zack eines Autos. Sie wird immer mit der Stirn vorstürzen, als Bahn Chausseen oder ein Schienengleis haben. Was mitgenommen wird, wird im Vorbeiflug errafft, vom Beschauer hereingerissen, erscheint kurz, in höchstens zwei Ansichten, von vorn, von der Seite, vielleicht noch einmal im Zurückblick. Es wird sich ein- und an- und aufeinanderreihen gleich einem Filmband. Baum, Haus, Passanten, Bahnhof, Lokomotive, Hotel, Pistole, Mond, Knie, Garten, Diamant und Pferde erscheinen stets nur in der Beziehung auf das Dasein dessen, der da durchläuft. So ordnet sich die Welt unter Perspektiven wie einem Forscher wohl ein neuentdeckter Kontinent, den er zum ersten Mal durchschreitet. Wohl hat er die Schau über das Land vom Ballon aus oder von Kamelssätteln. Aber soviel Steine er auch aufhebt, Gebirge übersteigt, Seen durchschifft — bei allem Kreuz und Quer bleibt das Land nur Projektion im Reisenden. Vieles wurde gesehen, betastet und gebucht, aber das meiste ist noch zu erraten, zu errechnen und zu kombinieren. Das Tatsächliche vermag erst Vermessung mit der Eindeutigkeit der Landkarte zu erschöpfen. So ist denn die Kurve dieses Romans, die alle Welt durchschwingt, der Art des Ablaufs nach im Grunde noch immer novellistisch. Sie zieht los, steigt sanft, stürzt hinab, wirft sich hinauf, überschlägt, rollt dumpf unterirdisch fort, verknotet sich, macht Arabesken, tänzelt, atmet auf, jagt, wird starr, donnert und steht. Solcherart, nicht aus dramatischer Konfrontation, entsteht die Skala der Affekte. *Ein* Mensch bewegt sich, *einer* erblickt, *einer* handelt, *einer* wünscht, *einer* treibt über die Kontinente. In *ihn* stürzt die ganze Fülle irdischer Sensationen, die jedergestalt Stationen sind, Prüfungen, Startlinien, Wendemarken, Kehren und Ziel. Durch die Entschlossenheit der Wendungen ist Milieu gegen Milieu scharfkantig abgesetzt. Das macht den Roman ungeheuer frisch. Daß eine Frau es ist, in der alles auf dieser Welt und dieser Lebzeiten sich abbildet, macht ihn einzigartig. So reizvoll könnte nur eines noch sein: eine Frau, an Begabung stark wie ein Mann, aber dennoch bis in die letzte Faser Frau, stellte dar, wie von ihr, der Frau aus gesehen im Mann sich Wunsch, Lust, Aufgabe und was da mehr ist, Gestaltung des Lebens schlechthin sich ereignet. Denn darauf sind wir doch neugierig. Aber die Frauen pflegen heutzutage nur schlecht schreibende Männer zu klischieren,

und die Männer, die schreiben, wissen nur Bescheid in der eigenen Sphäre, ordnen die Frau ein nach schematischen Rubriken als Ziel oder Objekt. Diese hier, Daisy, zum idealen Typ gemacht, vollkommen nach Rasse und Blutmischung, von Tradition geführt, in Gleichgewicht an Leib und Seele, ist also empfindlichste Membran, die Wellen der Weltbewegung abzuhorchen, den Wert der Dinge zu erproben. Indem sie alles durchkostet, vom Fabelhaften, ganz Seltenen bis ins Gemeine und Abscheuliche hinunter, nichts auslassend, es überwindet, abtut, immer auf ein Wertvolles und letztes späht, wird ihr Geschick gleichnishaft — Anleitung zum Leben. Dies aber, hat man gefordert, sei der Roman, nicht Unterhaltsamkeit oder Amusement. Ist es überhaupt möglich (und es ist wohl richtig), so sehe hier ich es zum ersten Mal gelöst. Denn das Heikle daran ist doch: es nicht auf eine Formel zu bringen, die sich auswendig hersagen läßt. Es nicht logisch versuchen mittels philosophischer Dispute. Nicht über die Sache oder von ihr reden, — sie vorführen. Gescheitheit scheidet hier. Dichten heißt, das Gedankliche versinnlicht veranschaulichen, es bildlich verlaublich machen, beispielhaft lehren. Nicht dem Gehirn beweisen, sondern das Blut bestimmen.

Was aber das Formale angeht, das vorerst noch so wichtig ist, so bricht es dennoch zum Roman durch. Ihn schreiben, erheischt Ökonomie der Kraft und langen Atem. Das Tempo ändern, die Stärke der Stimme wechseln können. In breiten Partien kündigt sich das an. Der jähe Schuß des Stroms staut sich und bildet schöne glatte Seen. Landschaft bricht auf, Wind weht herein, strenge Heiterkeit der Verwurzelung in der Scholle und Verschwisterung mit den stummen Körpern. Und da wirft plötzlich die Diktion das Asketische ab, reckt sich und beginnt sich aufzulockern. Tastet erst, dann bewegt sie sich mit der Sicherheit des in strengeren Exerzitien Geübten durch das Neue Element leicht und um sich selbst. Dies aber ist Symptom. Der Weg, der nun beschritten wird.

ELSE LASKER-SCHÜLER

Gesammelte Werke
in zehn Bänden

★

HEBRÄISCHE BALLADEN

Der Gedichte erster Teil
12 Mark, in Pappband 15 Mark

DIE KUPPEL

Der Gedichte zweiter Teil
12 Mark, in Pappband 15 Mark

ESSAYS

12 Mark, in Pappband 15 Mark

GESICHTE

12 Mark, in Pappband 15 Mark

DIE NÄCHTE DER TINO VON BAGDAD

9 Mark, in Pappband 12 Mark

DER MALIK

Eine Kallergeschichte
16 Mark, in Pappband 20 Mark
Signierte Vorzugsausgabe auf Bütten 100 Mark

DAS PETER · HILLE · BUCH

12 Mark, in Pappband 15 Mark
Signierte Vorzugsausgabe auf Bütten 100 Mark

DIE WUPPER

Schauspiel in 5 Akten
12 Mark, in Pappband 15 Mark

DER PRINZ VON THEBEN

12 Mark, in Pappband 15 Mark

MEIN HERZ

Ein Liebesroman
12 Mark, in Pappband 15 Mark

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN

BERNHARD BERNSON

*Das Märchen
vom König Sonntag*

Mit einer Einbandzeichnung von

Max Slevogt

in Alexandrajapan gebunden

10 Mark

Von König Sonntags hellem Land, in dem die ganze Schöpfung liebevoll und fröhlich zueinander hält, erzählt diese formenreine Dichtung, die ein echtes Märchen ist: denn es ist einfach und tief, frisch und weise, unwirklich und voller Leben. Phantasie baute diese sonnige Welt, in der man staunend schaut, leicht atmet, ernsthaft lächelt, wie Kinder es tun. Aus diesem Geist gestaltete auch Max Slevogts Meisterhand die Zeichnung zum Einband.

Von diesem Werk wurden 220 nummerierte und vom Verfasser handschriftlich signierte Exemplare hergestellt, von denen 200 in den Handel kommen. Das Buch ist auf echtes Zandersbütten gedruckt und in grünes Halbpergament gebunden. Die Einbandzeichnung von Max Slevogt wurde in einem Druck in Originalgröße beigelegt. Der Preis dieser Vorzugsausgabe beträgt (einschl. Luxussteuer)

60 Mark

PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

DIE WEISSEN BLÄTTER
EINE MONATSSCHRIFT

SIEBENTER JAHRGANG
JULI-DEZEMBER 1920

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W 10

INHALTSVERZEICHNIS

I.

AUFSÄTZE UND GLOSSEN

	HEFT	SEITE
Bernhard Bernson: Dadaistenwitz	VII	330
Ernst Blaß: Zum Geist der Utopie	XI	540
Paul Colin: Französische Chronik	VIII	382
Paul Colin: Französische Chronik	XI	534
George Duhamel: Der Schriftsteller und das Zeitgeschehen	VII	283
Aus Eichendorffs Studententagebuch in Halle	X	460
Gottfried Salomon: Beginn der Revolution (1848)	XII	543
René Schickele: Wie verhält es sich mit dem Expressionismus?	VIII	337
Ernst Weiß: Aus Ahira	IX	431
Rabindranath Tagore: Friede	IX	391
Ambroise Vollard: Ein Besuch bei Cézanne	VIII	341
Ambroise Vollard: Cézanne und Zola . .	IX	414

II.

GEDICHTE

Johannes R. Becher: Gedichte	XII	554
A. Bellack: David	VIII	340

	HEFT	SEITE
Ernst Blaß: Gedichte	VII	302
Hans H. Busse: Gedichte	X	465
Else Lasker-Schüler: Carl Schleich	IX	412
Else Lasker-Schüler: Gott hör	XI	505
Anton Schnack: Drei Gedichte	VIII	354
Bruno Schönlanck: Zwei Gedichte	IX	437
Carl Maria Weber: Der brennende Monat	IX	427

III.

EPOS UND DRAMA

Paul Adler: Geschichte aus „Die Guoten“	X	441
Ernst Barlach: Die echten Sedemunds . .	VII	304
	VIII	357
Ernst Barlach: Aus Seespecks Wedeler Tagen	XII	561
Kasimir Edschmid: Särö	X	466
	XI	506
	XII	571
Walter Hasenclever: Jenseits	IX	394
Wladimir Korolenko: Lichtlein	IX	435
Ernst Toller: Die Rache des verhöhnten Liebhabers	XI	489
Ernst Weiß: Aus Ahira	IX	431

* *

Bücherschau	VII	334
Bücherschau	IX	438
Bücherschau	XI	541

S o e b e n e r s c h e i n t :

Franz Marc

Briefe, Aufzeichnungen und
Aphorismen

In zwei Leinenbänden gebunden
100 Mark



Dieses Werk ist ein Gedenkbuch: es enthält die letzten Äußerungen des Menschen und Malers Franz Marc. Der erste Band umfaßt Briefe, die Marc aus dem Felde schrieb, Aufzeichnungen und Aphorismen, in denen tiefe, weltanschauliche Bekenntnisse niedergelegt sind. Der zweite Band gibt Marcs letztes Skizzenbuch in 38 Lichtdrucken wieder. Die Ausgabe enthält ferner einen farbigen Lichtdruck nach der Skizze zu dem Gemälde „Eierschicksale“. Die beiden Bände, auf deren Ausstattung die größte Sorgfalt verwandt wurde, mögen dazu beitragen, das Verständnis für den großen Menschen und Maler Franz Marc zu vertiefen.



Von diesem Werke wurden 320 nummerierte Exemplare, von denen 300 in den Handel kommen, auf Büttenpapier gedruckt und beide Bände in Wildleder gebunden. Der Textband enthält vier weitere Farbenlichtdrucke nach Aquarellen von Franz Marc. 500 Mark



PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

SIEBENTES HEFT ♦ ♦ 7. JAHRGANG ♦ ♦ JULI 1920

INHALT:

**Georges Duhamel:
Der Schriftsteller und das Zeitgeschehen**

Ernst Blass: Gedichte

Ernst Barlach: Die echten Sedemunds

Bernhard Bernson: Dadaistenwitz

Bücherschau

EINZELHEFT 4 MARK

VIERTELJÄHRL. 12 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

SOEBEN ERSCHIENEN:

BERNHARD BERNSON

*Das Märchen
vom König Sonntag*

Mit einer Einbandzeichnung von

M a x S l e v o g t

in Alexandrajapan gebunden

10 Mark

Von König Sonntags hellem Land, in dem die ganze Schöpfung liebevoll und fröhlich zueinander hält, erzählt diese formenreine Dichtung, die ein echtes Märchen ist: denn es ist einfach und tief, frisch und weise, unwirklich und voller Leben. Phantasie baute diese sonnige Welt, in der man staunend schaut, leicht atmet, ernsthaft lächelt, wie Kinder es tun. Aus diesem Geist gestaltete auch Max Slevogts Meisterhand die Zeichnung zum Einband.

Von diesem Werk wurden 220 nummerierte und vom Verfasser handschriftlich signierte Exemplare hergestellt, von denen 200 in den Handel kommen. Das Buch ist auf echtes Zandersbütten gedruckt und in grünes Halbpergament gebunden. Die Einbandzeichnung von Max Slevogt wurde in einem Druck in Originalgröße beigelegt.

Der Preis dieser Vorschauausgabe

beträgt (einschl. Luxussteuer)

60 Mark

PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

Georges Duhamel:

DER SCHRIFTSTELLER UND DAS ZEITGESCHEHEN

In einem Gedicht der „Augustgedanken“, das als einzige Überschrift eine Widmung an Villemain trägt, und die er selbst als „halbkritische Epistel“ bezeichnet, schildert Sainte-Beuve die Helden des Romantizismus und spricht von Hugo und Vigny folgendermaßen:

Hugo in blanken Waffen
(Ein stolzer Edelmann, von Dantes Geist erschaffen,
Pisaner oder Florentiner), zäher Held,
Er hielt im Kampfgetös das Banner übers Feld
Und hält es heute noch; doch Vigny still und fein,
Verschloß sich früh schon wie im Turm von Elfenbein.

Diese mittelmäßigen Verse bezeichnen eine Epoche in der Literaturgeschichte. Der Schatten, den der geheiligte Berg auf die Ebene wirft, gewinnt ein neues Relief, denn der Turm von Elfenbein, den der Lateiner einst anpries, ragt mit seiner stolzen Silhouette in den modernen Himmel empor. So ist der Name denn gefunden, das heißt anerkannt und geheiligt für den erhabenen Ort, wohin die Dichter ihre Zuflucht nehmen, wo sie ihr Nest errichten.

Diesem Ausspruch, der unter der Feder Sainte-Beuves eigentlich nur eine selige Erinnerung, ein geschicktes Bild war, wird von nun an unleugbar eine ästhetische und moralische Realität entspringen.

Sicherlich kannten die Schriftsteller vergangener Jahrhunderte den Wert der Einsamkeit. Einige vermochten sogar, wie einst der hellenische Krieger, ihrer Absonderung den Sinn und die Würde einer wirklichen Zurückgezogenheit unter das Zeltdach verleihen. Aber der elfenbeinerne Turm ist im wesentlichen ein Bauwerk des neunzehnten Jahrhunderts, er ist zeitgenössische Architektur. Der elfenbeinerne Turm charakterisiert einen Stil, predigt eine Doktrin und stellt eine Revolution des Geistes dar.

Des Jahrhunderts überdrüssig, von hohen moralischen und religiösen Begriffen gequält, kann sich Blaise Pascal mit zweiunddreißig Jahren in das aristokratische Grab von Port-Royal einschließen. Unter dem Zwange eines fanatischen Glaubens konnte Racine auf dem Gipfel seines literarischen Ruhmes die Welt ver-

lassen, um seinem Heim und seinem Heil zu leben. Doch wird niemand daran denken, von diesen beiden großen Männern zu sagen, daß sie sich in den elfenbeinernen Turm eingeschlossen hätten.

Der Romantizismus mußte kommen, damit dieser erhabene Turm endgültig zum Besitz des Schriftstellers wurde, dem allein Schlüssel und Geheimnisse dieses Turmes bekannt sind.

Bis zum neunzehnten Jahrhundert haben die Schriftsteller es klugerweise für ihre Aufgabe angesehen, die Menschen, die Natur, die tausend Bilder des Weltalls zu betrachten, sie in gewissenhafter oder phantastischer Weise zu schildern und aus ihren Beobachtungen Lehren und Gesetze zu ziehen oder ziehen zu lassen. Um ihr Werk zu vollenden, oder um tiefen Neigungen nachzugeben, oder um ihre Traurigkeit zu sänftigen, oder um sich unbarmherziger Gegner zu entledigen, haben sie zuweilen ein Asyl fern vom Strudel der Gesellschaft gesucht. Sie haben niemals geglaubt, daß ihre Heiterkeit nur durch eine gänzliche Zurückgezogenheit zu erkaufen wäre, und daß, um rein zu bleiben, ihre Mission zu erfüllen, sie sich vom Leben abwenden und ihr Alter in einem Heiligtum verbringen müßten, das der Allgemeinheit verschlossen wäre.

Erst der Romantizismus bringt diese geistige Wendung, diesen ablehnenden Stolz, diesen fast feindlichen Hang zur Einsamkeit, dieses Bedürfnis, einen tiefen Graben zu ziehen zwischen dem lärmenden Leben und dem Allerheiligsten, in dem der Schriftsteller die Offenbarungen der Muse empfängt.

Alle Romantiker haben dieses Vorrecht als ihr Eigentum in Anspruch genommen. Zwar haben nicht alle, wie wir bald sehen werden, beständig danach gestrebt, doch haben alle mit Eifer, selbst mit Anmaßung ein Recht behauptet, das ihnen niemand streitig macht, und sie haben da einen elfenbeinernen Turm errichtet, wo das durchsichtige Zelt eines beleidigten Anführers genügt hätte.

Auf den Vorgebirgen, auf den Gipfeln der Riffe, an den Abhängen der Berge haben sich seitdem unzählige elfenbeinerne Türme erhoben. Der Parnaß hat die seinigen erbaut, besonders streng und volltönend. Der Turm des Symbolismus ist unzugänglicher, rauher und undurchdringlicher als alle anderen. In der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und am Anfang des zwanzigsten überwog diese Doktrin der stolzen Weltabgeschiedenheit, kaum angefochten durch den Naturalismus. Viele huldigten dem Prinzip, daß reine und hohe Kunstwerke nur in dem Schweigen des feingeschnitzten Zufluchtsturmes geschaffen werden konnten. Die Kunst erscheint wie eine freie geistige Offenbarung, unabhängig von Ereignissen und Zeitströmungen,

ohne jeden praktischen Nutzen, wie auch ohne soziale Konsequenzen, fremd allen großen menschlichen Stürmen, die die Welt durchtoben, ohne in Wahrheit das Antlitz der Seele zu verändern, ohne das Ewigkeitsbild der Seele zu zerstören.

Ein Wort, das sicher voller peinlicher Bedeutung und Verrufenheit ist, dient als Abschreckung der Schar, die die Seiten des Parnass bestürmt. Dieses Wort: die Politik, genießt mit voller Berechtigung einen elenden Ruf, den man auch wirklich nicht verteidigen kann.

Für die einen ist die Politik die Quelle alles Irrtums, für die anderen das Gefäß jeglicher Dummheit, für die Mehrzahl Ursache von Kompromiß und Verfall; die Politik scheint gewiß der Gegensatz aller Reinheit. Sie war und sie bleibt die Klippe, an der manche glänzende Begabung schon in ihren Anfängen scheiterte. Sie besudelt und vergiftet für immer die ideale Atmosphäre, in der das Genie atmen muß. Gegen die schlammige Brandung der Politik soll der elfenbeinerne Bau seine mächtigen Pfeiler und seine undurchdringlichen Mauern stemmen.

Man möge dieses Bild nicht für übertrieben halten. Ich werde den Vorgang ganz unparteiisch schildern. Ich will allen Meinungen gerecht werden, mit dem festen Entschluß, Übertreibungen und Schwächen, Wohlbegründetes oder Haltloses zu sondern.

Das Gewitter, das Europa verwüstete, hat sich kaum gelegt, und schon erhebt sich wieder ein Kampf um alle die Streitigkeiten, die augenblicklich die literarische Welt entzweien.

Ein verdienstvoller Romanschriftsteller, der geschätzte Leiter einer Zeitschrift, deren heilsamer Einfluß auf die literarischen Sitten unaufhörlich ist, Eugen Monfort, hat während des Waffenstillstandes eine Umfrage gehalten. Der Text dieser Umfrage zeigt, wie sehr die Frage des elfenbeinernen Turmes brennend bleibt.

Beunruhigt von der leidenschaftlichen Heftigkeit, welche die zeitgenössischen Schriftsteller in den Strudel der Ereignisse reißt, fragt Herr Monfort sich und alle seine Genossen, ob es nicht gefährlich für das Schicksal der Kunst sei, daß die sozialen oder politischen Befangenheiten, gleich einem gewaltigen Sturm diesen klaren und tiefen Wasserspiegel trüben, den die Seele des Schriftstellers dem Weltall darbieten soll.

Eine Umfrage ist bei ihrem Urheber nie ganz ohne vorgefaßte Meinung. Eine Frage, wie sie Herr Montfort stellt, enthält meistens eine Befürchtung.

Hört man fragen, ob es für den Schriftsteller nicht notwendig ist, sich von den Sorgen der Zeit freizumachen, fühlt man, daß

der Leiter der „Marges“, der gewissenhafte Fragesteller, seine persönliche Antwort schon bereithält. Man errät, man versteht, daß nach seiner Ansicht die Reinheit der Kunst in Gefahr ist. Herr Montfort brennt augenscheinlich darauf, die Schriftstellerwelt an den Kultus des elfenbeinernen Turmes zu erinnern.

In dem Augenblick, in dem ich diese Zeilen schreibe, hat Herr Montfort noch nicht alle Antworten auf seinen Aufruf veröffentlicht. Wie auch diese Antworten ausfallen, wie kostbar die Lehren sein mögen, die sich aus der Debatte ergeben werden, nichts könnte die historische Untersuchung, die wir unternehmen wollen, beeinflussen.

Schließen wir uns dieser Umfrage an, teilen wir die Sorge Herrn Montfort's und vieler unserer Zeitgenossen, und wir wollen zunächst erforschen, in welchem Maße diese Unruhe berechtigt ist, wie weit die Anteilnahme des Schriftstellers an dem Zeitgeschehen das Schicksal der schönen Literatur gefährdet.

Ich habe die Worte „historische Untersuchung“ ausgesprochen. Eigentlich ist diese Formel ein wenig anspruchsvoll.

Es soll uns genügen, die erhabenen Beispiele aufzuzählen, die sich unserer Erinnerung darbieten. Wir wollen sehen, ob die großen Schriftsteller, wie man uns gern glauben machen möchte, sich enthalten haben, auf die großen Ereignisse ihrer Zeit zu reagieren oder daran teilzunehmen. Wir wollen untersuchen, ob sie nicht im Gegenteil oft im Lärm der Parteien die Stimme erhoben haben.

Ich muß mich entschuldigen, daß ich weit in unseren Erinnerungen zurückgehe. Aber sollten wir, weil es soweit zurückliegt, auf das Zeugnis von Aristoteles verzichten? Nein! Fangen wir denn mit Aristoteles an, und erinnern wir uns, daß dieser große Mann zweimal aus Athen fliehen mußte, um den Verfolgungen zu entgehen, denen die Anhänger Mazedoniens ausgesetzt waren; das erste Mal 384 vor Christi Geburt, das zweite Mal im Jahre 323, als Alexander starb.

Muß man die politische Kühnheit des Aristophanes erst erwähnen? Auf allen Seiten seiner Komödien bricht sie hervor. Sie war so groß, daß sie 388 ein Gesetz hervorrief, das durch Gewalt die Freiheiten der Bühne beschränken sollte.

Niemand würde glauben, daß Aesop darum verurteilt wurde vom hyampischen Felsen gestürzt zu werden, weil er einen heiligen Becher entwendet hatte. Ebensowenig könnte man andere als politische Ursachen bei der Hinrichtung des Sokrates nachweisen.

Lukan, dessen Charakter seinem Genie nicht immer ebenbürtig war, mußte sich die Adern öffnen, weil er an der Verschwörung Pisos teilgenommen hatte. Wenn dieselbe Todesart Petronius von Nero auferlegt wurde, so geschah es weniger wegen einer künstlerischen Eifersucht, als um den Dichter zu bestrafen, der an einem politischen Komplott teilgenommen hatte.

Juvenal verdankt seinem Widerstand gegen Menschen und Ereignisse seiner Zeit, daß er außerhalb Roms in einer Kolonie vegetieren mußte.

Epiktet, der große Philosoph und überhaupt ein großer Schriftsteller, wurde unter Domitian verbannt, trotzdem er seine Werke nur inspirierte oder diktierte.

Wir sehen, daß vom Altertum an die Verbannung und der Tod eine bedeutende Rolle in der Laufbahn der Männer spielten, die schrieben, sprachen oder dichteten.

Und was soll man von Dante sagen, der im Jahre 1301 aus Florenz verjagt wurde? Mochte jener den Ereignissen gleichgültig gegenüber gestanden haben, der die Rache einer Partei erdulden mußte, dem das Haus zerstört, das Vermögen eingezogen wurde, und der im Exil nach langen Jahren der Drangsal und der Verzweiflung starb?

Wir wollen nicht vergessen, daß wir die Memoiren eines Philippe de Commines der gezwungenen Untätigkeit verdanken, die ihm Ungnade und Gefangenschaft in Loches verschafften.

Weshalb nicht Camoëns nennen, den Dichter der Lusiade, der auf die Moluckeninseln verbannt und schließlich wegen seiner satirischen Urteile über den Vizekönig von Goa ins Gefängnis geworfen wurde?

Sagt nicht, daß die Liste zu lang wird: sie beginnt kaum, es ist unsere Pflicht, sie durchzugehen, wenn wir unser Glaubensbekenntnis erleuchten wollen.

Etienne Dolet, ein Buchdrucker und Schriftsteller, wurde verbannt, zweimal zum Tode verurteilt und lebendig verbrannt in Paris 1544.

Milton, der reine Dichter, zögert nicht, gegen den Thron Partei zu ergreifen und das Recht des Volkes dem Szepter gegenüber zu verteidigen.

Bacon, der große Bacon war so schwer kompromittiert in seinen öffentlichen Aemtern, deren er sich übrigens auf klägliche Weise entledigte, daß er im Jahre 1621 zu Gefängnis und Geldstrafe verurteilt wurde. Diese politischen Uebergriffe hinderten ihn meines Wissens nicht, eine der höchsten Leuchten in der Welt des Geistes zu sein.

Clément Marot, der in die sowohl politische wie religiöse, sogenannte „Schmähschriftenaffäre“ verwickelt war, tut besser daran, nach Italien zu fliehen.

Scarron stellt sein boshafte Talent in den Dienst der politischen Leidenschaften der Zeit: er leitet die „Mazarinade“.

Wurde Saint-Evremond nicht in die Bastille gesperrt, weil er sich getraut hat, über die Dinge seiner Zeit zu urteilen, und mußte er nicht das Land verlassen, um am englischen Hofe zu sterben?

Da wir gerade von England sprechen, wollen wir Daniel de Foë erwähnen, der wegen Vergehen gegen den Geist die Freuden des Schandpfahls kennen lernte und zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt wurde.

Doch da ist das achtzehnte Jahrhundert, und Voltaire, der sowohl für seinen satirischen Schwung als für seine Ideen die Prügelstrafe, das Gefängnis, die verschiedensten Verfolgungen kennen lernen mußte. Deshalb hörte er doch nicht auf, sich für die Geschehnisse seiner Zeit zu interessieren.

Ferner Diderot. Er mußte die Veröffentlichung seiner Encyclopädie zweimal aufschieben und wurde sogar in Vincennes gefangen gehalten, wo Rousseau ihn besuchte, wie in seinen „Confessions“ erzählt wird.

Was Rousseaus Teilnahme an den Bewegungen seines Jahrhunderts anbetrifft, ist sie ebenso berühmt wie die Verfolgungen, die er erleiden mußte.

Nun beginnt die Revolution, und wieder fließt Blut. Chamfort, Mirabeaus Freund und erklärter Gegner der Jakobiner, wird gezwungen, zwischen Todesstrafe und Selbstmord zu wählen. Der Verfasser der „Jeune Indienne“ entschied sich für den Selbstmord.

Chéniers Schicksal ist zu bekannt, als daß es notwendig wäre, darüber länger zu sprechen.

Auf dem Schafott fließt Fabre d'Eglantines Blut zusammen mit Dantons und Camille Desmoulins.

Eine schreckliche Zeit, eine stürmische Zeit, wo Worte wie „elfenbeinerner Turm“ absolut keine Bedeutung mehr haben konnten, denn selbst der weiche, schüchterne Florian ist in die revolutionären Bewegungen verwickelt und wird als verdächtig verhaftet.

Es sind wenige, die unparteiisch bleiben im Strudel dieser Ereignisse.

Chateaubriand — in vieler Beziehung so ganz „elfenbeinerner Turm“ — ist zuerst „Emigrant“, dann unter dem Konsulat Gesandter, während der Restauration Diplomat, Minister, Polemiker.

Benjamin Constant, der Verfasser von „Adolphe“, beweist, daß, wenn man es auch fertigbringt, mit größter Leidenschaft ver-

schiedene Male den Glauben und die Partei zu wechseln; man nichtsdestoweniger ein wunderbares Meisterwerk schreiben kann.

Da wir Constant genannt haben, wollen wir sogleich von Madame de Staël sprechen, die die verschiedensten Exile ausgekostet hat, und dieses gewiß nicht aus literarischen, sondern aus politischen Gründen.

Und Paul Louis Courier! Er wurde das Opfer seiner Kühnheit und seiner Popularität zur Restaurationszeit; er hatte sie mit zwei Monaten Gefängnis und 200 Frank Geldstrafe zu büßen. Man muß gestehen, er ist billig fortgekommen.

Vergessen wir nicht, daß Schiller seine Jugend gänzlich republikanischen Ideen und der leidenschaftlichen Satire über den Despotismus widmete.

Kehren wir zu den französischen Romantikern zurück. Wie ich soeben sagte, haben sie den elfenbeinernen Turm errichtet. Man muß jedoch anerkennen, daß sie sehr oft mutig die schützenden Mauern verlassen haben.

Hugo, der größte von allen, hat achtzehn Jahre in der Verbannung gelebt. Die Hälfte seiner Schriften bildet einen Kommentar voller Feuer und Kraft zu den Ereignissen seiner Epoche. Alle Saiten dieser gewaltigen Leier haben vor Entrüstung, vor Zorn, vor Mitleid gebebt. Wenn Victor Hugo jemals im elfenbeinernen Turm gelebt hat, dann hat offensichtlich die tyrannische Regierung ihm einen Kerker daraus gemacht.

Da wir den schönen Namen Hugo ausgesprochen haben, warum wollen wir nicht hinzufügen, daß sein Sohn Karl 1851 die Annehmlichkeiten des Gefängnisses gekostet hat, weil er einen weit-hinfallenden Artikel über die Todesstrafe geschrieben hat?

Und Lamartine! Lamartine, den wir an der Spitze der revolutionären Bewegung von 1848 sehen! Ich weiß es, ich weiß wohl, daß er den Anhängern des elfenbeinernen Turmes recht geben könnte. Es scheint, daß, sobald er die Tribüne bestiegen, er die Leier verlassen hat. Aber er bildet in dieser Beziehung eine Ausnahme,

Fügen wir hinzu, daß im Jahre 48 sogar die friedliche George Sand „Briefe an das Volk“ schrieb und sich mit Hingebung der sozialen Bewegung anschloß.

Die Aufzählung zieht sich in die Länge, ist aber noch nicht beendet. Man kann gar nicht genug Beispiele anführen, wenn es sich darum handelt, ein Problem aufzuklären und zu einer Überzeugung zu bringen.

Geldstrafe, Gefängnis, Verbannung, Todesstrafe! Die Geschichte der Literatur hallt wieder von dem Klirren der Schlüssel

in der Hand der Galeerensklavenwächter, von dem Schwingen des Beiles und der Stimme der Richter. Kann man noch sagen, daß alle großen Werke in der Stille des Arbeitszimmers entstanden sind, im Schoße einer behaglichen und friedlichen Zurückgezogenheit?

Wir sind aber noch nicht fertig: Lammenais wurde 1840 seiner sozialen Theorien wegen zu einem Jahre Gefängnis verurteilt.

Heinrich Heine lebte zu dieser Zeit in einem freiwilligen Exil, nach drei Jahren harten revolutionären Kampfes in seinem Lande.

Victor Cousin, der sein Kolleg in Frankreich nicht abhalten durfte, wurde während seiner Reise in Deutschland noch strenger behandelt, denn dort mußte er sechs Monate der Gefangenschaft verbüßen. Er verdankte seine Freilassung nur Hegels Intervention.

Wir können Shelley nicht vergessen, der von Stadt zu Stadt fliehen mußte, um sich vor den Verfolgungen der Regierung zu verstecken. Ebenso müssen wir Byrons gedenken, der auf Seiten der geknechteten Griechen gegen die Türken kämpfte und den Tod in diesem Kreuzzug fand.

Und jetzt will ich von Rußland sprechen, diesem Land, wo immer Bedrückung und Gewalttätigkeit herrschte; ich will von diesem Rußland sprechen, dessen bewundernswerte Schriftsteller nie aufgehört haben, leidenschaftlichen Widerspruch gegen die Institutionen, die Menschen und die Ereignisse zu erheben.

Der verbannte Puschkin lebte von 1820 bis 1824 in Ungnade.

Turgenieff, die Mäßigkeit und Vernunft selbst, hatte diese Art Exil zu ertragen, die für die Adligen die Verbannung auf ihr Gut bedeutet. So hat er bis 1854 gelebt.

Dostojewsky ist 1849 zum Tode verurteilt worden. Er wurde begnadigt, aber er hat vier Jahre im Kerker verbracht, aus dem er uns die erschütternden „Erinnerungen des Hauses der Toten“ geschenkt hat.

Der polnische Dichter Adam Mickiewicz ist von der Zarenregierung eingesperrt und verbannt worden.

Das Leben Tolstois ist ein langer Kampf gegen die bedrückenden Kräfte und ein langer Protest gegen die Geschehnisse.

Gorki ist nach der Revolution von 1905 ins Gefängnis geworfen worden. Seine literarische und seine politische Tätigkeit sind eng miteinander verknüpft.

Die Skandinavier haben die Slaven um nichts zu beneiden: Björnson wurde wegen seiner republikanischen Haltung 1870 zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Ibsen, obgleich er in einem seiner Gedichte geschrieben hat: „Der Lärm der Massen erschreckt mich, ich will meinen Rock nicht mit Straßenschmutz bespritzen lassen; in reinem Festgewand will ich den Tag der Zukunft erwarten . . .“, obgleich er, wie gesagt, seinen Geschmack für die Einsamkeit des Elfenbeinernen Turmes eingestanden hat, wurde er von der großen revolutionären Bewegung von 48 angesteckt. Er hat den aufständischen Ungarn Gedichte gewidmet. Er hat sich in der politischen Satire ausgezeichnet. Er hat edle tendenziöse Schriften verfaßt, die zeigen, daß das politische Geschehen ihn ebenso leidenschaftlich interessierte wie sittliche Probleme.

Aber zurück nach Frankreich. Weil Michelet immer wieder der Regierung entgegenarbeitete, durfte er sein Kolleg nicht lesen, und der zweite Dezember kostete ihn seine Stellung im Archiv.

Proudhons Interventionen in der Presse wurden so energisch geführt, daß er 1842 vor einen Gerichtshof gefordert und 1849 einsperrt wurde.

Man könnte noch unzählige andere nennen, deren Namen glanzvoll, und deren Werk bedeutend ist; auch der geliebte Verlaine muß Frankreich nach der Kommune verlassen; Zola wurde wegen seiner Offenheit zu einem Jahr Gefängnis, dreitausend Frank Geldstrafe – das ist wirklich billig – verurteilt und schließlich zu einer Art Verbannung nach England geschickt.

Nun sind wir in der zeitgenössischen Epoche angelangt. Ach, da hätten wir zu viel Dinge zu sagen, zu viel Namen zu nennen. Unsere Aufzählung kann keinen Anspruch auf Vollständigkeit machen. Übrigens, haben wir bei unserem kurzen Überblick nicht so manche Helden vergessen? Fenelon zum Beispiel, der nach seinem edlen „Brief an Ludwig XIV.“ in Ungnade starb. Und alle die italienischen Philosophen des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts: Vanini, dem man die Zunge herausriß, und der in Toulouse 1619 auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde, Campanella, der mehrere Male der Folter unterworfen wurde und siebenundzwanzig Jahre seines Lebens in Gefängnissen zubrachte. Giordano Bruno, der nach einer Laufbahn, die seines wunderbaren Charakters würdig war, in Rom lebendig verbrannt wurde.

Unter den großen Namen, die wir soeben aufzählten, gibt es Heilige und Märtyrer; manche sind nur Feuergeister; andere durch die Leidenschaft gequälte, unglückliche Seelen. Aber welche Lehre spricht aus dieser Anhäufung von Tatsachen! Welche Lehre!

Was hätten sie wohl, diese mutigen Genies, von dem elfenbeinernen Turm gedacht, diese mutigen Geister, die Ungerechtigkeit

und Gemeinheit nicht wie unvermeidliche Tatsachen hinnehmen wollten?

Alle diese hohen Geister, alle diese Meister des Gedankens haben sich geweigert, ihrer Gaben in einer ebenso friedlichen wie egoistischen Einsamkeit froh zu werden. Sie haben ihre Feder und ihre Seele in den Dienst der großen Sache gestellt. Sie haben sich gegen die Regierung der Bedrücker aufgelehnt, sie haben deren Verbrechen aufgedeckt. Sie wollten mit den Schauspielern der entehrenden Dramen keine gemeinsame Sache machen, sie wollten keine unterwürfigen Komplizen an schändlichen Ereignissen sein. Alle oder fast alle haben ihre Unabhängigkeit teuer bezahlt und ohne Zögern ihre Laufbahn, ihr Glück, sogar ihr Leben geopfert.

Eine ähnliche glorreiche Ungnade war weder für den arbeitsamen Herrn Faguet, noch für den weitschweifigen Herrn Georges Ohnet zu befürchten. Ebenso wenig bedroht sie die ruhige Karriere eines Auguste Dorchain und Jean Aicard.

Sicher ist die klare und ärmliche Existenz eines Octave Feuillet dazu angetan, allen denen als Beispiel zu dienen, die fürchten, ihr Talent in dem Wirbelsturm der Ereignisse zu gefährden. Aber welcher Schriftsteller, der dieses Namens würdig ist, würde zögern, sollte er wählen zwischen dem Schicksal eines Octave Feuillet und eines Dante Alighieri?

Brauchen wir noch mehr Dokumente und Beweise? Fügen wir hinzu, daß neben allen diesen großen Männern, die in ihrer Teilnahme an den Ereignissen den Ruin, die Verzweiflung oder den Tod gefunden haben, es auch eine unendliche Anzahl von anderen gibt, die sich mit Glück, Ehre oder Nutzen in öffentliche Angelegenheiten haben mischen können: Aischylos hat in Marathon gekämpft, in Salamis und in Platäa. Sophokles hat zweimal die Funktionen eines Strategen erfüllt. Tacitus erhielt unter Nerva das Konsulat. Petrarca erfüllte zahlreiche diplomatische Missionen; er wurde sogar der Unterhändler eines Friedensvertrages zwischen Genua und Venedig. Montaigne hat öffentliche Ämter in seiner Provinz bekleidet. Ariost hat 1522 vom Herzog Hercules ein Amt als Gouverneur eines Distrikts in den Apeninen angenommen. Cervantes verlor als Soldat eine Hand in der Schlacht, er nahm an dem Kampf von Lépanto teil. Swift war mit Eifer und Unbeständigkeit bald Whig und bald Tory. Sheridan war Mitglied des Hauses der Gemeinen. Der Olympier Goethe wohnte der Schlacht von Valmy bei. Am Abend dieser Schlacht kündete er die „Geburt der neuen Welt“ an. Goethe war Dichter, Gelehrter und Politiker.

Genug davon! Ich höre auf, nicht weil es mir an Namen fehlt, aber ich will diese trockene statistische Aufzählung nicht noch ver-

längern. Ich höre auf, aber ich will noch bemerken, daß ich meinem Titel getreu, nur Dichter, Schriftsteller oder Denker, die auch angesehenen Schriftsteller waren, genannt habe. Ich will in die Debatte nicht die unzähligen Gelehrten, Musiker und Maler hineinziehen, die es nicht ihres Genies für unwürdig hielten, an den großen sozialen Konflikten teilzunehmen. Ich scheidet die Staatsmänner aus, bei denen das Zeitgeschehen eigentlich der Beruf selbst ist, ich scheidet sie aus, obwohl es unter ihnen auch einen Cicero gegeben hat.

So eindrucksvoll alle diese angeführten Zeugen sind, verlangen sie eine Prüfung. So groß auch unsere Achtung für die Meister ist, deren stolze Gestalten wir heraufbeschworen haben, sind wir bereit, auch ihre Irrtümer anzuerkennen und, wenn es nötig ist, sie zu verurteilen. Haben diese bewundernswerten Männer unrecht gehabt, die Gedankenwelt, das Königreich der Träume zu verlassen, um in die Politik herabzusteigen?

Es läuft auf die Frage hinaus, ob die Schriftsteller, deren Erlebnisse wir soeben kurz zusammengefaßt haben, an ihrer Mission gesündigt haben.

Nun wohl, für fast alle antworte ich mit nein.

Ich stelle zuerst grundsätzlich fest, daß es keine schriftstellerische Mission gibt im Gegensatz zu dem, was man im allgemeinen die Mission jedes Menschen nennt. Ich stelle grundsätzlich fest, daß jeder Mensch, so bedeutend das Genie ist, dessen Gefäß, dessen Träger er ist, nicht ohne Unwürdigkeit seine Menschenpflicht seiner Pflicht als Schriftsteller zum Opfer bringen und jene vor dieser erniedrigen kann.

Ich habe die Worte Gefäß, Träger ausgesprochen. Ich komme auf diese Worte zurück, die dem Gegner eine leichte Handhabe bieten können. Ich komme auf diese Worte zurück, um klarzustellen, was ich meine.

Wenn das Genie eine angeborene Gabe ist, so bedeutet es auch nach dem berühmten Wort Genie: Fleiß. Es gibt kaum ein Beispiel dafür, daß das Genie dem, der es trägt und zur Entfaltung bringt, gänzlich fremd bleibt. Wie Emerson so richtig sagt, ist es der Charakter, der vorangeht: dem Charakter verdankt das Genie seine schönsten Erfolge. Ein herrliches Genie in einem mittelmäßigen Gefäß gleicht einer kostbaren Saat, einer undankbaren Erde anvertraut; ohne Zweifel gibt es das und hat es oft gegeben; aber es ist ein unharmonischer, peinlicher Anblick, und wir lieben besonders diejenigen unter den großen Männern, die ein Heldenantlitz haben, diejenigen, die trotz ihrer Fehler und ihrer Irrtümer sich des Genies würdig zeigen, das die Natur

ihnen anvertraut hat. Es gibt keine großen Seelen ohne Schwäche; aber es gibt keine großen Seelen, die nicht in irgend einem Augenblick ihres Lebens durch Handlungen das Maß ihres Reichtums gezeigt haben.

Diese Abschweifung führt uns zu unserem Ausgangspunkt zurück. Im allgemeinen ist das Genie soviel wert wie der Mensch. Eine tiefe Beziehung bleibt zwischen der übernatürlichen Macht, die gewissen Individuen übertragen ist und dem Gebrauch, den sie davon machen. Der Schriftsteller, der seiner Mission als Schriftsteller seine menschlichen Verpflichtungen opferte, würde gerade dieser Mission fast jedes Interesse und fast jedes Gewicht nehmen.

Es scheint vor allem das Amt des Dichters, des Schaffenden, zu sein, etwas Schönes aufzubauen. Meine Liebe für das Schöne ist tief, aber ich versichere, daß eine große Tat etwas Schönes ist. Ich versichere auch, daß eine häßliche Handlung selbst ein hohes Andenken besudeln kann, und daß es in meinen Augen einen Schatten auf die Arbeiten eines Mannes werfen kann.

Und dann halte ich es auch nicht für unmöglich, daß ein Kunstwerk die Fehler und den Makel des Geistes, durch den es entstand, irgendwo nicht verrät.

Nein, gewiß nicht, man kann nicht ohne Gefahr den Menschen vom Künstler trennen, die Mission des letzteren bleibt in weitem Maße der Haltung des ersteren untergeordnet.

Es ist eine alte Streitfrage. Aber diese erste Behauptung führt mich zu einer anderen, die ernster ist: je größer der Künstler, um so größer sind seine menschlichen Verpflichtungen. Wer die erhabene Gabe empfangen hat, ist der übrigen Menschheit verpflichtet. Gerade weil er durch außergewöhnliche Hellsichtigkeit ausgezeichnet wurde, weil er die unbeschränkte Macht der Verführung hat, weil er den Menschen bis in die verschwiegensten Winkel ihres Herzens dringen kann, kennt der Künstler strenge Verpflichtungen, die er weder weglassen noch übertreten darf.

Wiel Das Schicksal hat euch eine Stimme gegeben wie alle Posaunen Jerichos. Werdet Ihr euch weigern, die Mauern der Dummheit und Grausamkeit einzustürzen?

Wiel Euer Auge versteht unter der schmeichlerischen Oberfläche Trug und Falschheit zu erkennen. Werdet Ihr für euch allein eure Entdeckung bewahren, werdet Ihr sie wie ein Geheimnis verbergen? Werdet Ihr nicht sagen, was Ihr gesehen habt?

Marc Aurel schreibt: Oft ist man ebenso schuldig, wenn man nichts tut, als wenn man gewisse Dinge tut. Ist euer Schweigen

Angst oder Mitschuld? Ihr wollt nicht sprechen, ihr, deren Amt und Recht es ist.

La Bruyère hat in einer Erleuchtung des Gewissens die bittere und elende Lage des Bauern erfaßt, der das Königreich ernährt. Er hat eine herzergreifende Schilderung dieser Vision hinterlassen, die sowohl wie seine satirischen Schilderungen die Dankbarkeit der Menschheit verdient.

Ihr, deren Beruf es ist, zu schreiben, wollt ihr nicht auch euren „königlichen Zehnten“ diesen edelmütigen Protest herausgeben, dem Vauban, der sogar doch kein Schriftsteller war, Ungnade und Verurteilung verdankte?

Eure Mission ist, das Leben zu beobachten und es zu schildern. Niemand verlangt von euch, parteiisch zu sein. Aber zu gewissen Stunden müßt ihr vor Gericht erscheinen und Zeugnis ablegen. Ihr schuldet eurem Genie diese Entfaltung, diese Sanktion, diese Befriedigung, diese erhabene Bekundung.

Wie wollt ihr die Menschen kennen lernen, eure anregenden Vorbilder, wenn ihr nicht willig seid, mit ihnen, für sie, durch sie zu leiden? Ihr seid die Maler des Lebens; aber in einem himmlisch verschlossenen elfenbeinernen Turm pulsiert „das Leben“ nicht, da gibt es nur Bilder, fernen Abglanz des Lebens. Man kann die Menschen nicht mit der kalten, objektiven Genauigkeit des Entomologen betrachten. Die wissenschaftlichen Methoden sind völlig geeignet, den Schriftsteller über den Zweck der Kunst und über die anwendbaren Mittel zu verwirren.

Die Erkenntnis der Menschen ist eine Leidenschaft, und dieses Wort bedeutet Leiden. Wenn ihr diese Inspiration nähren wollt, lebt zuerst! Der elfenbeinerne Turm ist für den Mathematiker geeignet; aber der Dichter und der Romanschriftsteller siechen zwischen den Mauern dahin, wenn sie nicht zuweilen daraus ent schlüpfen können.

Sagt nicht, daß die introspektive Methode genügt, um die Erfahrung des Schriftstellers zu bilden. Euer eigener Charakter ist euch ursprünglich so fern, so geheimnisvoll, wie der eines Unbekannten, dessen Silhouette ihr an der anderen Seite eines Flusses bemerkt. Wollt ihr eure Seele erkennen, müßt ihr sie mit anderen Seelen zusammenstoßen lassen. Wollt ihr den Widerhall eurer Seele erproben, dürft ihr sie dem Angriff feindlicher Kräfte nicht entziehen.

An feindlichen Kräften fehlt es nie. Einer wertvollen Seele wird es nie an Ereignissen fehlen, sich zu betätigen.

Ich erwarte einen Einwand und beuge ihm vor: man kann mir sagen, daß die Ungerechtigkeit, die Gemeinheit, die Dummheit,

der Geist der Gewalttätigkeit, mit einem Wort alle Ungeheuer, gegen welche die großen Geister in den Kampf eingetreten sind, die Hiebe, die das Genie ihnen versetzt hat, gar nicht merken. Unter diesen Umständen scheint es kindisch und nutzlos, immer wieder blutige Anstürme zu versuchen, die doch zerschellen müssen.

Man kann mir sagen, daß das mutige Opfer der Schriftsteller aller Zeiten kein Haar breit den gegenwärtigen Streit der Kräfte verschoben hat, seitdem die Menschen Menschen sind. Weshalb denn nach so vielen anderen in einen absurden Streit eintreten, der so ewig wie die Welt scheint?

Diese skeptische und verführerische Haltung ist gefährlich, sie würde schnell zu einem seelischen Vertrocknen führen, das unvereinbar mit der schöpferischen Feinfühligkeit ist. Sie hat immer nur für Naturen ohne Schwung und ohne Grazie gepaßt, die an der Tat zweifeln, sobald sie sich unfähig fühlen, sie zu vollbringen, und so wird es auch immer sein. Diese Haltung setzt eine widerliche Verkleinerung des Tatsächlichen voraus. Sie ist dem Wesen des poetischen Genies entgegengesetzt, wenn man das Wort Poesie hier in seinem hauptsächlich etymologischen Sinn von „Schöpfung“ nimmt.

Meister Jérôme Coignard, ein Sachverständiger in der Kunst des Zweifels, erkennt selbst an, daß das Herz allein den Dingen des Lebens einigen Wert gibt.

Und ein Schriftsteller faßt nicht den abstrakten Entschluß, sich in die Ereignisse hineinzumischen oder sich ihnen zu unterwerfen. Bald folgt er den Erkenntnissen seines Geistes, bald den Bewegungen seines Herzens. Er greift oft nur gezwungen ein, unter dem Drang einer erhabenen Überzeugung, der Inspiration ähnlich, die ihm seine Werke diktieren. Auch in dieser Beziehung gehorcht er seinem Genie.

Niemals noch vielleicht ist die Welt durch politische Ereignisse so tief, so verwickelt, so beunruhigend aufgewühlt worden, als in unserer Epoche. Niemals hat das Gewissen der Schriftsteller so dringende Rufe vernommen. Heute nun fordert man uns auf, zurück in den elfenbeinernen Turm zu ziehen, um dort hochmütige und heitere Werke zu vollenden, fern von dem Stöhnen der zerrissenen Menschheit.

Wir werden sogleich sehen, ob es geht oder nicht, den elfenbeinernen Turm zu verschmähen, ob es geht oder nicht, diesen Zufluchtsort aufzugeben und die Schlüssel unter die Tür zu schieben.

Die augenscheinliche Tatsache, die Tatsache, die uns alle trifft, uns alle bewegt, ist, daß die Menschheit noch nie so unglücklich,

so verirrt, ihrem Untergang so nahe war wie heute. Sie ist die Beute der Ereignisse, wie ein Märtyrer der Bestien in der Arena. Sie leidet und kennt kein Heilmittel für ihr Leiden. Blutend, verstümmelt, von denen verraten, die sie führen sollten, bis zur Agonie in unsinnige Unternehmungen hineinverwickelt, die über ihre Kraft gingen, in Abenteuer, in denen sie für lange das Bewußtsein ihrer Gaben, ihrer Pflichten und ihrer Zukunft verloren: diese Menschheit erinnert an das verblendete Ungeheuer, von dem Virgil spricht, an dieses mißgestaltete gewaltige und schmerzhaftes Ungeheuer, das tastend seinen Weg in der unergründlichen Finsternis sucht.

Diesen Augenblick hat man nun gewählt, um uns aufzufordern, an dem Geschehen nicht mehr teilzunehmen, in der Einsamkeit zu singen, in den Gärten des Klosters lebenswürdigen Streitereien über Metrik uns hinzugeben und unsere Ohren dem Lärm des Gedränges zu verschließen.

Dieses Wort kommt zur richtigen Stunde, und ich spreche es absichtlich aus; ein großes Herz, ein edelmütiges Herz hat diesem Wort ein unvorhergesehenes Schicksal bereitet. Der Verfasser von „Ueber dem Kampfgetümmel“, verweigerte es, sich in die Art von Sumpf fortreißen zu lassen, die das intellektuelle Europa überschwemmt und den kritischen Sinn mancher guten Geister in Gefahr bringt, und hat den Konflikt in eine höhere Sphäre gehoben. Dieser Konflikt ist noch nicht im Erlöschen.

Wenn man sich weigert, in diesem allgemeinen Wahnsinn das Bewußtsein zu verlieren, so heißt das noch nicht, auf seine Rolle zu verzichten, im Gegenteil, es heißt, seiner Rolle neuen Sinn zu verleihen. Der Mensch, der sich wirklich über jedem Getümmel erhaben gewähnt hätte, der hätte während des europäischen Krieges kaltblütig, ohne Kommentar ein Gedicht von viertausend Versen über die Tugenden des Asphodelos verübt.

Romain Rolland hat gezeigt, daß man sich über das Geschehen erheben könnte, um mit Kühnheit zu einem anderen schwierigeren Geschehen Stellung zu nehmen.

Dieses neue Geschehen, dieser höchste Konflikt entwickelt sich jetzt, wo andere Konflikte sich endlich zu lösen scheinen. Ein Ungewitter beruhigt sich, und schon ziehen sich andere Unwetter über den Höhen zusammen. Was wird die Menschheit in diesem Chaos machen, wenn die geistigen Führer sie wieder einmal zur Stunde der Prüfung im Stich lassen?

O Dichter des elfenbeinernen Turmes, vergeßt Ihr, daß die großen menschlichen Bewegungen nicht nur von großen Geistern

erzeugt, sondern auch geführt, erleuchtet worden sind? Vornehmheit und Reinheit sind ansteckend. Die Wirksamkeit des Beispiels ist eine erfahrungsmäßige Wahrheit. O Schöpfer des Gedankens, ihr, die ihr allein fähig seid, die Revolution der Sitten zu beseelen, wollt ihr den Vortritt den Rhetoren, den Komödianten, den Geschäftsleuten überlassen?

Kaum ist diese quälende Frage in dem Tumult der Epoche ausgerufen, füge ich hinzu, daß es mir nicht günstig erscheint, den elfenbeinernen Turm niederzureißen.

Der arme, reizende Jean-Marc Bernard, der im Geschützfeuer in Artois fiel, sagte häufig: „Zuerst die Politik“. Dieses Wort, das dem Spott einer Schriftstellerpartei diente, die mehr polemische als schaffende Begabung hatten, dieses Wort, das eine ganze Doktrin einschließt, zieht uns außerhalb des Bereichs der Kunst. Es riskiert zu verursachen, daß der Schriftsteller aufhört, ein Schriftsteller zu sein, um ein Zeitungsschreiber, ein Knecht, das Instrument einer Partei zu werden.

Ich denke, daß es gerecht und schön ist, wenn der Schriftsteller bei gewissen Gelegenheiten Partei ergreift. Aber der Schriftsteller soll Partei ergreifen, und nicht die Partei soll den Schriftsteller ergreifen.

Wolle man mir dieses Wortspiel verzeihen, es genügt, um die Alternative zu kennzeichnen. Entweder wird der Schriftsteller, durch schwerwiegende Gründe bestimmt, durch tiefen Impuls erschüttert, an dem Kampf teilnehmen, ohne einen Augenblick das Ruder zu verlassen, ohne auf sein freies Urteil zu verzichten. Oder er wird sich ohne Reserve den Kräften ausliefern, die um ihn geworben haben, und er wird der Sklave einer Gruppe, der Gefangene einer Formel werden.

Diese letzte Haltung ist der Natur des Künstlers so entgegengesetzt, daß es überflüssig scheint, über ihre Berechtigung zu diskutieren.

Der Schriftsteller soll ein Leiter, ein Führer, ein Inspirator sein; er kann nicht ein untergebener Diener, ein bezahlter Advokat sein, ohne herunterzukommen. Er zündet die Fackel an, er entfaltet die Standarte, er macht sich zum Schild oder Schwert, er bietet sich als Sühneopfer an. Verlangt nicht von ihm, ein Vollstrecker niedriger Werke zu sein. Die Kunst hat ihre Größe und ihren Dienst. Aber Dienst ist nicht Knechtschaft, ist nicht Sklaverei. Es kommt dem Schriftsteller zu, selbst seine Pflichten zu bestimmen und sie zu rechter Zeit zu erfüllen.

Eine Rolle in dem Geschehen spielen, eine schwankende Menge führen, gerechte Forderungen durch moralische Autorität stützen, Lösungen für menschliche Konflikte vorschlagen, das ist eine bewundernswürdige Pflicht. Das bringt es noch nicht mit sich, daß man in den Niedrigkeiten der Politik versinken muß.

Die zeitgenössische Politik ist fast überall auf einen solchen Grad von Verworrenheit gesunken, daß es durchaus verständlich ist, daß stolze Herzen, die die Schönheit ihrer Regungen nicht preisgeben wollen, sich von ihr fernhalten.

Ein wahrer Schriftsteller kann keine Parteipolitik treiben.

Nach den Volksfesten, die Paris im Sommer 1919 berauschten, sagte mein lieber Freund Georges Chennerière, dessen seltenes, wirksames Talent oft im Dienst guter Sachen stand, mit einem etwas bitteren Lächeln: „Ich bin heute ganz Turm von Elfenbein“.

In der Tat, für den Künstler soll nichts systematisch sein, weder die Intervention noch die Enthaltung. Kunst ist der höchste Ausdruck des Lebens, darum entwickelt sie Fähigkeiten, die den lebendigen Dingen überlegen sind: Wahl, Maß, Anpassung.

Die ergreifenden Beispiele, die uns die Literaturgeschichte geliefert hat, rechtfertigen den Schriftsteller in seinem Elan, aber sie belehren ihn auch über seine Pflichten. Diese Beispiele hindern nicht, zu gelegener Stunde Carlyle in seiner Einsamkeit in Craigenputtock wieder aufzusuchen, oder Emerson in dem Städtchen Concord, oder den unabhängigen Horaz in seiner Villa zu Tibur.

Der Charakter stürzt sich ins Geschehen. Im Wirbelsturm empfängt die Seele den Stoff zu ihren Betrachtungen, aber in der Einsamkeit baut das Werk sich auf, in der Einsamkeit wägt der Schriftsteller das Geschehen ab, und faßt seine Entschlüsse.

„Die Einsamkeit ist heilig“, dieser schöne Satz stammt von Alfred de Vigny.

Von Vigny sind wir mit Sainte-Beuve ausgegangen, und nun sind wir zu Vigny zurückgekehrt. Im Andenken an diesen großen und reinen Dichter hat Sainte-Beuve den elfenbeinernen Turm wieder auferstehen lassen. Jedoch ist es gerade Vigny, der über die Pflichten und Rechte des Schriftstellers die menschlichsten und vernünftigsten Ratschläge gibt, die man von ganzem Herzen annehmen kann.

Diese Ratschläge befinden sich im vierzigsten Kapitel von „Stello“, in dem Teil, der „Die Verordnung des Doktor Noir“ betitelt ist.

Alles, was der große Romantiker sagt, ist zweifellos nicht aufrecht zu erhalten; aber wir finden bei ihm einige Formeln, die würdig sind, eingemeißelt zu werden über dem Schreibtisch aller derer, die es sich zum Beruf machten, zu schreiben, das, was sie denken.

„Man trenne“, sagt Vigny, „das poetische Leben vom politischen Leben“.

„Und um dahin zu gelangen:

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, das heißt das Recht, zu jeder Stunde jedes Tages auf der Gasse verhöhnt, im Palaste betrogen, unbarmherzig bekämpft, von weither unterwühlt, tüchtig geschlagen und wuchtig verjagt zu werden.“

Ich entschuldige mich, daß ich einen berühmten Text zitiere, der jedermann im Gedächtnis leuchtet. Doch erscheint mir tatsächlich kein Wort so abschließend, so geeignet, die Debatte zu beenden und völlige Klarheit zu geben.

„Allein und frei“, sagt Vigny, „seine Mission erfüllen. Den Bedingungen seines Daseins folgen, frei von dem Einfluß selbst der schönsten Gemeinschaft.“

Wie richtig ist dieser Satz, und wie sehr verdient er unsere Aufmerksamkeit! Wie nötig ist es für den Schriftsteller, wenn er seine kostbare und fruchtbare Unabhängigkeit bewahren will, sich von den Parteien abzusondern. Wo Parteien sind, gibt es ein Überbieten der Meinungen, und sobald es ein Überbieten gibt, ist das Gleichgewicht verloren, die Kunst verliert ihre Rechte. Sie verliert auch ihre Tugenden. Außerdem scheint es nicht, daß die Vereinigung, welche die Macht der Schwachen ausmacht, die Hegemonie der Starken sichert. Der Geist bewegt die Masse, aber er bereitet sich zu dieser Tätigkeit in der Einsamkeit vor.

„In den Versammlungen“, sagt Vigny auch noch, „in den Körperschaften, den Schulen, den Gesellschaften, den Akademien und allen derartigen Vereinigungen gelangt die intrigierende Mittelmäßigkeit allmählich durch ihre grobe und materielle Aktivität zur Herrschaft, und durch jene Art von Geschicklichkeit, zu der gewaltige und großmütige Geister sich nicht herablassen können.“

Also gilt es, „allein und frei seine Mission zu erfüllen“. —

Vigny hat diese Notwendigkeit der Einsamkeit, der Zurückgezogenheit klar gezeigt. Aber diese Zurückgezogenheit bedeutet nicht Enthaltung. Und hier findet dieser große Dichter seine schönsten Worte, wo er, der Mann der stolzen Reserve, mir ganz aus der Seele spricht.

„Die Neutralität des einsamen Denkers ist eine bewaffnete Neutralität, die, wenn es Not tut, erwacht.“

„Er legt einen Finger an die Wagschale und gibt den Ausschlag. Bald treibt er den Geist der Nationen an, bald hält er ihn zurück. Er facht die allgemeinen Aktionen an, oder er erhebt sich gegen sie, so wie es ihm eine Erkenntnis der Zukunft eingibt. Was liegt ihm daran, ob sein Kopf auf dem Spiele steht, er stürmt vorwärts oder zurück.“

„Er spricht das Wort, das er sprechen muß, und es wird Licht.“

„Er spricht dies Wort von Zeit zu Zeit, und während das Wort durch die Welt hallt, kehrt er zu seiner stillen Arbeit zurück.“

Ich will mit den edlen Worten Alfred de Vignys schließen: Sie werfen ein blendendes Licht auf die Rolle des Schriftstellers im Zeitgeschehen. Sie sollten ein Zügel für die Wut sein, ein Stachel für die Feigheit. Sie sollten die beunruhigte Masse verstehen lassen, was es von den Männern, deren brüderliche Stimme es liebt, erhoffen darf.

Ich wünsche, daß alle Schöpfer, die zu dieser ernsten Schicksalsstunde der Welt zwischen der Ruhe der Stube und dem Tumult da draußen schwanken, oft an den weisen Dichter denken möchten, der ihnen auch noch diese Worte der Eintracht und Hoffnung zugerufen hat. „Wir wollen glücklich sein, wenn unser Wachen der Menschheit helfen kann, sich einig um ein reineres Licht zu scharen.“

*Ernst Blass:***GEDICHTE**

Du schläfst, Geliebte — o daß ich bewachte
 Dein teures Leben unablässig nah!
 Daß Knospen, die ich dir zuweilen brachte,
 Aufblühten, um zu bleiben ewig da

Zu schwesterlichem Dienst Jasmin und Rose
 Dir, wenn du ruhst, und wenn man dich geweckt,
 Ein brennend und ein seidenes Gekose
 Umwirbt dich oder hält dich süß bedeckt.

O teures Leben, rätselhaft gebettet,
 Mit lichtem Blick trotz Wolke, Traum und Flut,
 Frei wie ein Kind und dunkel angekettet
 Schon Opfer, das vergießen soll sein Blut.

Musik und Welle! Deutlichstes Erklingen
 Voll Ahnung des Verhallens gibt sich preis
 Im sichern Flug mit eines Vogels Schwingen,
 Der sein Geheimnis nicht zu fassen weiß.

*

Es sind in mir noch deine blauen Augen
 Und lassen mich nicht ruhn, was ich auch treibe.
 Sie scheinen mir mein Leben aufzusaugen,
 Daß nicht ein Schritt, kein Atemzug mehr bleibe,

Ganz wie der Tod, heimlich und unbeirrt,
 Und wenn sich meine Widerstände mindern,
 Dann werden sich wohl auch die Schmerzen lindern,
 Die in mir streben wirt und ohne Hirt.

O süßes, o beruhigendes Ende!
 Ein Nehmen? Nein — ein sanftes Wiedergeben,
 Ein Traum, vertrauter als das wache Leben,
 O liebe Augen, o geliebte Händel

*

Der helle Tag war eine schlimme Nacht,
Das wache Leben nur ein dumpfer Schlaf,
Eh' ich zum Traum von dir bin aufgewacht,
Eh' meine Nähe deine Ferne traf,

Zum Traum von mir, der lange Zeit verborgen,
Nun wie ein Held an meine Seite trat,
Nicht Gestern galt, nicht Heute, nur das Morgen
War nahe mir, geöffnet war der Pfad.

Und Liebe flocht in keuschesten Gewinden
Unmerklich schon den bunten ewigen Kranz.
Was lang getrennt war, hoffte sich zu finden,
Und das Entzweite sah sich wieder ganz.

WIDMUNG ZU DEN GEDICHTEN VON SOMMER UND TOD

Ich komm zu dir und bringe einen Trank,
Und kaum bewußt führst du ihn hin zum Munde.
Die Nacht ist tiefer, als sie jemals sank.
Es ist des Todes und der Liebe Stunde.

Kein Dämmer mehr und nicht mehr Übergang
Zu Helligkeiten wartet auf dem Grunde.
Der dunkle Sommer blüht, ein Widerklang
Des Todes, ihm verlobt zu ewigem Bunde.

Ich sehe deine Lippen ruhig trinken.
Mein Blick, der sich in deinem schon verliert,
Versucht noch spät zu lächeln und zu winken.

Vergangen nun sind trennende Gewalten,
Und ohne daß ein Kummer noch regiert,
Umfangen sich die nächstlichsten Gestalten.

*Ernst Barlach:***DIE ECHTEN SEDEMUNDS**

Drama

DRITTES BILD

Wieder im Schützengarten, nur ist es etwas später, die Grableute sind noch beisammen. Mankmoos hat sich beiseite gesetzt und macht sich wichtig mit allerlei Schreiberei auf kleinen Zetteln. Grete sitzt neben ihm. Der Wärter sucht Grude.

Kutscher Karl (zu Mankmoos): Mensch, mach doch, du drippelst ja die ganzen Bettelbriefe voll mit Nasendropfen. Das soll woll aussehen, als ob du dein Zeug mit Tränen getuscht hast?

Mankmoos: Bettelbriefe sind das? Ich will gar nichts geschenkt haben, man bloß einen kleinen Beitrag zu den Beerdigungskosten bitte ich mir bei meinen Kunden aus. Das geht nachher von der Lieferung ab, sie sollen mir man was tun.

Kutscher stellt sich hinter ihn und will lesen.

Mankmoos: Wenn Sie was Lustiges lesen wollen, dann lesen Sie lieber das. (Holt den Zettel von Onkel Waldemar hervor.) Den Brief schickte mir Herr Sedemund, als er mir schon 'n Beitrag zu den Beerdigungskosten versprochen hatte. Na?

Kutscher (liest und schlägt mit der Faust auf den Zettel): Heiliger Hundedreck von ihre vornehmen Manieren! Da bleibt ja die Läuse die Luft weg, wenn sie sich auf den Lappen verlaufen. (Gibt Grete zu trinken.) Na drink mal, du, dein Vater hat schon genug davon, der muß sich auf seine fünf Finger verlassen und mit die Feder fummeln.

Grete (nippt und hustet).

Kutscher: Hat's geschmeckt?

Grete (nickt unter Tränen).

Kutscher (streichelt sie): Bist viel zu schade vor son'n schimmlichen Schinder von Vater.

Grude und Sedemund aus dem Hintergrunde.

Grude: Du, wir wollen uns niederlassen. Wir haben soust so sorgenfrei zusammen gesessen — wie, willst du versuchen, ob es da drin irgendeinen guten Tropfen gibt?

Der junge Sedemund geht ins Wirtschaftsgebäude.

Grude (zu Mankmoos): Sie werden sich doch mit dem Löwen nicht lumpen lassen? Lieber tot als ein Luder, was? Wann kann's denn nun losgehen?

Mankmoos: Bloß einen Brief bräuchte ich noch zu schreiben, an Frau Dr. Schön, ob sie mir nicht auch einen Beitrag zu den Beerdigungskosten tun will.

Grude: Immerzu, Mankmoos, machen Sie, daß Sie die Arme frei kriegen. Wollen Sie nicht n' büschen Kaffee und Kuchen? Ihre Tochter kann's holen und holt auch was für sich. Einen großen Teller voll Kuchen, Grete. (Gibt ihr Geld.) Und eine ganze Kanne Kaffee. (Grete ab.)

Mankmoos: Das kann ich beim Schreiben kauen, daß es nicht so lang mehr dauert.

Grude: Aber wissen Sie, reden Sie nicht zu viel von der Löwengeschichte, sonst schnappt Ihnen irgend ein Lump das schöne Geld vor der Nase weg. — Wenn wir und noch einige wenige es wissen, gut; aber wie gesagt, machen Sie sich nicht mit all und jedem gemein, Mankmoos.

Der Wärter kommt.

Grude (zum Wärter): Schönen Gruß an Herrn Doktor, und Herr Sedemund und ich, wir wären zusammengetroffen und wollten uns, um den schönen Abend zu genießen, besaufen.

Wärter: Ja, Herr Grude, Sie haben immer zu viel gegrübelt, Sie kommen ja von Ihrem Grund nicht los, das ist das Ganze, warum Sie bei uns sind. Feiern Sie die festliche Gelegenheit, und mir soll verlangen, was Sie dann für'n Gesicht machen tun.

Der alte Sedemund und Onkel Waldemar in Schwarz mit Kränzen treten von der Straße aus herein. Zugleich tritt der junge Sedemund mit einer Likörflasche unterm Arm und Schnapsgläsern zwischen den Fingern aus der Tür. Sie erkennen sich von weitem und bleiben stehen, zu weit, um zu sprechen. Grude steht ungefähr in der Mitte.

Onkel Waldemar: Herr Gott, Herr Grude, was ist das?

Grude: Ich hoffe herzlich allerseits angenehme Überraschung!

Der junge Sedemund: Grude, du Gauner!

Grude: Was willst du? Es sah wirklich so aus, als wärest du kopfüber in den Leichenwagen gesprungen, und gegen solche Einflöbung ist mein zerrüttetes Gehirn gewaltlos. (Nach rechts und links.) Je mehr man sich wundert, desto offener wird das Wunder für die Menge. Also ganz gemütlich zusammen an einen Tisch gesessen!

Der alte Sedemund (zu Onkel Waldemar): Alle Achtung, Waldemar, wie wir alt geworden sind! (Zu seinem Sohn.) Ja, lieber Junge, da sind wir deinetwegen hergehetzt und wollten dich begraben helfen. Na — Gott sei Dank, Gott sei Dank! Weißt du, ich hasse das Begraben bei soviel Sonnenschein. Jede Laus lebt, so lustig ihre Natur es leistet — und ein Mensch soll hinunter?

Der junge Sedemund: Du siehst, wir leisten uns hier im Schatten ein bißchen lausige Lustigkeit. Gott sei Dank, es reicht zur Not für vier, freilich, ein flaves Vergnügen, aber doch — Gott sei Dank, Gott sei Dank — ein schaler Wermut, ein schäbiges Willkommen.

Der alte Sedemund: Gerhard, ein bißchen simpler könntest du es sagen, wie? Ich sagte: Gott sei Dank, daß ich dich lebendig vor mir sehe.

Der junge Sedemund: Gott sei Dank sagte die ältliche Dame auch, wenn ihr Ami leichteren Stuhlgang hatte. Immerhin, Vater, freue ich mich mit dir. Ganz wie die Frau in der Bibel, die den Groschen verlor und ihn wiederfand, wie du den ganzen Sohn und sparst einen guten Haufen Groschen fürs Begraben. Du siehst zugleich, wie richtig ich dein Telegramm erfaßte. Ich sagte nicht und zauderte nicht, sondern sagte zu mir selber: der Alte hat handfesten Humor und hänselt seinen Hans in einem weißen Sterbelaken.

Der alte Sedemund: Ich weiß schon Gerhard, ich versteh, du hast mich mit gleicher Münze ausgezahlt, bist ein echter Sedemund und läßt dich nicht lumpen. Komm nur zu Stuhl, das Stehen wird mir sauer, der Schreck ist mir in die Beine gefahren.

Grude rückt Stühle an einen Tisch, man setzt sich und legt die Kränze auf den Nebentisch.

Grete (zu Grude): Fufzig Pfennig sind bloß über, soviel Kuchen hat er mir gegeben.

Grude: Behalt das Geld, Grete, wenn dein Vater, Herr Schneidermeister Mankmoos, es erlaubt, den mußt du vorher fragen. Aber Grete, sei doch so gut und hol uns noch zwei solche Gläschen, wir haben nämlich Besuch gekriegt.

Grete ab.

Onkel Waldemar: Dä Stweich kann Ihnen Gefängnis einbwingen, Hä Gwude!

Grude: Ich sitze ohnehin — Sie sind also wohl der Ansicht, daß ich noch nicht so vernünftig bin, wie Sie dachten, Herr Sedemund? Die Kur hat noch immer nicht angeschlagen.

Grete kommt mit den Gläsern, knixt und geht ab.

Grude (schenkt ein, zu Onkel Waldemar): Gratulieren Sie also Ihrem gesunden Neffen, daß er nicht gleich mir Dr. Fablichs Patient geworden. (Zu dem alten Sedemund.) Ein Glück, für das wir nicht dankbar genug sein können. (Zum jungen Sedemund.) Du warst nämlich auserwählt, nach eigener Wahl wenn möglich, sonst widerwillig, am selben Ort mit mir zu gesunden.

Der junge Sedemund (zerzt an den Kränzen): So also war's gemeint! Und das sind meine Totenkränze und ich kann mich damit behängen, über jeden Arm einen: seht, so betrübtete sich mein Vater über meinen Tod, mit Kränzen ist er bei der Hand, die Krankheit fiel von ihm zu seinen Füßen, und er stand auf und wandelte, statt zu seinem Grabe zu meinem Grabe . . . Wollen wir sie nicht Mutter widmen? Sie liegt so frostig in ihrem Prunkbegräbnis, ja, sie sollen Mutters sein, und du bringst sie ihr — von mir? Sterben wir in unserer Familie, ich meine die echten Sedemunds, leicht oder schwer?

Der alte Sedemund: Leicht, Junge, leicht, schön sanft und schonam für andere und uns selbst — und nobel begraben dazu, so halten wir's.

Der junge Sedemund: Mutter starb schwer, sieh mal, ich mag das leichte Sterben nicht, obgleich es bitter ist, zu sterben wie Mutter, aber nobel war es, weißt du, warum? Zoll für Zoll trat sie hinüber, es verbrannte alles in ihr, — schon hier, sie wollte als durchsichtige Seele drüben neu werden. Es war ein Selbstmord, indem sie sich so zurichtete, daß von ihr selbst nichts blieb. Warum tat sie das? (Unbehagliches Stillschweigen.)

Franchi und Ring stehen auf und gehen langsam zum Eingang an den Grableuten vorbei.

Kutscher Karl (zu Franchi): Du, wenn dein durchgebrannter Tiger Roßfleisch frißt, mach ihn scharf auf die Pferde draußen vor den Leichenwagen, sind Gierhahn- und Ehrbahnsche Gäule, laß ihn sich 'n düchtiges Stück von ihre Beine abbeißen — — heda du, Menageriefritze, du bist gemeint!

Franchi wendet sich ab und geht mit Ring hinaus.

Kutscher (springt wütend auf).

Leichenträger: Er kümmert sich um nichts als um seinen Kummer, Karl, laß ihn laufen. (Zu Mankmoos.) Du wirst mir doch nicht weiß machen, daß du den Löwen hast lungern gesehen.

Mankmoos: So dichte bei, das hab' ich nicht gesagt, aber 'n büschen weiter weg, durch die Büsche hab' ich ihn streichen sehen, so wie 'n großer gelber Hund, ja gerade so sah er aus.

Kutscher (ist bis zum Eingang gelaufen, kommt zurück): Nu passiert was, Leute, paßt auf. Gierhahn und Ehrbahn kommt geraden Ganges auf den Schützengarten zu. (Trinkt.) Sie müssen schon um die Ecke biegen.

Gierhahn und Ehrbahn gehen, wobei Gierhahn nach der andern Seite sieht, dicht an den Leuten vorbei und setzen sich an den Tisch Franchis. Schaukelstrick kommt von der andern Seite.

Ehrbahn: Da kommt Schaukelstrick, Bruder Gierhahn, er will unterschreiben.

Gierhahn: Auch, daß er der Vater von dem Kind ist?

Ehrbahn: Unsere Anstalten loben ihren Herrn — er unterschreibt alles.

Gierhahn: Das ist Schaukelstrick, Bruder? Hast du dir den Kerl mal näher besehen? Und dann sieh auch mich an — ich für ihn!

Schaukelstrick setzt sich.

Ehrbahn (mit dem Protokoll): Also beim Tanzen haben Sie die Mutter von dem Kind kennen gelernt?

Schaukelstrick: Na ja, das kann so gehen.

Ehrbahn: Und das Datum, damit ja alles klappt — September — Oktober — nein, Herr Schaukelstrick, passen Sie auf.

Schaukelstrick: Nee, ich will nicht mehr, die Sache ist mir zu umständlich, viel zu umständlich, das ist ja mehr Arbeit als Vergnügen.

Gierhahn (legt Geld hin): Und nu?

Schaukelstrick (streicht ein und kratzt sich): Aber das Vergnügen ist kurz und die Arbeit fängt ja schon wieder an.

Gierhahn (schlägt mit der Hand auf den Tisch): Unterschreib, du Lümmel, oder ich dresch dich! Sind wir fertig, Bruder Ehrbahn?

Ehrbahn: Wir sind zu Ende. Nun wird unterschrieben, Schaukelstrick.

Schaukelstrick: Na, Gott sei Dank. (Reibt sich die Hände.)

Gierhahn: Mensch, was haben Sie für Dreckpfoten, waschen Sie sich erst mal, daß Sie das saubere Schriftstück beim Unterschmieren nicht beschmutzen.

Schaukelstrick ab.

Gierhahn: Fällt dir nicht ein, Bruder, was das Göhr mal dazu sagen wird? Du machst ein stockdummes Gesicht dabei, das muß ich sagen. Immerhin ist es mein Jung und du hast in die Hände gespuckt und mit deinen Fingern meinen Jungen ins Drecknest gelegt.

Ehrbahn: Aber zu deinem Nutzen, Bruder.

Gierhahn: Bruder hin, Bruder her, du hast es getan!

Schaukelstrick zurück, unterschreibt und gibt Gierhahn die Hand.

Schaukelstrick: Nun können Sie zufrieden sein, was ich unterschreib, das habe ich unterschrieben. Sind Sie eigentlich der Vater von dem Kind?

Gierhahn: Vormund, nicht Vater.

Schaukelstrick: Das hab' ich noch nie gehört, daß einer so viel Geld bezahlt, um eine Vormundschaft los zu werden. Na, mir kann's egal sein, für wessen Vaters Kind ich Vater geworden bin.

Gierhahn (faltet ingrimmig dreinschauend das Protoll, steckt es ein und knöpft seine Schützenjacke darüber fest zu.)

Onkel Waldemar (zu dem alten Sedemund): Liebä Bwuder, antworte nicht, deines Sohnes Hand liegt hart auf dir. Ich muß nur ein paar Worte in Geschäften mit Hä'n Gie'hahn reden, dann gehen wir. (Geht zu Gierhahn.)

Der alte Sedemund (steht auf, sein Sohn folgt ihm und geht als stummer Begleiter an seiner linken Seite auf und ab).

Grude (bleibt sitzen).

Gierhahn (zu Onkel Waldemar): Es sind meine Leute, die da sitzen und saufen, und meine Pferde, die da in der Sonne stehen und dürsten, und mein Wagen, der heute nicht mehr gewaschen wird. Ich seh nicht hin, will sie nicht sehen.

Kutscher Karl: Der Alte dreht seine verdammte Nase rechts ab, richtig, als wären wir ihm beim Ausspucken im Wegel (Spuckt aus, steht auf, stülpt den Dreimaster in den Nacken.) Laßt euch die Zeit 'ne Zeitlang nicht lang werden, ich muß 'n büschen frische Luft schöpfen. (Geht auf die Straße hinaus.)

Erster Leichenträger: Ich bin doch neugierig, was das da draußen für frische Luft sein mag. (Er steht auf und geht hinterher. Man hört halblautes Rufen und unbestimmte Geräusche. Dann erscheint, während die Leichenträger unruhig werden, der erste Leichenträger mit dem Kutscher, den er halb mit Gewalt hereinführt. Der Kutscher sträubt sich, ohne Hut, mit blutigen Händen und greift nach seinem Messer, das sein Kamerad im ausgestreckten Arm hält.)

Leichenträger (beschwichtigend): Nichts, gar nichts, Kinder, bleibt ruhig hinter euren Gläser sitzen. (Zum Kutscher.) Was hat dir Biest die arme Bestie getan! Nimm dir zusammen, denn da sitzt ja doch dicht bei der Olle.

Kutscher: Scheiß dir an, du oller Esel mit deinen Ollen! Gib's Messer her! (Greift nach dem Messer.)

Leichenträger: Nu kommt man lieber ran und klappt mal erst das Messer zu. (Wirft das blutige Messer zu Boden. Sie umringen die beiden, man hört halblaut, aber deutlich genug): Er hat die Pferde ihre Ohren abschneiden wollen, der Schinder, sie bluten über die schwarzen Laken weg.

Zusammenlaufen.

Gierhahn (geht in krampfhafter Grandezza hinzu. Halberstickt): Ist das der Dank dafür, du Schlingel, daß ich dir zehnmal verziehen und dich versorgt habe? Hab' ich dir nicht hundertmal gesagt, das soll nun das letzmal sein? Muß ich dich eigenhändig aufhängen, daß du aufhörst, mir das Leben zu versalzen? (Packt ihn, als wolle er ihn erdrosseln. Lärm und Verwirrung, beide Sedemunds bleiben abseits stehen.)

Der alte Sedemund: Hörtest du, was Onkel Waldemar gottlob genial wie immer sagte: deine Hand liegt hart auf mir, die Hand meines Sohnes?

Der junge Sedemund (zeigt die Spitze des kleinen Fingers): Soviel — nur soviel wirkliche Wahrheit, ein einziges Wörtchen Wahrheit, nichts mehr! Warum mußte Mutter Selbstmord begehen?

Der alte Sedemund: Wieso Selbstmord? Übrigens, findest du nicht, daß deine Rede etwas von der unaussprechlichen Suade Onkel Waldemars hat — Nein? Nun — nichts für ungut. Also: sie trat Zoll für Zoll hinüber, um ganz rein zu sein? (Halb für sich): Könnte man nicht sagen, sie starb einen freiwilligen Feuertod, ging durch ein selbstentfachtetes Fegefeuer ins Jenseits?

Der junge Sedemund: Es geschah, als ich ausgetan war, daß du gefährlich erkranktest, Professor Druckhammer behandelte dich aus der Ferne und Onkel Waldemar war das, als was er sich heute bewies, Bruder und Beistand. Was sich damals begab, Vater, das hat Mutter betroffen, das hat sie beleidigt, bekümmert, darum hat sie sich ins Grab gegrämt.

Der alte Sedemund (halb bittend): Sie starb an ihrer Krankheit, Gerhard! Freilich schwer und schmerzhaft und trug ihr Leiden mit mehr Würde, als ich vermocht hätte. Du findest für dies alles eine echt Sedemundsche Formel, nicht umzubringen, fürcht' ich, glimmt zäh wie Zunder.

Der junge Sedemund: So gerade könnte es auch Onkel Waldemar sagen — das wäre also nun die Wahrheit?

Der alte Sedemund (zuckt die Achsel).

Der junge Sedemund: So wahr, daß du von hier mit den Kränzen zum Grabe gehen könntest? Sagst du wieder nichts?

Der alte Sedemund: Verdammt — ja. Geh selbst hin und sieh, daß ich gehe.

Das Gedränge um den Kutscher dauert an. Man sieht Gierhahn mitten im Haufen.

Grude (steht auf, zu einem Schützen): Wissen Sie Bescheid, warum der Mann so wütend ist?

Schütze: Auf jeden Fall ein bedenklicher Bockmist von Balgerei.

Grude: Weiter nichts? Ich dachte, es wäre wer dem Löwen in den Weg gelaufen.

Schütze: Was für ein Löwe?

Grude: Wissen Sie nicht, daß einer ausgebrochen ist? Gestern hörte man ihn bis hierher brüllen. Heute den ganzen Tag hat's schon geheißen: warum brüllt er nicht? Hören Sie ihn, bitte? Aber man schweigt am besten still, sonst hat am Ende die Festfreude vorzeitig ihr Ende.

Schütze eilig ab. Mankmoos kommt mit mehreren Briefen.

Grude: Unglücksmensch, Sie haben einen Riß im Sack und nun ist das ganze Geheimnis herausgerutscht. Es ist so gut wie ausposaunt, aus der Kanone geknallt.

Es sammeln sich Leute.

Mankmoos: Es wollte ja doch keiner glauben, da hab' ich mich auch nicht mehr ums Geheimnis gekümmert.

Grude: Der ganze Königsschuß kann verkrachen, wissen Sie das? Schreien Sie, so laut Sie können, daß Sie keinen Schwanz gesehen haben, viel weniger einen ganzen Löwen.

Mankmoos (laut): Ich hab' mich überhaupt nicht danach umgesehen, es ist mir viel zu gefährlich, ihn einzufangen. Was bin ich bei solche Beine für ein Löwenjäger!

Stimme (von hinten): Was ist los?

Grude: Ein Löwe soll ausgebrochen sein, aber ich glaub, es ist gelogen.

Der Lärm um den Kutscher hat Menge herbeigelockt. Die Legende vom Löwen umfängt sie und breitet sich aus. Der Wärter kommt dazu.

Wärter: Herr Grude, ich glaube, Sie wollen nun doch lieber mitgehen, ich für mein Teil denk mir, das Saufen hat an dem Löwen mehr schuld, als der Löwe selbst. (Legt die Hand auf seine Schulter.)

Grude: Was der Löwe kann, kann ich auch. Hui! (Entspringt.)

Wärter (lacht): Man möcht meinen, er hätt ihn selbst losgelassen, der doller Herr Grude. Ist sonst ein famoser Kerl, aber man kann nicht so schnell klug aus ihm werden, wie sonst bei Verrückten.

Stimme: Wenn Sie einen Verrückten loslassen, ist es kein Wunder, wenn der Verrückte den Löwen erlöst.

Wärter (zeigt auf Mankmoos): Da steht der Mann, der kennt Parole und Feldgeschrei, da fassen Sie man feste zu, er hat den ganzen Nachmittag das Lied vom Löwen geleiert.

Mankmoos: Ich — ich muß nach Haus, da ist bei meiner toten Frau niemand sonst als sie selbst und die Kinder. Grete, wo bist du?

Grete (im Gedränge): Hier, Vater!

Ein Schütze (hält Mankmoos fest): Still gehalten, Rede gestanden, Sie Nachttopf!

Mankmoos: Fragen Sie den verrückten Herrn Grude, der weiß alles, ich — ich hab' gehört, wie er selbst sagte, daß der Löwe gerade aussieht, wie ein großer gelber Hund. (Will sich losreißen, die Briefe entfallen ihm und werden zertreten.) Au wei, au wei, nun haben Sie mir aber den abgerissen, Sie, suchen Sie mal, seien Sie so gut, sonst kriegen Sie's mit 'm Großherzog zu tun. Meinen Orden, meinen schönen Orden!

Schütze (läßt los): Ich habe, offen gestanden, keinen Orden gesehen. (Schart im Staub.) Oder sollte es das da sein, Deuwel auch, da ist er! (Hebt den Orden auf.) Meine Name ist Mamerow, es tut mir entsetzlich leid, entschuldigen Sie bloß!

Mankmoos: Vollständig zerschrammt! (Putzt ihn.) Sie Spucknapf Sie, wissen sie nu, was Sie sind? Sehn Sie mal, quer übern Großherzog sein Gesicht geht 'n dicker Strich. Haben Sie wenigstens eine Sicherheitsnadel bei sich?

Ein aufgeregter Schütze (drängt sich durch die Menge): Wenn der Mann 'nen Orden hat, hat er auch was Ordentliches zu bedeuten. Erst fangen wir den Verrückten wieder ein, und der Mann soll die Schützen führen. Seine Frau kann dann immer bei kleinem auch noch begraben werden. (Laut.) Schützen an die Gewehre!

VIERTES BILD.

Ein Budenplatz, rechts begrenzt von der Andeutung eines kleinen Karussells, links eine Schießbude mit lebensgroßen hölzernen Türken zu beiden Seiten des Einganges. Einige Krambuden sind in die Ecke gedrängt. Es dämmert. Man sieht Spuren, daß der Platz schnell geräumt ist. In der Ferne Drehorgelspiel, das sich langsam nähert.

Grude (noch immer in Gehrock und mit Zylinder, trägt ein großes Bündel unterm Arm, das Löwenfell. Er steht auf dem Platze

still, schaut sich um, rollt das Fell auf und hebt es mit beiden Händen hoch): Armer Schesar! Aber so geht's — wo keine Furcht bildet, muß ein Bild schrecken. Wer das stille sanfte Säuseln nicht hört, dem muß man mit Donnern und Hörnern ins Ohr trompeten. Dicke Kanonen sind zeitgemäß in dieser mäßigen Zeit. (Sieht sich um.) Sieh an, Schesar, wie sie vor dir davongescheest sind. Alles leer. Dein Herr, Schesar, machte in dieser kurzen Zeit ein paar Flaschen so leer, daß ihm geholfen ist, er hat vollen Trost für heute!

Er vertauscht seinen Zylinder mit einem Schlapphut, der am Boden liegt, zieht statt des Gehrockes eine leinene Jacke an, die er auf dem Tisch der Schießbude findet, rollt das Fell wieder zusammen und verstaut es im Innern der Schießbude unter dem Tisch.

Zwei Männer kommen vorsichtig um die Ecke und nähern sich der Mitte des Platzes, stehen still und horchen. Sobald sie aber die Töne hören, die Grude im Dunkel der Bude verursacht, laufen sie wieder zurück. Grude, wie er die Schritte der Laufenden hört, duckt sich und hält sich einige Zeit still. Indem kommt ein Dieb, der schwer an einem Bündel schleppt, das er einen Augenblick absetzt.

Dieb: Ich bin der ehrlichste Mensch von der Welt. Niemand hat was gesehen, und solange ich allein weiß, was geschieht, wer will dann sagen, was geschehen ist? Solange mein Ruf gut ist, kann ich mit mir zufrieden sein.

Stöbert umher und rafft aus den Buden allerlei Kram zusammen, bindet ein zweites Bündel, daß er am ersten mit einem Strick festknotet.

Grude rüttelt an einer der Figuren der Schießbude und wirft sie um. Der Dieb will entfliehen, kann aber die Bündel nicht mehr tragen und läßt sie endlich im Stich. Grude tritt heraus.

Ein Herr (will über den Platz gehen): Haben Sie nichts gesehen?

Grude (zeigt, wohin der Dieb gelaufen): Da ist er hingelaufen.

Herr (grüßt durch Hutabnehmen und kehrt schnell um): Danke sehr. — (Ab).

Grude wälzt die Bündel neben die am Boden liegende Holzfigur und bedeckt sie flüchtig, so daß man denken könnte, es läge ein Toter am Boden. Tritt, da man Schritte hört, in den Schatten der Schießbude.

Sabine (mit dem Wandervogel Susemihl):

Susemihl: Wollen Sie noch immer weiter, Fräulein Eberstein?
O Gott!

Sabine: Haben Sie Angst, Herr Susemihl, Sie spielen ja gar nicht mehr auf Ihrer Laute?

Susemihl: Ja, aber nur, weil ich schieben muß und nicht, weil ich mich fürchte, nein gewiß nicht. Aber scheint es Ihnen hier ganz geheuer — ich meine Ihretwegen?

Sabine: Sehen Sie mal zu, was da liegt.

Susemihl: Wo, wo?

Sabine: Links vor Ihnen, ist es nicht eine Leiche?

Susemihl: Leiche? Lieber Gott, ja, da wäre es wohl das richtigste, ich liefе auf die Polizei um Hilfe.

Er läßt die Laute fahren und entweicht.

Sabine (allein auf dem Platz im Rollstuhl, sieht unruhig hinter sich und murmelt endlich): Lieber — lieber Teufel, komm und hilf mir — hilf — aber Kinder wollen wir keine kriegen.

Grude (tritt von hinten heran): Was er kann, kann ich auch, Sabine.

Sabine (hastig herum): Was willst du hier?

Grude: Helfen, Sabine, sei getrost. (Er zieht das Tuch von der Figur.) Hier sind keine Leichen. wir leben und wollen uns liebhaben. Hilfst du mir, so helf ich dir, Sabine.

Sabine: Woher wissen Sie, wie ich heiße?

Grude: Das sieht man, daß du Sabine heißt.

Sabine: Ich heiße aber anders, es geht Sie nichts an, wie.

Grude: Dann bist du eben meine liebe Sabine. Willst du nun den Löwen sehen?

Sabine: Ist da wirklich einer?

Grude: Wo Teufel sind, können auch Löwen sein. Ich glaub's, hilfst du mir glauben, so ist es so gut, als wäre er wirklich.

Sabine (schüttelt den Kopf).

Grude: Aber der kopflose Ohnehut hatte ihn schon im Leibe, den Löwen, und schon andere stecken voll von ihm — und wo war er? Weit weg und nur nah gedacht!

Sabine: Was soll ich auch mit ihm? (Die Drehorgel kommt näher.)

Grude: Hast du die Liebe des Löwen in dir, des guten Löwen, dem der Wüstenlöwe bloß die Majestät nachäfft, gegen den ein lebendiger Löwe bloß ein Affe ist, also des guten, wahren, einzigen, dann, ja dann . . .

Sabine: Was dann?

Grude: Dann sperrt er seinen Rachen in deinem Innern auf und frißt dich mit Haut und Haar und macht dich zum Teil seiner Majestät. Ohne Löwen, liebe Sabine, ist man lieb- und leb- und lustlos. Willst du mir nicht helfen, den Löwen zu hetzen, wo nicht den guten, so doch den Affenlöwen, auch genannt Kafferngewissen?

Frau Grude und Sedemund kommen.

Frau Grude (sucht und will vorbeigehen, als sie ihren Mann erblickt): Du — es heißt, du hast das Tier befreit; sie hetzen hinter dir her.

Sedemund tritt zu Sabine, damit die beiden anderen ungestört sprechen können. Sie mustert ihn verstohlen; er bekundet mit Gebärden seine Bereitwilligkeit, ihr gefällig zu sein. Man sieht seiner ungelassenen Galanterie an, daß er von einer Art frommer Scheu befangen ist.

Grude (zu Frau Grude:) Sie sollen lieber den Löwen jagen, statt des Karnickels — — und was denkst du davon?

Frau Grude: Es sieht dir ähnlich genug, Grude.

Grude: Es ist auch richtig, soweit sie überhaupt recht haben. Wo geht ihr hin?

Frau Grude: Einerlei wohin — wir gehen gleich.

Grude: Kannst du mir sagen, wo sie sind, die mich hetzen?

Frau Grude: Sie gehen in Gruppen, einige kommen nicht weit hinter uns, andere sind zum Kirchhof; da, heißt es, hält sich der Löwe versteckt.

Grude (mit Blick auf Sabine): Wolltest du sonst noch etwas?

Frau Grude (schüttelt den Kopf): Ich habe nichts gegen sie, aber sie pomadisiert und parfümiert sich dazu — Reseda und Patschuli, ein gräßliches Gemenge.

Grude: Du hast recht: sie ist ein armes Ding, und weißt du, sie will wirklich nicht einmal Mutter werden. Sedemund soll für euch sorgen, solange der Spaß sich hinzieht.

Frau Grude: Für uns, sagst du, soll er sorgen?

Grude: Unbesorgt, er tut es gern, er wird euch hüten, wie ein himmlisches Geheimnis, das ihr seid, gehegt werden muß. (Er geht wieder zu Sabine).

Sedemund und Frau Grude ab.

Sabine: War das Ihre Frau?

Grude: Frau? Was gehen mich die Frauen an, liebe Sabine, was frag ich danach, frag du mich auch nicht.

Sabine: Sie wird mich umbringen.

Grude: Keine Angst, denk an den Löwen. Liebst Du den Löwen, so liebst du mich. Mich hat er im Rachen und beißt, und man weiß nicht, bin ich noch ich, oder schon er? Das ist das Lange und Breite von mir, liebe Sabine, so ist das wahre Leben, ein Freißprozeß, ein Verwandlungs- und Verdauungswunder, wer weiß, was sonst noch!

Eine Patrouille von drei Schützen kommt und macht Halt. Der Drehorgelspieler biegt um die Ecke, setzt die Orgel nieder, schneidet sich ein Stück Priem ab und schiebt's in den Mund.

Orgelspieler: Ach, ich kann mir denken, die Herrn sein hintern Lewen her.

Erster Schütze: Haben Sie vielleicht einen Mann im Zylinder und im schwarzen Rock gesehen — nicht?

Orgelspieler: Ja freilich, schon efter.

Erster Schütze: Aber heute Abend noch nicht, nicht wahr?

Orgelspieler: Hett'ch gewußt, es wird so eener gesucht, hett'ch uff'm acht gegäben. Aber was soll ich denn bestellen, wenn er mir noch vorbeerennt?

Erster Schütze: Was da bestellen! Er soll aufgehoben werden, er hat den Löwen losgelassen — er ist nicht bei Trost — zum Teil — nicht?

Grude: Wenn es einer mit einem Spitzbart war, so einen hab' ich laufen sehen, weiß Gott, wohin — — aber in der Richtung zum Kirchhof gewiß. Zylinder, das stimmt, in Schwarz auch, aber den Spitzbart kann ich nicht beschwören.

Erster Schütze: Was machen Sie denn hier?

Grude: Na, sehen Sie denn nicht? Ich fahre das Fräulein, das hier nämlich stehen geblieben ist, als alles ins Rennen kam.

Zweiter Schütze: Was bedeutet denn das da am Boden?

Grude: Nichts weiter als der zweite von den beiden, oder der erste, wie man's nimmt. Wenn Sie aber mal ein bißchen das Karussel verkundschaften wollen — was? Da im Dunkeln drückt sich was rum, hab ich schon ein paar Mal denken müssen.

Erster Schütze: Mir will nämlich auch vorkommen, als wiegt sich, das Gestänge mitsamt den ganzen Gäulen. (Zu Grude): Was meinen Sie?

Grude (deutet auf Sabine): Das Fräulein hat schon ein paarmal über die Schulter hingeschielt, und dabei bin ich auch schen geworden.

Sabine (hält sich die Ohren zu): Ich höre ihn schon brüllen.

Erster Schütze: Ja, was machen wir da, nicht wahr? Marsch drauf los?

Zweiter Schütze (bedächtig): Patronen haben wir wohl bloß ein paar mit? Habt ihr welche, gebt mir was ab.

Dritter Schütze: Mein Gewehr ist geladen, aber weiter kann ich keinen Schuß tun.

Erster Schütze: Ich auch nicht.

Sabine: Wenn geschossen wird, krieg ich Krämpfe, ich höre deutlich Schnaufen und Scharren.

Zweiter Schütze: Leute, ich will euch was sagen; soviel Schützenkourage, wie zum Löwenschießen zu gehören scheint, hab' ich nicht. Dann häng' ich lieber den grünen Rock an den Nagel. Macht, was ihr wollt, ich will keine Komödie spielen.

Erster Schütze: Schäm dich, sowas sagst du so ruhig und grade raus? Nicht? Ich werde Ihr Verhalten vorbringen, das lassen Sie sich gesagt sein. Kein Schützenbruder kauft mehr bei dir, das sollst du merken.

Zweiter Schütze: Ich trete aus. Blas deine Töne selber, ich blas nicht mit, und niemand kann verlangen, daß ich in die Posaune stoße, wenn ich dazu keine Puste habe. Wenn das Fräulein mit will, gut und gern, dann will ich sie heil heimbringen, sonst geh ich allein.

Sabine (schüttelt den Kopf).

Zweiter Schütze ab

Grude: Das sag ich auch, wenn man schon Angst hat, soll man's wenigstens verhehlen.

Erster Schütze: Ein ordentlicher Schütze soll überhaupt keine Angst haben, nicht?

Grude: Brav gesprochen, und was denken Sie nun zu tun?

Erster Schütze: Mit meinen zwei Gewehren kann ich den Gegner nicht angreifen. Worum sich's noch handelt, ist einzig und allein, ihn festzustellen.

Orgelspieler: Wie wärsch denn, wenn Se mich mit meine Orgel rinpfeffern lassen täten? Wenn ich de Kurbel riehere, das verträgt die Karnallje nicht, da kenn' Se Gift druff nähm.

Grude: Ich glaube, er hat recht.

Sabine: Ich auch.

Erster Schütze: Ich auch. Dann marschieren Sie mal zu und lassen Sie Ihre Donner los, nicht?

Orgelspieler (spuckt aus): Na eener von die Herrn Schitzen wird mir doch's Geleite gäben tun?

Beide Schützen: Gewiß, versteht sich. (Sehen einander an.)

Orgelspieler: Na, denn marsch annawang! (Dreht um und marschert mit Musik gegen das Karussel.)

Die Schützen gönnen einander den Vortritt so sehr, daß schließlich keiner mitgeht. Vor dem Karussel steht der Orgelspieler still.

Orgelspieler: Se kenn nu ganz ruhig nachricken, hier is nischt drin zu sähn, als was allemal drin is.

Erster Schütze: Ich wußte es von vornherein und hab' gleich nicht geglaubt, daß was anderes dabei herauskäme, nicht?

Dritter Schütze: Ich auch.

Sabine: Ich auch.

Grude: Und ich wette, der Mann hat's selbst nicht geglaubt, wo will der soviel Kurage herkriegen!

Erster Schütze: Wenn Sie wissen, daß da kein Löwe ist, warum machen Sie uns hinterher scharf auf das Tier, nicht?

Grude: Wenn Sie glauben, daß da keiner ist, warum gehen Sie nicht heran? Was werden Sie alles über Ihren anderen Kameraden reden; hat er nicht mehr Mut gezeigt als Sie, denn er blieb so lange ruhig da, bis sein Spiel aus war – er glaubte an den Löwen.

Erster Schütze: Ich auch, damals dachte ich auch, es säße was drin.

Dritter Schütze: Ich auch, damals dachte ich's auch.

Sabine: Ich auch.

Orgelspieler (kommt heran): Und ich, ich gloob's noch! Ich wollt die Herrschaften und das Freilein nur nich erschrecken, darum hab' ich gesagt, ich seh nischt, aber geheert hab ich doch was, denn in'n Düstern da kann eener immer besser heern als sehn, sehn Se. Da is een dichtger Zahn an der Orbeet, das glooben Se man, da frißt een Maul, dem's eenerlei is, ob es uff Knochen oder Fleesch beißt. Das Freilein hat schon ganz recht geheert. (Zum ersten Schützen): Na, gehn Se man ran, das kann Se nu nich vill mehr schaden, er hat's Maul voll und wird nicht gleech den Zweeten anbeißen.

Die Schützen sehen sich an, der Orgelspieler zwinkert Grude zu.

Grude: Ja, wenn Sie's sagen, muß ich's, mag ich mögen oder nicht, doch wohl glauben.

Sabine: Ich auch.

Dritter Schütze: Ich auch.

Erster Schütze (faßt sich ein Herz und geht halbwegs zum Karussell, kehrt schnell wieder um): Ja, die Sache hat ihre Richtigkeit, ich habe den Löwen festgestellt. Er liegt im Dunkeln, ich habe sogar seine feurigen Augen funkeln sehen. Man riechts auch.

Grude: Ganz wie Patschuli und Reseda, ich riechs auch.

Orgelspieler: Ich ooch.

Sabine: Ich auch.

Der Besitzer des Karussells, einen Wassereimer in der Hand, sauersehend, kommt gemächlich gegangen. Wie er die gestürzte Holzfigur sieht, setzt er den Eimer ab und richtet die Figur auf.

Karusselbesitzer: Gehen Sie ruhig nach Haus, der ganze Halloh hat sich da hinten hingezogen. Nach dem Kirchhof zu, und Polizei ist auch schon da, Gott sei Dank, und nicht zu knapp. (Will zum Karussel.)

Erster Schütze: Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich einer Lebensgefahr aussetzen, wenn Sie näher herantreten. Ich bin nämlich nahe beigewesen und habe mich überzeugt, daß der Löwe auf der Lauer liegt, nicht wahr?

Besitzer: In meinem Etablissemang? (Greift nach dem Eimer) Denn wird's die höchste Zeit, daß aufgeräumt wird. (Betritt das Innere des Karussels und beginnt zu kramen. Hinter den Pferden hervor): Wenn das eine Überzeugung von Ihnen selbst ist, wovon Sie überzeugt sind, dann möchte ich das Zeugungsglied sehen, das Sie bei der Zeugung strapaziert haben.

Grude (faßt die am Boden liegende Gitarre und zupft unharmische Töne):

Da war ein Schweineigel — Schweineigel — drin
Und fraß Freßreste, Spickaalköpfe und wer weiß was.
Wer hat sein Löwenauge funkeln sehn?
Wer sah mit Mut die Stachelmähn' im Dunkeln wehn?

Sabine lacht, der Orgelspieler dreht ein Paar Male die Kurbel.

Grude:

Die Ohren auf und frisch!
Die Klimperdose gezwackt.
Die Nasen zu, wenn das
Schützenherz in die Hosen sackt.
Ihr wißt: der Schütze ist kein Frosch,
Sondern ein Ritter ohne Furcht und zang Reprosch,
Freßreste, Spickaalköpfe stinken stark,
Doch hat Odör und Duft des Schützen Mark und Quark.

(Zum ersten Schützen): Mensch, riechen Sie noch nichts? Es stinkt, Mensch, aber nicht mehr nach Löwen, sondern menschlicher. Werden Sie Ihr Verhalten auch vorbringen, soll ich's noch einmal bebänkelsängern?

Sabine lacht, Orgelspieler dreht.

Erster Schütze: So was ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert, nicht?

Dritter Schütze: Meinst du, mir?

Erster Schütze: Wollen wir den Kerl wohl verhaften, Bruder?

Dritter Schütze: Na, weißt du, Bruder, der Kunde hat ein Löwenmaul, und wenn die Sache zum Schwur kommt, leckt er uns leicht das Fleisch von den Knochen. Da laß die Hand lieber los! Was der da in seiner Dummheit gedröhnt hat, hab' ich mir in meiner Dämlichkeit auch schon öfter gestanden. Ich will mal genau zuhören, was ich mir selbst rate, ob ich den grünen Rock nicht auch an den Nagel hänge. (Geht ab.)

Erster Schütze (ruft hinterher): Dein Verhalten wird auch vorgebracht, verstehst du? (Zu Grude): Mit solchem Käsehöcker, wie Sie, lohnt es nicht, sich einzulassen. Also kehrt marsch! (Ab).

Grude (zum Orgelspieler): Sie geborener Löwenjäger Sie! Veraten Sie das Fräulein nicht; es fährt flott mit auf die Löwenjagd und fühlt sich im Schutze Ihrer Donnerbüchse wohlbehütet. Leisten Sie uns also lustig Ihren Beistand.

Er schiebt Sabine vorwärts, der Orgelspieler spielt und so ziehen sie zusammen ab.

V. BILD.

Kirchhof. Platz vor dem Sedemundschen Erbbegräbnis, gleichsam einer Prunkvilla für die Toten des Geschlechts. Links schneidet eine zaunartige dichte Hecke ein Stück Kirchhof ab, der Kerichtplatz des Kirchhofes, der Begräbnisplatz der Selbstmörder. Der junge Sedemund und Frau Grude.

Der junge Sedemund: Ich denke denn doch, schließlich klingt alles im All zum schönsten Ohrenschmaus zusammen — nur der Rest ist Schweigen.

Frau Grude: Der Rest?

Der junge Sedemund: Ja, der Rest gehört doch auch dazu, die Pause, die Atem- und Schöpfungspause, die Höhlen des Nichts, die das herrliche Was gliedern. Solch ein Rest ist mein Onkel, ein Schweigen im All, trotz der Munterkeit seines Mundwerks, eine Pause — und — mein Vater, wer weiß, vielleicht klagt's, klingt's oder klappert's bei ihm irgendwo und kündigt Besseres.

Mankmoos, sich fortwährend umsehend, stolpert atemlos heran. Frau Grude tritt abwartend ein wenig zurück.

Mankmoos (hält sich an Sedemund fest).

Sedemund: Mann, was ist Ihnen?

Mankmoos (starrt ihn blöde an): Mann? Meinen Sie mich?

Sedemund: Na, wenn es sonst nicht stimmt, sind sie doch der Mann von Ihrer toten Frau; warum drücken Sie sich so dicht an mich?

Mankmoos: Sie hetzt mich hin und her.

Sedemund: Hetzt, wer hetzt?

Mankmoos: Sie, von der Sie sagen, sie wär tot. Ich höre hier Schritte und da Schritte und wenn ich umschau — —

Sedemund: Dann ist es Ihre Frau?

Mankmoos: Sie geht um — immer um mich herum, wer sollte es sein, wenn sie es nicht wäre? Wenn da nichts ist, was doch was ist, dann denk ich, sollte lieber der Löwe da laufen. (Erblickt Frau Grude, erschrocken): Was — will — die — die — da?

Sedemund: Es ist Frau Grude — Mensch, machen Sie Ihre Augen auf.

Mankmoos: Aber was will sie von mir? Meine Frau hat mir alle Kinder auf'n Hals geladen, und da sitz ich nu mit zu und kann zusehen, wie sie zu Gange kommen; und von wem soll ich selbst was für mich kriegen?

Frau Grude: Hier scheint sich auch so ein Rest aufzutun, Herr Sedemund, wie können die armen Kinder dafür büßen müssen, daß ihr Vater so ein Rest von einem Mann ist?

Sedemund: Es wundert mich doch, daß seine Gedanken sich in Form und Gestalt seiner Frau fügen. Ein Rest merkt nichts. Sehen Sie, da ist sie. (Spricht zu Mankmoos Entsetzen in die leere Luft): Ja, Frau Mankmoos, es kommt alles in Ordnung, und die Kinder sollen nicht verkümmern. Frau Grude verspricht es auch. Frau Mankmoos, lassen Sie ihren Mann nun in Frieden. (Zu Mankmoos): Sagen Sie ihr, daß Sie für Ihre Kinder sorgen wollen, sprechen Sie, aber laut.

Mankmoos bebend: Ja — Line ja — ich will ja, laß mich man machen. Grete soll gleich ein gutes schwarzes Kleid kriegen.

Sedemund: Sie winkt, kehrt zufrieden um — und nun ist sie fort. Sie sind den Geist los, Mankmoos, aber denken Sie daran, daß sie Frieden findet. Sie gehen nachher mit mir, ich will sehen, was ich für Sie tun kann.

Mankmoos wankt hinter die Selbstmörderhecke.

Sedemund: Da ist das Abseits, wo die Selbstmörder liegen — in ungeweihter Erde; ein Wort, das wider uns aufstehen will, wie der Geist von Mankmoos' Frau wider ihren Rest von Mann.

Sie gehen zusammen nach hinten und verschwinden. Grude mit Sabine und dem Orgelspieler kommt.

Grude: So, hier sei Sabine als Lamm dem Löwen preisgegeben. (Zum Orgelspieler) Und Sie halten hier aus und hüten das Lamm — — ich — er zieht den Rock aus und legt den Hut ab — ich, in Hemdsärmeln, trete in Löwenhalter Candidos Dienste und laufe dem Entlaufenen nach.

Orgelspieler: Und mit die Possen, die heite passieren, wer'ch mich als alter Mann noch bei junge Mächen wichtig machen.

Grude in Hemdsärmeln verschwindet hinter dem Erbbegräbnis.

Gierhahn und Ehrbahn mit Gewehren.

Gierhahn: Irgend wen muß ich kalt machen, wenn nicht den Kutscher Karl, den Lumpen, so wenigstens das Luder, den Löwen.

Ehrbahn: Du gehst zu unvorsichtig drauf los, Bruder Gierhahn, wir sollten leiser sein.

Orgelspieler: Ja die Herrn dürften gern leiser laufen, denn, ob mer hier Lumpen sein oder Luder, den Leewen is', weeb Gott egal, der frißt die Luder so gern wie die Lumpen, for den, wie for'n lieben Gott, sein mer alle gleech.

Gierhahn: Hallo! Das Fräulein im Fahrstuhl, wie geht das zu?

Sabine trocknet Tränen und schaut dankbar auf.

Orgelspieler: Das arme Mächen, ihr Fihrer is forn Leewen fortgemacht — nu, da wußt ich gleech, for was mich Gott hat glicklich bis daher leben lassen — das wern die Herrn Schitzen verstähn, daß sich fir Schitzen und orme Orgeldreher nichts Besseres begäben kann, als so een krankes gutes Kind zu hiten, nich wahr, meine Herrn?

Gierhahn: Wollen sie denn den Löwen zu Tode orgeln? Machen Sie Platz, Mensch — wo ist er denn?

Orgelspieler: Sein Se nich beese, daß ich aus eenen Orgeldreher un zwee Schitzen eenen Mundvoll mache. Wo der Leewe is? Ja, der is nich gar so weit weg, wenn eener den Herrn Obergehilfen von'n Löwenhalter trauen därf, der'n da hinten in de Bische nachpirscht, das is een ungeheier mutiger Mensch, sehn Se, aber freilich, er is auch den Umgang mit die Ungeheier geweent.

Gierhahn: Ich frage nicht nach dem Löwenfänger, ich frag nach dem Löwen!

Orgelspieler: Schießen Se bloß nich bums los, wenn Se was Weißes sehn, das sein nämlich den Herrn Obergehilfen seine Hemdärmel. Der Leewe hat keen Hemde angezogen. Nich wahr, Freilein, da driben in de Bische, da is er rin?

Sabine: Ja, aber daß der Mann so sehr mutig ist, meine ich nicht. Er mußte sich immer bloß den Schweiß abtrocknen. Und Sie selbst bekreuzigen sich ja jedesmal, wenn ich nicht so genau hinsehe; Sie sind wohl katholisch? (Zu Gierhahn): Ach, lieber Herr, lassen Sie mich nicht wieder mit ihm allein. Hören Sie mal: (Gierhahn beugt sich herab, leise) Ich hab' ihn huschen hören und dann die große Spur auf dem Sand war greulich anzusehen.

Orgelspieler: Das Schrecklichste an den Leewen is seine Schnellleifigkeit; wissen Se noch, Freilein, wie er ibern Weg wischte? Eeen Husch — und rin in'n Busch.

Sabine: Ja — ja.

Orgelspieler: Und wie Ihr Fihrer ihn in die Geleifigkeit zu iberbieten dachte — weg wie der Wind und — blaß wie'n Blitz.

Sabine: Stellen Sie sich vor mir hin, und wenn er kommt, dudeln Sie tüchtig zu, daß ich's Schießen nicht höre.

Orgelspieler stellt sich vor Sabine.

Gierhahn: Gehn Sie da weg, ich habe die Verantwortung, und mit Ihren vermaledeiten Veranstaltungen locken Sie bloß das Tier an.

Orgelspieler: Immer besser, sagte der Floh, da fing er uff den linken Schinken an zu hinken. Denn geh ich bei Sie.

Stellt sich zu Gierhahn.

Gierhahn: Den Teufel sollen Sie, scheren Sie sich schnellstens davon!

Orgelspieler: Se meenen, ich soll de Landschaft mit meine liebe Abwesenheit verscheenen?

Gierhahn: Genau das, Sie sollen Luft hinlassen, wo Sie sind.

Orgelspieler: Ooch recht, denn bin ich woll hinter die Wand weniger im Wege. Nur noch'n kleenen Tusch zum Abschied geschmettert.

Orgelt und marschirt gegen die Selbstmörderhecke. Ehe er verschwindet, erscheint, aufgescheucht, nach Luft schnappend, der geängstigte Mankmoos.

Orgelspieler: Halten Se sich nich uff, Mensch, oder der Leewe beißt Se in'n Hintern.

Gierhahn (schreit ihn an): Verdammtes Hasenbein, ich schieß dich durch deine Gedärme — sag' was hast gesehn?

Mankmoos (wirbelt mit den Händen, weiß nicht, soll er vor oder zurück): Huh, Schesar, bist brav, brav, brav.

Ehrbahn: Schieß nicht, Bruder Gierhahn, schieß nicht, wenn du mich lieb hast.

Gierhahn: Der Schuß muß raus, nochmal: eins, zwei, drei, wo ist er? (Hebt das Gewehr.)

Grude (von hinten): Nicht schießen, Leute, ich muß ihn lebendig liefern — er hockt hinter der Hecke — scheucht ihn her, schreit, aber schont sein Leben.

Gierhahn: Schonen, Sie Affenschwanz! (Schießt aufs Geratewohl in die Hecke) Das war dumm — Bruder Ehrbahn, dein Gewehr her, und halte meins. (Vertauscht die Gewehre und springt hinter die Hecke.)

Orgelspieler (zu Mankmoos): Brillen Se, Mann, zeigen Se de Bestie den Meisterbriller, sonst is Ibr Balg bald een Leewenbutterbrot — — da, da, da schlupft er durch die Dannen, da wutscht er hin wie de wilde Wut!

Grude: Schreit, Leute, schreit.

Verwirrung, Geschrei.

Ehrbahn: Bruder Gierhahn, Bruder Gierhahn, zu Hilfe, zu Hilfe! Gierhahn (bricht wieder durch die Hecke).

Orgelspieler: Platz gemacht forn Keenigschuß. Er blutet schon, Herr Schießmeister, noch so eens uff das verflixte Fell! Der Leewenteter soll leben!

Grude versteckt sich wieder.

Gierhahn: Es war Zufall, Leute, aber da war so was wie ein schneller Schatten — — — jetzt . . .

Ehrbahn: Nicht zu dreist, Bruder Gierhahn, denk daran, daß diese Tiere wütend werden, wenn sie verwundet sind.

Orgelspieler: Uff de linke Hinterpfote gelähmt, Herr Feierhahn. links gelähmt, da wird er keene rechten Springe mehr machen, Der Herr Obergehilfe is gleich wie'n wietender Windhund uff de Spur geglitten.

Gierhahn geht spürend umher.

Schuß und Lärm haben Leute herbeigelockt, von hinten erscheinen Sedemund und Frau Grude, durch den Kreis der Umstehenden bricht Wachtmeister Lemmchen.

Lemmchen (zum Orgelspieler): Kommen Sie ran! Sind Sie an dem Unfug beteiligt?

Orgelspieler: Man unverfänglich, Herr Obachtmeister. Aus mei'n Leierkasten kommen woll ooch beschissene Tene, aber keene Flintenschisse. (Zeigt auf Ehrbahn.) Wenden Se sich gitigst an den Herrn Gewehrinhaber.

Lemmchen (nimmt das Gewehr Ehrbahns und richtet an der Laufmündung): Mit diesem Gewehr ist soeben geschossen worden, warum ist aus dem Gewehr soeben geschossen worden?

Gierhahn (tritt heran): Ich habe dem Löwen eins aufs Fell gebrannt, Herr Wachtmeister. Es ist mein Gewehr.

Lemmchen: Sind Sie nicht Herr Gierhahn, Herr Gierhahn? So, das ist mir recht lieb, es stimmt also mit dem Löwen?

Gierhahn: Vollkommen, Herr Wachtmeister, verlassen Sie sich auf mich. (Zu Ehrbahn) Nicht wahr, Bruder Ehrbahn, wir zwei sind Herrn Lemmchen Zeuge genug?

Lemmchen: Ach, Herr Ehrbahn, ich erkannte Sie nicht sofort, hätten Sie nur gleich Ihren werten Namen genannt. So, so, da wollen wir ein patentes Protokoll aufsetzen. Alles nach der Reihe. Zuerst muß ich verhüten, daß alle diese Leute sich in der Gefahrzone verstreuen. (Laut) Sie bleiben alle hier versammelt und fügen sich Herrn Gierhahns Vorschriften, verstanden? Keiner verläßt den Platz, bevor ein Schutzmann kommt.

Orgelspieler: Ich fühl mich in Herrn Feierhahns Schooße so sicher wie in Abraham seinen.

Lemmchen: Herr Gierhahn ist mit obrigkeitlicher Gewalt ausgestattet. Wer etwa noch vorbeigeht, für den gilt der gleiche Befehl. (Zu Gierhahn.) Ich schicke alle, die mir begegnen, hierher, und alle müssen sich bei Ihnen melden.

Gierhahn (zu Sedemund und Frau Grude): Nicht aus dem Kreis treten! Alle auf einen Haufen hierher!

Sedemund und Frau Grude heran. Lemmchen ab.

Der alte Sedemund und Onkel Waldemar mit Kränzen.

Onkel Waldemar: Hä Gie'hahn, Sie glauben gar nicht, wie ich mich über Ihr Glück fweue. Gwatuliere, gwatuliere! Sie sind sonder Zweifel der Held des heutigen Tages! (Schütteln sich die Hände.)

Gierhahn: Danke ergebenst, Herr Sedemund. Wenn Sie mit Ihrem Herrn Bruder zum Grabe gehen, tun Sie gut, sich nicht mehr als nötig zu gefährden. Kommen Sie gleich zurück.

Onkel Waldemar: Pietät, Hä Gie'hahn, waltet ohne Pwüfung der Gefahr. (Zeigt auf den alten Sedemund.) Eine Wallfah't zätlichen Gemüts zum Gwabe seines Glücks.

Sie gehen zum Erbbegräbnis. Onkel Waldemar schließt auf und steckt den Schlüssel wieder ein. Der junge Sedemund tritt herzu.

Der junge Sedemund: Geht das so geschwind, Vater — hui hinein und hui hinaus?

Der alte Sedemund: Ja, mein Junge, Eile ist uns anempfohlen, aber wir hasten nicht.

Onkel Waldemar: Ein schmätzlicher Seufzä, Gähadd, soll das Andenken der Guten heute heiligen.

Der junge Sedemund: Soll der Seufzer das, seufzest du auch?

Onkel Waldemar: Gähadd, könntest du nicht wenigstens am Gwabe deiner Mutter weniger gehässig mit mir ueden?

Der junge Sedemund: Ja, da steht der Sarg, ach Gott, Mutter, nun kommen sie mit Kränzen, um dein Andenken zu heiligen.

Onkel Waldemar: Eins muß ich dich bitten, einzusehen, Gähadd, daß die gwoße gegenwätige Menge nicht dä schickliche Hintägwund für die von dir däart beliebten Anfälle bildet. Spwich leiser, Gähadd.

Der junge Sedemund (tritt in den Eingang und steht gleichsam als Torhüter da, leise): Bleib draußen stehen, Onkel Waldemar, auch du, Vater, hast deine Füße nicht abgetreten und willst in ein so stilles sauberes Gemach, der einzige Erdenwinkel, gehen, der meiner Mutter geblieben ist?

Er hat nach und nach wieder lauter gesprochen, die Leute sind aufmerksam geworden und unmerklich näher getreten.

Der Orgelspieler (dreht einige Töne).

Der alte Sedemund (nimmt den Kranz aus der rechten in die linke Hand und fährt sich mit der Hand übers Gesicht).

Der junge Sedemund: Gott, Vater, ich glaubte, du wolltest dich mit der Faust vors Gesicht schlagen! (Er tritt beiseite und läßt den Eingang frei.)

Onkel Waldemar: Bwuder, spwich ein Wort zu Hän Gie'hahn, ä ist ein edler Mann und wird dich vor dem Stein dä Schande, den dein Sohn gegen dich ähebt, schützen wollen.

Der alte Sedemund (sieht sich um und überfliegt die Menge mit den Augen, dann kehrt er sich ab; er ist scheinbar im Begriff, ins Grab zu treten, zaudert aber und bleibt stehen).

Onkel Waldemar: Bestä Hä Gie'hahn, nicht wah', Sie fühlen mit mir, daß vor soviel Augen und Ohwen die Auspwache bei unsäm Äbbegwäbnis katast'ophal sein muß.

Gierhahn: Wir wollen zurücktreten, Leute. Stellt euch hier dicht an die Hecke heran, drängt euch nicht zu Dingen, die euch nichts angehen.

Man stellt sich ein wenig weiter weg längs der Selbstmörderhecke auf.

Der junge Sedemund: Wenn es nach priesterlicher Grundgerechtigkeit ginge, Vater, müßte Mutter nicht auch hinter jener Hecke liegen? Das nennst du nun meine so echt Sedemundsche Formel, die nicht umzubringen ist und zäh wie Zunder glimmt?

Onkel Waldemar: Höwe ich wecht, Bwuder, und ich höhte bisher nicht nur gut, sondern västand auch meine Folgewungen zu finden, höwe ich wecht, so ist Gähadd dwauf und dwann dem Sarg der Seligen in unserm hälichen Äbbegwäbnis das

Wecht auf seinen Platz zu bestreiten. Bwuder, dein armer Anblick macht mich zittän, obgleich dein Häz es sich nicht vāsagen will, selbst hewanzutweten, laß mich für dich hingehen, gib mir den Kwanz, um ihn als kummervolle Klage über den Sohn dä Mutter zu bwingen.

Gierhahn: Seid froh, Männekens, daß dies nicht Eure Familiengrube ist. Vor solcher Familie kann einem grausen, die solche Greuel nicht rechtzeitig eingraben kann. Ihr hört hier hinten auch, was da unter ihnen hübsch öffentlich vorgeht und geheim bleiben sollte.

Der alte Sedemund (wehrt Onkel Waldemars Anerbieten ab und geht selbst langsam näher zur Grabtür. Dann dreht er sich, ohne einzutreten, plötzlich um und ruft): Was steht ihr da, geht und gafft wo anders!

Gierhahn: Herr Sedemund, gehn sie ruhig hinein, raffen Sie sich eine Kleinigkeit von gutem Gewissen zusammen, dann geht's noch mal.

Onkel Waldemar: O Hä Gie'hahn, Sie sollten sich auch ein Familiengwab gwünden, wo Sie dāeinst Ihren Sohn beisetzen können. Dā gute Schaukelstwick hat schon alle Lust an dem Kinderhandel verloren, wie er mir soeben selbst ganz hübsch öffentlich anvätwaute. Ganz wecht, Schau—kel—stwick — Kin—der—han—del, Handel für Geld um Ihr ei—ge—nes Kind, Hä Gierhahn!

Der Orgelspieler rührt die Kurbel.

Gierhahn: Kinderhandel? O Herr Sedemund, wenn ich Sie wāre und wünschen müßte, Ihren Fall hinter einem andern Fall zu verstecken, würde ich kein solches Ungetüm heranzerrn, das doch den Deubel niemand für lebendig hält. Also Kinderhandel — gut! Doch wie geht's nun bei Ihrem Fall weiter?

Lemmenchen erscheint im Hintergrunde.

Onkel Waldemar: Sā fweundlich, mir das Wort zu vāgönnen, Hä Gie'hahn! Denken Sie vielleicht noch an das solenne Fwühstück im „Äbgwoßhäzog“, wo wir uns wechselseitig allālei kuwiose und vätwauliche Konfidenzen machten? Sie als Fuhrhä schossen den Vogel von der Stange ab. Ach, Sie wissen doch, wenn Ihwe Lastwagen auf die Stadtwage fahren — dann, na besinnen sie sich bitte — zwischen das zweite und drittwite Fuder legen Sie Ihwe bewühmte Buttelpause ein und hintehä, was wissen denn die vollen Häzen davon, ob das zweite Fuder schon schön gewogen ist odā nur gwade auf die Wage gegangen — und na,

das zweite wird dä Sicherheit zuliebe — doppelt gewogen und angekweidet, alles wegen dä Buttelpause, und bei Leibe nicht zu Ihwem Schaden. Ach, Hä Gie'hahn, wir wawen ja alle so selig über solchen Geschäftsspaß! Und wie geht's nun mit Ihnen weiter, immer lustig weiter, möcht ich meinen, bei einer so hübsch öffentlichen Gelegenheit, was?

Der Orgelspieler dreht die Kurbel.

Gierhahn: Was hat das alles mit der Öffentlichkeit zu tun, Herr Sedemund? (Sieht sich um.) Herr Wachtmeister Lemmchen!

Onkel Waldemar: N'Abend, Hä Lemmchen, haben Sie auch schon vom Gie'hahnschen Kinderhandel gehört?

Lemmchen: Meine Herren, meine Herren — — ich sollte denken, daß das alles wohl nicht partu Privatangelegenheiten sind, aber doch hier heute abend nicht hergehören. Alles nach der Reibel Was geht denn da am Grabe vor?

Der junge Sedemund: Herr Lemmchen, mein Vater verbeißt sich drauf, aus Barmherzigkeit, aus allgemeiner Menschenbrüderlichkeit und anderen Bedenken eine hochherzige Stiftung zu begründen. Da liegt hinter der Hecke in ungeweihter Erde so mancher elende Erdenbürger bestattet. Mit dem Genaueren will ich Ihre Geduld nicht ermüden, kurz, mein Vater will auf jedes dieser verwahrlosten Gräber ein bescheidenes Steinchen stellen. Er wird sogleich gehen und ein Auge auf den Anger werfen, nicht wahr, Vater? Wolltest Du nicht hingehen und die Gräber zählen? Oder willst Du vorher — deinen Kranz niederlegen?

Der Orgelspieler dreht die Kurbel.

Der alte Sedemund (schaut umher, alles hält den Atem an. Dann wendet er sich jäh an Onkel Waldemar): Hast Du nicht den Schlüssel bei dir? Es wird abgeschlossen.

Onkel Waldemar (flüsternd): Bwuder, wenn dä Kwanz nicht an seinen Platz kommt, wird unsä Ansehn am Ort begwaben werden. Denk dawan. Geh hin und wieder her, beiß in den Bart!

Der alte Sedemund (heftig): Den Schlüssel! Glaub mir, wenn ich's könnte, täte ich's doch nicht, ob ich's also nicht kann oder warum ich kneife, macht keinen Unterschied — — da halt den Kranz. (Er gibt den Kranz, empfängt den Schlüssel, dreht um, schließt ab und steckt den Schlüssel ein. Schreitet dann, während man vor ihm zur Seite weicht, auf die Selbstmörderhecke zu. Es erhebt sich ein Gemurmel. Onkel Waldemar folgt ihm und sucht ihn zu halten.)

Onkel Waldemar: Bwuder, bist du bei Sinnen? Willst du wirklich diesen Büberweg gehen?

Der alte Sedemund (bleibt stehen und zuckt die Achsel): Ich weiß wirklich nicht, warum ich es nicht sollte, aber wenn du es besser weißt, will ich es lassen. Die Steine mögen zu stehen kommen, wie mein Sohn in meinem Namen — hübsch öffentlich angeordnet, ohne daß ich widersprochen habe.

Onkel Waldemar: Hättest du nur widäspwochen!

Der alte Sedemund (für sich): Widersprochen, wieso, wer dachte an Steine, als von Steinen die Rede war! Wie vielerlei zugleich in Waldemars Kopf geht, ist großartig.

Lemmchen: Meine Herren, diese Sache, die wie eine persönliche Privatsache aussieht, sei nun abgetan. Ich kann Ihnen leider nicht länger Zeit dabei lassen. (Laut.) Alle Anwesenden begeben sich aber einstweilen in die Kapelle, da sind die Bildhauer bei Licht an der Arbeit, wie ich eben sah, also alle Mann! mit mir marschier!

Er geht voran, alle folgen bis auf den Orgelspieler und Sabine,
Frau Grude zögert.

Orgelspieler (dreht die Kurbel, schüttelt den Kopf): Von dem Pläsier hätt'ch mir mehr Vergnügen versprochen — na, wie hats denn Sie gefallen, Freilein?

Sabine: Ich bin in der Welt noch zu wenig herumgekommen, wissen Sie, ich weiß gar nicht, war es lustig oder traurig.

Frau Grude kommt eilig und beginnt den Rollstuhl mühsam in der Richtung der Kapelle zu schieben. Da springt aus dem Gebüsch Grude und umfängt sie von hinten. Sie erschrickt und will sich wehren, läßt aber, nachdem sie ihn erkannt, geschehen, daß er sie herzlich und ergiebig abküßt. Man hört Schritte und er springt wieder ins Dunkel.

Ein Mann: Herr Wachtmeister Lemmchen schickt mich, er hat schön gescholten, daß niemand den Rollstuhl schiebt. Ich soll ihn holen — wer war denn da der Mann in Hemdärmeln?

Frau Grude: Der Mann? Das war nur mein verrückter Mann.

Der Mann: Also flink fort, ehe uns der Löwe frißt.

Alle ab.

Bernhard Bernson:

DADAISTENWITZ

Aus dem Aufsatz und Aufruf „Der Kunstlump“ von Wieland Herzfelde und George Grosz in der „Pleite“:

Was soll der Arbeiter mit Kunst?

Wo er stündlich um seine primitivsten Lebensbedürfnisse kämpfen muß, wo er unter den zerrütteten Verhältnissen fiebert, in denen er seine Kameraden, seine Familie, alle seine Mitsreitenden dank der bürgerlichen Blutsauger und geschwollenen Besitzkröten dauernd versinken sieht, und sich schuldig fühlt jeder Minute, die er nicht damit zubringt, diese Welt aus den Schleimfängen des kapitalistischen Systems zu befreien.

Wo er unaufhörlich die Augen aufreißen muß, um den Verbrechen, den Schlichen, den Hintergehungen, den Umbiegungen, den Verleumdungen, mit denen die bürgerliche Gesellschaft sein Rettungswerk zu vernichten sucht, zuvorzukommen.

Wo er dauernd dem Kapital, das auf jede Weise die Stabilisierung der Ausbeutung erinnert und ausführt, entgegentreten muß. Wo er die Ebert mit den Kapp und Mannerheim verhandeln und die Revolution verkaufen sieht.

Wo er die Bildung im Bunde mit den Ludendorffs Handgranaten werfen sieht.

Was soll der Arbeiter mit der Kunst, die ihn trotz aller dieser erschreckenden Tatsachen in eine davon unberührte Ideenwelt führen will, vom revolutionären Handeln abzuhalten versucht, die ihn die Verbrechen der Besitzenden vergessen machen will und ihm die bourgeoise Vorstellung einer Welt der Ruhe und Ordnung vorgaukelt? Die ihn also den Klauen seiner Zerfleischer ausliefert, statt ihn aufzupeitschen gegen diese Hunde!

Was soll der Arbeiter mit dem Geiste der Dichter und Denker, die angesichts all dessen, was ihm den Lebensatem abschnürt, keine Verpflichtung fühlen, den Kampf gegen die Ausbeuter aufzunehmen?

Ja, was soll den Arbeitern die Kunst? Haben die Maler ihren Bildern die Inhalte gegeben, die dem Befreiungskampf der arbeitenden Menschen entsprechen, die sie lehren, sich zu befreien aus dem Joch tausendjähriger Unterdrückung?

Sie haben die Welt trotz all dieser Schande im beruhigenden Lichte gemalt. Die Schönheit der Natur, den Wald mit Vogelgezwitscher und Abendsonnenschein! Zeigt man, daß der Wald in den schmierigen Händen des Profitmachers ist, der ihn meilenweit als sein Privateigentum erklärt, über das er allein verfügt, der ihn abholzt, wenn sein Geldschlot es erfordert, ihn aber umzäunt, damit Frierende darin sich kein Holz holen können.

Arbeiter! Indem man in Gemälden irgend etwas darstellt, an das sich der Bürger noch klammern kann, das Euch Schönheit und Glück vorspiegelt, stärkt man ihn, sabotiert man Euer Klassenbewußtsein, Euren Willen zur Macht.

Indem man Euch auf die Kunst verweist und schreit: ‚Die Kunst dem Volke‘, will man Euch verführen, an ein Gut zu glauben, das Ihr mit Euren Peinigern gemeinsam besitzt und dem zuliebe Ihr den berechtigten Kampf, den die Welt je sah, einstellen sollt. Man will wieder einmal Euch mit ‚Seelischem‘ gefügig machen und Euch das Bewußtsein Eurer eigenen Kleinheit im Verhältnis zu den Wunderwerken des menschlichen Geistes einflößen.

Schwindel! Schwindel!
Gemeinster Betrug!!

Nein, die Kunst paßt in die Museen, um in Rundspaziergängen von Kleinbürgern auf Ferienreisen beglotzt zu werden, die Kunst paßt in die Paläste der Bluthunde, vor die Safes. Wenn Herr Stinnes nach getaner Schiebung mit seinen vom Kuponschneiden ach so schwierigen Händchen im Schoß, seine vom fortgesetzten Rechnen, wie man Euch am besten kurz hält, ach so kurzsichtigen Auglein in die Höhen reiner Menschlichkeit aufschwingt, seinen überanstrengten Geist an den antiken Bildwerken oder etwa an Kokoschkas Meisterschinken ‚Die Macht der Musik‘ erquickt, so läßt sich kaum annehmen, daß diese Bilder die Notwendigkeit der Vernichtung der alten und den Aufbau einer gerechteren Welt predigen.

Arbeiter, Ihr, die Ihr den Mehrwert dauernd schafft, der es den Ausbeutern erst ermöglicht, sich die Wände mit diesem ‚ästhetischen‘ Luxus zu behängen, die Ihr den Künstlern somit den Lebensunterhalt, der meist immer ein vielfach reichlicherer war als der Eure, gewährleistet, Arbeiter, nun hört, wie solch ein Künstler zu Euch und Eurem Kampfe Stellung nimmt.

Nach den Kapptagen, da Ihr Euch bewaffnet habt, zum Verdruß der Antimilitaristen und Pazifisten, die es am liebsten gesehen hätten, daß Ihr mit langen weißen Hemden bekleidet mit einer Kerze in der einen und Lehrer Franks Buch ‚Der Mensch ist gut‘ in der anderen Hand in langen Prozessionen den Hakenkreuzzüglern entgegengepilgert wäret, um mit geistigen Waffen die weißen Heilande zu vertreiben, — in diesen Tagen hat sich so ein Kunstbürschchen wie Oskar Kokoschka, republikanischer Professor an der Kunstakademie Dresden, nicht etwa nur dem Kampf ferngehalten, wie es bei der traditionellen Feigheit der Intellektuellen kaum anders zu erwarten war, sondern hat in Wahrung seines Kunstschwindels folgendes lapidare Manifest an die Einwohnerschaft Dresdens gerichtet:

„Ich richte an alle, die hier in Zukunft vorhaben, ihre politischen Theorien, gleichviel ob links-, rechts- oder mittelradikale, mit dem Schießprügel zu argumentieren, die flehendliche Bitte, solche geplanten kriegerischen Übungen, nicht mehr vor der Gemäldegalerie des Zwingers, sondern etwa auf den Schießplätzen der Heide abhalten zu wollen, wo menschliche Kultur nicht in Gefahr kommt. Am Montag, den 15. März, wurde ein Meisterbild des Rubens durch eine Kugel verletzt. Nachdem Bilder keine Möglichkeit haben, sich von dort zu retten, wo sie nicht mehr unter dem Schutze der Menschheit stehen, und auch weil die Entente einen Raubzug in unsere Galerie damit begründen könnte, daß wir keinen Sinn für Bilder hätten, so fiele auf die Künstlerschaft von Dresden, die mit mir bangt und zittert und sich dessen bewußt ist, solche Meisterwerke nicht selber schaffen zu können, wenn die uns anvertrauten zerstört würden, die Verantwortung, einer Beraubung des armen zukünftigen Volkes an seinen heiligsten Gütern nicht mit allen Mitteln rechtzeitig Einhalt geboten zu haben. Sicher wird später das deutsche Volk im Ansehen der geretteten Bilder mehr Glück und Sinn finden, als in

sämtlichen Ansichten der politisierenden Deutschen von heute. Ich wage nicht, zu hoffen, daß mein Gegenvorschlag durchdringt, der vorsähe: Daß in der deutschen Republik wie in den klassischen Zeiten Fehden künftig durch Zweikämpfe der politischen Führer ausgetragen werden möchten, etwa im Zirkus, eindrucksvoller gemacht durch das homerische Geschimpfe der von ihnen angeführten Partei. Was alsdann harmloser und weniger verworren wäre, als die jetzt üblichen Methoden.

Oskar Kokoschka, Professor an der Akademie der bildenden Künste in Dresden."

NACHWORT

Das ist bestimmt kein Witz vom Geist der Molière, Voltaire, Lichtenberg, Jean Paul, Gogol oder Shaw, deren Witz mit Zahn und Stachel beißt, sticht und brennt, wenn es auf Wunden trifft, die auch die unsern sind und über die wir lebenslänglich weinen müßten, wenn wir nicht manchmal mit jenen darüber lachen könnten; aber dieser Dadawitz trifft, beißt und sticht nicht, wühlt weder zu Tränen noch zum Lachen auf, er juckt auf der Seelenhaut wie die Patte der Filzlaus. Das macht seine Herkunft aus Haß, Unfruchtbarkeit des Gefühls und Trägheit des Denkens; darum bekämpft er die Kunst, weil sie härteste Arbeit ist, er schlägt nach der „Kunst“ und meint die Arbeit, macht sich mit Pseudoernst und Entrüstung über Arbeit und Arbeiter lustig, spottet über Arbeiterblut mit dem schlimmsten, weil geringschätzigsten Spott, den es gibt, mit der verheuchelten Phrase, die den Arbeiter für zu dumm hält, sie zu durchschauen.

Wer ist hier eigentlich Bourgeois und Spießer, wer Arbeiter und Arbeiterfreund? Kokoschka, der Maler, der im Volk das Volk für fähig hält, Genießer der Kunst zu sein, oder diese Dadaisten, die von Arbeit sprechen und die Faulheit meinen und aus denen eine mit Dadaistenwitz maskierte, aber darum nicht minder scheußliche, stickige und spießige Geringschätzung der Masse spricht, eine Geringschätzung, wie sie nur ein klassenbewußter und kastenbewußter Kapitalist der Haßdoktrin, die er mit größerer Habsucht verzinst als ein Geizhals sein Geld, dem klassenfremden Arbeiter gegenüber empfinden kann. Wie klein sieht Dada den Arbeiter, wie dürftig seinen Lebensinhalt! Der Volksmund, dessen Ton er zu treffen meint, wäre nach ihm nur ein betrunkenes, Phrasen und Schimpfworte spuckendes Maul, der Künstler nur ein Feigling, Speichellecker, Geldverdiener, dessen einzige Sehnsucht das Bankkonto, der Pelzmantel und die Havanazigarre ist. Das ist negative, spießerhafteste Bürgerlichkeit, die ihre eigenen Sehnsüchte dem anderen unterschiebt, den sie nicht begreifen kann. Bei einem Kleist, Schiller, Hebbel oder Dostojewski, die das Hungern und

Arbeiten gleich gut verstanden, habe ich nie diesen servilen, schmatzenden Ton in der Sprache gefunden, der bei Dada immer aufklingt, wo von den angeblichen Wünschen der Künstler die Rede ist. Das ist das Schmatzen des Spießers, der dem anders gearbeteten seine eigenen Laster unterschiebt, und wenn er könnte, als Volksführer die Masse zu einem allmächtigen Magen und den Künstler zu dessen Hofnarren machen will.

Kokoschka gegen die Titel eines Kunstbürschchens, eines Kulturphrasenhelden, Kunstlumpen oder einer Kunsthure zu verteidigen, ist unnütz. Kokoschkas Aufruf, der diesen armseligen Dadaistenschmerz ausgelöst hat, ist Verteidigung genug. Wer ihn mit dem Gefühl aufnimmt, anstatt mit der Wortwage die Rosinen für eine Parteipolitik herauszuwiegen, spürt, daß hinter diesen ziemlich ungelenten Argumenten eines Künstlers der tapfere Mensch steht, der hat, wovon die anderen nur reden: Liebe zum Volk und Schamgefühl, worüber Dada sicher lachen wird, denn Dada wird nicht mehr schamrot und bekommt kein Herzklopfen aus Ehrfurcht vor Menschen, es sei denn, daß der Herzmuskel nach der dritten Tasse Mokka im Kaffeehaus pocht, im Kaffeehaus, wo diese Dadaistenschmerz wachsen, und wo Dada schwerlich den Arbeiter kennen gelernt hat, den er nach seinem Ebenbild verfälschen möchte, im Kaffeehaus, wo er den Vorwurf der Habsucht und „traditionellen Feigheit der Intellektuellen“ nicht etwa, was mutig wäre, gegen sich selbst, sondern gegen andere richtet.

BÜCHEREINLAUF

- BAUERNFELD:** *Die Republik der Tiere und die Elfen-Konstitution.* Mit Bildern von Matthias Ranftl. Neu herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Dr. Gustav Wilhelm. 261 Seiten. 8°. 1919. Ed. Strache, Wien.
- BORCHARDT, RUDOLF:** *Schriften. Jugendgedichte.* 127 Seiten. 8°. 1920. 9,50 M. Pappband 13,30 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
- DEUTSCHER REAKTIONS-ALMANACH** für das Jahr 1920. Des Deutschen Revolutionsalmanach zweiter Band. 148 Seiten. 8°. Hoffmann & Campe Verlag, Hamburg-Berlin.
- DAS GESPENSTERSCHIFF.** Ein Jahrbuch für die unheimliche Geschichte. Herausgeberin Toni Schwabe. Mit 10 Vollbildern. 294 Seiten. Gr. 8°. 1920. 25 M. brosch. Landhaus-Verlag, Jena.
- GOLDSCHIED, RUDOLF:** *Grundfragen des Menschenschicksals.* Gesammelte Aufsätze. 227 Seiten. 8°. E. P. Tal & Co., Wien.
- GUILBEAUX, HENRI:** *Jos. Solvaster.* Ein Roman. 181 Seiten. 8°. 1920. Rudolf Kämmerer Verlag, Dresden.
- HERRON, GEORGE:** *Der Pariser Frieden und die Jugend Europas.* Eine Verteidigung und ein Aufruf. 1. bis 5. Tausend. 40 Seiten. 8°. 1920. 2 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
- HESSE, HERRMANN:** *Zarathustras Wiederkehr.* Ein Wort an die deutsche Jugend. 43 Seiten. 8°. 1920. 1.50 M. S. Fischer Verlag, Berlin.
- HOLITSCHER, ARTHUR:** *Adela Bourkes Begegnung.* Roman. 407 Seiten. 8°. 1920. 12,50 M. Geb. 17,50 M. S. Fischer Verlag, Berlin.
- JANOWITZ, FRANZ:** *Auf der Erde.* Gedichte. 89 Seiten. Gr. 8°. 14,40 M., in Halbleder gebunden 42 M. Kurt Wolff Verlag, München.
- JASTROW, DR. J:** *Die Reform der staatswissenschaftlichen Studien.* Fünzig Gutachten, im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik herausgegeben. 450 Seiten. 8°. 1920. 20 M. Duncker & Humblot, München.
- KAFKA, FRANZ:** *In der Strafkolonie.* Erzählung. 68 Seiten. Gr. 8°. 1919. 9,60 M., in Halbleder gebunden 42 M. Kurt Wolff Verlag, München.
- KLEMM, WILHELM:** *Ergriffenheit.* Gedichte. 128 Seiten. Gr. 8°. 14,40 M., in Halbleder gebunden 36 M. Kurt Wolff Verlag, München.
- KOESTER, REINHARD:** *Peregrinus.* Drama in neun Bildern. 116 Seiten. 8°. 1919. 14,40 M. Gebunden 30 M. Kurt Wolff Verlag, Leipzig.
- KYSER, HANS:** *Das Aprikosenbäumchen.* Novellen. 159 Seiten. 8°. 1920. 7,50 M. Gebunden 12 M. S. Fischer Verlag, Berlin.
- MEYSENBUG, MALVIDA VON:** *Briefe von und an Malvida von Meysenbug.* Herausgegeben von Berta Schleicher. 327 Seiten. 8°. 18 M. Gebunden 24 M. Schuster & Loeffler, Berlin.
- MUCKLE, FRIEDRICH:** *Das Kulturideal des Sozialismus.* 289 Seiten. 8°. 1919. Duncker & Humblot, Leipzig.

- OSTJÜDISCHE LIEBESLIEDER.** Uebertragungen jiddischer Volksdichtung von Ludwig Strauß. 92 Seiten. 8°. 6 M. Gebunden 8 M. Welt-Verlag, Berlin.
- PONTEN, JOSEF:** *Jungfräulichkeit.* Geschichte einer Jugend und Liebe. 113 Seiten. 8°. 1920. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
- PREUSCHEN, HERMIONE V.:** *Yoshiwara.* Vom Freudenhaus des Lebens. Roman in drei Teilen. 195 Seiten. 8°. 20 M. geb. Otto Janke, Berlin.
- ROSELIEB, HANS (Firmin Coar):** *Peter Hille.* Eine Dichterseel. 154 Seiten. 8°. 1920. Gebr. Leusing, Dortmund.
- SCHAPIRO, L.:** *Die Stadt der Toten* und andere Erzählungen. Aus dem Jiddischen übertragen von Siegfried Schmitz. 63 Seiten. 8°. Geheftet 5 M. Gebunden 7,50 M. Welt-Verlag, Berlin.
- SCHMEHL, AUGUSTUS:** *Die Bekehrung der Äbte.* Präzise Geschichten. 64 Seiten. 8°. 6 M. Gebunden 24 M. Kurt Wolf Verlag, München.
- SCHULTE-VAERTING, Dr. HERM.:** *Die Friedenspolitik des Perikles.* Ein Vorbild für den Pazifismus. 328 Seiten. 8°. 1919. Ernst Reinhardt, München.
- SAN SECONDO, ROSSO DI:** *La Bella Addormentata.* Aventura colorata in tre atti con un preludio e due intermezzi. 147 Seiten. 8°. Casa editrice M. Carra & C. di Luigi Bellini, Rom.
- SAN SECONDO, ROSSO DI:** *La Fuga.* Romanzo. 277 Seiten. 8°. Fratelli Treves, Mailand.
- SAN SECONDO, ROSSO DI:** *Mariquette, che passione!* . . . Tre atti con un preludio. 147 Seiten. 8°. Fratelli Treves, Mailand.
- SAN SECONDO, ROSSI DI:** *La Morsa.* Romanzo. 256 Seiten. 8°. Fratelli Treves, Mailand.
- SAN RECONDO, ROSSO DI:** *Ponentino.* Novelle. 271 Seiten. 8°. Fratelli Treves, Mailand.
- SINGER, ERICH:** *Heiterkeit.* Gedichte. 48 Seiten. kl. 8°. 1920. E. P. Tal, Wien.
- Aus dem heiligen Buche Sohar des Rabbi Schimon Ben Jochai.* Eine Auswahl. Zusammengestellt und übertragen von Jankew Seidmann. 63 Seiten. 8°. 5 M. Gebunden 7,50 M. Welt-Verlag, Berlin.
- STERNHEIM, CARL:** *Europa.* Roman. Erster Band. 229 Seiten. 8°. 7,20 M. Gebunden 12 M. Kurt Wolff Verlag, München.
- TAGORE, RABINDRANATH:** *Der Frühlingskreis.* Drama in vier Akten. 109 Seiten. Gr. 8°. 14,40 M. In Halbleder gebunden 42 M. Kurt Wolff Verlag, München.
- WERFEL, FRANZ:** *Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig.* Eine Novelle. 268 Seiten. 8°. 1920 7,20 M. Pappband 12 M. Kurt Wolff Verlag, München.
- WIENER, OSCAR:** *Das Haupt der Medusa.* 187 Seiten. 8°. 1919. 5,50 M. Gebunden 7 M. Ed. Strache, Wien.
- ZECH, PAUL:** *Das Terzett der Sterne.* Ein Bekenntnis in drei Stationen. 48 Seiten. Gr. 8°. 1920. 9,60 M. Gebunden 33,60 M. Kurt Wolff Verlag, München.

DIE WEISSEN BLÄTTER

Vollständige Jahrgänge

Wir haben noch einen kleinen Rest vollständiger Jahrgänge 1915, 1916, 1917, 1918 und 1919, die wir in schönen Halbpergamentbänden herstellen ließen. Die Lieferung erfolgt in der Reihe der eingehenden Bestellungen

Jahrgang 1915 in vier Halbpergamentbänden. 150 M.

Aus dem Inhalt: Carl Sternheim, 1913 / Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott / Walter Hasenclever, Tod und Auferstehung / Franz Werfel, Gedichte / Gustav Landauer, Walt Whitman / Leonhard Frank, Die Ursache / Alfons Paquet, Die anderen / Legenden um Joseph von Arimathia / Robert Walser, Nachtstück / Beiträge von Franz Blei, Paul Zech, Kasimir Edschmid, Gottfried Benn, Arnold Zweig, Felix Braun, Adolf Behne usw. / Carl Sternheim, Napoleon / Paul Claudel, Der Ruhetag / Carl Sternheim, Schuhlin / Alexander von Gleichen-Rußwurm, Die Klage der Frauen um Lazarus / Heinrich Mann, Zola / Franz Kafka, Die Verwandlung / Zeichnungen von Rudolf Großmann, Ernst Stern, Max Oppenheimer, Ludwig Meidner usw.

Jahrgang 1916 in vier Halbpergamentbänden. 150 M.

Aus dem Inhalt: René Schickele, Hans im Schnakenloch / Emil Lucka, Die Psychologie Napoleons / Heinrich Mann, Der Bruder / Mechthild Lichnowsky, Gedichte / Heinrich Lautensack, Das Gelübde / Gustav Landauer, Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten / Theodor Däubler, Henri Rousseau / Ludwig Rubiner, Legende vom Orient / Carl Sternheim, Tabula rasa / Ulrich Steindorff, Golgatha / Max Hermann, Carl Einstein / Franz Blei, Balkanvölker / Heinrich Mann, Madame Legros / Peter Baum, Verse und Prosa / Max Brod, Die erste Stunde nach dem Tode / Francis Jammes, Der Hasenroman / Romain Rolland, Glaube und Hoffnung / Wilhelm Speyer, Das ist die Hölle / André Suarès, Über Charles Péguy / Franz Blei, Der Geizige / Hermann Hesse, Eine Traumfolge / Leonhard Frank, Der Kellner / Zeichnungen von George Groß, Arthur Segall, Hermann Huber usw.

Paul Cassirer Verlag / Berlin W 10 / Viktoriastraße 2

In diesen Tagen erscheint:

VOLTAIRE

Sämtliche Romane und Erzählungen

Zwei Bände

Übertragen von Ludwig Rubiner und Else v. Hollander
Mit einem Vorwort von Ludwig Rubiner

Kurz nach Erscheinen war diese erste deutsche Gesamtausgabe vergriffen. Trotz der enormen Herstellungsschwierigkeiten gelang es dem Verlage, das epische Oeuvre des geistreichsten, menschlichsten und kämpferischsten Repräsentanten europäisch-lateinischer Kultur neu aufzulegen, dessen Bedeutung für unsere Zeit die Einleitung Ludwig Rubiners mit Klarheit und Schärfe hervorhebt. — Den Champion des menschlichen Befreiungskampfes, dessen gallischer Oberflächenkult sich ein Weltbild von kühler Mathematik erschuf, begrüßt Victor Hugo in seiner Gedenkrede mit folgenden Worten: „Da begannest Du den fürchterlichen Prozeß mit der Vergangenheit — du plädiertest gegen die Tyrannen und die Unmenschen für die Sache des Menschentums, und du gewannst sie.“

Es erscheinen zwei Ausgaben:

1. Illustrierte Ausgabe

Diese enthält 14 handgedruckte Heliogravüren nach den Kupfern von Moreau le Jeune.

PREIS:

In Halbpergament gebunden etwa M. 290.—
In Halbleder gebunden etwa „ 320.—

2. Nicht illustrierte Ausgabe

Mit einem Porträt Voltaires nach einem Kupferstich

PREIS:

In Ganzpergamin gebunden etwa M. 75.—
In Halbleder gebunden etwa „ 135.—

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG/POTSDAM

SOEBEN ERSCHEINT:

WALTER HASENCLEVER
DIE PEST

EIN FILM

★

12 Mark / Gebunden 18 Mark

Dies neueste Werk Walter Hasenclevers ist der erste Filmtext, der in Buchform erscheint, der erste, dem ein Dichter seine kühne Phantasie schenkte / Packend und mit der Eindringlichkeit der bildhaften Ausdrucksmöglichkeiten ist das Grauen der Pest geschildert, die die Welt durchrast und die menschliche Gesellschaft vernichtet. Dies Buch hat einen seltenen Reiz für Liebhaber des Films ebenso, wie für Literaturfreunde

★

Vorzugsausgabe: 250 nummerierte und vom Verfasser handschriftlich signierte Exemplare auf dickem Hadernbütten / 125 Mark

★

V E R L E G T B E I
P A U L C A S S I R E R
I N B E R L I N

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

ACHTES HEFT ♦ ♦ 7. JAHRGANG ♦ ♦ AUGUST 1920

INHALT:

René Schickele:
Wie verhält es sich mit dem Expressionismus?

A. Bellack: David

Ambroise Vollard: Ein Besuch bei Cézanne

Anton Schnack: Drei Gedichte

Ernst Barlach: Die echten Sedemunds

Paul Colin: Französische Chronik

EINZELHEFT 4 MARK

VIERTELJÄHRL. 12 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Soeben erschienen in neuer Auflage:

Ein Spaziergang in Japan

von Bernhard Kellermann

Mit Umschlagzeichnung von Karl Walser

==== *In Halblederband 45 Mark* ====

Der Dichter von Ingeborg und Yester und Li wurde durch eine seltsame Laune für einige Monate nach Japan verschlagen. Er durchstreifte, richtiger: er durchbummelte das Land als ein neugieriger Müßiggänger. Er sah — wie er sagt — sonderbare und unglaubliche Dinge, die er flüchtig — wie sie ihm gekommen waren — festzuhalten suchte. Die Eindrücke von diesen Spaziergängen entbehren also jeder Objektivität. Der Dichter hat keinerlei Studien oder Untersuchungen angestellt; er beansprucht nicht einmal — wie irgendein Forschungsreisender — ernst genommen zu werden; vielmehr scheint der Übermütige sich mit seiner Faulheit zu brüsten, und sein Werk rechtfertigt ihn. Es hat etwas Absichtloses, Ungewolltes und Ungezwungenes, und der Müßiggang, der es reifen ließ, ist jener göttlichen Faulheit verwandt, wie sie die Romantiker liebten und in Hymnen besangen. Aus dieser Muse entstand ein entzückendes, lebenswürdiges Buch, voll von pittoresken Bildern aus dem bunten japanischen Leben, frisch und kapriziös und von einer übermütigen Sinnlichkeit.

Sassa Yo Yassa

Japanische Tänze

von Bernhard Kellermann

Mit vielen Illustrationen, davon sechs mehrfarbigen und sechs einfarbigen Lichtdrucken nach Zeichnungen von Karl Walser

In Halblederband 38 Mark

Verlegt bei Paul Cassirer / Berlin W10

René Schickele:

WIE VERHÄLT ES SICH MIT DEM EXPRESSIONISMUS?

Von unsern Altersgenossen in der Literatur setzen einige, die nicht „mitgekommen“ waren, auf ihn zum konzentrischen Angriff an.

Wir könnten das Feld räumen, ohne uns mit ihrem Ressentiment auseinanderzusetzen. Denn was geht uns dieser Handel an? Das Wort ist weder von uns, noch haben wir die Sache, die wir vertreten, damit gedeckt. Habe ich, wenn ich unter Bildnerischem und Literarischem für eine Zeitschrift auswählte, je eine Kleckserei reproduziert, eine unleserliche Seite gedruckt? Hat Edschmid, in dem sie den ganzen Expressionismus demolieren wollen, weil er des Programms Roß und Reiter sei, in seinen Kritiken je ein Buch empfohlen, dessen Lektüre eine mehrwöchige geistige Gymnastik vorausgesetzt hätte?

Der Handel ginge vielleicht Marinetti, Picasso und Sternheim an? Sie besticht man, aber man greift sie nicht an. Um abzulenken, zeigt man daneben. Und doch begann das Unheil, als der begeistert suchende Herwarth Walden über den smarten Marinetti stolperte, der gerade mit dem futuristischen Musterkoffer Europa bereiste. Begann für die Maler. Für die Schriftsteller, als Sternheim mit der Konstruktion seiner Sprachmaschine soweit fertig war, daß er in eine große Produktion eintreten konnte.

Bereits sechs Monate später konnte man unsre Maler nicht mehr verhindern, daß sie sich ihre Schnurrbärte abschnitten und auf ihr Selbstporträt aufklebten, war es zu spät, Wustmann gegen Sternheim zu halten. Weit und breit hatte über das Deutsch das Kirchenlatein gesiegt.

In der bildenden Kunst trat eine zweite, diesmal sehr ernsthafte Verschiebung aufs tote Gleis ein dadurch, daß ein Elementargedanke Cézannes bei zarten, grüblerisch zweifelnden, halb ver-

zweifelten und daher fanatischen Nachfahren in einen geometrischen Fimmel ausartete.

Wie verhielten wir uns dazu? Wir nannten Picasso einen liebenswerten Künstler und sagten aus, daß Sternheim Genie habe, und den Marinetti müsse man gesehn haben, um zu ermessen, zu welchen Triumphen er Maggis Suppenwürfel und Odol geführt hätte. Und hielten uns den Mückenschwarm vom Leib, der diese schönsten aller Leichen verfinsterte.

Wie aber verhält es sich nun mit dem Expressionismus?

Es ist, vor etwa zehn Jahren, zu einer doppelten Revolte gegen den Naturalismus und den Ästhetizismus gekommen, die damals unbestritten herrschten, das hat man den deutschen Expressionismus genannt. Daran haben, im Gefolge unseres großen Heinrich Mann, mitgewirkt Kurt Hiller wie Wilhelm Herzog, Edschmid wie Leonhard Frank, Sternheim wie Bonn, Döblin wie Georg Kaiser, Becher wie Werfel, Wolfenstein wie Rubiner, Kafka wie Brod, und was mich anlangt, so war, als mein erster Roman „Der Fremde“ erschien, der Expressionismus noch gar nicht erfunden. Als er ein paar Jahre später ans Tageslicht kam, holte Franz Pfemfert das unter den Fußtrittten der Kritik unter den Tisch gesunkene Buch hervor und druckte es noch einmal in der „Aktion“. Es war die gute alte Zeit.

Noch war die Grammatik keine Scherbenküche, man stieß nur ganz vereinzelt auf ein Bild oder ein Gedicht, die sich ohne Schaden für ihre Eigenart auf den Kopf stellen ließen. Dann aber dienten sie dazu, die frommen Helenen zu verulken, die entzückt die Kröte schluckten, gleichviel, wie sie ihnen eingegeben wurde. Lehmbruck und Kirchner arbeiteten hart vor sich hin, ohne daß jemand Aufhebens von ihnen gemacht hätte, Meidner verkaufte in Jahren kein Bild. Von Däubler hörte man, er könne Florenz nicht verlassen, weil er dem braven alten Signor Reininghaus über hundert Lire schuldig sei. Es war die gute alte Zeit.

Als die oben mit einigen (nicht allen wichtigen) Namen bezeichnete Gruppe — ihnen zum Tort, nicht zum Gefallen! — auf den Namen Expressionismus getauft wurde, war klar, was sie verband, und was mit dem Wort gemeint war. Hier geschah, nach der reinen Beschreibung des Naturalismus, nach der formalen Gepflegtheit der deutschen Parnassiens: der Schrei. Nichts könnte einen bessern Begriff davon geben, wie das so benannte Bild von Munch. Man war unglücklich im Zwielflicht der Zeit, man wollte heraus aus der mit Herz und Hand jobbernden Umgebung. Heraus aus den Militärmusiken und der häuslichen Pflege des Gemüts, in der sich die Bestie so gut

konservierte. Man war getreten, arm, ehrgeizig, schachmatt nach dem dritten Zug, sowie man mit den regierenden Zeitgenossen die kleinste Partie wagte: man schriel Heinrich Mann hatte seinen Essai „Geist und Tat“ veröffentlicht, Rubiner schrieb: „Der Dichter greift in die Politik“, Hiller setzte Kerrs geistpolitische Mission praktisch fort, der Aktivismus entstand, das Wort und die Sache. Ein großer Ruck vorwärts ward festgestellt, nachdem Herzog die Leitung des „März“ übernommen hatte. Zentral wirkte Pfemierts „Aktion“. Wir waren, außerhalb unseres Kreises, das Gesindel aus dem Café Größenwahn, und kein Redakteur einer anständigen Druckschrift konnte sich soweit vergessen, als daß er die Stilübungen von irren Analphabeten gedruckt hätte oder auch nur für sie eingestanden wäre. Der Stilunterschied zwischen den Werken spielte keine Rolle. Man bemerkte ihn nicht. Es dauerte eine Weile, bis die Kritik soweit war, daß sie den einen hervorhob, um die andern damit totzuschlagen. Auch ließ keiner es sich einfallen, zu übertrumpfen. Die Ware galt nichts, also fanden auch keine Versteigerungen statt. Was an ehrgeizigen Nachläufern dabeisaß, bremste. Sie brauchten zehn Jahre und den Nachweis von der Marktgängigkeit des Neuen, bis sie, mit dem Mut der Verzweiflung — überboten.

Da aber waren die „Expressionisten“, die den Wind gesät hatten, längst in der Abwehr vor dem Latrinesturm, den man ihnen zur Ernte anbot. Sogar ihre letzte und schönste Tat, ihre internationalistische Kampagne im Krieg, drohte in der riesigen Nachfrage, der die tollsten schönschreibenden Imperialisten von 1918 spätestens im November des gleichen Jahres insgesamt erlagen, und im entsprechenden Überangebot zu Brei gequetscht zu werden. Unabsehbare Scharen rückten heulend und psalmodierend über sie vor, Philosophen wechselten ihre Weltanschauung, um ihnen auf den Bauch zu treten. Sie starben nicht ganz, und also könnten sie sich gegen die nachtrampelnden Literaten zur Wehr setzen, — wenn diese nicht justement am gleichen Strang zögen und damit den Karren unters Publikum brächten. Dem aber muß geholfen werden.

Welchen Karren? Nennt es Pazifismus, Solidarität aller Völker, Bekenntnis zur geordneten Menschenerde, Kampf gegen die Bestie in allen Lebenslagen: es ist der alte Gott aus dem Osten auf seinem neuen Umzug. Diesmal muß der Traum Wirklichkeit werden, soll nicht alles, was wir „Welt“ nennen, zugrunde gehn, greifbare Wirklichkeit, gebend und nehmend: alles muß die Wirklichkeit eines jeden Tages werden, und wäre der Anfang noch so bitter.

Politische Angelegenheiten, auch kulturpolitische, sind eine Bäckerangelegenheit. Die Menge macht's.

Die letzten mögen die ersten sein, wenn sie die Dutzend nur recht voll machen.

Also lauft, soviel ihr seid, soviel ihr könnt, lauft, lauft!

Was kümmert uns — der Ismus, die Schule, der Still! Laufen sollt ihr am gleichen Strang!

Sovie! — nicht mehr, nicht weniger liegt uns am Expressionismus.

A. Bellack:

DAVID

Er wußte, wenn er seine großen Lieder
Bei Nacht zum Sausen seiner Harfe sang,
Und schaute auf den Schein der Lampe nieder,
Der starr in seine starren Augen drang,

Dann warf sie seines Hauptes übergroßen Schatten
Durchs Fenster wie von Anbeginn,
Durch Nacht und durch des Regens wilde Schloßen,
Hoch an des Himmels schwindelnde Wölbung hin.

Dort nahm er weite Meilen ein und hauste
Bei den Dämonen in den Wolkentälern
Und reckte seine Flügel wie zum Flug.

Da hört er auf zu spielen. Denn ihn grauste
Vor seines Schicksals unbekanntem Mälern,
Dem er sich rüstete, daß es ihn schlug.

Ambroise Vollard:

EIN BESUCH BEI CÉZANNE

Als ich Cézanne gegenüberstand, mußte ich mich zusammennehmen, um vor Überraschung nicht aufzuschreien. Ich erkannte einen Besucher wieder, der vor zwei Jahren einmal in die von mir veranstaltete Forain-Ausstellung gekommen war. Er hatte alles aufs genaueste angesehen; im Weggehen dann, die Hand auf der Klinke, sagte er: „Um 1875, als ich eines Tages im Louvre war, habe ich einen jungen Mann einen Chardin kopieren sehen; ich trat näher, und nachdem ich seine Arbeit beobachtet hatte, dachte ich mir: der wird's schaffen, weil er sich Mühe gibt, der Form nachzugehen. Das war Ihr Forain!“

Cézanne streckte mir beide Hände entgegen. „Mein Sohn hat oft von Ihnen gesprochen. Entschuldigen Sie, Herr Vollard, ich möchte mich bis zum Essen ein bißchen ausruhen. Ich komme eben vom Malen. Paul soll Ihnen das Atelier zeigen.“

Das erste Stück, was mir gleich auf der Schwelle in die Augen fiel, war ein Bauernbild — durchbohrt von Messerstichen. Cézanne geriet wegen jeder Kleinigkeit in Wut, oft auch ohne Ursache; seinen Zorn ließ er dann die Bilder büßen. Wenn ihm z. B. auffiel, daß sein Sohn ein wenig müde aussah, bildete er sich ein, der Junge hätte gebummelt, und wehe der Leinwand, die sich unter seinen Händen befand! Es sei erwähnt, daß auch das Söhnchen Paul die Verwüstung von einigen „Cézannes“ auf dem Gewissen hat. Es machte ihm

Spaß, Löcher in die Bilder zu machen, zur hellen Freude seines Vaters: „Der Junge hat die Fenster und die Schornsteine aufgemacht; er merkt's ganz richtig, der kleine Wicht, was ein Haus ist“.

Man hatte solche Achtung vor der Entscheidung des Malers, daß, wenn er ein verwüstetes Bild im Garten liegen gelassen, oder im Atelier in die Staubecke geschleudert hat, man darauf sah, daß es ins Feuer geworfen werde. Als Einzelfall kann die Rettung jenes Stillebens vermerkt werden, das Cézanne aus dem Fenster geschmissen hatte und das lange in den Ästen eines Kirschbaumes hängen geblieben war. Da man Cézanne mit einer Stange bewaffnet um den Baum herumsteigen sah, nahm man an, er habe die Absicht, sein Gemälde wieder einzufangen und hütete sich, Hand daran zu legen.

Ich wohnte dem Herunterholen des Gemäldes bei. Wir spazierten im Garten mit Cézanne und seinem Sohn. Der Maler, der gesenkten Hauptes ein paar Schritte voraus ging, drehte sich plötzlich um und sagte an seinen Sohn gewandt: „Junge, man sollte die „Äpfel“ herunterholen. Ich will versuchen, die Skizze vorwärts zu bringen.“

Cézanne liebte Kunstgegenstände leidenschaftlich, aber er wünschte sie auf ihren natürlichen Platz, ins Museum. Es waren auch in seinem Atelier weder seltene Gemälde noch wertvolle Möbel zu sehen, nichts von all dem Gerümpel, worauf Künstler sonst so erpicht sind. Auf dem Boden lag ein großer Karton vollgetüncht mit Aquarellen; ein paar Äpfel auf einem Teller gingen ihrer vollständigen Verwesung entgegen, ohne daß sie deshalb aufhörten, als Modell zu dienen. Am Fenster hing ein Vorhang, der seit jeher den Hintergrund zu den figuralen Bildern oder zu den Stilleben abgegeben hatte; an den Wänden endlich einige Stiche oder Photographien stellten recht und schlecht, eher schlecht, die „Arkadischen Schäfer“ von Poussin, den „Lebenden den Toten tragend“ von Luca Signorelli und einige Delacroix dar; ferner „das

Begräbnis zu Ornans“ von Courbet, die „Himmelfahrt“ von Rubens, einen „Amor“ von Puget, einige Forains, die „Psyche“ von Prud'hon und sogar die „Römische Orgie“ von Couture.

Bei dem Diner, zu dem ich eingeladen war, zeigte sich Cézanne sehr lustig. Was mir am meisten auffiel, war seine außerordentliche Höflichkeit und die Art und Weise, wie er seine Nachbarn um die kleinsten Gefälligkeiten bat. Sein Lieblingswort war: „Entschuldigen Sie einen Augenblick!“ Trotz der großen Höflichkeit und Gutmütigkeit paßte ich auf meine Worte nicht minder auf, um den Zorn Cézannes, der zum Losbrechen immer bereit war, nicht herauf zu beschwören. Und bei aller Vorsicht passierte mir dann doch eine große Dummheit. Es war von Gustave Moreau die Rede. Ich sagte: „Der scheint ein ganz vortrefflicher Professor zu sein.“ Im Augenblick, als ich zu reden anfang, führte Cézanne eben sein Glas an die Lippen; er hielt inne, ohne es wieder hinzustellen; mit der andern Hand machte er ein Rohr, um besser zu verstehen, da er ein wenig schwerhörig war. Er faßte das Wort Professor voll auf und es traf ihn wie ein elektrischer Schlag.

„Professoren“, rief er und setzte das Glas so heftig hin, daß es zersprang, „das sind Schmierfinke, Kastraten und . . .; die haben kein Zeugs im Bauch!“

Ich war niedergeschmettert. Von dem Unheil, das er selbst angestiftet, blieb Cézanne erst ganz verblüfft. Dann brach er in ein nervöses Lachen aus und kam auf Gustave Moreau zurück:

„Daß dieser ausgezeichnete Ästhet nichts als abgedroschenes Zeug hervorzubringen imstande ist, das kommt daher, daß seine Träume von Kunst nicht vom Erleben der Natur eingegeben sind, sondern von dem, was er in den Museen gesehen hat und mehr noch von dem philosophischen Geist, der von der allzugroßen Vertrautheit mit seinen bewunderten Meistern stammt. Ich möchte

den braven Mann mal unter meiner Hand haben, um ihm den gesunden, erhebenden, einzig richtigen Begriff von der Entwicklung der Kunst durch die Berührung mit der Natur beizubringen. Der Kernpunkt ist, begreifen Sie, Herr Vollard, heraus aus der Schule, aus jeder Schule. Pissaro, der wußte Bescheid. Immerhin ging er ein wenig zu weit, als er sagte, man müßte alle Leichenstätten der Kunst niederbrennen.“

Etwas später nannte man den Namen eines jungen Aixier, der kürzlich in Paris den Doktor gemacht hatte. Da, um die Stadt Aix zu preisen, und auch ganz froh, etwas so ganz Banales zu sagen haben, daß jeder Kritik entschlüpfte, verlautete ich den Gedanken, daß Aix stolz darauf sein könne, einen zukünftigen Gelehrten auf die Welt gebracht zu haben. Herr Cézanne Sohn machte mir ein Zeichen. Ich wollte im Augenblick nicht weiter darauf eingehen, aber vom Tisch aufgestanden, bekam ich die Erklärung zur Geste: „Mein Vater“, sagte der junge Mann, „verabscheut die Gelehrten; er meint, ein Gelehrter ist soviel wie ein Professor.“

Zum Glück sah man diesen Abend weder Gelehrte noch Professoren, so daß alles in bester Ordnung verlief. Während des Restes der Mahlzeit sprach man friedlich von Malerei und Literatur weiter. Cézanne schmetterte seine Begeisterung für Courbet heraus, „abgesehen davon, daß er im Ausdruck ein wenig schwerfällig ist“. Ich sprach von Verlaine; statt mir zu antworten, sagte er, sich erhebend, die Verse her:

*Und weißt du noch das Ding, mein Herz, das neulich
Wir sahn im süßen Sommertag;
Wo unser Weg abbog, ein Aas, abscheulich,
Das auf dem Kies gebettet lag.
Die Beine in die Höh: ein tolles Weib
In Liebeswut und gift'gem Schweiß,
Spreizt es wie selbstverständlich auf den Leib,
Von bösen Dünsten voll und heiß . . .*

Als er aufhörte, brachte ich im Gespräch den Namen Verlaines wieder vor. Cézanne unterbrach mich: „Der einzige Große ist Baudelaire; seine „Romantische Kunst“ — fabelhaft. Und er irrt sich nie in den Künstlern, die er anerkennt.“

Cézanne konnte weder van Gogh noch Gauguin leiden. Emile Bernard erzählt, daß, nachdem Van Gogh einmal seine Bilder ihm gezeigt hatte, er Cézanne fragte, was er davon halte. Er antwortete:

Um aufrichtig zu sein, Ihre Malerei ist verrückt.“

Gauguin beschuldigte er, daß dieser versucht hätte, ihm sein „bißchen Erlebnis zu klauen“. Ich versäumte nicht, bei dieser Gelegenheit Cézanne zu versichern, wie sehr Gauguin ihn bewunderte und schätze. Aber Cézanne dachte nicht mehr an den Maler von Tahiti. „Stellen Sie sich mal vor, Herr Vollard“, sagte er zu mir mit dem Wunsch, Teilnahme für sein eigenes Schicksal zu erwecken, „ich habe ein bißchen Erlebnis, aber ich komme nicht so weit, mich ausdrücken zu können; ich bin wie einer, der ein Stück Gold besitzt, und nichts damit anzufangen weiß.“

Um dem Meister diese Gedanken auszureden, erzählte ich ihm, daß ein Liebhaber kürzlich in meinem Laden auf einen Schlag drei Bilder von ihm gekauft habe. „War es ein Landsmann?“ fragte Cézanne. „Ein Ausländer, ein Holländer“. „Ach, haben die schöne Museen!“ rief Cézanne aus. Ich wollte gerne meine Kenntnisse in der Kunst merken lassen, so pries ich denn die „Nachtwache“

„Dies ist eines jener Meisterwerke“ nahm Cézanne wieder das Wort, „daß man nicht in Ruhe betrachten kann. Man muß auf den Zehen herumgehen und so hinschauen. Der Stuhl, auf dem man sitzt, fängt an zu wackeln, die Leute machen einem fürchterliche Augen und wenn man sich schnäuzen will, dann muß man davonrennen. Zum Schluß macht mich das Grandiose, ich muß es sagen, müde. Es gibt auch Berge, wenn man

sie vor sich hat, da schreit man: Herrgottnocheinmal; aber für den Alltag genügt mir ein Hügel vollauf, meinen Sie nicht, Herr Vollard? Das „Floß der Meduse“ in meinem Schlafzimmer zu haben, das würde mich anöden. Übrigens, wann werde ich ein Bild von mir in einem Museum sehen?“

Eben war das Museum von Berlin im Begriff, einen „Weiher von Bouffon“ zu erwerben. Ich sagte dies Cézanne und beklagte den Einspruch des deutschen Kaisers gegen die Impressionisten. „Er hat ganz recht,“ rief Cézanne, „die ganzen Impressionisten, das ist nur ein Reinform. Das einzig richtige ist, Poussin nach der Natur neu zu machen. Da ist alles drin!“

Er wandte sich mit vertraulicher Miene zu mir, aber ziemlich laut, wie es etwas schwerhörige Leute gewohnt sind: „Wilhelm, der ist tüchtig!“ War wohl das Einverständnis vollständig zwischen dem deutschen Kaiser und Cézanne? Ich wurde gleich eines Besseren belehrt, als ich den Namen jenes Kaulbach aussprach, von dem, wie man erzählt, Wilhelm zu sagen pflegt: „Auch wir haben einen Delaroche.“ Cézanne tobte: „Ich dulde keine Kastratenmalerei!“

Das Gespräch kam auf Corot. Cézanne sagte mit vor Lachen ersticker Stimme: „Emile hätte sich Corot gewiß restlos gefallen lassen, hätte der nur seine Wälder statt mit Nymphen mit Bauernweibern bevölkert.“ Und sich erhebend ballte er die Faust gegen einen imaginären Zola: „Der verdammte Dummkopf!“ Sein Zorn war im Augenblick wieder weg, aber in der Stimme klang ein Rest von Erregung weiter. „Entschuldigen Sie bitte, ich liebe Zola so sehr!“

Was Puvis de Chavannes anbelangt, mußte ich nicht erst fragen, was er von ihm hielt. Der Maler R. . . . hatte mir erzählt, eines Tages sprach man im Atelier eines ihrer Freunde von Puvis und jeder sang das Lob des „Armen Sünders“. Cézanne, den man auf dem

Sofa eingeschlafen glaubte, erhob sich halb und sprach: „Ja, es ist gut imitiert“. Ich muß hinzufügen, daß Puvis de Chavannes in einer Cézanne-Ausstellung, nachdem er die Bilder aufmerksam betrachtet hatte, achselzuckend davonging.

Cézanne liebte Whistler und Fantin-Lataur ebenso wenig, aber die blieben ihm ihrerseits nichts schuldig. Als Whistler einmal bei mir Gelegenheit hatte, das Bildnis der Schwester Cézannes zu sehen, das so sonderbar an einen Greco erinnert, sagte er ernst: „Wenn ein Kind von 10 Jahren so etwas auf seine Schiefertafel zeichnet, würde es seine Mutter, wenn sie eine gute Mutter ist, verhauen!“

Dasselbe Lied bei Fantin-Latour. Ich kam bei ihm einmal mit Herrn X, einem der nettesten Conservatoren vom Louvre zusammen, und bat den um Erlaubnis, ein oder zwei Cézannes ins Museum bringen zu dürfen, um sie den Bildern Chardins und Rembrandts gegenüber zu halten. Fantin-Latour war die Gutmütigkeit selbst und äußerte immer nur milde Wahrheiten, besonders über Maler; aber bei der Vorstellung, daß man ein Gemälde von Cézanne durch die Säle des Louvre spazieren führte, brach er aus: „Nein, spielen Sie bei mir mit dem Louvre nicht!“

Cézanne liebte seine Geburtsstadt leidenschaftlich, wo ihm jedes Haus, jede Gasse seine Kindheit wach rief. Dafür aber hielt er die Aixer für Barbaren. Jene beurteilten ihn mit gleicher Strenge; nichtsdestoweniger war die Geringschätzung für ihren Landsmann von dem Tag an weniger lebhaft, wo Cézannes Malerei Käufer fand.

Ich bildete mir ein, daß ich mich in Aix nur bücken müßte, um die Cézannes aufzulesen. Es wurde erzählt, daß der Maler seine Bilder lange Zeit jedermann angehängt, oder sie sogar oft an Ort und Stelle liegen gelassen hatte, wie das Aquarell „Die Badenden“, das Renoir während eines Spazierganges in den Estaque-Felsen

entdeckt hat. Meine Erwartungen schlugen fehl, die Aixier waren nicht die Leute, die sich mit allerlei Kniffen betören ließen. Man kann sich also meine Freude vorstellen, als ich ein Individuum, ein Bild unter dem Arm, in meinem Hotel ankommen sah. „Ich hab da einen“, sagte er ohne Umschweife, „und wenn die Pariser so was brauchen können, und man daraus ein Geschäft machen kann, so will ich meinen Teil daran!“ Und das Bild enthüllend, zeigte er mir einen Cézanne. „Nicht weniger als 150 Francs!“ rief er und schlug sich fest auf die Schenkel, um seine Forderung zu bestärken und auch um sich Mut zu machen. Als ich ihm das Geld abgezahlt hatte, sagte er: „Cézanne hält sich für einen Schlaukopf, aber er ist doch reingefallen, als er mir das geschenkt hat!“ Nachdem er seiner Freude freien Lauf gelassen hatte, winkte er: „Kommen Sie“.

Ich folgte ihm in ein Haus, wo im Flur, der in Aix als Rumpelkammer zu dienen pflegt, einige großartige Cézannes die Nachbarschaft von höchst verschiedenen Gegenständen genossen, einem Vogelbauer, einem zerbrochenen Nachttopf, alten Schuhen, einer ausrangierten Klistierspritze (es ist ja bekannt, daß die Leute im Süden es nicht über sich bringen können, irgend etwas wegzwerfen oder zu vernichten, was einmal ihr Eigentum war). Mein Führer klopfte an die Türe, die sich, durch eine Eisenkette gesichert, eine Spanne weit auftat. Mann und Frau liefen herbei. Fragen wurden gestellt, reichlich. Es herrschte entschieden kein Vertrauen, schon auf der Schwelle fing ich die Frage auf: „Kennst Du auch deinen Fremden genau?“ Eine Unterredung folgte dann, endlos. Schließlich forderten sie 1000 Francs für die Cézannes im Flur. Ich beeilte mich, den Schein hinzugeben. Neuerdings Beratung unter den Aixern; die Sache wäre erst abgemacht, sagten sie mir endlich, wenn die Credit Lyonnais den Schein anerkannt habe. Der Mann nahm die Angelegenheit auf sich; die Frau empfahl ihm, Gold zu holen, falls der Schein

für richtig befunden würde, „denn das wäre sicherer, schon wegen der Feuergefahr“. Als der brave Mann mit dem edlen Metall beladen zurückkam, war die Freude so groß, daß ich als Draufgabe auch noch ein Seil bekam, um die Cézannes zusammenzubinden. „Das ist aber ein feines Seil“, ließ mich die Frau wissen, „wir würden es nicht jedermann schenken“. Damit war noch nicht Schluß meiner Ueberraschungen; kaum hatte ich das Haus verlassen, da hörte ich ein Hallo aus dem Fenster: „He! Sie, Künstler, einen haben Sie vergessen!“ Und eine Landschaft von Cézanne sauste mir vor die Füße.

Man erwähnte mir noch einen Aixier, der einige Studien von Cézanne besitzen sollte. Nach ein paar Worten machte er: „Ah! Cézanne, den kenn ich gut, ich habe ihn ja aufwachsen sehen. Aber Studien, nein, sowas habe ich nie betrieben“. Ich versuchte mich anders verständlich zu machen: „Hat Ihnen Cézanne niemals etwas geschenkt?“ „Oh, der Arme, Bilder hat er mir geschenkt, von ihm selbst gemachte. Ich mache Gedichte“.

Und der Alte zog ein Papier aus der Tasche und fing an unter dem verlockenden aber trügerischen Titel: „Das ist ein Sonett“, mehrere hundert Verse vorzutragen. Als er endlich Atem schöpfte, drang ich unverzüglich auf ihn ein: „Und dachten Sie nie daran, Ihre Bilder von Cézanne zu verkaufen?“ . . . Er verkaufte nie die Sachen, die man ihm geschenkt hatte, wenn sie auch nicht schön waren.

Auch in meinem Unternehmen bei Frau von R. war mir nicht mehr Glück beschieden; sie gehörte nicht minder zu jener Klasse von Sammlern, deren Eigenliebe ein Verkaufsangebot nicht dulden kann. Jemand von ihrem Haushalt machte sie einmal aufmerksam, daß die zahlreichen Ratten die Cézanne-Bilder in ihrer Verbannung auf dem Dachboden schließlich verwüsten werden: „Was machts, wenn meine Ratten meine Cézannes auffressen; ich gehöre einmal nicht zu der Rasse der Händler“.

Das war mein letzter Versuch. Dafür sollte ich aber meinerseits von all den Leuten der Gegend bestürmt werden, die Malerei betrieben oder zu betreiben wünschten, „da sich das in Paris verkaufen läßt“. Ich entmutigte nach Kräften jene, die mir Proben ihrer Werke brachten, indem ich Ihnen auseinander setzte, daß sie „zu richtig gemacht“ seien dazu, daß man sie in Paris verkaufen könne, wo man nicht der „richtigen“ Malerei den Vorrang gäbe. Meine Besucher gaben sich noch nicht geschlagen. Sie wandten ein, daß es ihnen ganz leicht wäre, alles „verkehrt“ zu malen, dann müßte man aber auf Bestellung arbeiten können, denn wenn die Mode einmal in Paris anders würde, was fängen sie mit ihren Gemälden in Aix an, wo man die „richtig gemachte“ Arbeit liebe?

Ein anderer Aixier glaubte, das Geheimnis von Cézannes Erfolgen bei den Parisern entdeckt zu haben. „Ich weiß schon, wie das ist“, sagte er mir, „man kauft die Sachen in Paris, um sich nachher über die Aixier lustig zu machen.“ Es ist übrigens eine ziemlich verbreitete Ansicht im Süden, und ich glaube sogar auch im Norden, daß Paris seine Augen auf die Provinz gerichtet hat, nur um es auszulachen.

Unter all diesen Palettenquälern tat sich in erster Reihe eine Apothekerin hervor, die sich rühmte, von Cézanne Ratschläge und Ermutigung zu bekommen; in ihren Mußbestunden malte sie liebevoll kleine Schäfchen, im Stall am Stroh knabbernd, à la „Neue Kunst“. Ich sprach mit Cézanne über seine Schülerin. Er sagte: „Sehen Sie mal Herr Vollard, Frau X hat mich gebeten, ihr Stunden zu geben; ich habe ihr gesagt: nehmen sie sich ein Beispiel an mir. Man muß sich vor allem bemühen, seine Eigenart zu entwickeln. Sie ist eine tüchtige Arbeiterin, und wenn sie so weiter macht, wird sie in einigen 20 Jahren eine vorzügliche Nachläuferin der Rosa Bonheur abgeben. Wenn ich so geschickt wie Frau X wäre, hätte ich schon längst meinen Platz im Salon“.

Auf diese Weise gelang es Cézanne, daß soviele Leute, die Interesse an ihm hatten, ihm aufs Wort glaubten, er sei eben nur ein verkrachtes Genie. Doch wenn er Frau X zum Malen aufmunterte, tat er es nicht, um sich über sie lustig zu machen, denn er mochte jeden gut leiden, der aufrichtig bestrebt war, seine Eigenart zu entwickeln. Diese Aufrichtigkeit vermißte er sowohl bei Signole wie bei Dubufe, von dem er im Museum von Aix den „furchtbar richtig gemachten“ „Gefangenen von Chillon“ sah. In Bouguereaus Kunst fand er mehr Ehrlichkeit. Manchmal bei Wutanfällen gegen sich selbst wegen seinen Schwierigkeiten zu „realisieren“, ließ er sich bis zu dem Ausruf fortreißen: „Ach wäre ich nur Bouguereau!“ Und zur Erläuterung fügte er gleich hinzu: „Der hat seine Eigenart entwickelt“.

Cézanne wollte mich eine „ziemlich gut gelungene“ Studie sehen lassen, die sich bei seiner Schwester, Fräulein Marie, befand; doch fanden wir niemanden zu Hause, es war um die Vesperzeit. Da mir das Gemälde zu bewundern versagt blieb, bat ich Cézanne, einmal durch den Garten zu gehen. Und nie ward mir ein Spaziergang von größerem Heil. Überall Aufschriften mit Gebeten, Ablaß sichernd, manche für einige Tage, andere für mehrere Monate, ja wahrlich, für ganze Jahre.

Nach dem Besuch bei Fräulein Marie gingen wir mit Cézanne den Arc entlang. Wir flohen vor der Hitze, kein Lufthauch regte sich. „Diese Temperatur,“ sagte mir Cézanne, „ist allein für die Ausdehnung der Metalle von Vorteil, und für den gesteigerten Absatz von Getränken, eine Industrie die in Aix beträchtliche Ausdehnungen anzunehmen scheint . . . Diese Anmaßung der Intellektuellen in meiner Heimat geht mir auf die Nerven; so ein Haufen von Trotteln, von Schafsköpfen und Käuzen!“

Ich: Es gibt doch gewiß auch Ausnahmen?

Cézanne: Mag sein, nur machen sich die Ausnahmen nicht bemerkbar. Die Bescheidenheit verkennt sich selbst

immer. Denn Jo (den Dichter Joachim Gasquet) habe ich gerne.

Cézanne beobachtete, mit der Hand die Augen beschattend, eine Flußpartie: „Wie schön wäre es dort, einen Akt zu malen! Hier am Flußufer häufen sich die Motive; dieselbe Ansicht, unter verschiedenen Winkeln geschaut, bietet so vielfach zu fesselndsten Studien Gelegenheit; ich glaube, ich könnte mich monatelang damit beschäftigen, ohne den Platz zu wechseln, einmal ein bißchen mehr nach rechts, dann mehr nach links gebeugt.“

„Hören Sie mal, Herr Vollard, die Malerei ist mir entschieden das Höchste. Ich glaube, daß ich vor der Natur lucider werde. Unglücklicherweise ist bei mir die Realisierung meiner Erlebnisse immer sehr qualvoll. Ich kann es nicht bis zu der Intensität bringen, die sich in meinen Sinnen entfaltet; ich habe den wundervollen Farbenreichtum nicht, der die Natur belebt. Und doch, meiner farbenfrohen Gesichte halber, tut mir mein fortgeschrittenes Alter leid. Es ist bedrückend, nicht mehr Zeit für noch viele Proben meiner Ideen und Erlebnisse übrig zu haben. Sehen sie sich die Wolke an: das möchte ich wiedergeben können. Monet, der kann es. Er hat die Muskel.“

Claude Monet war derjenige zeitgenössische Maler, den Cézanne am höchsten hielt. Es passierte ihm zwar manchmal, daß er im Haß gegen die Impressionisten auch auf den Maler von „Heures“ diese Grille losließ: „Monet ist nur Auge“. Doch er mußte gleich hinzufügen: „Aber, Herrgott, was für ein Auge!“

Wir waren in die Stadt zurückgekehrt. Cézanne führte mich vor die Erlöserkirche, deren prächtig geschnitzte Tore aus massivem Nußholz, eine sehr feine Arbeit von etwa um 1500, ich bewundern sollte. Er zeigte mir auch im Innern ein Gemälde, den „Brennenden Dornbusch“, das die alten Leute von Aix dem König René zuschreiben. „Jedenfalls“, sagte er mir, „ist es unverschämt gut nachgemacht.“

Bei dieser Gelegenheit erwähnte ich Cézanne, daß ich in den „Memoiren eines Touristen“ von Stendhal gelesen habe, es wäre der gute König René gewesen, der in Aix die Fronleichnamsprozession eingeführt hätte. „Die schöne Prozession“, gab er zurück, „bin ihr oft gefolgt mit meinem Freund Zola, als wir noch jung waren“.

Nach dem Verlassen der Kirche kehrte Cézanne in sein Haus zurück, denn seine Ruhestunde war da. Er empfahl mir Musik zu hören, auf den Korso zu gehen, einen der hübschesten Stellen von Aix, mit goldenen Platanen und drei Brunnen, von denen der mittlere warmes Wasser gab. Ich stellte fest, nicht ohne Ueberraschung, daß eine Zierde des Platzes, das Denkmal des Königs René, das ich von der größten Ehrerbietung von ganz Aix umgeben glaubte, schwarz bekleckst war. Ich schrieb diese Missetat den Republikanern der Stadt zu; aber ich durfte bald erfahren, daß es ein eingeschworener Regionalist war, der ein Tintenfaß auf das Oberhaupt der ehemals souveränen Provence gegossen hat, um ihn dafür zu bestrafen, daß er im Sterben seine Länder ohne Schutz gegen die Habgier des Königs von Frankreich zurückgelassen hatte. Ich erfuhr bei derselben Gelegenheit, daß als Protest gegen die Einverleibung der Provence in Frankreich, einige Aixier, fanatische Separatisten, sich jedem Handel mit „Fremden“ sorgfältig verschlossen; unter dieser Bezeichnung ist ein jeder gemeint, der jenseits von Valance geboren ist.

Stendhal findet die Strecke von Aix nach Marseille fürchterlich häßlich, gewiß weil er nicht so glücklich war die Malerei Cézannes zu kennen, die ihm die Schönheit dieser Gegend aufgeschlossen hätte. Ich aber, dieses Glückes teilhaftig, empfand beim Verlassen von Aix das gleiche Entzücken wie bei der Hinfahrt; mir schien während der ganzen Fahrt von Aix nach Marseille, als liefe das Eisenbahngleis zwischen lauter Bildern von Cézanne.

Anton Schnack:

DREI GEDICHTE

AM MAIN

Da sind viel zauberische Dinge: Morgenwolken, Silberfische, Mond
am Giebeldach, da ist ein Burschensang im Dorf, da ist viel
Tanz bei einer Mundharmonika,
Im Winter zarter Abendschnee, im Februar der große Zug von Eis,
Da ist das Würzburg, glitzernd, gottgeweiht, mit Bischofsgräbern, kost-
bar reichen Toren, hier sah ich viel an Prunkwerk, Schnitzereien,
hier sah ich die Gesichter junger Frauen feurig, blühend, heiß,
Oh diese Gärten, darin ich hinschlief, ohn Obdach, unterm schwarzen
Glanz des Himmels, viel überlaufner Wind und ein Ge-
lächter dort und da.

Von Vögeln auch ein Heer im Morgenraun gen Fünf. Was war
Trient im Süden, die samtne Lombardei, der Winter zu Davos,
Was war mir feuriges Theater, Schönbergkonzerte voll ungeheurer
Dissonanz, wenn von den Türmen kam der ernze Glockenstrom,
Ging ich da nicht in mich, war ich da nicht erfüllt von Gott, von
Litaneien, pfingstlichen Gesängen, von Flurwallfahrten, Heiligen-
bildern, alt und wunderbar, ging ich da nicht zur Morgen-
messe in den hohen Dom,
Vergaß ich da nicht jeden Tanz, die Aventuren, die gesamte Welt, ver-
gaß ich da nicht Beischlaf, Rudersport und Lagerung im Moos? —

Hier wusch ich mein Gesicht mit heiligem Flusseswasser, verklärten
Herzens, bebend, freudig, mit inbrünstiger Liebe, mein Antlitz,
auf das sich Staub lärmvoller Städte spie,
Das im Musikrausch saß, das Lichter überflamnten, das jauchzend
war in Grün und Gärtenstrichen, das wächsern in der Dunkelheit
an Fenstern lehnte, davor die Landschaft finster hingepannt,
Das einen Christus küßte in verzweiflungsvoller Nacht, das bei
geliebter Frau lag schön bei Schlaf und Traum, das morgend-
licher Regen peitschte und Schnee der Winter kühlte. —

So aber nun in Frankens reichem Landschaftsstrich, gewölbter
 Abendzeit, die ganz voll Singen war, voll Honigduft, voll
 betenden Wallfahrern mit wehendem Gezelt, voll Winden
 warmer leichter Art aus Hain und Hügelknie,
 Voll Niederfall von Sternen, bläulich, zischend, grün, durch heiße
 Nachtluft, Wolkenfetzen, da war mir alles heilig, überstürzend,
 göttlich, groß, daß ich von Schultern, Lenden, Schenkeln
 riß das staubige Gewand
 Und dastand wie ein Baum, wie ein Gewächs, das sich mit allen
 Wurzeln diesem Boden heimatlich, verblutet und grenzenlos
 verwachsen fühlte . . .

SELTSAME LANDSCHAFT

Breit lag sie aufgebaut die helle Landschaft an dem Main mit
 goldnen Wolkensegeln, zartem Abendrauch, mit lindem Wind,
 darin ich pfeifend schritt
 Die Melodien des Volks aus Mühlenkammern, dämmerigen Gärten;
 mein Haar flog lang, im Herzen viel Musik, und da ich
 schritt durch Flur,
 Durch Sommerweizen, aufgerauschtes Korn, durch Wiesen, sumpfig,
 sickernd, naß, durch seichtes Wasserblau vorbei an Zäunen,
 Blumenbeeten, wildem Wein, da dacht ich nicht der Land-
 schaften um Winterthur,
 Um Solothurn, von Teschen, Prag, von Wien, von St. Denis und
 feurigem verzauberten Madrid.
 Wie saß ich da zur Nacht, wie lief ich groß im Mond, der über
 Bamberg stand, unirdisch rot, fremd, märchenhaft, ganz rund,
 Wie lag ich abends da, entweder nackt am Fluß oder am Glanz
 des Bachs, barfuß, und Silberfische um die jungen Knöchel,
 die unzählbaren Sterne feierlich hochoben,
 Die Flötenmelodie der Winde in den samtnen Wipfeln, von Balsam-
 ruch aus Gärten, vom Abendreif der Wiesen und dem Duft
 der Wasser kühl und leicht umwoben,
 Mit jungen Tymianstengeln, violett, im Mund.
 Im Hirn geklärte Weisheit, daß die Stadt verrucht, gewaltig,
 schrecklich, böse und dunkel sei,
 Daß hier jedoch November würden ungeheuer traurig, daß hier
 ein März aufsteht mit frischem Wind, seltsamen Schnepfen,
 ersten Veilchen, Grün, ganz klein und zart
 Daß Rehe nachts durch die Alleen kommen, daß wilde Feuer
 plötzlich auf den Feldern sind,

Daß Engel durch die Stuben leicht und heilig gehen, daß Julinächte
wären, weiß, voll riesigen Gewittern, wo Brausen wie ein
Wind war in der Luft und fremden Vogelschrei,
Daß Kinder wie unfaßbar tiefe Wunder in den Abendstunden
lärmten, daß Dämmerungen überhauchen ein Gesicht, das
durch die Gärten geht mit visionärem Bart,
Daß hier aus Fenstern steigt Musik, die Weichheit einer Geige in
den Raum der Nacht so überaus, daß allen, die vorüberkommen,
ein wunderbares stilles Weinen rinnt.

UNTER ALTEN BÄUMEN

Unter dem dunklen Gewölbe: ein Brunnen, spielende Kinder, eine
blaue Schmetterlingsschlacht,
Eine träumende Frau . . . Weißer werde ich werden, wenn ich
darunter stehe, bezuckt, bezittert
Vom schwankenden Licht, von Schattenwurf, bläulich, sehr schwarz,
schön, wenn es heraufgewittert
Grün, mit Blitzschnüren, goldnen, violettne kreuz und quer, bis
hinein in die Nacht,
Bis hinein in die hohe Finsternis, aus Norden heraufgekrochen,
schrecklich, unsagbar . . .
Unter dem dunklen Gewölbe: ein Abend, göttlich, mit einer Ge-
liebten, blondhaarig, schlank,
Zu sitzen, bis Sterne herunterfliegen, feurig, golden vor dem ge-
blendeten Gesicht, braun und krank,
Bis ich weinen muß in ihrem Schoß, während Amseln gluckern
im Wipfeldunkel, überströmend, bräutlich, wunderbar,
Während Feuerfliegen kreisen, im Reigen steigen, fein und zierlich,
in glühendem Kreis wie leuchtende Sterne,
Sprunghaft, tänzelnd, heiter, leichtsinnig, während die Nacht
kommt, alt und blau, unenträtselt, mit Mond, goldrotem, halben,
Während die Brunnenwasser dunkler werden, leiser, traulicher,
während ein Antlitz erscheint traulich am Fenster, bogig, grün,
Schattenhaft, schwebend, müde, wie Sehnsucht, voll Gram, voll
herrlicher Trauer, bleich und ferne.
Süß bin ich im Hirn, heiß im Herzen, dunkel singen Vögel über
mir Traumhaftes, Keusches, Märchenhaftes; oh, unter dem
hohen Gewölbe zu stammeln: von Schnee und Wundersalben,
Altes Zeug, Lieder aus gelben Büchern, seltsame Gebete, Worte
der Rätsel, oder zu träumen Ostindisches oder plötzlich ganz
blau wie eine Blume zu blühn!

Ernst Barlach:

DIE ECHTEN SEDEMUNDS

Drama

PERSONEN:

Der alte Sedemund
Der junge Sedemund
Onkel Waldemar Sedemund
Grude
Frau Grude
Sabine
Schneider Mankmoos
Candido Franchi
Ring
Gierhahn
Ehrhahn
Schaukelstrick
Wachtmeister Lemmchen
Bildhauer Bromann
Kutscher Karl
Grabbesorger
Grete Mankmoos
Schützen
Publikum
Tischlerlehrling
Gärtnerlehrling
Anstaltswärter
Wandervogel Susemihl

SECHSTES BILD.

Das Innere einer baufälligen frühgotischen Kapelle, ausgeräumt und als Magazin für allerlei unverwendbares, antikes städtisches Eigentum, wie alte Grabkreuze, geborstene Holzfiguren, auch Plunder aus neuerer Zeit, etwa Reste von Festdekorationen, dienend. Das eigentliche kirchliche Inventar ist abgedankt. Im Hintergrund zwei überschlank Spitzbogenfenster und rechts seitwärts ein riesiges Kruzifix in Holz, ein in Renovierung begriffenes uraltes, strenges Schnitzwerk an die Wand gelehnt. Vor ihm steht beim Schein einiger Kerzen, die auch den übrigen Raum dürftig belichten, der Bildhauer Bromann auf einem Tritt, indem er einen von ihm geschnitzten Arm des Christus an seinen Platz paßt. Dann steigt er nieder und prüft die Gesamtwirkung. Die Menge ist verteilt. Die meisten sitzen auf dem Gerümpel herum. Links auf einem alten Holzkreuz hockt der Alte Sedemund, Onkel Waldemar steht neben ihm, während der junge Sedemund mit dem Bildhauer zu reden beginnt. Frau Grude geht ab und zu. Sabine hält so ziemlich den Mittelpunkt des Raumes inne. Der Orgelspieler wird kaum bemerkt. Der Christus in Holz in seiner schrägen Lage ist gleichsam in beginnendem Aufschweben.

Bromann (zu dem jungen Sedemund): Wir bekommen morgen Besuch vom Bezirksbaurat, und dann besieht er auch meinen Christus. Das heißt, der Christus selbst, sagt er, ist aus allerbesten Zeit und manche sagen von ihm selbst, daß er ein ganz bedeutender Kenner und Bewunderer der Zeit ist, die er für die allerbeste hält. Der Arm von mir, befiehlt er, muß auch wie aus allerbesten Zeit sein, aber er ist so geworden, wie ich ihn auf der Akademie machen gelernt habe. Das ist ein bedeutender Unterschied, wie Sie gefälligst bedenken wollen.

Der junge Sedemund: Der Christus ist aus Marter und Mühsal gemeistert, der Arm ist der Arm eines faulen Menschen, der sein Leben lang keine Mahlzeit überschlagen hat. Entschuldigen Sie!

Frau Grude hat zugehört und tritt zufällig unter die Kreuzarme.

Bromann (begeistert): Ach, sehen Sie doch — so wie die Dame da steht, genau so gehört die Maria darunter, die Mutter, deren überlebensgroßer Sohn über ihr, abgewandt, nicht achtend ihrer kläglichen Mütterlichkeit, ob der Welt hinschaut. Sehen Sie, verehrter Herr, unsere Söhne, das sollten alle Mütter und am Ende auch alle Väter fassen, unsere Söhne sind unsere Richter und Rächer unserer Unwerte. Das müßten alle werdenden Mütter sich sagen — habe ich recht?

Der junge Sedemund: Es könnte so einigermaßen hinkommen.

Bromann (saugt an der Zigarre): Sie begehrt einen Blick von ihm, aber er — schaut beleidigend über sie hin. Die Frauen bedenken nicht, daß ihre Kinder von Geistes Gnaden sind, sie vergiften sie im Leibe mit gemeiner Menschlichkeit. Sie glauben an keinen Geist als Gewissen um sich und in sich.

Da Sedemund sieht, daß Frau Grude sich getroffen fühlt, legt er Bromann den Arm auf die Achsel und bedeutet ihm, zu schweigen. Sie treten, um die Unterbrechung des Gesprächs zu motivieren, zurück, wie um einen freien Blick auf den Christus zu gewinnen und stehen nun knapp vor dem alten Sedemund.

Der alte Sedemund: Drehen Sie sich um und decken Sie mir weitere väterliche Verfehlungen gegen höhere Kindlichkeit auf, aber sprechen Sie direkt, ich dank's Ihnen.

Sie kehren sich zum Alten. Frau Grude geht langsam und geneigten Hauptes, als ginge sie durch ein niedriges Tor, vor den Christus und sieht hinauf. Der junge Sedemund geht schnell, froh, vom Vater loszukommen, zu ihr.

Frau Grude: Wissen Sie, was er sagt? Er sagt: jeder Geborene wird einmal ans Kreuz geschlagen. Darum bringe deinen Sohn so auf den Weg, daß er in der grausamsten Stunde hinaufschaut und über der Welt schwebt. Ich höre noch mehr.

Der junge Sedemund: Recht, Frau Grude. Es gibt schon genug Schwächer auf der Welt. (Er führt sie im Gespräch nach hinten.)

Der alte Sedemund: Na, Herr Bromann, Christus hin, Christus her, wenn er heute lebte, würde er als Vagabund und Aufwiegler in Nummer Sicher gebracht — und sehr mit Recht.

Bromann: Aber er fände vielleicht vorher Gelegenheit, zu sagen: „Sei sehend, Herr Sedemund“, wie zu dem Blinden.

Der alte Sedemund: Ach was, er riß ein Streichholz an und wies ihm den rechten Weg, das war die ganze Kunst. Im Dunkeln brauchen wir alle Stöcke, die Blinden wie die Gesunden — alle stockblind.

Bromann: Sie sagen, Christus hin, Christus her, Gekreuzigte hat es tausendmal Tausend gegeben. So sind Sie mit den Menschen umgesprungen, fühlen Sie kein Mitleid?

Der alte Sedemund: Hat er Mitleid mit mir? Er ist nicht schlimmer dran als ich. (Breitet die Arme aus.) So — braucht es nicht immer auszusehen, wenn es einem kreuzübel ist.

Bromann: Sie?

Onkel Waldemar: Sein eigenä Sohn, Herr Bwomann, hat ihn sozusagen ans Kweuz dä öffentlichen Kennzeichnung geschlagen. Gwausam und unkindlich.

Bromann (schüttelt den Kopf): Wieso, Herr Sedemund, was kann sein Sohn über ihn bringen, was ihn kennzeichnete?

Der alte Sedemund: Da muß schon etwas dran sein, meinen Sie?

Bromann (sieht ihn sprachlos an).

Der alte Sedemund: Sehen Sie, schon geben Sie meinem Sohn recht. Warum nicht gar, wir sind allzumal Sünder, wie Sie wissen. Lassen Sie nur und tun Sie mir den Gefallen und gehen Sie ein Stück seitwärts, damit ich kreuzkameradschaftlich Ihren frischlakierten Christus beschauen kann.

Bromann (geht beiseite).

Onkel Waldemar: Bwuder, Bwuder, das war fueilich unklug, das war falsch, taktisch verfehlt.

Der alte Sedemund: Taktisch? Donnerwetter Waldemar, was gibt's hier für Taktik?

Onkel Waldemar (beschwörend): Du sitztest da, wiklich wie ein armä Sündä, das geht nicht an, Bwuder; hingegen solltest du die Leute liebä iwwe zu machen twachten, ob sich Lust und Liebe zum Klatsch in deinem Falle lohnen.

Der alte Sedemund: Das Aas soll den Fliegen Rosenduft vorflunkern — das wäre wahrlich ein gescheites Aas, Waldemar.

Onkel Waldemar: Glaube mir, du gewinnst Obäwasser, wenn du die günstige Gelegenheit, die sie alle hier mit uns zusammengebracht hat, benutzen wolltest. Ich habe schon manches Wort für das Wohl des Hauses Sedemund fallen lassen. Die Leute sind im Zweifel und wissen nicht uecht, wie das Exempel des Auftwitts am Gwabe zu uechnen ist. Waff dich auf, zeige dich unauffällig und leite ihwe Köpfe an, des Wätsels Lösung unlamentabel zu finden.

Der alte Sedemund: Der Schlingel, der Junge, hat mir einen Zentner ans Bein gebunden, und du sagst: hopsa, lustiggesprungen!

Onkel Waldemar: Penibel bist du, altä Junge, dein allzu uobust entwickeltes Zahtgefühl macht dich zimpälich. Denke mal, was für Wundägeschichten mogen fwüh übe uns hinwimmeln.

Der alte Sedemund: Es ist ein gefundenes Fressen für Moritatenmaler. Übrigens. (Laut.) Ich muß ein bißchen die Füße verpedden, will ein paarmal durchs Lokal laufen. (Er geht durch die Menge. Man weicht aus und sieht ihm verstohlen nach, zeigt nach ihm und einer macht den andern aufmerksam.)

Der alte Sedemund (zu einer jungen Frau, die Spaten und Gießkanne in der Hand trägt): Haben Sie jetzt erst Kartoffeln gepflanzt? Reichlich spät, junge Frau.

Frau: Ich hab mein Grab in Ordnung gebracht.

Der alte Sedemund: Und dann kam der Löwe dazwischen, wie? Da sind Sie wohl gar nicht fertig geworden?

Frau: Doch!

Der alte Sedemund (setzt zu einer munteren Frage an, verwirrt sich, hustet und blickt um sich, zu einem alten Mann): Sagten Sie was zu mir?

Mann: Von Sie hätte ich was sagen können.

Der alte Sedemund: Ja, nicht wahr, wir haben lange keinen Regen gehabt, alle Landleute lassen die Köpfe hängen. Aber das tun sie immer, — wissen Sie, was der Gärtner sagte, bei

dem ich vorhin den Kranz kaufte? Ich kaufte nämlich einen für meine Frau, warum auch nicht?

Mann: Um ihn auf den Sarg zu legen, warum auch nicht, nicht?

Der alte Sedemund: Na ja, sehen Sie —, man muß von Zeit zu Zeit, wenn die Erinnerungen kommen, irgend etwas vorhaben, man liest alte Briefe oder erzählt sich Geschichten von früher, oder nimmt ein paar Blumen . . .

Mann: Wenn Sie sich das soviel Geld kosten lassen können, so ein großes Grab und dann mit Blumen losgehen, warum kehren Sie dann gerade vor der Tür wieder um?

Der alte Sedemund: Ach, fragen Sie morgen mehr! (Zu einem andern.) Was grinsen Sie denn, was haben Sie zu höhnen? Es geht hier ja heiter her!

Ein Laffe: Soll man sich nicht nach Belieben belustigen? Ich denke mir mein Teil, wenn ich an meinen Tod denke; daß dann Ihr Grab 'n ganz gutes Absteigequartier abgibt, wenn sich die Toten — eben — nach Belieben lieb haben. Was, das nehmen Sie übel, oller Herr? He?

Der alte Sedemund: Sie tun hier ja alle verdammt gnädig, gerade als hätte ich ein Sündenpack auf dem Buckel, daß ich ein richtiges Rudel Beichtväter brauchte. Und wie stehts denn eigentlich? (Zu einem Vierten.) Wollen Ehrwürden mir das Ohr leihen? (Flüstert, der Angesprochene erschrickt und hat offenbar etwas ganz Monströses gehört.) Na ja, was ist da zu staunen und zu stutzen — es ist nicht mehr als ein Dutzendmal vorgekommen. (Zu einem andern.) Sie — Gnädiger — vernehmen Sie ein Geständnis — nee, nee, geben Sie Gehör, ich beiß Ihnen 's Ohr nicht ab. (Flüstert.) Es fällt sauer, aber es macht das müde Herz munter. (Zu einem Weiteren.) Sie sollen sehen, Ihnen beichte ich ein Bravourstück von Büberei, dazu pikant; wie ich nämlich während einer Krankheit meine schöne Schwester schwängerte — Krankenschwester — woran dachten Sie denen — —?

Hat noch jemand Verlangen, es kann ganzforsch so weitergehen, einen passabeln Paß.

Die Leute sind verblüfft und angewidert.

Der alte Sedemund (steckt die Hände in die Hosentaschen und schaut um sich): Seht mal an, seht ihr, was ihr wißt? Eure eigenen Eulenspiegeleien mit Treu und Glauben! Jedesmal der eine die des andern — der Nachbar des Nachbars — und nun tauscht aus, wir werden sehen, wie es stimmt. (Lacht, zu dem grätigen Fräulein Ehrenreich.) Von Ihnen weiß man eine Gespenstergeschichte — hört alle her —. (Zeigt mit dem Finger

auf sie.) Als ihre Mutter im Sarg lag, hatte man ihr ein schön geschmücktes Schlummerkissen unter den Kopf getan — sie — sie da, — seht sie an — sie fand das Schlummerkissen zu schade — sie bemauste ihre Mutter im Sarge und stopfte ihr einen stachelig gebündelten alten Schlüsselkorb unter. Nett — so was, nicht?

Fräulein: Sie haben wohl nie vom achten Gebot gehört: Du sollst nicht falsch Zeugnis reden wider deinen Nächsten?

Der alte Sedemund: Gehört? Gewiß! Aber sehen Sie! Sie bei Ihrer Fasson können schon gut und gerecht sein. Sie haben's eben um vieles leichter als unsereins.

Fräulein: Wieso? Leichter? Ich, warum ich?

Der alte Sedemund: Wieso — warum? Weil für Sie eben nur neun Gebote gelten. Jeder Junge in der Vorschule rechnet Ihnen an den Fingern vor, daß neun Gebote leichter zu leisten sind als zehn.

Fräulein: Ich denke denn doch, die zehn Gebote gelten für alle ohne Unterschied.

Der alte Sedemund: Na ja — sozusagen! Aber wie ist es mit dem sechsten? Sie kommen doch — und wenn meine Augen nicht trügen — kamen nie in die Lage, eine Ehe zu gefährden. Bei Ihrer Figur nicht! Sie können sich auf den Kopf stellen, Ihretwegen spaltet sich keine Ehe. Was folgt daraus? Das sechste Gebot findet auf Sie keine Anwendung, ist nicht da, wo Sie sind.

Fräulein (empört in den Hintergrund).

Der alte Sedemann: Keiner hier ist besser als ich. Keiner weiß alles von allen, bloß Einer lebt, das ist wahr. (Sucht mit den Augen den Christus und zeigt mit dem Finger.) Da ist der Löwe, da hängt er, und das ist schlimm, schlimmer, als wenn er brüllte oder bisse. Ja, ja, das ist mein jüngster Sohn, der an mir kein Wohlgefallen hat. Ich habe ihn mir aus Holz machen lassen, damit er bei der nächsten Sintflut oben schwimmt, für 30 Silberschillinge, und das war billig. (Predigt.) O meine Lieben, was seid ihr für grundgute Geschöpfe, solange niemand weiß, was ihr für große Gauner seid! Er weiß es und ist darum so mager, weil man von so viel Verschwiegenheit nicht feist wird, und ist doch noch so schwer, daß es an den Händen zerrt und zieht mit dem guten Gewicht eurer Sündenlast.

Onkel Waldemar (ist herangetreten und zieht ihn nach vorn): Ach Bwuder, Bwuder, das machst du bös und immer böser!

Der junge Sedemund tritt heran.

Onkel Waldemar: Wie würde dir das Häz schmelzen, wenn ich mich wie du auf Dinge, die als Mängel mißdeutet würden, öffentlich bewufen wollte.

Der alte Sedemund: Du — du bist ein Simulant, was weißt du von Sünden?

Onkel Waldemar: Ach Bwuder, doch, doch, — — es gibt Eide, gewisse Eide — beschwöwe mich nicht weita, wer weiß, wie ich bestehen wüde.

Der alte Sedemund: Denkst du, Waldemar, der da hinten hat nur hölzerne Ohren? Nimm dich in acht, solche Sedemundschen Sachen verträgt er nicht, wie das andere sonst, ihm wird übel werden, er wird sich brechen über uns und sich beschmutzen, welche Blamage für uns! (Bemerkt seinen Sohn.) Wie, meinst du, würde Freund Grude meinen Fall befinden?

Der junge Sedemund: Er würde sagen, der Löwe beißt dich. Der gute Löwe verwandelt dich als Fraß in sich, — so hörte ich aus dem Mund der kleinen Rollstuhlheiligen echt grudisch gevattern. Ist es nicht ein Wörtchen Wahrheit?

Der alte Sedemund: Meinst du? Leider kann ich das nun — offenbar — von mir erwartete Wörtchen Wahrheit nicht weggeben wie mein Portemonnaie. (Holt sein Portemonnaie hervor und gibt es seinem Sohn in die Hand.) Die Erinnerungstaler bleiben in der Tasche und brennen mich an die Beine, das ist das Ganze, was bei dem Hokuspokus herauskommt.

Der junge Sedemund: Brennen dich die Taler darum, weil dein Sohn dich öffentlich auf die Tasche geschlagen hat? Weil das Löwenmaul Skandal die Zähne fletscht?

Der alte Sedemund: Wiegst du da nicht das Portemonnaie in der Hand, als wäre es mein verschrumpfter Herzbeutel? Herrn Sedemunds Herz! Ich möchte mir aber ausbitten, daß diese meine gegenwärtige famose Form nicht Herrn Sedemunds einzige ist! Da ist noch eine andere, großmächtig wie ein Punkt. Dieser Punkt Namenlos ist mit Herrn Sedemund eins, so eins, daß es sein Eigentliches ist, und so kommt es heraus, daß Herr Sedemund eigentlich gar nicht Herr Sedemund ist, sondern der Punkt, den keine Faust fassen kann; daß Herr Sedemund nur der Kofferträger seines Selbst ist, das wie ein Punkt ohne Ohr, ohne Odem, ohne Qual, rein wie das Nichts, sündlos wie die Sonne — ganz gemütlich drin sitzt. Wohin Herr Kofferträger Sedemund den Punkt abzuliefern hat, daß weiß er nicht, der sogenannte Herr Sedemund, dessen kluger Sohn aus dem Narrenkram den Abfall von Antwort wohl selbst

herausfindet. — — Nun will ich nur noch eilig der Rollstuhl-
heiligen meine Verehrung bezeigen. (Geht zu Sabine.)

Der junge Sedemund: Ich hörte dich von Eiden reden, Onkel
Waldemar . . .

Onkel Waldemar: Sei gwoßhäzig, Gähadd, spwich nicht davon,
hie' nicht!

Der junge Sedemund: Warum nicht? Darf ich nicht die Wolle
von den Worten meines werten Oheims scheren? Wie wär's
mit einer Bedingung? Hier nimm den Geldsack, tu du deinen
dazu und dann taue in Meister Mankmoos' Trübsel ein Tröpfchen
Trost — aber freundlich. (Gibt ihm das Portemonnaie.) Dann
treten wir deine Eide tot.

Onkel Waldemar: Gäne, Gähadd, gäne! (Geht zu Mankmoos.)

Der junge Sedemund: (gesellt sich zu der Mittelgruppe Sabine,
Frau Grude und dem alten Sedemund.)

Der alte Sedemund (zu Sabine): Ein bißchen Bewegung wä-
re gut, wie? Meine Wenigkeit weiß sich keine bessere Verwendung
als im Heiligendienst. (Sabine schüttelt den Kopf.) Sie sind
keine Heilige, wollen Sie sagen! Natürlich — Heilige sind im
Himmel, Sie aber, wie ich, sitzen in der Hölle. Ja, ja, mitten
drin, hilft nichts, wir sind beide Höllenbraten. Und damit Sie
sich in dieser kühlen Hölle nicht erkälten, erlauben Sie schon!
(Er schiebt den Rollstuhl mitten durch die Menge, wendet nach
vorn und hält). Wir wissen doch beide mit Herrn Satan Bescheid;
glauben tu ich auch nicht an ihn, aber wissen tu ich's besser.

Sabine: Ich auch.

Der alte Sedemund: Sehen Sie, liebes Kind, ich bin ein schlechter
Vater, aber ein guter Höllenbruder, fassen Sie also Vertrauen.
Sind Sie nicht erst kürzlich konfirmiert?

Sabine (nickt).

Der alte Sedemund: Da wissen Sie doch noch, wie es heißt
im Vaterunser — „unser täglich Brot“ . . .

Sabine: Vierte Bitte.

Der alte Sedemund: Ganz recht, vierte! Und dann die Er-
klärung mit der schönen Liste, beginnend mit Essen, Trinken,
Kleider, Schuh . . . was kommt sonst noch Gutes?

Sabine: „Friede — Gesundheit . . .“

Der alte Sedemund: Gesundheit — ein gesundes, langes Leben
im Rollstuhl — wie? (Sabine senkt den Kopf.) Weiter!

Sabine: Zucht — Ehre . . .

Der alte Sedemund: Ehre und Zucht? Donnerwetter, da brauchen Sie nicht bange zu sein und lange bitten. Bei Ihnen gehört das dazu, wie der Knüppel zum Hund. Weiter . . .

Sabine: „Fromm Gemahl, fromme Kinder“.

Der alte Sedemund: Ich will Ihnen wohl raten, liebes Kind, wenn Sie beten, benutzen Sie die vierte Bitte zum Luftholen. Die ist nicht für Sie und desto kürzer ist Ihr Vaterunser.

Sabine (sinkt zusammen).

Der alte Sedemund: Ja, es sieht traurig aus, aber kommt nicht noch was vom guten Wetter?

Sabine (nickt).

Der alte Sedemund: Gut Wetter, zum Ausfahren, dafür hätten Sie doch Verwendung, sollt ich vermuten. Ein kleines, kümmerliches Stück täglich Brot, das Ihre — ich fürchte, liebes Kind, davon werden Sie nicht satt, oh, oh!

Sabine (weint).

Der alte Sedemund: Ein recht verschimmeltes Stück täglich Brot, aber was wollen Sie auch von der Kost in der Hölle besseres erwarten. (Er fährt sie wieder im Kreise herum.)

Frau Grude tritt herzu und faßt Sabines Hand. Wie der Stuhl wendet, steht Mankmoos im Wege.

Der alte Sedemund (zu Sabine): Sollte das nicht auch einer von unserer Sorte sein?

Sabine (sieht ihn an und schüttelt sich).

Der alte Sedemund: Also nicht, er gehört zu den andern. Aus dem Wege, Wertester, die Hölle will Sie nicht. (Er fährt zu.)

Mankmoos (weicht aus, tritt aber hinterdrein).

Der alte Sedemund (sich umwendend): Es scheint ihm aber in unserer Gesellschaft zu gefallen, er geht zwar ohne Singen und Beten, aber doch getreu unseren Weg. (Zu Mankmoos.) Haben Sie was wichtiges auf dem Herzen?

Mankmoos (zeigt die Börsen): Ich wollt mich man bedanken für den Beitrag zum Begräbnis meiner Frau. Wenn Herr Sedemund es übel genommen hätte, als ich heute früh in Herrn Sedemund Ihr Krankenzimmer zu fragen anfang, ob Herr Sedemund nicht vielleicht so gut sein wollte . . .

Der alte Sedemund: Mensch, Sie sind ein so guter Höllenbraten wie nur einer. Lassen Sie die Gedanken los, aber halten Sie 's Geld fest, wo Sie es auch her haben — gehen Sie mit auf den Weg der Hölle, aber hinterher als Nachhut. (Er fährt weiter, Mankmoos trampelt hinterher.)

Der alte Sedemund (flüsternd): Sagen Sie es nicht weiter, liebes Kind, aber Sie weinen nicht allein hier im Höllengehäuse. Es läuft mir nur nicht blank über die Backen, das ist der ganze Unterschied zwischen uns, und vielleicht ist meine Art Weinen wütender als die Ihre. Ihren Kummer können Sie doch künden, mir, wenn ich auch wollte, mir fangen die Kinnbacken an hin und her zu springen.

Sabine: Sagen Sie es mir, aber sprechen Sie nicht so schrecklich von Ihrem Weinen, ich fürchte mich vor Ihnen. Sagen Sie es.

Der alte Sedemund: Soll ich? Gut, aber wir wollen lieber noch eine Runde gehen. (Er fährt, vor dem Orgelspieler hält er still.) Wie gut der es hat! Er bläst seinen Kummer von sich mit donnernder Dampfpeife. Laut und leise, gleich leicht gedreht! (Zum Orgelspieler.) Laben Sie uns doch mit einem Liebeslaut, guter Mann. (Der Orgelspieler setzt an.) Na, lassen Sie noch, aber ich engagiere Sie als Musiktrabant der Höllenreise, halten Sie sich hinter uns zur Hand. (Zeigt auf Mankmoos.) Das ist der Zahlmeister, wenn er bei Bemessung der Gage geizt, beklagen Sie sich bei mir. (Er fährt weiter, der Orgelspieler schließt sich an, Neugierige folgen, es bildet sich ein Zug, der langsam, halb als Karnevalzug, halb als Leichenparade im Raume kreist.)

Der alte Sedemund (zu Sabine): Sieh an, Kind, was alles in der Hölle heimisch ist. Wollen alle — ihren Kummer klagen. Aber wir beide, du und ich, wir sind die, die am wehesten leiden, wir sind am Wort, wie?

Sabine: Ist es Zeit?

Der alte Sedemund: Ja. (Er fährt den Stuhl in den Kreis und ergreift unwillkürlich Sabines Hände.) Liebes Kind, wohin soll es kommen, wenn Leute, wie jener Herr Sedemund frei in der Hölle herumlaufen, hm? Das muß in Ordnung gebracht werden. Weißt du eigentlich, daß ich eine Frau hatte?

Sabine (nickt).

Der alte Sedemund: Aber sie ist tot und in ihrem eigenen Himmel. Es gibt keine Frau Sedemund mehr und wird einmal keinen Herrn Sedemund mehr geben. Gott sei ihm gnädig, wie?

Sabine: Das wird er sein, glauben Sie mir, das ist gewiß.

Der alte Sedemund: Wissen Sie das so genau? Wenn jener Herr Sedemund kein Herr Sedemund mehr ist, so hat er ja mit Gnade und Ungnade nichts zu schaffen, aber einerlei — Herr Sedemund spielte seiner Frau ein Stückchen auf — Krankheit,

Totenbett — nun? (Sabine blickt fragend und zweifelnd.)
Das geht, o, das geht gut, Herr Sedemund verstand das gründlich,
er ist klug und gebildet. Er gebärdete sich verzweifelt.

Sabine: Wirklich —? Warum taten Sie das?

Der alte Sedemund: Pst! Er! Weil er offenbar sterben mußte,
man stirbt nicht leicht, wenn man seine Frau in Verdacht hat
wegen — nun wegen was denn? Eine Komödie von nichts
gutem — jawohl! Eine abgestandene aber wieder angerührte
Geschichte von früher, aufgetrieben vom Sauerteig des Ver-
dachts — wessen Verdachts? Eines gewollten Verdachts, der
schlägt, statt geschlagen zu werden, nach der Melodie: wie ich
dir, so du mir, ist das klar?

Sabine: Ich versteh es nicht.

Der alte Sedemund: Sieh, Sabine, von dem, was ich — ihr
getan, wünschte ich — ihr von gleicher Art und Ähnlichkeit
etwas anzuhängen. Herr Sedemund verlangte ein Geständnis
mit dem stattlichen Grunde, den Sterbende immer haben: du
mußt ja sagen, sonst kann ich nicht ruhig sterben. Und so
sagte sie: ja, aus Gnade und — na — aus Güte, bloß um
meine Qual abzukürzen; denn sieh, Sabine, sie dachte: er stirbt
und verzeiht zu seiner eigenen Beruhigung und Labung, denn
er glaubt doch nun einmal von andern, was ihm selbst geläufig
ist. So dachte sie nach, wie ich vorbedacht. (Er wartet, sie
sieht ihn fragend an.) Warum? Himmel, ich hatte ihr soviel
angetan, ich war höllisch in ihrer Schuld, ich wollte herzlich
gern auch was zu verzeihen und nachzusehen haben. Ich wollte
mit ihr quitt werden — heiliger Gott, verstehst du das nicht?

Sabine: War das nicht böse?

Der alte Sedemund: Böse? Nein, ich war, wie Herr Sedemund
immer war, und wurde von dem, was er tat, nicht besser und
nicht schlechter. Also sie sagte: ja — ich tat es, weil sie
glaubte, daß ich auf diesen Gedanken nun einmal eingeschworen
wäre. Sie tat mir die Gnade an, sich eines Bösen zu bezichtigen,
und sie wurde davon selbst auch nicht böse, denn sie war gut
und blieb — — —

Sabine (schüttelt den Kopf).

Der alte Sedemund: Hallo! Merkst du was von der Wirklichkeit?
Also sie war brav, untadelig und tüchtig.

Sabine: Aber nicht gut.

Der alte Sedemund: Ach, Kind, woher weißt du das? Nun,
wie sie auch war, sie hat sich einen Makel aufgebrannt, sie war
aussätzig, wie angesteckt durch meine Böse Sucht, und mein

Sohn sagt, sie starb daran — — — (Er macht eine Grimasse.) Man sieht, die Tatzen kratzen scharf und graben große Gruben auf, wo unverwüstliche Wüstheiten noch lange nicht verwest sind. (Zu Onkel Waldemar und dem jungen Sedemund, die herantreten.) Was wollt ihr? Mit euch, wer hätte mit euch zu schaffen? Hier, das liebe Kind, das die vierte Bitte nicht aussprechen darf, da der Zahlmeister Mankmoos, Bruder Orgeldreher Ohnegleich und all die andern Höllenbraten und -brüder sind auf meine Fürsorge angewiesen. Sie heil aus der Hölle zu bringen und mich mit, soll meine Sache sein. (Zum Orgeldreher.) Gehen Sie voraus und blasen Sie die Posaune, daß die Mauern der Hölle bersten. Des Löwen Krallen sind jetzt kurzgekratzt und seine Zähne zahmgekaut, er wird vor unserem Hohn heimhinken, und unser Baß wird sein Brüllen brechen. Und somit seid alle dem Satan befohlen!

Er schiebt den Orgeldreher voraus, der sein volles Register zieht, der Zug der Zuschauer, die sich durch die Vorausgehenden gedeckt fühlen, läßt sich allmählich zum Folgen verleiten, die Gruppe an der Spitze verschwindet schnell durch die seitliche Tür.

SIEBENTES BILD.

Kirchhofs - Kreuzweg. dickes Gebüsch zu beiden Seiten. Der Zug der Höllenbrüder, vom Orgelspieler angeführt, kommt von hinten heran und biegt nach vorne um.

Grude, wie zu Anfang mit Gehrock und Zylinder, das Löwenfell schleppend, begegnet ihm und bringt ihn zum Stehen.

Grude (breitet das Fell aus und legt sich darauf): Kusch dich, Schesar, bist brav! Was wollt ihr denn? So geht's in der Welt, in euren Hosen und Jacken hängt euer Selbst selbst, euer Fell ist eure Farbe, und die Farbe bringt den Furor hervor. Das Löwenwams wirkte den Löwenwahn, Schesars Kleid und Ruf war so gut, wie der Kerl und sein Gebrüll selbst, wie jeder sehen kann, der hören kann. Tot ist nicht tot, wie könnte der Tod schrecken, wenn er tot wäre, wie?

Der alte Sedemund: Wer sagte so frech, der Löwe frißt uns? Da sieht man, was wir für Fetthämmel sind, wenn Löwen davon so dünn werden, wie der da. Fressen und gefressen werden scheint auf gewisse Art dasselbe zu sein. (Zu Grude.) Wenn die Dinge aber so gleich ihrem Gegenteil sind, so können wir Höllenbrüder lustig sein, gut gleich böse, böse gut, das Lied klingt leidlich lieblich. Machen Sie Platz und protzen Sie nicht

mit fremden Federn. (Zum Orgeldreher.) Blasen Sie Sturm, stopfen Sie dem Bärenhäuter auf seinem Löwenbalg den Mund. Lassen Sie die Hölle heulen, es geht mit Hott und Hüh über Häute und Leute!

Der Orgeldreher setzt an.

Lemmchen (kommt hastig mit Gierhahn): Wer hat hier den Zustand offener Hanswursterei herbeigeführt? (Zum Orgeldreher.) Sie begehn Kirchhofsschändung, wissen Sie das nicht? Wer hat Ihnen erlaubt, hier zu orgeln?

Der alte Sedemund: Ich, Herr Wachtmeister, er und ich, wir führen vereint den Aus- und Umzug der Höllenbraten, er steht in meinen Diensten als musikalischer Hansnarr und seine Fingerfertigkeit ist phänomenal. Sie sehen erstaunt aus, blicken Sie um sich, Herr Wachtmeister, ja, ja, wir sind wirklich alle wieder da!

Lemmchen: Verehrter Herr Sedemund, ich muß Sie wahrhaftig ernstlich warnen. Ich hatte doch strengstens in der Kapelle zu bleiben beordert und Sie sprechen hier von Höllenbraten, wie wollen Sie solche Antwort verantworten?

Der alte Sedemund: Mit Freuden, Herr Wachtmeister. Denn sehen Sie, Sie sind einer Schar der Hölle Entsprungener begegnet, die des Löwen lachen. Erschrecken Sie nicht, wir sind bei vernünftigem Verstande, klar im Kopfe, keiner hat ein Loch im Leibe, jedes Fell ist ohne Fehl, bloß das des Löwen selbst, wenn Sie sich nur umsehen wollen . . . (Zeigt auf Grude.)

Lemmchen (zu Grude): Sie da suchen wir doch, und Sie sind da? Sind Sie nicht der Mann aus dem Irrenhaus und im schwarzen Rock? Sie sollen den Löwen losgelassen haben, was haben Sie denn nun da zu liegen?

Grude: Einen Löwen, Herr Wachtmeister! Zwar er selbst ist zu Hause geblieben, aber sein Fell hat er mir freundlichst vermacht, darauf ritt ich spornstreichs spazieren, so verrückt es auch aussieht. Da haben Sie Schesar, das Löwenfell. (Steht auf und zeigt das Fell.) Das da ist sein Schnauz, da sein Schweif, da sein Bauch, da seine Beine, — aber sein Leib ist entseelt, und wir alle haben seine Seele im Leibe, wohlverstanden, sonst kann man es auch so sagen, daß Krüppelköpfe es kapieren.

Lemmchen (schnüffelt am Fell, Gierhahn drängt sich heran).

Gierhahn: Wie kann er sich unterstehen und eignet sich diese Haut an — überhaupt — ein unheimlicher Mensch, wenn man bedenkt, was dazu gehört, ohne Hilfe und heimlich im Dunkeln zu hantieren.

Lemmchen (zu Grude): Wie kommen Sie zu dem Fell, zeigen Sie mal die Pfoten vor.

Grude (zeigt die Hände): Da klebt kein Blut dran, Herr Wachtmeister, und auch die Montierung von Manschetten bis zum Mannshemde, sowohl was sichtbar wie im Verborgenen Falten wirft — alles sauber und sonder Fleck. (Zieht ein Papier hervor, gutmütig.) Ich hab das Fell frisch vom Löwen, sozusagen noch warm weggekauft — sehen Sie: des Menageriebesitzers Candido Franchi grausam unorthographische, aber doch rechtsgültige Quittung für — — na, sehen Sie selbst, ich will ein Streichholz anreißen. (Zündet an.) Hier haben Sie's: heute morgen tot, heute mittag abgebalgt, heute abend mein — nun, war's nicht vielleicht eher ein Karnickel als ein König der Wüste, vor dem unsere Welt gewankt hat?

Lemmchen (liest, gibt das Papier mechanisch zurück, halb für sich). Der Herr Senator hat mittlerweile wohl das Protokoll in Form einer Meldung in Händen, das Protokoll ist von Gierhahn unterzeichnet — — (Zu Gierhahn.) Nee, Gierhahn, das gönne ich Ihnen nicht, aber den Halloh hätten Sie um so'n Hundedreck nicht machen müssen.

Gierhahn (stotternd): Wenn Sie mein kleines wenig Zutun bei dieser Sache so wichtig nehmen, Herr Wachtmeister . . .

Lemmchen: Gierhahn, gleich kommt die Feuerwehr angefahren, die ganze Schutzmannschaft ist im Anmarsch, bloß weil Sie das Tier gesehen haben, Sie haben's gesagt, Sie haben geschossen und Sie haben geschwindelt — mich beschwindelt nämlich, denn ich habe das ganze gegenwärtige Publikum im Glauben an Ihr gutes Wort sozusagen arretiert. (Zuckt die Achsel.)

Grude (zu Lemmchen): Und wäre das alles, Herr Wachtmeister! Ihre Ohren haben die Beschuldigung über die Bestechung des städtischen Wagemesters hören müssen, in Ihrer Nase steckt der Stank vom Gierhahnschen Kinderhandel, ihre Augen bemerkten Herrn Waldemar Sedemunds Bereitschaft, noch mehr beizubringen und das ganze arretierte Publikum hat's auch begriffen; aber Sie haben's mit großherzoglichen Ohren und Augen und mit der amtlichen Nase genossen.

Lemmchen: Ich wüßte nicht zu erinnern, daß Sie gegenwärtig gewesen wären.

Der alte Sedemund: Aber ich war dabei.

Stimmen: Ich auch, ich auch!

Lemmchen: Oho! Wieso: ich auch, ich auch! Vorgetreten!

Orgeldreher: Ich ooch, Herr Obachtmeester. Ich nämlich, aber ich steh ja an und für mir vor Sie da. Wenn Sie Zeigen suchen, so brauchen Sie mir bloß een Zeichen zu gäben.

Lemmchen: Die Sache sucht ihren Weg auch ohne Sie, seien Sie sicher. Ich will wissen, warum hier: ich auch, ich auch, gerufen wurde. Bezweifelt jemand, daß die Sache durch mich ihren gehörigen Gang bekommt, der soll vortreten. Sie, Herr Sedemund, warum auch Sie: ich auch?

Der alte Sedemund: Ein Hauch von einem Ich, Herr Wachtmeister, wenn die Trompete faucht am jüngsten Tag, dann mag's Zeit sein, wenn ich dann die Puste nicht für eigene Angelegenheiten sparen muß. Also ich will's nicht mitgewesen sein, ich ziehe den Schwanz ein.

Lemmchen: Sonst noch jemand? Vorgetreten! (Alles ist still.)

Lemmchen (klopft auf die Brust): Sie müssen nämlich alle wissen, Herrn Sedemunds Bruder hat ausdrücklich von Späßen und Witzen gesprochen, die beim Frühstück im Erbgroßherzog vorgebracht wurden.

Onkel Waldemar (hinten): Ganz uichtig, Herr Oberwachtmeister, gwade sol

Der junge Sedemund (tritt hervor): Ihre Auffassung, Herr Wachtmeister, ist doch durchaus falsch. Es war wohl von Späßen die Rede, aber nicht im Spaß. Es war eine boshafte Bezeichnung und in ihrer Art zum Speien, aber keine Spur von Grund, aus einem Schwein schonend einen Schwan zu machen, wie Sie zu beabsichtigen scheinen.

Orgeldreher: Hat man uns bei der heiligen Taufe bloß mit Sphihlwasser bespritzt?

Lemmchen: Schön, Sie sind der junge Herr Sedemund, und Sie sollen sich nicht umsonst sauer werden lassen. Sprechen Sie nur ruhig weiter.

Der junge Sedemund: Ich bin bereits fertig mit Ihnen, Herr Wachtmeister.

Lemmchen: Aber ich nicht mit Ihnen, Herr, Sie werden noch von mir hören. (Zu Gierhahn.) Haben Sie sich ihre Sache zurechtgelegt? Wie soll ich dem Herrn Senator den Fall vortragen? (Zu den Umstehenden.) Sie können, da keine Gefahr mehr zu besorgen, alle nach Hause gehen.

Die Leute gehen an Gierhahn vorbei, dieser sieht den Vordersten nach, als ob er gewärtigt, daß sie sich nach ihm umdrehen. Nun stößt man sich mit den Ellenbogen an und dreht die Hälse nach ihm um. Schließlich steht ein

frecher Bengel steif da wie ein Wegweiser und zeigt mit dem Finger auf Gierhahn. Gierhahn zieht die Schultern hoch und steht mit zusammengebissenen Zähnen abgewandt solange da, bis der letzte verschwunden ist.

Der alte Sedemund, Sabine, der Orgelspieler, Mankmoos, und Frau Grude ziehen langsam seitwärts ab, der junge Sedemund geht mit Grude nach der andern Seite, und schließlich zupft Ehrbahn Lemmchen am Ärmel, winkt und zieht ihn vertraulich seitwärts.

Gierhahn (allein, schaut sich um): Ich wollte, ich hätt soviel Kurage, mir die Nase abzuschneiden, daß mich kein Mensch wiederkennt, wenn ich morgen auf die Straße komme. (Trampelt mit den Füßen, es klingt hohl, der Ton pflanzt sich unterirdisch fort und man hört in den Gräbern die Toten miteinander flüstern.)

Eine halblaute Stimme: Wer ist da der Flegel he? (Schließlich wird aus dem unterirdischen Flüstern leises Gelächter, man hört erzählen und einzelne Worte wie: Gierhahn und Ehrbahn — der ehrbare Gierhahn. Dann kommt eine dunkle Gestalt und steht vor Gierhahn still.

Die Gestalt: Sie erzählen sich Geschichten von Gierhahn und Ehrbahn unter der Erde, sie lachen über dich, wie soll ich dabei ohne Gram in meinem Grabe ruhen?

Gierhahn: Mutter, hilf mir und bring wenigstens dies saubere Schriftstück beiseite. (Er greift in die Brusttasche und holt das von Schaukelstrick unterzeichnete Papier hervor, reißt es in Fetzen und gibt es der Gestalt in die vorgestreckte Hand. Die Blätter fallen aber zu Boden.)

Die Gestalt: Viel, viel zu schwer, ich kann es nicht tragen, es nützte auch nichts, wenn ich es mit unter die Erde nähme. Man zeigt schon lange mit Fingern auf dein Tun und Treiben, aber du siehst es nicht, man murmelt über dein Mißleben, aber du hörst es nicht, aber ich muß es hören. Jetzt lachen sie und werden noch lange lachen, laß mich fragen, ob du noch weitere Lasten Kummer auf mich laden willst?

Gierhahn: Sie wissen also alles da unten? Was weißt du sonst noch von mir?

Die Gestalt (schüttelt den Kopf).

Gierhahn: Haben dir die andern nichts erzählt? Flüstert es nicht im Raum von — von . . . (Er schlägt sich auf den Mund.)

Die Gestalt (weicht langsam zurück, Gierhahn folgt).

Gierhahn: Wißt ihr es, oder seid ihr doch blind und taub gegen die Geschichte mit . . . heraus damit, ich will Bescheid haben, was Raum und Luft und Erde davon wissen.

Bei einem dunklen Grabstein ist die Gestalt scheinbar stehen geblieben, er tritt näher, es steht aber nur ein Grabstein da.

Gierhahn: Wer weiß, wo sie hin ist. Ein Spuk ist nichts, ein Spuk wird nicht vereidigt, und was ein Spuk sagt

Es beginnt wieder unter der Erde zu rumoren, diesmal in harten, beschuldigenden Tönen. Gierhahn erschrickt und hält sich die Ohren zu. Dann horcht er wieder, stampft mit den Füßen auf, worauf das Raunen verstummt. Er blickt befreit um sich, will gehen, stockt, tut einen Schritt, stockt wieder, beugt sich zur Erde, erbebt und horcht erschüttert.

Gierhahn: Sie weint, o Gott, sie weint, hörst du nicht? Verdammst sollst du sein, daß sie weint. (Horcht.) Wäre ich wirklich wert, daß sich die alte Frau im Grabe um mich die Augen ausweint? Gott, sie weint noch immer! Nur das nicht, sonst tut mir alles an! Wie gönnte ich ihr, sie träumte schöne, selige Dinge über mich, ich wollte, ich wäre wieder Kind und sie könnte still bei sich über mich lächeln. (Horcht.) Jetzt wird's wieder still, vielleicht schläft sie ein und ich wollte, sie könnte tausend Jahre träumen und vergäbe ganz, wer ich wäre und daß ich wäre. Still, daß sie nur nichts von mir merkt. Weg mit dir, Gierhahn und Ehrbahn! (Schleicht seitwärts ins Dunkel.)

Die beiden Sedemunds begegnen sich.

Der junge Sedemund: Ich suche die Sabine.

Der alte Sedemund: Und findest deinen Vater — Gerhard, nun, was sagt der Sohn vom verlorenen Vater? Schämst du dich eigentlich nicht? Ich dachte doch, du hättest deine Mutter reichlich gerächt, — ist dir mein Bild am Pranger belustigend genug? Es war nur kümmerliches Kerzenlicht in dem Höllengehäuse da hinten, aber es hat genügt — wie? Hier im Dunkeln könnten wir uns zwar redlich raufen, aber Junge, wollte ich dir die ganze Wahrheit weisen, mit Wörtchen nicht, nein, mit Worten, die zur Sache stimmen, wir würden beide — hier im Dunkeln — vor einander rot werden. Sie war eine gute Mutter, — Gerhard, aber eine miserable Frau!

Der junge Sedemund: Pfui, Vater!

Der alte Sedemund: Gut, gut, was weißt du davon! Lern sehen, daß die Nähe, die gnadenlose Lebensgemeinheit ein gefährliches Ding ist, daß sich zwischen Leuten ein Abgrund spaltet, alles, weil sie keinen Abstand hielten, lern Dinge sehen, die sich ohne Laut ins Leben schieben und rücksichtslos Raum schaffen. Mensch, was haben wir verbrochen, daß wir uns immer nur durch das Schlüsselloch unserer Verwandtschaft belauern, geht's nicht anders?

Der junge Sedemund: Es soll von heute an heißen: der eine Sedemund und der andere, nichts von Vater und Sohn.

Der alte Sedemund: Weg damit! Meine Väterlichkeit in dir verfault und verpfuscht. Ich setzte deine Mutter ins Unrecht, ich nahm ihr mit Hilfe von Professor Druckhammer das Brot der Selbstgerechtigkeit aus den Händen und gab's den Hündchen. Ach, du weißt ja nicht, wie schön die Welt ist, davon verstand sie auch nichts. Nenne mich lasterhaft: Gott selbst hat lästerlich geliebt, als er die Welt mit ihren Greueln gestaltete und ihre Schönheit schuf. Er wieherte donnernd wie ein geiler Hengst dabei.

Der junge Sedemund: Und ich sah dich doch eben schwer erschüttert, nein, du warst verdammt durch dich selbst, wie hieß es noch, — Höllenbruder?

Der alte Sedemund: Es war wohl so, ja, ich will's wahr haben.

Der junge Sedemund: Und sprichst du darauf so verächtlich von deinem eigenen Bekenntnis?

Der alte Sedemund: Wer weiß, wo unsere Wirklichkeiten sind. Ich klage mich oft mit der Lunge der Leute an, ja, es erschütterte mich, da am Sarge zu stehen und die Legende, die werden wollte, leise leiern zu hören.

Der junge Sedemund: Schaut kein Gespenst einer Tat zum Fenster hinaus, so weiß man nicht, wes Geistes dieses Haus ist, schaut eins aus der Dachluke, so wird sein Wesen offenbar für jedermann. Wie ist es damit?

Der alte Sedemund (spöttisch): Du kannst auch so sagen: was ich nicht gesagt habe, ist so gut, als hätte ich's gesagt, oder was ich tue, ist so gut, als hätte ich's nicht getan, oder was ich nicht getan habe, ist so schlecht, als wäre es geschehen. Na, du weißt wohl jetzt, wes Geistes dieses Haus ist, weißt du denn, zu was für Dingen du dich einmal bequemst, ja, hast du nicht schon schlecht und recht recht schlecht an mir gehandelt?

Der junge Sedemund: Wovor ich sicher bin, daß ich's nicht einmal tue? Das laß meine Sorge sein.

Der alte Sedemund: Kann es nicht so herauskommen, daß man einmal belohnt wird dafür, böse gewesen zu sein, als Entschädigung — nämlich, und daß der Gute für sein enormes Glück büßen muß?

Frau Grade kommt mit Sabine.

Sabine (zum alten Sedemund): Sie haben versprochen, mich, nachdem Sie mich aus der Hölle geholt haben, auch noch in

den Himmel zu heben. Ich halte Sie beim Wort und darum bat ich sie (neigt den Kopf gegen Frau Grude), mich herzuholen.

Der alte Sedemund: Ach, jawohl, Kind, das habe ich versprochen. Und so will ich Dir doch einen himmlischen Vorgeschmack verschaffen, mehr kann ich nicht, so gern ich's täte. Du sollst ein Kind haben, und — von mir, einen Sohn, einen studierten Sohn. — (Faßt schnell Gerhards Hand.) Sieh her, er soll dein Sohn sein, ich trete ihn dir ab, meinen Einzigen. Du weißt, wie einzig er an mir aus Liebe zur Mutter gehandelt hat — und er wird auch dich, deine neue Mutter — —

Der junge Sedemund: Vater, welch eine abgeschmackte Phantasie!

Der alte Sedemund: Nichts da, Vater! Ich bin's nicht mehr, nimm sie in deine Arme und mach die Arme reich. (Flüstert ihm zu.) Sie hat sich an den Teufel gewandt, in allem Ernst, wie sie mir selbst erzählte, so grimmig hat ihre Verlorenheit sie gegrämt. Verdirb mir nicht das Pläsier, sie zu unterhalten. Sieh sie dir nur an, sitzt sie nicht im Stuhl wie ein Vogeljunges mit geknickten Flügeln? (Der junge Sedemund sieht Sabine an.) Ja, nicht wahr, was will man anderes tun, als ihr einen Narrenkram vorgaukeln, so oder so, das ist das einzige, um sie im Ernst zu erbauen. Sie ist allein auf ihrer kleinen Insel, man muß schon hinüberschwimmen und vorher seine Brillen und Hüllen abwerfen. Los, sei kein Klotz!

Der junge Sedemund: Kann ein Mensch so allein sein und ein Mensch bleiben? (Er atmet tief, tritt schnell zu Sabine und küßt ihre Hand. Sabine schrickt, er beugt sich über sie, umfaßt und küßt sie.)

Sabine: Wie heißt du eigentlich?

Der junge Sedemund: Gerhard hat man mich genannt.

Sabine: Gerhard ist gut, aber sieh mal, gut ist nicht gut genug. Du wirst — so lange ich deine Mutter bin, umgetauft. Heiß Heinrich und sei ein armer, sanfter Heinrich, hörst du?

Der alte Sedemund: Und denk doch, dein sanfter Heinrich wird bald heiraten und dann wirst du Großmutter und kriegst mehr Enkel in den Arm gelegt, als du halten kannst.

Sabine: Ist es schon Zeit für ihn, zu heiraten? Da muß er mich um Erlaubnis fragen, aber vorher habe ich ihm noch etwas anderes zu sagen. (Zu dem alten Sedemund.) Ich muß es ihm allein sagen, wenn es möglich ist.

Der alte Sedemund tritt zurück.

Sabine: Komm her, Heinrich, und versprich mir in die Hand — hier — versprichst du es?

Der junge Sedemund (gibt die Hand).

Sabine: Siehst du, so ist's recht. Nun hör zu: es ist das allerheiligste und heiligste, daß du dem alten Mann da hinten — ein guter Mann, ganz gewiß, ein sehr guter Mann — mehr als gut — daß du dem alten Mann etwas Gutes tust, mehr als Gutes, etwas Wunderbares. Das ist es, Heinrich, sonst kriegst du keine Erlaubnis zu heiraten.

Der junge Sedemund: Ist er wirklich gut, denkst du das?

Sabine (biegt sich zurück): Geh weg von mir, ich will dich nicht sehen, weit weg. Und pfui, du hast mich geküßt. (Sie wischt sich den Mund.) Ich will keine Enkelkinder von dir haben. (Stampft mit den Füßen.) Weg, geh weg, mir wird übel vor dir. (Zu dem alten Sedemund.) Sie sollen kommen, Sie sollen bei mir sein. Sie sind gut, und er ist schlecht, denn er weiß nicht, was gut ist; pfui, das weiß er nicht mal. Wenn Sie mich nicht in den Himmel heben können, sollen Sie mich wieder zur Hölle fahren.

Der alte Sedemund: Immer an einen anderen Ort, es gibt viele Halteplätze zwischen Himmel und Hölle. (Er fährt sie weg, Frau Grude folgt.)

Der Orgeldreher mit Mankmoos marschiert an dem jungen Sedemund vorbei hinterher.

Orgelspieler: Dieser dolle Olle hat'n dichtigen Deibel im Leibe. Sie, junger Herr, spießen sich mal rittlings uff ne spitze Wetterstange und lassen Sie sich von alle vier witende Winde wiegen. Die klene Schene hat schonn 'n hellisch richtigen Riecher; daß die Beene gelähmt sind, das kann passiern, aber das Läben leiert ihr in die Gedärme herum wie's heilige Halle-luja mit Prost und Appelmus — — Kommen Se, Herr Zahlmester und befaichten Sie ihre Fährte mit Tränentran und Nasendropfen. (Ab mit Mankmoos.)

Frau Grude kommt aufgeregt.

Frau Grude: Es ist unausstehlich mit diesen beiden. Den Orgeldreher und den Schneider schiebt er beiseite, mir schenkte sie so schiefe Gesichter, daß ich schnell begriff. Wenn es nicht zu schändlich wäre, würde ich sagen, sie suchen miteinander Einsamkeit und einen heimlichen Himmel. Wo ist Grude?

Der junge Sedemund: Dort oben und — — läuft seiner lieben Frau nach, bevor er nach Hause geht.

Frau Grude: Nach Haus, Himmel, was mag er meinen?

Der junge Sedemund: Seins, sein Heim, seinen Himmel. Er ist gesund wie ein Bergstrom und ausbündig bekehrt. Sie brauchen nur zu kommen.

Frau Grude: Und ich werde ihn nicht warten lassen. (Eilt fort.)

Ehrbahn und Lemmchen kommen.

Ehrbahn (flüsternd zum jungen Sedemund, indem er im Dunkeln Gierhahn vor sich glaubt): Bruder Gierhahn, Bruder Gierhahn, sei ganz getrost, Herr Lemmchen ist über alles Lob lieb mit mir gewesen. Alles ist gut.

Der junge Sedemund: So gehts, Herr Ehrbahn, lassen Sie's noch ein bißchen dunkler sein und der Trost des Herrn Gierhahn kommt mir zugute. Wirklich, Herr Lemmchen, man ruft Ihr Lob leider nur zu leise aus! Sie wollten doch noch von mir hören, oder sollte ich's von Ihnen, wie war's damit, oder ist kein Unterschied zwischen beidem?

Lemmchen: Lieber Herr Sedemund

Der junge Sedemund: O nein, so heiß ich nicht, ich bin Herr Sedemund, das genügt.

Lemmchen: Also Herr Sedemund, wenn Sie so lieber wollen — da Sie mir die Wahl lassen, so sollen Sie von mir hören. Denken Sie mich zu ducken? Es scheint, Sie decken eine Pflichtversäumnis auf, Sie fangen mich in Amtsverfehlungen — ich sehe, sie nicken, sehe es trotz der Dunkelheit. Nehmen Sie also an, daß ich mich um das Gierhahnsche Tun und Treiben, wenn es sich nicht selbst kundbar macht, nicht kümmerge. Herr Ehrbahn und ich wissen warum und wieso, — solche Geschäfte gehen bei unsereins wie gutgeölte Maschinen. Wir stehen zwischen stummen Gräbern, kein Ohr hört und kein Mund meldet sich zu Wort. (Zu Ehrbahn, der die zerrissenen Fetzen Papier auf der Erde untersucht.) Was sammeln Sie für Seltsamkeiten, Herr Ehrbahn?

Ehrbahn: Mir will scheinen, als müßte man die Lappen auflesen. Ja, ja. (Eifrig suchend.) Das sind solche Seltsamkeiten, daß man sie in Sicherheit bringen muß. Zwar sagen sie ganz richtig, wir stehen zwischen stummen Gräbern. (Steckt die Fetzen in die Tasche.) Kein Ohr hört, kein Mund . . .

Gierhahn (hastig aus dem Gebüsch): Wollt ihr still sein, ihr Mäuler! Was — stumme Gräber, taube Ohren?

Ehrbahn: Bruder Gierhahn, Bruder Gierhahn, wie hast du mich erschreckt.

Gierhahn: Bruder Ehrbahn, Bruder Ehrbahn, was hat das Eigentum meiner Mutter in deiner Tasche zu tun?

Ehrbahn: Sonderbar, was für ein Sohn bist du, daß du von deiner Mutter sprichst, sie ist doch lange tot!

Gierhahn: Einem Bruder stehen die Taschen des Bruders offen. Sei so gut! (Er reißt ihm den Rock auf und zupft die Blätter heraus, die er wieder auf die Erde wirft.) Hör zu, Bruder. (Reißt ihm das Unterfutter heraus.) Du weißt, welchen Verdruß ich kürzlich hatte und hast mir mit brüderlichem Bedacht beigestanden, aalglatt durchzuschlüpfen. (Er zerreißt ihm den Rock und zieht die Weste ab.) War's aber nicht in Wirklichkeit mein Sohn, der Verdruß von seinem Vater hatte? Solch ein sauberes Meisterwerk haben wir zusammen brüderlich gewirkt. Und eben, da ich angefangen habe, mir von der Säuberlichkeit die Hände zu säubern, kommst du mit Bruder Gierhahn, Bruder Gierhahn? Verstehst du, Bruder Ehrbahn, meine tote Mutter soll endlich schlafen, du Schuft. (Zerzt ihm die Hosenträger los.) Halt die Hände am Hosenbund, sonst mußt du als Hemdenmatz heimhüpfen. So — nun lauf und schrei durch die Straßen: das hat mein Bruder Gierhahn mir getan!

Ehrbahn: Herr Wachtmeister, er ist wahrhaftig wahnsinnig geworden.

Gierhahn: Erde und Luft raunen darüber, im Raum rumort's davon und dann heißt's: Bruder Gierhahn? Still, sag ich, sonst fängt sie wieder an zu weinen.

Der junge Sedemund: (zu Lemmchen:) Hier gibts nichts zu lachen, Herr Lemmchen, er wird die gutgeölte Maschine in gewaltige Unordnung bringen.

Lemmchen: Ein Wort, Herr Ehrbahn!

Gierhahn: In Geschäften Gierbahns hat er keine Stimme mehr, und wem keine Stimme zusteht, soll's Wortemachen wohl lassen. Was für ein Wort, Herr Lemmchen? (Zu Ehrbahn.) Du, geh zum Teufel — — also was für eins!? (Faßt Lemmchen an der Schulter.)

Lemmchen: Denken Sie nicht daran, mich zu handhaben, wie Herrn Ehrbahn. Lassen Sie los, lieber Freund, keine Faxen, geben Sie mich frei!

Gierhahn: Vater im Himmel, hilf, daß ich den lebendigen Lemmchen nicht löwentot mache. (Umschlingt ihn in krampfhafter Wut.) Hilf mir, daß ich's lassen kann! (Zu Sedemund und Ehrbahn.) Helft ihm doch, rührt die Hände, holt Leute! Ehrbahn (stürzt davon).

Lemmchen (halberstickt): Ich hab meinen Revolver schon schußbereit, Herr Sedemund, beiseite — es knallt!

Gierhahn: Es knallt? Gott Lob, nun laß ich ihn los. (Läßt los, leise.) Nicht knallen, Kerl, keinen Lärm! Ich kann doch, um euch still zu kriegen, und nun . . . (Horcht.) Alles ist stumm, sie schlafen in den Gräbern, laßt uns auseinandergehen, ich will das Wort nicht wissen, nichts, was Tote wecken kann. (Springt ins Dunkel und verschwindet.)

Lemmchen (lacht): Ist das nicht doch zum Lachen, Herr Sedemund? Ich hatte gar keinen Revolver bei mir — es war nur eine kleine Kriegslist. (Vertraulich.) Sehen Sie, wir wollen ohne Not bestrenommierte Bürger nicht behelligen, bloß weil sie ein bißchen flott wirtschaften. Ein guter Ruf gilt uns einen ganzen Hümpel mehr als genaue Gerechtigkeit. Herr Gierhahn ist das Beispiel eines wohlbewährten Mannes, und wir wollen bei Leibe keine Bresche ins Bestehende reißen. Der gute Schein schirmt die gute Sache und die gute Sache ist unser Schirm und Schutz.

Der junge Sedemund: Sie meinen: guter Schein, gutes Sein! nicht so? Ich sagte Ihnen übrigens schon, daß ich mit Ihnen fertig wäre. Wissen Sie noch?

Lemmchen (gemütlich): So bitter, Herr Sedemund? Gierhahn ist noch lange nicht der Schlechteste, es wäre schade um ihn, da soviel andere herumlaufen, die zu Recht im Zuchthaus saßen. Und wie ist's mit der Buße für die Sünder, die ihre Sünden nicht begehen, weil ihnen die Gelegenheit nicht begegnet? Bloß weil die Gelegenheit fehlte, fahren sie viere-lang flott durchs Land? Darum stolzieren sie straffrei herum? Lächerlich! Von Rechts wegen müßten gerade die Unverdächtigen bestraft werden — gerade die!

Er will gehen, stößt aber auf Onkel Waldemar, der aufgeregt und verzweifelt gegen ihn rennt.

Lemmchen: Hallo, wer da? Seien Sie doch vorsichtiger, Mensch! — — N'Abend, Herr Sedemund.

Onkel Waldemar: Wo ist ä, wenn Sie so gut sein wollen?

Lemmchen: Wer soll wo sein? Ihr Neffe steht da.

Onkel Waldemar: O, Hä Lemmchen, wenn Sie wüßten — ja, es ist gut, Hä Lemmchen, gehen Sie gäne zu.

Lemmchen: Meinen Sie mich?

Onkel Waldemar (faßt sich): Entschuldigen Sie, Hä Obāwachtmeister, es handelt sich um vätwauliche Familien — ä — ötewugen, Hä Wachtmeistä!

Lemmchen: Gewiß, Herr Sedemund, gerne; n'Abend, Herr Sedemund. (Ab.)

Onkel Waldemar (klammert sich an den jungen Sedemund): O Gähadd, Gähadd! Gähadd, geh mit und hilf mir, deinen Vater fotbwingen. Denk dir, ä plaudet ganz planlos mit diesa Sabine und sagte ihr, sie sei ein süßes Seelchen und was er alles salbadet. Ogottogott, und ganz zwischenduch, damit sie desto bessä zuhöht, sagt ä: mein Bwuder macht Meineide. Ihr Bwuder? fwagt sie mit väliebten Faxen. Ja, ja, natühlich, ä selbst, Waldemar, sagt ä, wie wenn's nichts weitä wäre, und dann äzählt ä wieda von sich. O Gähadd, Gähadd, komm schnell!

Der junge Sedemund: Laß nur, Onkel, ich denke, deine Eide sind nicht meine Eide.

Onkel Waldemar: Abä, ich bin doch dein Onkel, Gähadd — Gähadd, ich häng mich auf, wenn du nicht willst.

Der junge Sedemund: Und ich bin entschlossen, mich Vater zu Gefallen eine Zeit lang bei Dr. Faßlich in Gewahrsam zu tun. Sabine hat's mir so eingegeben. Nun gut, dann hast du ein Geschäft, Onkel und gehst hin und her und beschnackst hier und da die Schauergeschichte am Grabe und was weiterhin war. Also etwa so: was glauben Sie, sagst du, welche Kaprizen und welche unangängigen Torheiten, um nicht zu sagen Tollheiten im Kopfe meines armen Neffen — sagst du — saßen. Und was blieb meinem armen Bruder übrig, als auf alles einzugehen zu selbsteigner Demütigung, um nicht zu sagen Entwürdigung, sagst du — nein, du sagst: — Entweihung der eigenen Person vor dem Pöbel, also mit Entweihung seiner selbst auf alle Einbildungen des Sohnes wie auf eine sehr ernste Sache zu reagieren? Ja, sogar so weit ging er, daß ich selbst, der Onkel, sagst du, Onkel, nicht geschont werden durfte, also, daß wir, um ihn vor der eigenen Raserei zu retten, als Opfer seines wütenden Wahnsinns dastehen. — So sagst du und so ist wahr wie ein Eid von dir selbst. Ihr seid eben bestrenommierte Bürger alle beide und ins Bestehende wird so leicht keine Bresche gebrochen. Komm nur, Onkel, aber nicht, um Vater von Sabine zu scheuchen. Wenn du deinen Odem zu Vaters Bestem vertust, dann hast du das Aufsehen erregende Aufhängen gespart.

Onkel Waldemar: O Gähadd, liebä Junge, wie gut von dir — du — du — echter Sedemund.

Der junge Sedemund: Echter Sedemund? Ja, so sind sie, unverbesserlich! Es stinkt zum Himmel von Sedemunds wie ein Haufen Unrat; ein Löwenmaul spaltet sich und ein Löwenrachen heult Wut über uns, und du nennst mich einen echten Sedemund. Und es ist doch momentan in der Welt jeder Name löblicher genannt als just unser. Ein Farbenspiel auf einem bißchen Seifenschmiere, der ganze schöne Schein einer Seifenblase ist zurzeit solider als unser Ansehen. Was hat's denn nun mit der Echtheit auf sich, wie ist Vaters und wie meine beschaffen, da wir beide echte Sedemunds bleiben?

Der junge Sedemund und Onkel Waldemar ab.

Grude und Frau kommen von hinten Arm in Arm. Plötzlich faßt er sie und tanzt mit ihr ein Stück des Weges.

Frau Grude: Nicht doch, du, tritt leise auf und tanz hernach. Laß uns erst aus den Gräbern heraus sein.

Grude: Ach was, gerade über Gräber hin, mitten zwischen dem Grauen durch, fort mit ihm unter unsere Füße in die Grube! Die Alten haben ihre Zeit gehabt und sind in Grund und Boden getreten, jetzt kommen wir und nach uns unsere Kinder, alles wird gründlich anders, es lebe die neue Zeit und die echten Grudes! (Ab.)

E N D E.

Paul Colin:

FRANZÖSISCHE CHRONIK

Nach einer ziemlich langen, unfruchtbaren Periode, während der die Zahl der erschienenen interessanten Bücher sehr beschränkt blieb, brachte uns der Frühling einen vollen Korb hervorragender Werke, die dringend um unsere Anteilnahme werben. Ich entschuldige mich darum im voraus für den Umfang dieser Chronik, will aber lieber zu reich, als zu arm sein, und sagt auch der weise Volksmund, allzuviel sei ungesund, so glaube ich meinerseits, daß allzuwenig noch schädlicher ist.

In erster Linie will ich über das prächtige Buch berichten, das *Elie Faure* kürzlich bei Crès & Cie unter dem symbolischen Titel „Der Tanz auf Feuer und Wasser“ (*La Danse sur le feu et l'eau*) veröffentlicht hat. *Elie Faure* ist vielleicht der größte Essayist der neuen Generation unserer Fünfundzwanzig- bis Fünfundvierzigjährigen. Er schrieb vor dem Krieg eine psychologisch eingestellte „Kunstgeschichte“, deren breit angelegte Kapitel in ihrer synthetischen Kraft und Eindringlichkeit unbestreitbar ein Meisterwerk darstellen. Er veröffentlichte ferner eine Arbeit über die Schöpfer des europäischen Geistes, die eine prächtige Studie über Nietzsche enthält. Den Krieg erlebte er als Arzt im Sanitätsdienst, der ihm Gelegenheit zur Beobachtung gab. Weniger gefühlsseitig veranlagt wie *Duhamel*, dauernd unbefriedigt und nach Fruchtbarkeit drängend, wälzte er die glühendsten und fieberhaftesten Gedanken in seinem Gehirn, während ihn andererseits die Macht seines künstlerischen Instinkts dazu zwang, das Leben mit seinen widerspruchsvollen Abenteuerlichkeiten auch mit Kunstverstand zu betrachten. Schon in „Das Heilige Gesicht“ (*La Sainte Face*), das während des Krieges erschien und „Das Rad“ (*La Roue*), das er im vergangenen Jahre schrieb, beginnt die Entwicklung seiner Tendenz, das Moralistische aus seinem Gesichtskreis zu jagen und den Krieg als eine jener ewigen Gewalten zu ergründen, die zur Auffrischung und Erneuerung der Menschheit drängen. Diese Idee wird jetzt anschaulich in seinem „Tanz auf Feuer und Wasser“, wo der von ihr besessene Mensch mit übermenschlicher Anstrengung sich von ihr zu be-

freien sucht, indem er sie definieren will; er gräbt sie aus Herz und Hirn, um nach unerbittlicher Untersuchung das Recht zu haben, nicht mehr an sie denken zu müssen. Die Aufgabe, die Faure sich stellte, wurde immer deutlicher, während er sie zu bewältigen suchte. Sie wuchs ins Unendliche. Wenn er glaubte, sich dieser Inventararbeit entledigt und seine Freiheit wiedergewonnen zu haben, überwältigten ihn immer wieder Zwang und Gewissensbisse und führten ihn zu den Meditationen zurück, deren Weg er noch nicht zu Ende gegrübelt hatte. Die Kraßheit mancher seiner Definitionen ist gewiß peinlich; manche seiner Schlüsse reizen zur Revolte; aber daran ist nicht seine Helläugigkeit, sondern die Welt der Irrtümer schuld, die uns von Kindheit auf an Vorurteile kettet.

Das neue Buch von Elie Faure ist ein Sieg, den er über sich selbst errungen hat. Er findet darin die große Überlegenheit jenseits von Fieber und Leidenschaft; er verfällt nicht mehr den Illusionen nachdem er sie einmal aufgegeben hat, aber auf den Ruinen von Narrung und Schein baut er einen Optimismus der Vernunft, der aus jener Ruhe stammt, zu der ihn die lyrische Gelassenheit der kontemplativen Versenkung führt. Die Größe seines Werkes liegt zunächst darin, daß Faure die gemeinen Wirklichkeiten des Lebens in sich aufgenommen, an ihnen die Tragkraft seiner Gedanken geprüft hat, und dann nicht etwa versucht, auf der Flucht vor der Realität in das Unendliche Vorwände zu sophistischen Diskussionen zu finden; er bejaht vielmehr den tragischen Heroismus, der durch Leiden zur Freude führt, indem er den ursächlichen Zusammenhang seiner klaräugigen Beobachtung und den Drang nach Versenkung nicht verneint. Es ist nicht möglich, über die acht Essays des Buches zusammenfassend zu urteilen, man könnte aber zur Not die folgende Synthese anstreben: Das Leben ist Drama. An dem Drama schafft das Leben mit allen seinen Kräften, von denen keine einzige eine andre Funktion, oder einen anderen Sinn hat, als das Drama zu gebären. Das Drama aber gebiert die Kunst, welche die Jahrhunderte überdauert, als ein ewiges Zeugnis für den Wert der Zivilisationen, die aufeinander folgen.

Das wäre also die Herrschaft einer beständigen Unausgeglichenheit, die nur durch seltene Minuten des Gleichgewichts unterbrochen wird, die aber so nachdrücklich sind, daß der Mensch sich zu adeln glaubt, wenn er sie in sich empfindet und diese harmonische Ruhe „Gott“ nennt. Aber dieser Gott liegt gleich unserem Ideal im Widerstreit mit dem Leben. Würden wir jedoch das Ideal erreichen, so wäre das Leben ohne Lockung und wir versänken, zu Tode befriedigt, in Leichenstarre. Dasselbe geschähe, wenn das Gleich-

gewicht beständig würde. Es wird aber nicht konstant, weil aus den Tiefen der Menschheit immer wieder neue Kräfte und unerwartete Energien auftreiben. Mithin: Ein immoralisches Buch, weil es ein Ebenbild der Welt ist, gemalt von einem Menschen, dessen einzige Sorge das Kunstgesetz ist. In seinen Augen reinigt die Schönheit alles: Nur die Kunst lebt, und ihrer immerwährenden Erschaffung muß alles dienen. Über allen Parteien, Nationen und Religionssekten bejaht der Dichter sein Recht und seine Pflicht trotz Krieg und allem, was ihm das Schicksal auferlegt, Stil und Harmonie zu schaffen. Im Herzen des Menschen und der Gesellschaft herrscht Kampf. Die Schwachen organisieren sich, um die Stärkeren zu verdrängen, denen Alter oder Irrtum die Kräfte schwächen. Die Geschichte rollt als die Handlung dieses Lebensdramas in breiter Entwicklung durch den Wirrwar von vernichteten Gefühlen, wütendem Wollen, zerstörten und neukeimenden Interessen. Blut gilt der Geschichte nichts, Unglück kennt sie nicht. Aber: „Die Unordnung, das Chaos, das Gemetzel erweckt Dichter.“ Nur für Augenblicke von Erkenntnis durchblitzt, in langen Perioden durch Irrgänge geht die Geschichte ihren Gang. Sie verfolgt zwanzig Ziele und erreicht keines, und nur von Zeit zu Zeit wird sie sich klar, daß ihr Schicksal hoffnungslos und darum heroisch ist. So schreitet sie voran, hüllt sich in verzweifelten Augenblicken in Illusionen, wird stolz, grausam und furchtbar in aufgewühlten Stunden. Sie weint oft, und ihre Tränen sind nutzlos. Sie lächelt manchmal, und ihr Lächeln ist heilig. „Nichts ist ernst, alles ist tragisch!“ Und der Sinn der Kunst ist, daß sie auf Grab und Beinhaus wächst. Alles in allem: Eine ästhetische Rechtfertigung des Krieges, und jetzt zur Stunde, wo die Ethiker sich bemühen, ihr Reich aufzurichten, die leidenschaftliche Verneinung der Moral. Das Buch rollt die wichtigsten Probleme des Tages auf und löst sie in stolzer Selbständigkeit.

Den krassen Meditationen von Elie Faure möchte ich, ohne eine bestimmte Gegensätzlichkeit zu betonen, „Abrahams Opfer“ (*Le Sacrifice d'Abraham*) von *Raymond Lefebvre* gegenüberstellen. Raymond Lefebvre, der dreißig Jahre alt ist, im Krieg an der Front bis zu dem Tage stand, an dem er schwer verwundet zusammenbrach und heute mit leidenschaftlichem Eifer und schönem Talent für die Internationale der Völker wirbt, schrieb dieses Buch der Wahrheit, mit dem unsre Älteren, die es an seiner Stelle hätten schreiben sollen, die größte Ehre eingelegt hätten. Es gelingt Lefebvre in diesem Roman, sich selbst zu finden, und von Fieber und Angst zu befreien, um die Entwicklung eines bejahrten, angesehenen, im öffentlichen und wissenschaftlichen Leben sogar

berühmten Mannes zu studieren, der „der Vater eines Soldaten“ ist. Ich hätte nie geglaubt, daß man mit solcher Vollkommenheit und lebendigen Aufrichtigkeit die Geschichte einer Seele schreiben könnte, deren Wesen vielleicht verwandt, aber durch die unendliche Verschiedenheit der Gesichtspunkte und Interessen von einem getrennt ist. Kaum daß man an manchen Stellen dem Urteil des Sohnes als kluge Kritik begegnet, wenn er das Gefühl des Soldaten ausdrückt, zu dem an fernen Fronten ein Widerhall des großen Weltjahrmarkts dringt. Aber solche Stellen sind nur wie ein seltenes, rasches Aufblitzen, und die gedrungene, reiche und dabei unchaotische Charakterschilderung wird wieder aufgenommen und ohne Schwächung weitergeführt. Ich darf „Abrahams Opfer“ nicht als Satire bezeichnen; wenn auch mehrere Seiten durch schonungslose Herbheit oder billigen Spott mehr an den Pamphletisten und Vortruppstreiter als an den Dichter erinnern, so entströmt ihm doch viel Zartheit, Mitleid und Zärtlichkeit, und nichts ist von Parteitendenz so frei als diese Erzählung, die bei allen unerwarteten Abbiegungen von großzügiger Logik ist. Ich wiederhole: Raymond Lefebvre hat tatsächlich den Roman der verflorenen Generation geschrieben, die für Sedan zu jung und für die Marne zu alt, aus Angst oder Ehrgefühl und in tragischer Ergebung ihre Söhne opferte. Der Roman überrascht den Leser durch seine Objektivität und Zucht. Der Dichter untersucht einen „Fall“, der niemand reizte, und wenn er ihn in allen Einzelheiten ergründet, so geschieht es aus Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit. Das Buch ist in gewisser Hinsicht eine Darlegung mildernder Umstände, die die Schuld der alten Kriegsfreudigen und Blutdürstigen verringern, von denen die Mehrzahl vor 1914 weich und bescheiden war. Die psychologische Untersuchung dieser Krise und Neurose ist gediegen und meistens gedungen; erscheint sie auch, in einige Zeilen oder Seiten zusammengedrückt, manchmal in Zusammenhanglosigkeit und Gehirnkünstelei verloren, so löst und lenkt Lefebvre diese Abbiegungen rechtzeitig wieder mit Vorsicht und vollendeter Folgerichtigkeit zum Ganzen.

Herr Testut, ein alter Provinzgelehrter, dessen Sohn, ein Dichter, in den Krieg gezogen ist, läßt sich von einem Kreis von Männern einfangen, die durch ihre kläglichen Artikel und Bücher bekannt geworden, im In- und Ausland nationalistische Propaganda machen sollen. Bis dahin als Archäologe unbekannt, wird Testut jetzt von der Presse der Rechten zu einer der französischen Berühmtheiten gemacht. Aber sein Sohn, der ihn schon in Briefen wegen seines unerwarteten Nationalismus zu tadeln begonnen hatte, fällt und hinterläßt ihm ein Manuskript, in dem er mit allen Kriegern,

Urhebern und Verteidigern des Krieges bricht. Diese Beichte eines Kämpfers, den er liebt, und auch die Tat eines vernünftig geliebten Freundes, die Zerstörung seines inneren Friedens und seiner Häuslichkeit bringen Testut zum Nachdenken; er befreit sich, gepackt von seiner vernachlässigten Wissenschaft und angeekelt von der Zeit allmählich von den übeln Sitten, die er sich angewöhnt hatte und begreift, daß dieser Krieg, in den viele Väter ihre Söhne mit prahlerischem oder hysterischem Lachen oder aus Feigheit getrieben haben, ein ungeheueres, bis zum letzten Rest verzehrtes Opfer Abrahams ist.

Testuts Wandlung, seine plötzlichen Sprünge, Bestürzungen, Meinungen, die sich festsetzen oder verflüchtigen je nach dem Stand seiner eigenen Arbeit oder dem Drängen seiner Frau oder einem Besuch von Freunden, seine Bemühungen, unter konventioneller Sentimentalität die Stimme der Vernunft zu erdrücken, die wunderlichen Kompromisse, die daraus folgen, der Druck seiner Eigenliebe und Eitelkeit, die seine Skrupel dämpfen, seine Laboratoriumsmethode, alles ist im einzelnen ausgeführt, durchdringt, verschlingt und schwört sich, um eines jener unzuverlässigen, wandelbaren Wesen zu schaffen, die mit dem entsetzlichen Krieg und dem Blut ihrer Nächsten spielen, aber, so kindisch sie auch sind, nicht widerlich wirken. Unter den Bekenntnisbüchern der französischen Kriegsliteratur, die wir so nennen, um sie von der infamen Konventionsliteratur zu unterscheiden, lieben wir das Buch von Lefebre wegen seiner Kraft und Urwüchsigkeit ganz besonders. Es ist auch für den Nichtfranzosen als kostbarer Beitrag zum Studium der französischen Seele während des Krieges von hohem Interesse.

Das gleiche gilt für die schöne Anthologie der „Dichter gegen den Krieg“ (Poètes contre la guerre) ein Geschenk unsrer Freunde, die in der Schweiz die Reihe des „Sablier“ herausgaben. Nachdem ich von einem Essaybuch und einem Roman gesprochen habe, ist es für mich außerordentlich angenehm, meine Chronik durch diese Auslese von Gedichten zu ergänzen, die alle jene Dichter versammelt, die mir die liebsten und brüderlichsten sind. Durch Bücher wie diese wird man einst wissen, daß es auch unter Clémenceaus Herrschaft ein idealistisches und aufrichtiges Frankreich gab. Fünf Jahre lang hat man uns mit Büchern voll Elegien und Kriegshymnen gepeinigt. Sie kamen alltäglich, nicht anders wie die Kriegsberichte und Akademiereden, mit denen sie die Furcht vor der Wahrheit und den Warenhausnationalismus gemeinsam haben. Man wußte wohl, daß einige Freunde in der Schweiz Bücher veröffentlichten, in denen unser aller Schmerz und Aufruhr seufzte und schrie. Man sprach von Dichtungen von Marcel Martinet, die irgendwo,

weitab von der lauenden Zensur erschienen, von Jouve, D'Arcos, Baudouin; man ließ von Zeit zu Zeit die Verse im Manuskript von Hand zu Hand gehen, deren Titel oder Verfasser man im Inhaltsverzeichnis einer jener jungen Zeitschriften las, die für Unabhängigkeit und Wahrheit kämpften und die während des Krieges die Zuflucht unsrer Intelligenz und moralischen Kraft waren. Man wußte, daß vom künstlerischen Standpunkt aus diese verfolgte Literatur jene dicken Bände besiegte, denen die Regierung mit vollen Händen Lobsprüche und Einkünfte spendete, aber niemand konnte den Umfang und die Wirkung des Kampfes ermessen, den die Dichter gegen den Krieg führten. Der Waffenstillstand mußte kommen und die Verträge, die man „Frieden“ nennt, die Aufhebung der öffentlichen Zensur, bis wir nach und nach erfahren konnten, mit welcher Klarheit, Gewissenhaftigkeit und Einmütigkeit die kräftigsten Geister der schmerzreichen Generation den Dogmen des Mordes und der Lüge ihre Bejahung eines Glaubens der Menschlichkeit und Freiheit entgegensetzten. Nachdem wir unsern Gang durch diese inbrünstige und unbekanntere Literatur beendet hatten, konnten wir freudig zugeben, daß jene Dichter, deren Namen und Werke eine Ehre für die französische Literatur sind, in dieser Elite, die der Staatsvernunft gegenüber standhaft blieb, sich Seite an Seite wiederfanden. Die Auswahl unter den Dichtungen von Poeten, die sich gegen den Krieg empörten, die uns heute René Arcos und Frans Masereel darbieten, ist notgedrungen eine noch unvollständige, sehr gekürzte Zusammenfassung dieser starkherzigen Literatur, in der wir mehr als Bekenntnis und Tröstung finden können; der Band, in dem auf beschränktem Raum 24 Künstler mit zwei oder drei Gedichten uns die Verschiedenartigkeit ihrer Temperamente und den Reichtum ihrer differenzierten, aber verwandten Gefühle bekunden, wirkt durch erschütternde Größe und wird auch für jene Blinden, die nicht sehen wollen eine heilsam kräftige Offenbarung sein.

Romain Rolland hat die Einleitung geschrieben. Er, der während des ganzen Krieges die Unabhängigkeit des Geistes und den heiligen Willen zur Liebe symbolisierte, kündigt im Vorwort an, was jeder Dichter bringt und bedeutet, er zeigt, wie im größten Lied, der „menschlichen Gemeinschaft“, dieser französische Chor sich mit dem deutschen verbrüdert, von dessen unterdrückten Stimmen, die er während des Krieges in der Schweiz vernahm, er uns Kunde gab.

Das Vorwort verbindet die Dichtungen, indem es ihre Bedeutung zeigt, die sehr schöne Zeichnung von Masereel bringt sie in Beziehung, indem sie die allen gemeinsame Ergriffenheit wiedergibt, mit der Schmerz, Zorn und Zärtlichkeiten sich ergießen. Die Tempe-

ramente offenbaren sich, und unendlich tönt der Widerhall der gemeinsamen Katastrophe in jeder dieser Seelen:

Arcos hält den zerstückten und künstlichen Nationalgebilden die Vision, das Gefühl und die Inbrunst der Menschlichkeit entgegen; Georges Bannerot spricht Worte friedevoller und gefühlswarmer Weisheit; der Lyrismus von Charles Baudouin quillt von romantischer Üppigkeit; Joseph Billiet argumentiert, und Loïs Cendré ringt mit Klagen und Verwünschungen die Hände; Georges Chennevière verteidigt angstvoll die Heimlichkeit seiner Träume gegen die Ansteckungen des Krieges, und Georges Duhamel kann die Meditation nicht von der Furchtbarkeit der alltäglichen Tragödie ablenken. Eduard Dujardin bewahrt sich durch Umgang mit Weisen und Göttern erhabene Ruhe, die aber der Zärtlichkeit nicht feind ist; Luc Durtin stellt den Schauspielen der Heuchelei und Gewissenlosigkeit seine schwermütige Einsicht gegenüber, die den Adel seines Mitleids verschönt; ist Louis de Gonzague-Frick kunstvoller, so symbolisiert J. P. Jouve im Gegensatz dazu in großartiger Herbheit den Aufruhr des Gewissens und der Wahrheit gegen die Kriegswut und Zerstörung dessen, was seinem Glauben an die Menschheit die Tiefe gab. Marc Lavreguy de Civrieux besitzt keine Herbheit, aber eine etwas abgebrauchte und störende Eleganz. Marcel Martinet zerbricht leidenschaftlich und beredt alles, was seinen Traum verletzt, und errichtet in Eile ein erstaunliches Gebäude zum Schutz für seine Prophetie. Claude Roger Marx, Georges Périn offenbaren ihre Hoffnungen, Ängste und Kümernisse; Georges Pioch ist maßlos kühn; Maurice Pottecher verbirgt seine Verzweiflung hinter Apologien und Liedern, während J. M. Rénaitour sie enthüllt, um über sie klar zu werden; Jules Romains richtet das Ideal auf, das ihm das Leben wert macht, gleich einem Mann, der seinen jungen Sohn mit gekrampften Händen über die Wogen der türkischen Massenbrandung hebt; die Stimme von Jean de Saint Prix erklingt in entsetzlicher Aufrichtigkeit von Fluch und Verwünschung; Henriette Sauret antwortet ihm wie ein Echo, das den durchdringenden Klang des Schreies verlor, der es weckte, und Charles Vildrac sagt mit erbebender Stimme Worte der Müdigkeit und Verzweiflung, in denen seine verängstigte Liebe leidet, die er über alle Menschen breitet, während die Menschen sie verschmähen.

Das wäre die versuchte Zusammenfassung dieses Buches, das seinerseits ein Resumé ist. Ich will trotzdem nichts mehr hinzufügen außer einem Wort von Romain Rolland, dessen Nachhall uns bei jeder Seite, die wir umschlagen, wie ein Gespenst verfolgt: „Il n'est pas de frontières pour la douleur. Il n'en est pas non plus pour l'amour! Schmerz und Liebe haben keine Grenzen!“

AUFRUF!

Von Richard Dehmel zur Verwalterin seines geistigen Nachlasses bestimmt, bitte ich hierdurch alle Diejenigen, die sich im Besitz von schriftlichen Äußerungen Dehmels (Briefen, Postkarten, Niederschriften aller Art) befinden, mir ihr Material zur Abschriftnahme einzusenden. Ich bereite eine Ausgabe Dehmelscher Briefe in der vom Dichter gewünschten Weise vor. Soweit sich diese Briefe im gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht zur Veröffentlichung eignen, sollen sie zur Vervollständigung des Dehmel-Archivs in Blankenese dienen.

Ich bitte, in jedem Falle die *Urschriften* selbst — nicht etwa Abschriften — an mich einzusenden; unversehrte Rückgabe (als Wertsendung) wird ausdrücklich zugesichert.

Dieser Aufruf wendet sich besonders auch an Schulkameraden und Kommilitonen Dehmels, da über die Jugendzeit des Dichters sehr wenig schriftliches Material vorhanden ist. Auch für die Aufzeichnung und Einsendung von Erinnerungen an den jungen Dehmel wäre ich sehr dankbar.

Ida Dehmel,

Blankenese bei Hamburg, Westerstr. 5.

Diesem Aufruf schließt sich der Unterzeichnete als Verleger Dehmels an.

S. Fischer, Verlag,
Berlin.

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG, POTSDAM

Der Verlag

erwarb mit sämtlichen Rechten die Werke des genialen Polen

Stanislaw Przybyszewski

Die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts standen im Zeichen der fin de siècle-Stimmung, die bei aller Zerrissenheit und bekabenten Schwüle dennoch mit zukünftiger kosmischer Schöpfung trüchtig war. Heller und blendender noch als durch Nietzsche's Verneinungen und Postulate zuden die Dille der Ahnung und Verheißung durch die Werke des Polen Przybyszewski, der von allen Zeitgenossen und Mitkämpfern am frühesten der Vergessenheit anheim fiel — obgleich er vielen von ihnen die entscheidenden Anregungen gab. Der Erbe des Chopin'schen Temperaments, der in den „Satankindern“ die Konvulsionen der letzten Tage prophetisch vorausah, läßt uns die voreilig verschütteten Wege entdecken, welche die sozialistischen Ekstasen von heute mit dem individualistischen Rausch der Geburtszeit des Uebermenschen verbinden.

Aus den vorhandenen Vorräten (beste Friedensausstattung) werden zu ungewöhnlich niedrigen Preisen verkauft:

D i e R o m a n e

Satan Kinder Geh. M. 10.—, geb. M. 14.—

Erbensöhne Geh. M. 9.—, geb. M. 12.—

L y r i s c h e P r o s a

Androgynen / Epipsyhidion / Digglen

Jeder Band geheftet Mart 7.—, gebunden Mart 10.—

N o v e l l e n u n d E s s a i s

Totenmesse Geh. M. 7.—, geb. M. 10.—

Zur Psychologie des Individuums

1. Chopin und Nietzsche. 2. Ola Hansson. Geheftet je M. 3.—

D i e D r a m e n

Untiefe Geheftet Mart 4.—

Totentanz der Liebe Geheftet M. 10.—, gebunden M. 14.—

GUSTAV KIEPENHEUER VERLAG, POTSDAM

Soeben erschien:

Wladimir Korolenko

*Die
Geschichte meines Zeitgenossen*

Übersetzt und eingeleitet von

Rosa Luxemburg

Mit einem Bildnis des Verfassers

Zweite Auflage In zwei schönen Leinenbänden 50 Mark



Berner Tageblatt: Rosa Luxemburg hat Korolenkos Erinnerungen ausgezeichnet ins Deutsche übertragen und ihnen eine lesenswerte Einleitung vorausgeschickt. Wer die russische Volkseele, wer die heutigen politischen Bewegungen des russischen Volkes verstehen will, findet hier eine vorzügliche Quelle für sein Studium. Das soziale Mitgefühl, das die russische Jugend treibt, das die ungeheuren Umwälzungen erzeugt hat, findet hier seine Erklärung. Wie die Russen es lieben, sind die Schatten dunkel gezeichnet, und ein Hauch von Melancholie durchzieht das literarisch wertvolle Werk des nach Wahrheit ringenden Schriftstellers. Korolenko, *Die Geschichte meines Zeitgenossen*, ist ein wertvolles Dokument unserer Zeit.

Literarisches Echo, Berlin: Wir gewinnen aus diesem Memoirenbuch ein klares und anschauliches Bild von dem Leben der gebildeten Mittelschicht Rußlands und von der Seele des russischen Volkes.

Verlegt bei Paul Cassirer / Berlin W 10

René Schickele

Am Glockenturm. Drama. 10 M. Gebund. 13 M.

*Benkal. Ein Roman. Zweites bis viertes Tausend. 6 M.
In Pappband 10 M.*

*Der Fremde. Roman. 2. Auflage. 6 M. In Leinen
gebunden 10 M.*

*Die Genfer Reise. 8 M. Geb. 12 M. Vorzugs-
ausgabe: 100 numer. und vom Verfasser signierte Exem-
plare auf Büttenpapier. In Halbleder gebunden. Vergriffen.*

*Hans im Schnakenloch. Schauspiel in vier Auf-
zügen. Zweites bis viertes Tausend. 6 M. Geb. 10 M.*

Die Leibwache. Gedichte. 6 M. Gebunden 10 M.

*Mein Herz – Mein Land. Ausgewählte Gedichte.
4 M. Gebunden 6 M.*

Die Mädchen. Ein Novellenband. 10 M. Geb. 14 M.

*Meine Freundin Lo. Eine Geschichte aus Paris.
Fünftes bis zehntes Tausend. 10 M. Gebunden 14 M.*

*Schreie auf dem Boulevard. Zweite Auflage.
10 M. Gebunden 14 M.*

*Trimpopp und Manasse. Eine Erzählung. 4 M.
Gebunden 6 M.*

*Weiß und Rot. Gedichte. Zweite Auflage. 12 M.
Gebunden 16 M.*

Verlegt bei Paul Cassirer / Berlin W 10

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

NEUNTES HEFT ♦ 7. JAHRGANG ♦ SEPTEMBER 1920

INHALT:

Rabindranath Tagore: Friede
Walter Hasenclever: Jenseits
Else Lasker-Schüler: Carl Schleich
Ambroise Vollard: Cézanne und Zola
Carl Maria Weber: Der brennende Monat
Ernst Weiß: Aus Ahira
Wladimir Korolenko: Lichtlein
Bruno Schönlank: Zwei Gedichte
Bücherschau

EINZELHEFT 4 MARK

VIERTELJÄHRL. 12 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Sieben erscheint:

SCHERZ UND LAUNE

M A X S L E V O G T
UND SEINE GELEGEN-
HEITSARBEITEN
VON JOHANNES
GUTHMANN

40 Mark

Aus dem Überreichtum Slevogtscher Inspiration sind hier 120 Zeichnungen wiedergegeben, die gelegentlich entstanden und Freunden gewidmet sind. Die Entstehung dieser Zeichnungen, die sich in Privatbesitz be-



finden, im Zusammenhang mit Slevogts Leben und Art ist von Johannes Guthmann liebevoll erläutert u. mit wertvollem biographisch. Material zu einer Studie über Slevogt erweitert worden.

Außer dieser Ausgabe wurde eine Vorzugsausgabe in 320 nummerierten Exemplaren, von denen 300 in den Handel kommen, auf Bütten hergestellt. Nr. 1–90 sind in Ganzleder, Nr. 91–300 in Halbleder gebunden. Beide Ausgaben wurden von Max Slevogt und Johannes Guthmann handschriftlich signiert. Sie enthalten neben den Zeichnungen noch zehn Farbenlichtdrucke nach Aquarellen von Max Slevogt. Ausgabe A 750 M., Ausgabe B 475 M.

PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

Rabindranath Tagore:

FRIEDE

Diese Botschaft richtete Tagore an seine Landsleute anläßlich der Metzeleien in Armitzar.

Ein schweres Verbrechen ist im Namen des Gesetzes im Pundschar verübt worden. Unter solchen furchtbaren Ausbrüchen des Bösen gehen alle unsere Ideale in Trümmer. Die Ereignisse in Jalliawala-Bagh waren die letzte fürchterliche Woge jener entsetzlichen Flut von Feuer und Gift, die die Welt vier Jahre lang physisch und moralisch überschwemmte. Die ungeheuerliche Sünde, in der die Menschheit während einer langen blutigen Agonie versank, hat die Geister derer, die die Macht in der Hand hatten, zynisch gemacht, und weder innere Regung noch äußerer Widerstand kann sie rühren. Die Feigheit der Machthaber, die keine Scham hemmen konnte, ihre Schreckensmaschinen gegen wehrloses, nichtsahnendes Landvolk zu verwenden und die ihren Mitmenschen unaussprechliche Demütigungen zufügten, indem sie eine schändliche Komödie der Gerechtigkeit vorspielten, ohne auch nur einen Augenblick zu fühlen, daß sie mit dieser Tat ihre eigene Menschheit schändeten, diese Feigheit war nur durch die immer erneuerten Gelegenheiten möglich, die der letzte Krieg dem Menschen bot, das Erhabenste zu erniedrigen und die Wahrheit und die Ehre zu stürzen.

Die Erschütterung jener Grundlage, auf der alle Zivilisation beruht, wird noch eine lange Reihe von Verwirrungen in der moralischen Ordnung hervorrufen, und den Menschen stehen noch weitere Leiden bevor.

Der bis zur Selbstvernichtung getriebene wütende Rachegeist, der die Atmosphäre der Friedensbestrebungen rot färbt, zeigt klar, daß es noch langer Zeit bedarf, um das Gleichgewicht wieder herzustellen.

Aber diese Orgien der triumphierenden Mächte, die die Welt nach ihren Interessen zerstückeln, bleiben uns fern. Was uns vielmehr erschüttert, ist, daß der moralische Zusammenbruch nicht nur die Völker ergriff, die ihre wehrlosen Brüder erdrücken, sondern auch die Opfer selbst. Hochmut und grausame Ungerechtigkeit, auf Unstrafbarkeit vertrauend, sind schmäzlich und böse, doch die Furcht und der machtlose Zorn, den sie in schwachen Seelen erwecken, sind nicht minder widerwärtig.

Brüder, wenn die physische Kraft in ihrem anmaßenden Selbstvertrauen den Menschegeist zu ersticken trachtet, dann ist der Augenblick gekommen, ihr zu beweisen, daß die Seele unüberwindlich ist. Wir wollen kein Furchtgefühl in uns aufkommen lassen, wir wollen uns nicht moralisch besiegt erklären, indem wir uns bösen Träumen von Rache hingeben. Die Zeit ist da, wo die Opfer die Siegreichen werden auf dem Feld der Gerechtigkeit.

Wenn ein Bruder das Blut seiner Brüder vergießt und ob seiner Sünde frohlockt und sie mit weithin hallenden Namen benennt, wenn er seines Zornes eingedenk die Blutflecken auf dem Boden frisch zu erhalten trachtet, dann schämt sich Gott der Menschen und deckt diesen Unrat mit hochwachsendem grünem Grase zu und mit der Blumen süßen Reinheit.

Wir, die wir Zeugen einer Mordtat an Unschuldigen waren, machen wir es Gott gleich und bedecken die Blutflecken der Uneinigkeit mit unserem Gebet: O Furchtbarer, rette uns durch Deine Gnade in Ewigkeit!

Denn die wirkliche Gnade ist bei dem Furchtbaren, der selbst in der Umarmung des Schreckens unsere Seele von der Furcht vor Leid und Tod befreien kann und der es vermag, selbst unter dem Schlag des Unrechts

uns von der Lust der Rache reinzuhalten. Er sei unser Vorbild, wenn auch noch zermartert vom Hiebe, vom erlittenen Unrecht. Er lehrt uns, daß alle Schlechtigkeit, alle Grausamkeit, alle Lüge in die Nacht des Vergessens versinken und nur, was edel und wahr ist, währe ewig.

Mögen andere, die Verlangen danach haben, die kommenden Seelen mit Steinen beladen zu einem Denkmal des erlittenen Unrechts und ihres Zornes; wir aber wollen den zukünftigen Geschlechtern nur das vermachen, was wir verehren. Seien wir unseren Vorfahren dankbar, daß sie uns das Bild unseres Buddha hinterließen, der es verstand, sich selbst zu beherrschen, Vergebung zu verkünden und seine Liebe weit durch Zeit und Raum erglänzen zu lassen.

*Walter Hasenclever:***JENSEITS**

Szenen aus dem Drama

Personen: Raul, Jeane. Schauplatz: Das Haus

ERSTER AKT**Erste Szene / Fenster**

Jeane: Das ist mein Haus. Das ist mein Fenster. Das ist der Himmel. Die Sonne scheint. Ich weiß, ich lebe. Ich bin glücklich. Ich bin geliebt. (Sie nimmt ein paar Rosen.) Es wird Sommer. Gestern war Sonntag. Wenn das Bild des Sirius aufgeht, ist Nacht. Die Nacht, wo ich küsse. Die Nacht, wo ich liebe. Ich bin geborgen. Ich bin bei dir. Kein Kleid verbirgt mich, kein Schleier. Ich bin nackt vor dir. Nur wenige Stunden. Die Zeit ist ewig. Komm bald. Komm wieder. Ich liebe dich. (Sie öffnet das Fenster.) Das ist mein Haus. Das ist mein Fenster. Das sind Blumen in meiner Hand. Könnten sie fühlen wie ich! Mein Freund! Mein Geliebter! Mein Gemahl! (Sie wirft die Rosen durchs Fenster.)

Zweite Szene / Zimmer

Jeane: Es dunkelt. Ich fühle deine Hand. Bald bist du da. Wir sitzen beisammen. Ich sehe deine Augen. Du küßt meinen Mund. Wenn es wahr ist, daß wir nur einmal lieben, so liebe ich. Wenn es wahr ist, daß wir nur einmal leben, so bin ich Geburt und Alter in einem. Wo der Streifen am Himmel sich neigt, bin ich geboren, bin ich begraben. Dort war ich Kind,

dort pflückte ich Blumen, dort blühte Jasmin vor dem Hochzeitstag. Wie das Licht aus den Wolken flutet! Mein Herz ist geöffnet. Ich warte auf dich.

Raul (Tritt ein in Hut und Mantel).

Jeane: Mein Mann ist verreist!

Raul: Wir sind befreundet. Ich wußte nicht, daß er verheiratet ist. Wir trennten uns im vorigen Sommer. Ich reiste. Eine Nachricht erreichte mich nicht.

Jeane (Reicht ihm zögernd die Hand).

Raul: Der Grund, weshalb ich zu Ihnen komme, ist dunkel und rätselhaft. Ich kenne ihren Gatten seit Jahren. Er rettete mir einmal das Leben. Seitdem begleitet er mich.

Sie setzen sich.

Raul: Ich sagte schon, ich befand mich auf Reisen. Ein Erlebnis zwang mich, die Stadt zu verlassen. Ich begann, meinen Gewohnheiten zu entsagen, sprach wenig und war meistens allein. Plötzlich bemerkte ich eine Veränderung. Ich fing an, anders zu denken. Von dem Leben Ihres Gatten wußte ich nichts.

Jeane: Wir sind drei Monate verheiratet.

Raul: Ich muß hinzufügen, daß von uns beiden, so oft wir uns sahen, eine Wirkung ausging. Sie war auch die Ursache, daß er mich rettete; ich wurde einmal überfallen, er war plötzlich da und befreite mich. Ich entfernte mich, während ich reiste, immer mehr von dem, was man die Welt nennt. Es gelang mir, in einem Zustand der Entrücktheit zu kommen, ähnlich der Starre im Tiefschlaf. In diesem Zustand erlischt das Bewußtsein, man trennt sich von der eigenen Gestalt und sieht ein zweites Gesicht. (Er legt Hut und Mantel ab.)

Jeane: Ich will das Fenster schließen.

Raul: Während eines solchen Zustandes gestern nacht, ich glaube, es war um drei —

Jane: Mein Mann ist nachts in die Stadt gefahren!

Raul: — sah ich ihn im Schacht eines Tunnels von der andern Seite mir entgegenkommen. Er trug den gewöhnlichen, grauen Mantel, die Schuhe waren gelb —

Jeane: Es war um drei!

Raul: Er blieb stehen und sah mich an. Ich begriff, daß er etwas sagen wollte. Er bewegte die Lippen. Da sah ich ein Haus.

Das Haustor wird zugeschlagen.

Raul: Ist jemand im Hause?

Jeane: Das Tor ist verschlossen.

Raul: Als schлüge jemand das Haustor zu —

Es wird still.

Jeane: Sie sahen das Haus!?

Raul: Ich entsinne mich deutlich: das Tor war geschlossen. Es war dieses Haus!

Jeane (Steht auf).

Raul: Ich beschloß, der Erscheinung nachzugehen. Mein erster Weg war in diese Gegend. Ich fand die Straße. Ich fand das Haus.

Jeane: (Preßt die Hand aufs Herz): Wo ist mein Mann!?

Raul: Die Erscheinung verfolgt mich. Ich suche einen Zusammenhang.

Jeane: Mein Mann wird sich freuen, Sie wiederzusehen.

Raul: Sie sagten, er sei in die Stadt gefahren?

Jeane: Er wollte den neuen Stollen besichtigen.

Raul: Wann war das?

Jeane: Heute nacht um drei.

Raul: Seit wann ist Ihr Gatte Unternehmer?

Jeane: Er trat in die Leitung des Bergwerks ein.

Raul: Als wir uns trennten, war er Gelehrter.

Jeane: Unsere Heirat zwang ihn, Geld zu verdienen.

Raul: Ich hörte von einer neuen Erfindung.

Jeane: Er kommt um neun Uhr mit dem Zug.

Raul: In einer Stunde. Ich werde warten.

Jeane: Trinken Sie eine Tasse Tee?

Vierte Szene / Tischtelefon

Jeane: Elf. Noch keine Nachricht.

Raul: Weshalb tragen Sie das schwarze Kleid?

Jeane: Ich ängstige mich.

Raul: Die Drähte summen.

Jeane: Das Telephon ist zwischen uns.

Raul: Er wird mit dem nächsten Zuge kommen.

Jeane: Ich zittere. Etwas ist geschehn. (Sie streckt die Hand nach dem Hörer aus.) Es gibt ein Unglück — ich sehe es kommen — jetzt kommt es näher — jetzt ist es da —

Das Telephon läutet.

Raul (Ergreift den Hörer): Explosion im Stollen!!

Jeane: Tot — (Sie stürzt hin).

Raul: (Hebt die Ohnmächtige auf, legt sie aufs Sofa): Das war das Geheimnis. Das war die Erscheinung. Das war das Haus. (Er hüllt sie in die Decke ein.) Es ging ein Mensch vorüber; jemand im unheimlichen Raum. (Er nimmt den Hörer in die Hand.) Wo bist du, Mensch? Wo ist dein Schatten? Stehst du in deinem Mantel im Schacht des Tunnels? Liegen wir

noch auf der blauen Terrasse unter dem Äthermond? Oder sind die Nächte verhangen; schwebst du nicht mehr auf der Erde, siehst nicht mehr die grünen Wiesen, den goldenen Fluß in der Sommerstadt? Wo du auch seist in der unterirdischen Tiefe: wenn es Tote gibt, ich rufe dich! Was willst du? Was befehlst du? Weshalb zwangst du mich hierher? (Er legt den Hörer hin.) Ist mir ein Schicksal bestimmt, ich will es erfüllen. Gibt es ein Wirken zwischen den Geistern? Ich trete in Kampf mit den Unsichtbaren. Sie mögen kommen. Ich bin bereit. (Er zündet Kerzen an.) Ich halte die Totenwacht.

Jeane (In der Ohnmacht): Komm!

Raul: Sie schläft.

Jeane: Ich liebe dich.

Raul: Steige, Schatten, aus deinem Gefilde! Erinnerung ist Unsterblichkeit.

Jeane: Küsse mich!

Raul: Du bist im Zimmer. Die Geschöpfe, die du liebtest, grüßen deine Verzauberung.

Jeane: Deine Lieblingsblumen stehen am Fenster. Ich trage mein Hochzeitskleid.

Raul: Wo bist du? Gib mir ein Zeichen!

Jeane (Erwacht aus der Ohnmacht, streckt die Arme nach ihm aus): Da bist du! Du lebst! Du lebst!! Ich habe geträumt. Die Lichter brennen. Es ist nicht wahr. Du bist nicht tot. (Sie umklammert ihn.) Sprich nicht! Nimm mich in deine Arme. Oh, dieser kalte, entsetzliche Traum. Ich kann nicht weinen. Ich will dich lieben.

Raul: Nein!

Jeane: Liebe mich! Liebe mich!! (Sie hält ihn umklammert.)

Raul: Das Schicksal ist da!

Jeane: Wo warst du solange? Verlaß mich nicht! Verlaß mich nie! Wärme mich! Bleibe bei mir! Hilf mir in dieser schrecklichen Nacht. Weshalb küßt du mich nicht? (Sie wirft die Decke auf die Kerzen. Sie erlöschen.)

Raul: Es wird dunkel.

Jeane: Küsse mich!! (Sie umarmen sich.)

Im Fenster erscheint ein einziger Stern.

Jeane: Weshalb bist du so fremd zu mir?

Raul: Ich sehe Schatten.

Jeane: Komm, laß uns schlafen. (Sie treten umschlungen ans Fenster.)

Jeane: Wenn das Bild des Sirius aufgeht, ist Nacht. Die Nacht, wo ich küsse. Die Nacht, wo ich liebe. Ich bin geborgen. Ich bin bei dir.

ZWEITER AKT

Dritte Szene / Zwei Sessel

Jeane: Ich habe in deinen Armen geschlafen. Ich warf mich an deine Brust, weil du lebstest. Ich glaubte, du seiest er.

Raul: Ich hatte vergessen, daß Menschen leben. Als ich glaubte, am höchsten über dem Strom zu stehn, wurde ich am tiefsten in seinen Strudel gerissen.

Jeane: Wenn du mich jetzt verließest, ich würde mich an dich klammern, wo du auch bist.

Raul: So ist alles mein Wesen, um das ich ewig kämpfe!

Jeane: Einst fuhr ich an einer Stadt vorüber, in der ich vor Jahren glücklich war. Ich kaufte alle Rosen am Bahnhof und warf sie im Fahren über die Stadt.

Raul: Wir leben und sind das ganze Leben.

Jeane: Wie ich da stand am offenen Fenster, die Strahlen der Dämmerung wehten hinab, empfand ich die Seligkeit des Lebens und keine Furcht vor der Ewigkeit.

Raul: Gibt es ein unzerstörbares Leben?

Jeane: Man sagt, ich sei schön.

Raul: Ich rette mich aus dem Strudel.

Jeane: Du bist schon untergegangen.

Raul: Auch das ist vergänglich. Auch das ist Qual.

Jeane: Fürchte dich nicht. Etwas bleibt übrig. Wir sterben nicht sinnlos in der Nacht. (Sie ergreift seine Hand.) Ich habe in deinen Armen geschlafen. Rührt dich nicht die Brust des lebendigen Wesens? Meine Wünsche, meine Hoffnungen sind Blumen um dein Haupt.

Raul: Ich sehe die fremde Heimat.

Jeane: Liebe ist stärker als Tod.

Raul: Wo bin ich?

Jeane: Sieh auf der ganzen Welt uns beide.

Raul: Entrückter Geist! Ich rufe dein Bild zurück auf die Erde. (Er küßt sie.)

Jeane: Beschwöre nicht die Kälte des Jenseits. Du bist hier.

Raul: Ich bin sein Schatten.

Jeane (Sinkt vor ihm nieder): Mein Kind!

Raul: Weshalb kniest du vor mir?

Jeane: Ich will dich erreichen mit meinen Tränen. Ich will bei dir sein.

Raul: Du bist schön.

Jeane: Gib dich hin!

Raul: Ich höre die Stimme. Ich bin nicht verwandelt. Ich bin nur fern.

Jeane: Ich habe dich mit Schmerzen geboren.

Raul: Ich lebe!

Jeane: Nimm Abschied von dir. Ein neuer Mensch hat begonnen. Sage, daß du mich liebst.

Raul: Ich liebe dich —

Vierte Szene / Kaminfeuer

Jeane: Kann ich zweimal lieben?

Raul: Zweifelst du?

Jeane: Oder sind wir alle eins?

Raul: Ich habe den Toten begraben.

Jeane: Jetzt liebe ich dich!?

Raul: Was jetzt ist, war immer.

Jeane: Was ist denn wirklich?

Raul: Nichts.

Jeane: Ich sitze am Feuer.

Raul: Draußen sind Meere.

Jeane: Ich habe dich zu mir gerettet.

Raul: Was siehst du?

Jeane: Wir gehen durch die Erde durch.

Raul: Wir sind Gespenster.

Er drückt auf den Knopf. Eine Ampel geht an. Die Wände des Zimmers verschwimmen. Im Nebel erscheinen die Umrisse einer fremden Stadt in der umgekehrten Spiegelung.

Jeane: Fata Morgana —

Raul: Minarets —

Jeane: Eine türkische Moschee —

Gongschläge.

Raul: Sie beten.

Jeane: Ich verliere den Boden.

Raul: Aufwärts!

Jeane: Umschlinge mich!

Raul: Das ist die Welt!

Jeane: Ich streue Blumen. Wolken — Flüsse —

Raul: Wir schweben. Breite die Arme aus.

Jeane: Ich liege mit dir auf goldenem Rasen.

Raul: Das Kreuz des Südens sinkt herab.

Jeane: Die Sichel des Mondes schwankt, Gondel, über dem Ozean.

Raul: Geliebte!

Dumpfer Schrei.

Jeane: Das war ein Mensch!

Die Ampel erlischt.

Jeane: Verlaß mich nicht!!

Raul: Es klang wie der Schrei eines Sterbenden.

Jeane: Ich habe Angst.

Raul: Das Haus ist dunkel.

Jeane: Es ist spät in der Nacht.

Raul: Der Vogel flog am Fenster vorüber.

Jeane: Hörst du!

Derselbe Schrei.

Jeane: Da schreit ein Mensch!

Raul (Steht auf).

Jeane: Bleibe!

Sie treten ans Fenster.

Jeane: Ich sterbe, wenn du gehst.

Sie kommen zum Feuer zurück.

Jeane: Leg deinen Kopf in meinen Schoß.

Raul: Auch für mich ist der Tag gekommen. Ich sehe die Sonne zum erstenmal. Unseliges Haupt, das in Finsternis irrte! Ich bin gerettet. Ich bin geliebt.

Jeane: Im vergehenden Licht des Sommerabends, wir fließen vorüber, wir fließen hinab.

Raul: Beginnt, ihr Lieder! Klänge des Jenseits.

Musik.

Jeane: Ich möchte beten um das Glück. (Sie gleitet hinab zum Feuer). Ich möchte bitten: liebe Sterne. Gutes Feuer. Zärtliche Luft.

Raul: Vergiß den Schwur nicht! Gedenke der Stunde.

Jeane: Du endest in meinem Herzen.

Raul: Du!

Jeane: Da —

Raul: Was hast du?

Jeane: In den Flammen —

Raul: Wo?

Jeane: Ich sehe ein Gesicht — es greift nach mir — es will mich holen —

Die Flammen züngeln nach ihr.

Jeane: Ein Mensch verfolgt uns!!

Er stößt den Arm in die Flammen. Das Feuer wird klein.

Jeane: An jenem Abend, als wir uns sahen, schlug plötzlich das Haustor zu.

Raul: Das Tor war verschlossen. Er hatte den Schlüssel.

Jeane: Er war schon tot.

Raul: War es ein Zeichen?

Jeane: Wir wollen nicht denken. Wir wollen uns lieben.

Die Musik ertönt wieder.

Komm!

Fünfte Szene / Dach

Sternenhimmel.

Raul: Die Geburt der Körper umrollt mich weit. Verstrickt und verdammt zu der ewigen Kette jage ich meiner Bestimmung zu. Ich bin nicht, was ich war und werde. Das Feuer der Sterne ist unvollkommen. Schon sind sie, während ich sehe, fort. (Er tritt auf das Dach.) Ich liebe. Ich will untergehen. Bevor ich versinke: noch einmal Kampf! Kampf mit euch, ihr rohen Gewalten. Kampf mit dir, vergängliche Welt.

Derselbe Schrei wie vorhin, nur entfernter.

Kommt die Stimme von drüben? Bist du es oder bist du es nicht? Ich hasse dich. Du hast sie geliebt. (Er streckt drohend den Arm aus.) Bleibe drüben an deinem Gestade! Wage dich nicht ans Ufer zurück. Hörst du, Toter? Sie ist für mich. (Er tritt an den Rand des Daches.) Stürzt nieder, Säulen der Sternenhalle! Ich bin allmächtig, da ich euch nenne. Ich bin die Form. Ich bin das Gesetz. Ich weiß, ihr könnt auf mich niederfallen; aber zermalmen könnt ihr mich nicht. Ich Mensch bin euer Meister geworden. Ich liebe! Ich siege!

Ein Stern fällt vom Himmel.

Vor mir ist Licht!

DRITTER AKT

Dritte Szene / Bett

Durch die geschlossenen Vorhänge dringt Tageslicht. Die Decke liegt auf dem Bett.

Jeane (Tritt ein mit Blumen und einer brennenden Kerze): Ich habe die Blumen für dich gepflückt. Ich bin gekommen, um dir zu danken. Ich will jeden Tag zu dir kommen,

damit du nicht traurig bist. Wenn du in dem fernen Reiche, wo jetzt deine Heimat ist, an mich denkst, so segne mich. Ich nahe mit vollem Herzen. (Sie streut die Blumen über das Bett.) Oft quält mich der Gedanke, daß ich nichts von dir weiß. Und doch habe ich dich geliebt! Ich stehe an deinem Sarge und kann nicht einmal weinen. Trennt uns denn der Tod so schnell, oder wartest du drüben unversöhnt? Ich bin heimlich gekommen, dich zu bitten. Störe mein Glück nicht. Sei mir gut. (Sie öffnet den Vorhang ein wenig.) Ein Strahl der Sonne, die du nicht empfindest, leuchtet an deinem Grabe. Ich bin aufgestanden in Liebe. (Sie läßt den Vorhang fallen.) Wenn es sein muß, so will ich kämpfen. Ich bin stark. Ich kann Schmerzen ertragen. (Sie hebt die Kerze über das Bett.) Ich nehme Abschied von dir. Leb wohl!

Siebente Szene / Balkon

Die Sonne geht unter.

Jeane: Was steht uns bevor?

Raul (Beugt sich hinab): Unten ist Friede.

Jeane: Tod ist alles, wo du nicht bist.

Raul: Unten steigen die leisen Nebel der Dämmerung in die Höhe.

Jeane: Tod ist Getrenntsein. Tod ist Vernichtung. Wir leben nur einmal. Ich liebe dich.

Raul: Weshalb denkst du an den Toten?

Jeane (Schweigt).

Raul: Weshalb gingst du auf ihn zu?

Jeane: Weshalb hast du ihn gerufen?

Raul: Ich muß Klarheit haben. Er oder ich.

Jeane: Siehst du, ich wußte: du verläßt mich. Die Zeit ist vorbei. Du liebst mich nicht mehr.

Raul: Sage die Wahrheit! Sag nur: ich liebe ihn.

Jeane: Du bist unersättlich. Du willst alles zerstören, was mir gehört.

Raul: Ich will dein Leben besitzen, oder ich will zugrunde gehn.

Jeane: Du kennst die Waffe nicht, die du ladest. Fürchte dich! Sie ist stärker als du.

Raul: Du liebst ihn!

Jeane: Rühr mich nicht an!

Raul: Es wird dunkel.

Jeane: Kein Stern. Keine Wolke.

Raul: Ich hasse dich!

Jeane: Nacht.

VIERTER AKT

Zweite Szene / Tor

Rechts und links eine Treppe. Unten Diele. Drei Sessel um einen Tisch.

Raul (Oben rechts): Was tust du um Mitternacht auf der Treppe?

Jeane (Oben links): Du hast mich gerufen.

Raul: Hörtest du mich?

Jeane: Ich hörte dich rufen.

Raul: Konntest du schlafen?

Jeane: Ich glaube, ich schlief.

Raul: Sahst du etwas?

Jeane: Ich sah dich fallen.

Raul: Wir können nicht von einander los.

Jeane: Ich fühlte im Schlaf, wie sich alles bewegte. Auf dem Mond ist eine andere Welt.

Raul: Ich habe einen Kampf begonnen, der über meine Kräfte geht. Das letzte Reich des Geistes ist finster. Dorthin dringt kein lebendiger Strahl.

Jeane: Ich könnte dir sagen: geh! Du sollst frei sein. Doch es steht nicht in meiner Macht.

Raul: Ich traue dir nicht.

Jeane: Ich sinke. Ich sinke, weil du mich fallen läßt.

Raul: Wie wir uns hier gegenüber stehen, standen wir schon, solange wir leben.

Jeane: Es lag an dir, mich zu erschaffen. Du hast mein Leben in den Händen.

Raul: Du bist zu schwach. Du hast keinen Willen.

Jeane: Du allein kannst alles vollbringen, wenn du mich liebst. Aber liebst du mich denn?

Sie steigen nach unten.

Raul: Ich habe mit Geistern gerungen. Ich will noch einmal kämpfen um dich. Du wirst mich auf halbem Wege verlassen.

Sie setzen sich an den Tisch.

Raul: Du wirst mich verlassen, weil du dich fürchtest, und weil ich stärker bin als du. Du wirst die Flamme nicht ertragen, in deren Feuer du brennen mußt. Sie wird dich bis auf den Grund erleuchten. Du wirst erfahren, wer du bist. (Er stellt den dritten Sessel zwischen sich und das Tor.)

Jeane (Klammert sich an den Tisch): Ich weiß, was kommt —
(Sie richtet sich auf.) Ich will. Und ich glaube!

Raul: Ich fordere dich von dem Toten zurück. Vielleicht ist alles,
was wir sehen, nur ein Gedanke unseres Hirns. Ich will den
Gedanken greifbar machen. Wir sind viel weiter als dieser
Ort. Ich habe mich nicht vor Gespenstern gefürchtet, die aus
mir gekommen sind. Ich habe sie bis zu Ende ertragen. Das
gibt mir die Macht über dein Gespenst. (Er legt den Revolver
auf den Tisch.)

Jeane: Du verlangst von mir, ich soll mich verleugnen.

Raul: Ich verlange eins von dir: Festigkeit.

Jeane: Ich bin die Ruhe deines Herzens. Wenn ich das nicht
bin, dann bin ich nichts.

Raul: In dieser Nacht wird sich alles entscheiden.

Jeane: Kannst du mir nicht den Weg ersparen?

Raul: Umsonst. Dein Leben rollt ewig ab.

Jeane: Muß ich sterben? Ich möchte noch lieben.

Raul: Schwankst du schon?

Jeane: Ich halte mich fest.

Raul: Sieh nach drüben! Das Tor verschließt uns. Drüben ist
alles, was wir nicht sind. Drüben ist er!! Das Tor wird auf-
gehn. Er tritt ein durch dieses Tor. Er wird sich auf diesen
Sessel setzen. Wir werden reden: du und ich.

Jeane: Was ich je gesehn, was ich je erlebte, versinkt. Ich steige
in mein Grab.

Raul: Du siehst die schwarze Fläche des Meeres; plötzlich dämmt
der Horizont.

Jeane: Deine Stimme ist weit, deine Stimme ist freundlich. Sieh
mich an, geliebte Seele, ehe auch du mich verläßt.

Sie nähern sich mit den Augen.

Raul: Das Licht geht aus —

Jeane: Geht an —

Raul: Es flackert —

Jeane: Jetzt verwandelt sich dein Gesicht.

Raul: Bist du da?

Jeane: In weiter Ferne — Blumen — Schiffe — Hochzeitstag —

Das Tor geht auf. Sie erheben sich unter einem schweren Bann. Jeane
geht langsam zum Tor und kommt zurück, als führe sie ein unsichtbares Wesen
an der Hand. Raul rückt den Sessel, auf den der Unsichtbare sich gesetzt
hat, zum Tisch. Sie setzen sich.

Raul: Sprich!

Jeane (Spricht zum Sessel): Du bist es. Ich sehe dich wieder.
Ich erkenne dich. Du bist mein Gemahl.

Raul: Sprich weiter!

Jeane: Ich habe dich verlassen.

Raul (Zum Sessel): Weshalb verfolgst du uns?

Schweigen.

Jeane: Nein! Nicht mich!!

Raul (Zum Sessel): Dein Wort kommt aus der Tiefe des Todes. Deine Stimme ist klanglos. Wir hören dich. Wir sehen dich auf dem Sessel sitzen, weil wir dich zwingen, dazusein. Uns schreckt der Gedanke nicht, daß wir sterben, daß Blut und Sehnen sich verändern, daß Staub entsteht und Leben entspringt. Wir wollen nicht deine Form erfahren, den Geist nicht kennen, der dich beseelt. Du bist ebenso unverlierbar und vergänglich wie wir selbst.

Schweigen.

Raul: Zwischen Tod und Leben sind wir zu einem Schicksal verknüpft. Es handelt sich um diese Spanne, an der du teilgenommen hast. Stehst du außerhalb dieser Spanne oder nimmst du an ihr teil? Lebst du weiter in unsern Taten? Wir wollen Gewißheit über uns zwei.

Schweigen.

Raul: Ich will dich genauer fragen: ist ein Zusammenhang auf der Erde, der über unsern Körper geht? Wir sehen dein Bild; dein Schatten ist deutlich. Erinnerung gaukelt uns Leben vor. Stehst du wirklich zwischen uns beiden? Wenn ja, dann ist einer von uns zu viel. Wenn einer liebt, muß der andere tot sein. Ich lebe. Und ich fordere sie!

Jeane: Eine blaue Wand, ein weißer Nebel schwebt heran und ist schon nah.

Raul: Nichts von drüben. Nichts von jenseits. Hier ist Erfüllung.

Jeane: Hörst du? Er spricht.

Raul: Er spricht vorbei.

Jeane: Nein, Vögel singen.

Raul (Packt sie): Wach auf! Komm zu dir!

Jeane: Ich bin nicht da.

Raul (Zum Sessel): Gib sie her! Zurück von der Leiche! (Er stößt sie zurück und ergreift den Revolver.)

Jeane: Laß mich fliegen —

Raul: Stirb durch mich! (Er schießt in den Sessel.)

Das Tor schlägt zu.

Jeane: Mörder!!

Raul (Läßt den Revolver sinken).

Jeane: Du hast ihn getötet. (Sie stürzt auf ihn zu.) Du hast mich gerettet. Jetzt bin ich dein. Ich war schon drüben. Ich schwebte, ich flog schon. Du hast mich gerettet, jetzt bin ich dein! (Sie fällt vor ihm nieder.) Vergiß, daß Tod und Leben uns trennte. Mein erster, mein einziger Gemahl!

Raul: Alles wie sonst. Ich bin der Mörder.

Jeane: Du hast gesiegt.

Raul (Betrachtet seine Hände): Ein Tropfen Blut. Gib mir ein Tuch.

Jeane (Reicht ihm ihr Tuch): Was hast du?

Raul (Wischt sich die Hände): Ich lache.

Jeane (Greift plötzlich an ihren Leib): Ich habe Schmerzen. (Sie sinkt in den Sessel.) Ich habe ein Kind!!

Raul: Ein Kind von ihm?!

Jeane: Ein Kind. (Sie preßt die Hände auf den Leib.) Es atmet — es bewegt sich — ein Kind — ein Kind —

Raul: Von wem ist das Kind?

Jeane: Es blüht. Es schimmert. Über dem Hause steht ein Stern. Kind, ich trage dich. Süßes Wesen!

Raul: Er lebt. Er rächt sich. Es ist sein Kind.

Jeane: Mein Kind! Mein Kind in Not und Verzweiflung.

Raul: Ein Kind steht zwischen uns, kein Gespenst mehr. Die letzte, größte Pflicht beginnt. Was wirst du tun?

Jeane: Ich werde es lieben.

Raul: Ich hasse es. Es ist von ihm.

Jeane: Wie kannst du ein armes Wesen hassen?

Raul: Das ist der Körper, in dem er lebte. Das ist die Antwort, die er uns gab. Jetzt endlich kann ich ihn erreichen! Einer von uns muß aus der Welt.

Jeane: Höre, bevor wir weiter reden: ich lebe und sterbe für mein Kind.

Raul: Alles wird klar. Alles wird deutlich. Zum erstenmal reden wir ohne Schein. Wir sind an der Quelle des Lebens; hier entscheidet sich unser Geschick. Was bis jetzt zwischen dir und mir war: Fluch, Verwünschung, Liebe, Qual, die Verschleierung, Frage, Antwort, Flucht, Begegnung, Mienenspiel — weiter geht es nicht. Hier ist der Anfang. Hier ist das Ende. Wir sind nackt.

Jeane: Ja, wir sind nackt. Der Arm des Verbrechers, das Auge des Mörders stiert mich an. Mich wolltest du bis zum Grund erleuchten. Ich sehe zu tief in deinen Grund!

Raul: Genug. Wir hassen uns Schuld und Sühne. Trage dein Schicksal du allein! Ich will nicht umsonst gelitten haben. Der Weg muß frei sein. Das Kind muß fort.

Jeane: Tier!!

Raul: Halt ein! Dein Leben ist heilig.

Jeane: Morde weiter! Morde auch mich!

Raul: Noch stehen wir einer vor dem andern. Noch sind wir vorhanden. Noch bist du mein.

Jeane: Triumph! Deine Würde ist gerettet. Was kümmert dich ein verlassenes Kind.

Raul: Das Kind wird lebendig begraben.

Jeane: Wer bist du? Ich kann nicht mehr weinen um dich.

Raul (Mit einer Bewegung).

Jeane: Wohin?

Raul: Fort.

Jeane: Jetzt gehst du?

Raul: Ich gehe. Ich will vergessen, wer ich bin. Ich will auf die letzte Macht verzichten, die ich noch habe: hier zu sein.

Jeane: Jetzt gehst du fort!

Raul: Ich kann nicht mehr bleiben. Verzeih mir, daß ich gehen muß. Vergiß meine Worte. Vergiß meine Taten.

Jeane: Jetzt läßt du mich allein?

Raul: Es könnte sein, daß wir uns verfehlen; daß wir uns nicht mehr wiedersehn. Es muß vorbei sein. Wir müssen uns trennen.

Jeane: Nein!

Raul: Es wird vorübergehn.

Jeane (Sinkt auf die Hände und weint).

Raul: Wenn du mich fragst, weshalb ich gehe, ich kann es nicht sagen; es ist zuviel. Du wirst es vielleicht einmal erfahren. Wenn du es weißt, dann ist es zu spät.

Jeane: Sag es! Sag es!

Raul: Wie klein, wie erbärmlich, wie traurig ist alles, was man spricht! Blühen noch Rosen? Wann kommt der Winter?

Jeane: Sag es!

Raul: Ich habe dich geliebt.

Jeane: Warte noch! Bleibe.

Raul: Viele Gestalten, viele Tode kämpfen um mich. Ich gehe, weil ich dich zu sehr liebe.

Jeane: Du gehst. Ich weiß es. Du bist schon fort.

Raul: Ich will versuchen, die Kraft zu finden, mich zu befreien von dir und von mir. Ich kehre zurück und bin ein anderer. Ein Wesen jenseits von Freude und Glück. (Sie ergreift seine Hand.) Ich werde mit andern Augen dich sehen, ein anderes Leben wird dich verstehn. Die Flamme, die du in mir geweckt hast, wird heller, reiner, ewiger sein.

Jeane (Hält seine Hand fest): Wann kommst du wieder?

Raul: Vielleicht nie, vielleicht morgen. Die Tage beginnen ihren Lauf.

Jeane: Ich segne dich. Mein Herz! Mein Geliebter! Es kann nicht vorbei sein. Es ist nicht vorbei.

Raul: Wenn ich drüben im Dunkel verschwinde: wohin ich gehe, ich komme von dir. Wenn ich dich heute zum letzten Mal sehe, zum letzten Mal küsse: ich danke dir.

Sie umarmen sich lange. Ein Windstoß erschüttert das Haus. Sie fahren auseinander.

Raul: Leb wohl! (Er geht die rechte Treppe hinauf.)

Jeane: Er geht. (Sie kommt zum Tisch zurück.) Wo soll ich hin in der Finsternis? (Tränen überwältigen sie, sie nimmt das Tuch, das sie ihm gab, um die Hände zu trocknen und weint in das Tuch.)

Wieder erschüttert ein Windstoß das Haus.

(Sie richtet sich auf.) Ich will ihm meine Tränen schenken. Trage das Tuch und denke an mich! (Sie nimmt ein Blatt und schreibt.) Ich sehe die Straße. Ich sehe die Lichter. Du bist schon drüben. Du bist schon weit. Dort ist die Straße, und hier ist der Abgrund, wo du mich gelassen hast. Was ist nun alles: Leben und Sterben vor solchen Schmerzen, vor solchem Leid! Was sind Jahre, Tage, Nächte! Diese Stunde ist dein in Ewigkeit. Ich möchte hier liegen und nicht mehr aufstehn wie die Träne, die meine Schrift verwischt; ein kleines Licht, ein vergangenes Leben, das mit dir leuchtet und erlischt. (Sie faltet den Brief und legt ihn auf das Tuch. Dann geht sie die linke Treppe hinauf.)

Raul (Kommt die rechte Treppe herunter in Hut und Mantel): Ein Brief von ihr! (Er zerreißt ihn.) Zu Ende — zu Ende — zerstört — vernichtet — erloschen — verbrannt —. (Er wirft die Fetzen fort und findet das Tuch.) Das Tuch ist feucht von meinem Blute. (Er steckt es zu sich.) Hinaus! Hinüber! (Er öffnet das Tor.) Drüben ist Land!

Das Tor schlägt hinter ihm zu.

Jeane: (Kommt die linke Treppe herunter und findet die Fetzen. Einen Augenblick ist es, als wollte sie ihm nachstürzen. Dann sammelt sie langsam die Fetzen auf.)

FÜNFTER AKT

Zweite Szene / Zimmer

Wie im ersten Akt.

Jeane (Allein): Nun sitze ich in demselben Zimmer. Dort ist der Himmel. Dort ist der Wald. (Sie geht ans Fenster zu den Blumen.) Ich habe vergessen, sie zu begießen. Die Blumen sind welk. Ich werde alt. (Sie öffnet das Fenster.) Ich könnte dieselbe Klage erheben. Dieselbe Verwirrung dringt herein. Mußt du denselben Weg auch wandeln wie ich, mein Kind, und verlassen sein? (Sie begießt die Blumen.) Ich will für dich sorgen. Ich will dich beschützen. Was ich noch bin, das bin ich für dich. Liebe ist Segen. Du sollst es besser haben als ich. (Sie setzt sich an den Tisch und näht.) Wenn im Bannkreis der vielen Gestalten, die ich in meinem Leben sah, wieder ein Mann ins Zimmer träte und zu mir käme: was täte ich da? Soll ich wieder lieben und hassen, mit ihm kämpfen um Glück und Leid? Soll noch einmal alles geschehen vom ersten Tag bis zur Ewigkeit? Nein. Die Wärme, die einst mich beseelte, der Glanz der Gestirne ist getrübt. Am Himmel steht eine andere Sonne. Ich habe zum letzten Mal geliebt.

Raul (Erscheint im offenen Fenster).

Jeane: Du!

Raul: Ja, ich. (Er springt ins Zimmer.)

Jeane: Deine Haare kleben. Dein Rock ist zerrissen.

Raul: Die Sträucher haben mich geritzt. Ich kletterte zwischen Himmel und Erde.

Jeane: Weshalb riefst du mich nicht?

Raul: Ich belauschte dein Gespräch. Ich beschloß, die Maske des Mannes anzunehmen, der in dein Zimmer tritt.

Jeane: Nein!!

Raul: Wenn du den Wunsch hast, mit mir zu reden, ehe die Ewigkeit eintritt, so bin ich bereit.

Jeane: Wahnsinn!

Raul: Das Haus ist verriegelt.

Jeane: Hilfe!!

Raul: Nimm das Messer aus meiner Tasche und wirf es fort.

Jeane (Streift seinen Rock und bemerkt die Wunde): Du blutest!
 (Sie greift in den Rock und findet das Tuch.) Mein Tuch!
 (Sie bindet das Tuch um die Wunde.)

Raul: Wieviel Stunden trennen uns?

Jeane: Willst du mich töten?

Raul: Eine Nacht ging vorüber, ohne daß ich dich küßte.

Jeane: Als du den Brief zerrissen hast, den ich dir schrieb, hast du mein Herz zerrissen.

Raul: Als ich dich heute nacht verließ, ging ich durch die Dunkelheit.

* * *

Jeane: Zu Endel

Raul: Zu Ende wie deine Liebe.

Jeane: Was tust du!

Raul: Ich töte mich selbst in dir.

Jeane: Ich trage ein Kind.

Raul: Es gehört dem Toten.

Jeane: Hasse ihn, Mörder! Hasse ihn nur!

Raul: War dieser Tote nicht ein Gleichnis: nur die Gewißheit deiner Schuld? Der Schuld, von der du noch nichts wußtest, und die trotzdem in dir war?

Jeane: Was soll ich wissen! Was soll ich sagen! Lüge? Wahrheit? Ich weiß nicht mehr. Ich bin zu arm. Ich bin zu müde. Süße Jugend! Frühlingstag!

Raul: Zerfleischt, gepeitscht von Leidenschaften, sahen wir unser eigenes Herz, aus dem die Gestalten zu uns stiegen. Vielleicht war alles nur unser Herz!

Jeane: Ich wollte, ich wäre das kleine Mädchen, das im kurzen Röckchen lief. Ich möchte wieder lachen und weinen. Ich möchte fünfzehn Jahre sein.

Raul: Das Grab steht auf der verwesten Erde, und alle, alle sinken hinein.

Jeane: O Freude! Gedächtnis der Toten! Wie schwer ist das Leben. Wie schnell ist es Nacht.

Dumpe Klänge.

Jeane (Wirft sich in seine Arme): O Freund! Geliebter! Die Totenklage hebt schon ihr dunkles, drohendes Haupt. Laß mich nicht sterben! Laß mich noch leben! (Sie fällt vor ihm nieder.) Verzeih mir alles! Stoß mich nicht fort! (Da er nicht antwortet.) Verzeih mir, daß du mich geliebt hast. Weht die

Stimme dir Rührung zu? Nehmt Töne an, ihr dumpfen Klänge.
Ergreift sein Herz. Melodie! Melodie!

Die Klänge werden zur Melodie. Eine leise, traurige Musik erfüllt den Raum.
Sie hören mich. Sie weinen. Sie klagen. Sie nehmen den
Klang meines Herzens wahr. Die Sonne geht unter. Die
Blätter fallen. Es wird Winter in meinem Haar. (Sie öffnet
ihr Haar.) Du hast mich geliebt. Sieh nicht ins Leere! Sieh
nicht ins Dunkell! Sieh mich an!! Du hast mich geliebt. Du
mußt mir helfen.

Schweigen. Er wendet sich ab.

Jeane (Zitternd): Ich habe dir verziehn.

Raul: Bist du bereit?

Jeane: Warte noch! Warte! Ich weiß ja, der Tod ist da. Laß
mich noch eine Stunde leben. Küß mich noch einmal!

Raul (Küßt sie und ersticht sie im Kusse).

Jeane: Es schneit — es schneit — (Sie stirbt.)

Raul (Läßt den Körper zur Erde gleiten): Sinke hin! Schon
hebt sich im östlichen Körper unter der Sonne dein ewiges
Sein. Die Gestalt eines kleinen Vogels nimmt die flüchtige
Seele auf. Sinke hin, Geliebte! Der Bann ist gebrochen.
Wandle in deiner Wiederkehr. (Er löst das Tuch von seiner
Wunde.) Blut und Tränen! Die sterblichen Reste fallen nieder
in dein Grab. Die Seele löst sich von der Seele am Schau-
platz der Vergänglichkeit. (Er läßt das Tuch fallen. Es wird
dunkel.) Ich bin allein. Ich bin erloschen. Dort oben leuchtet
noch schwaches Licht. Die Geister sinken in die Tiefe; es
wird dunkel um mich her. Erleuchtung! Erleuchtung! Das
Licht wird stärker. Ich bin gestorben. Ich liege im Grab. Ich
sehe mich selbst im Grabe liegen. Mein Körper, sinke hinab!

Unsichtbare Hände tragen das Haus ab. Die Wände fallen geräuschlos
zusammen, die Gegenstände sinken in die Tiefe, der Kronleuchter schwebt in
die Höhe. Das Fenster im Hintergrund verschwindet. Ein zunehmendes
Licht beleuchtet seinen Kopf. Es ist, als ob die Wellen des Lichtes von
seinem Haupte ausgingen.

Ich sehe ins Licht. Ich sehe ins Leben. Ich sehe ins Reich
der Vergänglichkeit. Ich bin zum letzten Mal Mensch gewesen.
Ich bin erleuchtet. Ich bin bereit.

Else Lasker-Schüler:

CARL SCHLEICH

Strindbergs Zwillingsbruder.
Auf ein Haar gleichen sich die Königstigerköpfe.

Wenn Schleich von Strindberg erzählt,
Heimwehen seine gelben Augen leidenschaftlich.

Ich glaube, die Freunde gingen
Unter einer gestreiften Haut.

Es glitzert um Carls feinen Mund
Wenn er feierlich an August denkt

Immer wurde ihr Gespräch
Ein Konzert.

Denn auch Carl Schleich ist ein Dichter
Abenteuerlich setzt er wie der Unvergeßliche

Im kühnen Weltensprunge
Durch den Reif in Gottes zeitlicher Hand.

Die Medizin studierte Carl
Am Gerippe der Ewigkeit:

Denn sein Gehirn ist ein Leuchtturm
Wenn sein wogendes Herz waghast;

Ritzt sich oft am Dorn des Kranken,
Des Leidens Ursache zu erspähen.

Faulende Beine und Füße,
Hände und Arme sägt der Doktor vom Stamm

Und rettet dem welkenden Menschen
den Sommer —

Tausendundsiebzehnjährig lächelnd, ein träumerischer
Schwarzseher

Tritt er manchmal an unsern bunten Caféhaustisch:

„Kinder bald schieb ich ab“

Er meint dann ernsthaft, er ende noch am Abend.

Wie in allen künstlerischen Menschen Leben und
Sterben schimmert,

Hängt auch an Schleich der Tau der Eingebung;

Und er feiert Dasein, Grablegung und Himmelfahrt.

Auf jeder Seite seiner Büchertestamente

wächst ein Wunder.

Ambroise Vollard:

CÉZANNE UND ZOLA

Cézanne erzählte mir von einigen Jugendbildern, die er Zola geschenkt hatte, und ich empfand große Lust, sie zu sehen. Herr Mirbeau, dem ich von meinem Wunsch Mitteilung machte, hatte die Freundlichkeit, mich mit einem Empfehlungsschreiben an Zola zu versehen, darin er sich jedoch wohl hütete, die Cézannes zu erwähnen.

„Zola ist so eifersüchtig auf die Bilder“, sagte mir Herr Mirbeau, „daß ich mich nicht traue, ihn zu bitten, sie Ihnen zu zeigen“.

Er schrieb nur in dem Brief, ich wäre auf der Suche nach schönen Drucktypen für eine neue Ausgabe des „Jardin des Supplices“, und daß ich mich glücklich schätzte, wenn ich eine Sympathiekundgebung sehen dürfte, die eine Gruppe belgischer Dreyfus-Anhänger ihm jüngst zugesandt hatte, und die mit den berühmten Plantin-Typen gedruckt war.

Bei Zola angekommen, führte man mich durch ein Vestibul, wo eine riesige Komposition von Debat-Ponsan hing, „Die Wahrheit aus dem Brunnen steigend“, mit der Devise: *Nec mergitur*, und dem Titel: „Die Wahrheit erhebt ihren Spiegel und will aus dem Brunnen steigen, wo des Verleumders Heuchelei und die rohe Faust der brutalen Kraft sie niederhalten“. Dann betrat ich den Salon, der war mit Gedenkgegenständen vollgepfropft. Das Licht drang durch zwei Glasfenster ein, die Legendenszenen darstellten.

Ich bewunderte solchen Eklektizismus; es herrschte in diesen Räumen wonniger Friede, da begriff ich erst das große Opfer, das Zola brachte, als er dieses Heim verließ, um in der verpesteten Atmosphäre der öffentlichen Versammlungen die Unschuld zu verteidigen.

Bald darauf erschien der Meister; er trug einen kleinen, fürchterlich häßlichen, bissigen Hund, den teuren angebeteten Pinpin, an die Brust gedrückt; in der freigeblienen Hand hielt er ein Exemplar der „Débacle“. Er bemerkte meinen Blick nach dem Fenster, sein Gesicht bekam einen wohlwollenden Ausdruck.

„Ach so, die Plantinschen Typen“, sagte er, nachdem er mein Empfehlungsschreiben gelesen hatte. „Ich will versuchen, diese Zuschriften meiner belgischen Bewunderer wieder herauszufischen; aber ich bekomme soviele Zuschriften aus aller Herren Länder, daß eins oder das andere schon wegkommen kann. Sie können aber unbedingt ebenso gute oder bessere bei unseren großen Gießern finden. Es ist nicht gut möglich, daß die Buchdruckerkunst seit Plantin jedem Fortschritt, der in allen andern Künsten bemerkbar war, feindlich gegenübergestanden und sich nicht wie jene entwickelt hätte.“

Aus Angst, Zola mißtrauisch zu machen, hütete ich mich, das Gespräch auf die Cézannes zu lenken; meine Taktik war, den Meister dazu zu bringen, daß er selbst davon zu reden anfange. Ich beschränkte mich darauf, meine Bewunderung für alles, was den Salon schmückte, auszudrücken.

„Und erst mein Debat-Ponsan“, rief Zola dazwischen. Was diese „Wahrheit, aus dem Brunnen steigend“ so erschütternd macht, ist, daß man vor diesem Bild den Gewissensschrei eines rechtschaffenen Mannes zu hören glaubt. Als mir der Maler vorgestellt wurde und ich ihm meine Bewunderung über sein Werk aussprach, sagte er mit Tränen in den Augen: „Ich wollte ja nur die nackte Seele des abscheulichen Verleumders wiedergeben

und bemerkte gar nicht, daß ich dabei das gelungenste Bild meiner Künstlerlaufbahn gemacht hatte. Es ist wirklich nicht mein Verdienst; nicht meine Hand, sondern mein Herz hat den Pinsel geführt. „Ach, der ist mehr als ein großer Maler“, stellte Zola fest, „der ist ein großer Charakter, und weil er ein großer Charakter ist, ist er ein großer Maler geworden. Welch eine Lehre für die Künstler, die nicht trachten, vor allem Mensch zu sein! Sie werden niemals Meisterwerke vollbringen, denn Meisterwerke werden mit dem Blute geschrieben, gemalt und gemeißelt.“

Ich, zaghaft: Mir scheint, Meister, daß die Wahrheit und vielleicht auch der Verleumder ein bißchen veraltet sind.

Zola: Die größten Meister verbleichen mit der Zeit; sollen wir deshalb aufhören, sie zu bewundern?

Ich stand vor einem Engel aus Elfenbein, der an einem Faden von der Decke herunterhing, aber mit seinen ausgebreiteten Flügeln das Gefühl erweckte, als schwebte er aus eignen Kräften „Was für ein schöner Engel!“ rief ich aus.

Zola: Er soll aus dem 13. Jahrhundert sein; aber ich gestehe Ihnen, daß ich mich weder um Epoche noch um Stil kümmerge. Ein Künstler verlangt von dem Kunstwerk, daß es ihm Freude mache, weiter nichts.

Ich: Man kommt sich hier wie in einem Museum vor!

Zola: Bevor ich ein Buch schreibe, sammle ich Motive. Mit Hilfe tausend solch reizender Kleinigkeiten habe ich meinen „Rêve“ geschrieben.

Ich: Und alle diese Schätze haben Sie in Paris entdeckt?

Zola: Ich brauchte nicht sehr weit zu gehen. Diesen ganzen Fang machte ich in meinem Viertel und bin nicht schlecht dabei weggekommen. Es mangelt ja nicht an Gelegenheit: nur verstehen so wenig Leute zu sehen!

Ich, ein altes Bild bemerkend in hübschem Rahmen aus der Zeit, das Porträt eines jungen Mädchens, die

zwischen den nackten Brüsten ein Vögelchen warmhält:
„In der Art von Greuze?“

Zola, mit Nachsicht für meine Unwissenheit: Dieses Bild wird, obzwar es nicht signiert ist, von den hervorragendsten Kennern Greuze zuerkannt.

In der Nähe des Mägdleins mit dem Vogel entdeckte ich ein Gemälde mit einer Gruppe nackter Frauen, das auf Silberketten von der himmelartigen Wölbung herunterhängt.

„Ary Scheffer?“

Zola: Das ist eines der Meisterwerke jenes leidenschaftlichen Idealisten, der nur Meisterwerke schuf, des Corneille der Malerei, der folgerichtig unseren Greuze, den Racine, ergänzt.

Auf Zolas Gesicht stand solche Gutmütigkeit geschrieben, daß ich es riskierte, Cézanne zu erwähnen.

„Eine Frage brennt auf meinen Lippen, Meister, aber ich habe ihre Langmütigkeit schon so mißbraucht . . .“

Zola, mit einem Lächeln: Reden Sie!

Ich: Die Briefe, die Sie an Herrn Cézanne geschrieben hatten, und die uns so not tun wie ihm, um fühlen und denken zu lernen, die Briefe — sind sie noch vorhanden? Ich hatte nicht den Mut, Herrn Cézanne zu befragen, ich wollte nicht ewige Gewissensbisse in ihm erwecken wegen der Verantwortung, die er vor der Nachwelt trägt und deren er sich bewußt werden müßte, wenn er diese wertvollen Papiere nicht aufbewahrt hätte.

Zola: Ich selbst hatte nicht weniger Angst als sie um diese Briefe, in denen ich mein Bestes gab. Doch hat Cézanne, Gottseidank, trotz seiner Gedankenlosigkeit, selbst die kleinsten Zettelchen, die ich ihm geschrieben, sorgfältigst aufbewahrt. Als ich meine Korrespondenz zurückverlangte, in der Annahme, daß die Veröffentlichung für junge Künstler von Interesse sein dürfte, die aus den Ratschlägen, die der Freund aus vollem Herzen dem Freunde erteilt, sicherlich Nutzen ziehen würden, gab er mir das Paket zurück und da fehlte kein einziger Brief!

Ach, warum schenkte mir bloß mein Freund nicht auch den großen Maler, auf den ich so rechnet!

Ich: Welche Hoffnungen setzten Sie auf Cézanne?

Zola: Unsere Kameraden waren leicht geneigt, ihn für einen Verirrten zu halten, ich aber wurde nicht müde, ihnen zuzurufen: Paul ist das große Malergenie! Ach, wäre ich nur ein guter Prophet gewesen!

Ich: Aber Cézanne war doch ein leidenschaftlicher Arbeiter, und was noch mehr, er hatte dichterische Phantasie.

Zola: Mein teurer großer Cézanne besaß den Funken. War ihm jedoch das Genie eines großen Malers eigen, das Talent einer zu werden, hatte er nicht. Er verlor sich zu sehr in seinen Träumen, in den Träumen, die ihre Vollendung nicht erlangten. Nach seinen eigenen Worten gab er sich zu den Illusionen in Pflegschaft.

Ich: Besitzen Sie Bilder von Cézanne?

Zola: Ich hatte sie auf dem Land versteckt: Auf Mirbeau's Drängen ließ ich sie hierher zurückbringen, aber ich würde sie nie aufhängen. Mein Haus ist, wie Sie wohl wissen, ein Haus der Künstler. Sie wissen auch, wie streng, aber auch wie gerecht sie gegeneinander sind. Ich möchte den Gefährten meiner Jugend nicht diesen Pairs ausliefern, meinen liebsten Freund. Die Gemälde von Cézanne sind unter dreifachem Riegel verschlossen, dort in jenem Schrank vor böartigen Blicken geschützt. Verlangen Sie nicht von mir, daß ich sie hervorhole, es tut mir zu weh, wenn ich daran denke, was mein Freund hätte werden können, wenn er nur seine Phantasie zügeln und seine Form ausarbeiten gewollt hätte, denn wer als Poet geboren ist, der muß Arbeiter werden.

Ich: Und doch Meister, an Ihren erprobten Ratschlägen hat es ja nicht gefehlt.

Zola: Ich habe alles getan, um meinen lieben Cézanne zu galvanisieren. Die Briefe, die ich ihm schrieb, haben mich dermaßen erschüttert, daß ich sie noch bis zum letzten Wort im Gedächtnis habe. Auch „L'oeuvre“ habe

ich ihm zu Liebe geschrieben: das Publikum begeisterte sich für dieses Buch, mein Freund blieb gleichgültig. Nichts kann ihn mehr aus seinen Träumen erwecken, er wird sich immer mehr verschließen, fern vom wirklichen Leben.

Nach den letzten, mit bebender Stimme gesprochenen Worten, trat Schweigen ein.

Ich: Aber wenn er auch sein Werk nicht vollbringen konnte, so sagte er vielleicht in seinen Briefen Interessantes über die Malerei?

Zola küßte zärtlich sein Hündchen.

„Alles was Cézanne schrieb, war unmittelbar und originell; doch ich habe die Briefe nicht aufbewahrt, ich hatte um keinen Preis gewollt, daß sie von andern gelesen werden, wegen dieser etwas lässigen Form.“

Ich, dazwischen fahrend: Nun ja eben wegen ihrer Freundschaft.

Zola: Das ist ja alles so lange her! — Ja, ich erinnere mich noch, nach so einer Epistel, die mal so echt provençalisch war, sagte ich meinem Freund: Ich liebe diese seltsamen Gedanken wie junge Zigeunerinnen mit bizarrem Blick, die Beine dreckig, den Kopf mit Blumen geschmückt. Aber ich mußte hinzufügen: Unser höchster Herr indessen, das Publikum, ist schwerer zu befriedigen. Es macht Pfui über armselig gekleidete Prinzessinnen. Um vor seinen Augen Gnade zu finden, genügt es nicht zu sprechen, man muß richtig sprechen.

Im selben Augenblick zog ein Schwarm von Kindern unter dem Fenster von Zolas Haus vorbei und schrie: Nieder mit Zola! Pfui Dreyfus!

„Die Nichtswürdigen!“ sprach ich zuvorkommend, währenddessen der kleine Hund wütend kläffte. Aber Zolas Züge waren so hell verklärt, wie bei Märtyrern am Wege zur Hinrichtung.

„Nein, nicht Nichtswürdige, dies sind bloß arme Verirrte, die ein zu starkes Licht verblendet. Auch die Eule sieht am hellen Mittag nicht.“

Und seine Nase wieder in Pinpins Fell tauchend, flüsterte er: „Du, nicht wahr, Du bist nicht schlecht, Du . . .“ Dann sprach er vor sich hin:

„Sie haben Augen und sehen nicht und haben Ohren und hören nicht . . .“

Ich: Es ist nicht nur Blindheit, die man bei Ihren Feinden beobachten kann, sondern auch vorbedachter Haß.

Zola: Ja, ja, vorbedachter Haß. Ich bin auch sehr unglücklich darüber, da ich doch so sehr von allen geliebt werden wollte.

Ich: Die Elite der Denker ist für Sie, Meister!

Zola: Aber die Menge läßt mich im Stich.

Ich: Die Schlangen des Neides sind nicht unsterblich; es kommt der Tag, wo aller Augen aufgehen. Neulich hörte ich schon eine Gruppe junger Leute mit echter Begeisterung: Hoch Zola rufen.

Zola: Und morgen verdammen mich vielleicht dieselben.

Ich: Aber doch, diese Auflagen von 150000 Exemplaren!

Zola: Sind noch nicht die Auflagen von einer Million Exemplaren, die Jules Mary im Petit Journal erreicht.

Und mit verträumten Augen murmelte Zola vor sich hin: „Petit Journal, eine Million Exemplare.“

Um diese trüben Gedanken zu zerstreuen, erwähnte ich dem Meister, daß ich von beträchtlichen Auslandsverkäufen der *Débacle*, die ich auf dem Tisch liegen sah, gehört hatte.

Zola: Ja, tatsächlich, dies ist dasjenige von meinen Werken, das beim Publikum die größte Anerkennung fand.

Ich: Und gefällt es Ihnen auch am besten?

Zola: Ein Künstler zieht immer das Werk vor, das er erst schaffen wird. Immerhin muß ich gestehen, daß ich eine

gewisse Vorliebe für *Débacle* habe. Wir halten bei zweihunderttausend Exemplaren.

Und nach diesen Worten nahm ich Abschied von dem großen Freund Cézannes.

Der Tod Zolas im Jahre 1902 erschütterte Cézanne sehr. Er war in seinem Atelier im Begriff, die Palette zurecht zu machen, als Paulin, ein alter Ringkämpfer, der bei ihm gleichzeitig als Diener und Modell fungierte, hereinstürzte: „Herr Paul, Herr Paul, Zola ist gestorben!“

Cézanne brach sofort in Schluchzen aus, winkte dem Modell, sich zu entfernen und schloß sich ein. Und Paulin, der nicht anzuklopfen wagte, nur von Zeit zu Zeit kam und das Ohr an die Tür legte, hörte seinen Herrn den ganzen Tag jammern und stöhnen.

Die Gemälde von Cézanne, die in Zolas Haus beim Durchsuchen des Dachbodens und der Wandschränke zum Vorschein kamen, wurden gleichzeitig mit der Menge Antiquitäten, die seinen Salon schmückten, ins Hotel Drouot geschafft. Die Veräußerung fand im März 1903 statt. Es ist bemerkenswert, daß ein Bewunderer Zolas die „Wahrheit, aus dem Brunnen steigend“ bis zu 350 Francs trieb.

Rochefort, der irrtümlich der Meinung war, daß Zola die Kunst Cézannes schätzte, führte einen ungestümen Ausfall gegen diese Art von Malerei, wobei er gleichzeitig aufs schärfste die Gutgläubigkeit des Verstorbenen niedermachte.

Er faßte seinen Artikel so zusammen: Wenn man die von Zola und seiner Malergefolschaft vermittelte Natur sieht, wird es selbstverständlich, daß einem die Vaterlandsliebe und die Ehre in der Gestalt eines Offiziers erscheint, der die Pläne der Landesverteidigung dem Feind ausliefert.

Dabei fällt mir ein lustiges Detail ein. Herr Cézanne, Sohn, schrieb damals an seinen Vater, daß er den Artikel von Rochefort für ihn beiseite gelegt habe.

„Nicht nötig, ihn mir zu schicken,“ antwortete Cézanne, „Täglich finde ich ihn einigemal in meiner Tür stecken, ungerechnet die Nummern des „Intransigeant“, die man mir mit der Post einschickt.“

Eines Tages, als Cézanne mir eine kleine Studie zeigte, die er von Zola in seiner Jugend, um 1860, gemacht hatte, fragte ich ihn, wann Zola und er sich überworfen hätten.

„Es war kein Zerwürfnis zwischen uns,“ sagte er, „ich hörte als erster auf, Zola zu besuchen. Es behagte mir nicht mehr bei ihm mit den Teppichen auf dem Fußboden, der Dienerschaft und dem, der jetzt an einem Schreibtisch aus geschnitztem Holz arbeitete. Mir war es schließlich, als machte ich bei einem Minister einen Besuch. Er ist — entschuldigen Sie, Herr Vollard — er ist — mit Verlaub zu sagen — ein schmutziger Bourgeois geworden.“

Ich: Ich denke, das muß unglaublich anregend gewesen sein, die Begegnungen, die man bei Zola hatte: Edmond de Goncourt, die Daudets, Flaubert, Guy de Maupassant und viele andere.

Cézanne: Es kamen schon viel Leute, aber das war so stumpfsinnig, was man da zu hören bekam. Ich wollte eines Tages von Baudelaire reden: dieser Name interessierte niemanden.

Ich: Worüber unterhielt man sich denn?

Cézanne: Jeder sprach von der Höhe der Auflage, in der er sein letztes Buch erscheinen ließ oder sein nächstes erscheinen zu lassen hoffte; selbstverständlich wurde dabei ein bißchen gelogen. Besonders die Damen sollte man hören. Madame X. sagte stolz und mit

einem geringschätzigen Blick auf Madame Z.: „Wir haben es ausgerechnet, mein Mann und ich, daß mit den illustrierten Ausgaben und der kleinen Bibliothek zusammen der letzte Roman in der Höhe von fünfunddreißigtausend Exemplaren gedruckt worden ist.“ — „Und wir,“ hob Madame Z. den Handschuh auf, „wir haben für unser nächstes Buch eine Auflage von fünfzigtausend vertragsmäßig zugesichert, die Luxusausgaben nicht mit eingerechnet.“

Ich: Aber es waren doch wohl nicht nur solche Leute mit Riesenauflagen und großtuenden Fragen dort. Edmond de Goncourt z. B. . . .

Cézanne: Der hatte nichts Bourgeoishaftes, das ist wahr, aber der schnitt ein andächtig staunendes Gesicht, wenn er diese Ziffern hörte.

Ich: Lieben Sie die Goncourts?

Cézanne: Die „Manette Salomon“ habe ich sehr gern gehabt, aber ich habe nichts derartiges mehr gelesen, seitdem die Witwe, wie der andere (gemeint war, wie ich später erfuhr, Barbey d'Auréville) sagt, sich allein ans Schreiben gemacht hat.

Er fuhr fort: So ging ich denn nur selten zu Zola, denn es tat mir weh, zu sehen, daß er so einer geworden ist, da sagte mir eines Tages der Diener, daß sein Herr für niemanden zu sprechen wäre. Ich glaube nicht, daß die Weisung gerade gegen mich gerichtet war, aber ich schob meine Besuche noch mehr hinaus. — Und dann ließ Zola sein „L'oeuvre“ erscheinen . . .

Cézanne hielt einen Augenblick inne, überwältigt von der Vergangenheit. Dann sprach er weiter.

„Man kann ja nicht fordern, daß ein Mensch, der es nicht versteht, Vernünftiges von der Malerei spreche; aber in aller Herrgotts Namen“ — und Cézanne hämmerte wie besessen auf den Tisch — „wie traut er sich zu sagen, daß ein Maler sich töte, weil er ein schlechtes Bild ge-

macht hat. Wenn ein Bild nicht gelungen ist, dann schmeißt man's ins Feuer und fängt ein anderes an!"

Während er sprach, ging Cézanne im Atelier wie ein Tier im Käfig auf und ab. Plötzlich blieb er stehen, ergriff ein Selbstbildnis, das er vom Rahmen genommen hatte, um die Leinwand zu vergrößern, und wollte es zerreißen; doch da seine Finger zitterten und er sein Palettenmesser nicht bei der Hand hatte, rollte er die Leinwand zusammen und zerbrach sie auf dem Knie und warf sie in den Ofen.

Ich: Aber wie das, Zola sprach vor mir ja so lang, so begeistert, so bewundernd von Ihnen . . .

Die Vernichtung des Gemäldes hatte Cézanne beruhigt. In den Augen, die mich anblickten, war kein Zorn mehr, nur eine tiefe Trauer.

„Hören Sie mal, Herr Vollard, ich muß Ihnen was sagen. Ich hatte aufgehört, mit Zola zu verkehren, aber ich konnte den Gedanken nicht fassen, daß er gar keine Freundschaft mehr für mich übrig hätte. Als ich nach der Ballustrade verzog neben Zolas Haus, hatten wir uns schon lange nicht gesehen, aber da ich so nahe wohnte, hoffte ich, daß der Zufall uns zusammenführen und er zu mir kommen würde. . . Später, als ich mich in Aix aufhielt, erfuhr ich einmal, daß Zola eben dort eingetroffen war. Ich konnte mir denken, daß er sich nicht trauen würde, mich zu besuchen, dies war ja selbstverständlich; aber wozu noch an Vergangenes denken? Begreifen Sie das, Herr Vollard? Mein lieber Zola war in Aix! Ich hatte alles vergessen, L'oeuvre und manches andere, wie auch das verdammte Dienstmädchen, die mich schief anblickte, während ich meine Stiefel an der Strohmatten abwischte, bevor ich Zolas Salon betrat. Ich war eben draußen in der Landschaft, ich hatte eine Skizze, die sich nicht übel machte, aber ich pfiff auf meine Skizze: Zola war in Aix! Ohne mir Zeit zu nehmen, wenigstens meine Sachen zusammen zu tun, renne ich ins

Hotel, wo Zola abgestiegen war. Aber ein Kamerad, den ich unterwegs zufällig treffe, berichtet mir, daß jemand den Abend zuvor in seiner Anwesenheit zu Zola sagte: Sie gehen wohl auf einen Löffel Suppe zu Cézanne? und Zola darauf antwortete: Wozu noch diesen Verkrachten wiedersehen? . . . Da kehrte ich zu meiner Landschaft zurück.“

Cézannes Augen waren voll von Tränen. Er schneuzte sich stürmisch, um seine Rührung zu verbergen und sagte: „Sehen Sie, Herr Vollard, Zola war kein schlechter Mensch, er lebte nur unter dem Einfluß der Ereignisse.“

Um abzulenken, fragte ich Cézanne: „Was dürfte wohl Zola dazu getrieben haben, daß er Mitglied der Académie Française werden wollte?“

Cézanne: Der wirkliche Grund liegt weit zurück. Beim Erscheinen von *L'oeuvre* gab es einen Streit zwischen Zola und Edmond de Goncourt. Zola bekam Pardon, aber nur zum Schein, Goncourt strich ihn aus seiner Akademie. Zola wollte also ihm zum Trotz der andern angehören, und hätte man ihn haben wollen, dann hätte er darin seine Befriedigung gefunden und hätte es nicht nötig gehabt, um die arme Welt zu bluffen, sich auf die Dreyfusaffäre zu werfen, was er doch nicht von Herzen tat. Freilich, wenn es einem an Stoff hapert, dann will man erst recht hoch hinaus.

Sehen Sie, Herr Vollard, um in der Welt vorwärts zu kommen, braucht man nur „Tempperrament“ zu haben.

Ich: Was war denn am *L'oeuvre*, das Goncourt übelnehmen konnte?

Cézanne: Ich ließ mir sagen, daß es wegen des Titels gewesen sein soll, den Zola seinem Buch gegeben hatte. Goncourt behauptete, der Titel gehöre ihm und seinem verstorbenen Bruder, mit dem sie zusammen „*L'oeuvre de François Boucher*“ geschrieben hatten.

Cézanne lachte aus vollem Herzen und blinzelte schelmisch mit den Augen: „Ja, ja, man ist ja auch unter Malern nicht ganz so dumm, nicht wahr, Herr Vollard?“

Da zitierte ich Cézanne den Fall der Rosa Bonheur. Sie verbot armen Verwandten, die sie wohl­tätig unterstützte, daß sie im Vordergrund ihrer Gemälde Tiere darstellten, um ihr keine Konkurrenz zu machen.

Als er von einem Verbot im Malergewerbe hörte, wurde Cézanne stutzig. Aber ein derartiges Interdikt war in seinen Augen kein Hindernis, gute Malerei zu schaffen; es genügte, wenn man nur „Temperrament“ hatte.

Er fragte mich, ob ich Rosa Bonheur-Bilder gesehen hätte. Ich sagte, ich fände die „Nivernais'schen Pflugochsen“ sehr stark.

Cézanne antwortete: „Ja, sie sind furchtbar ähnlich!“

Carl Maria Weber:

DER BRENNENDE MONAT

AUS EINEM KALENDARIUM

Vorüberwandernd Duft der Fernen rührt mich an.
Ich tauche überströmt Gesicht in ein beginnend Schicksal,
In Purpurrosenkelche, nächstens aufgesprungne.
Die herben Schatten all der knirschenden Verzichte scheucht die
Strahlenfeier deines Blicks.

*

Fushiyama erhaben über der Insel ewigen Feuers
Leuchtet in Klarheit und blauer Ruhe.
Doch lockt er zu zaubrischen Glockengesängen, nächtlichen Lam-
pionfesten
Und dem zierlichen Schritt deiner kleinen Gespielinnen, die dir gleichen.

*

Windwogen späten Sommers träumerisch gleiten um schwellende
Früchte;
— Rinnt aus vollen Waben schwer der reife Seim —
Ist Erfüllung da und Trauerschwaden schon entkeimen sacht
Der Erde, die ihr schaffend Jahr hingab.

*

Nun schmiege' dich her mit deinen jungen Zweigen,
Daß ich von deiner Stirne letzten Zweifel löse.
An dich mich hinzuweinen aus dem kalten Schweigen
Der langen Nacht, bist du gesandt. Oh, ich genesel

*

Wie fackelt nun dein Herz, das kaum solch Glühen kannte,
An mir hinan, von heiterm Traum gewiegt!
Sieh', in welch prasselndem Feuerwerk verbrannte
Kindliche Scham, nun, da nicht Angst mehr trägt!

So bist du ganz der Stunde preisgegeben,
 Die sich entschälte kläglichem Geschick.
 Verspür' beim ersten Durch-die-Räume-Schweben
 Dein tiefstes Teil — dies ungenoßne Glück!

*

Wenn die grauen Fenster dich benagen,
 Die dir sperren die erfüllte Nacht,
 Brauchst du nicht mehr einsam zu verzagen:
 Denn dein Wissen hat dich reich gemacht.

*

Denk' des Tags auf fließenden Maienhöhen,
 Wo Geständnis du verwirrt empfindest,
 Wo durch tiefer schon schattende Böen
 Du den Weg versehrter Einfalt gingst.

*

Mir ist mit Tier Vertrautheit, mit Gewässer, Blume, Wind und
 Bäumen
 Tiefsten Menschseins Offenbarung oft.
 In deines stummen Fragens doch, kindlichen Schweigens Räumen
 Gewähr ich süßer, wie mein Leben tropft.

*

Du bist wie hergesandt von dunklem Grund
 Ehrwürdig-alten Bilds in deiner Stirne, deines Blicks Erscheinung;
 Undeutbar Lächeln hängt um deinen immer staunenden Mund
 Und ist ganz nah schon schmerzlicher Beweinung.

*

Ein mattes Zwielight-Glänzen ist beschieden jeder Stunde,
 Da so du nahst, und deines Kindseins kühles Licht
 Betaut noch einmal stummes Dankes-Wort, das ich bekunde,
 Und das, leise Musik, zu dir in wähernder Welle Takt aus tief-
 beruhigter Seele bricht.

*

Heut nanntest du mir unterm Palmenwehen
 Unsres Gesprächs, in dem schon Brisenträume schliefen,
 Die Zeit, die uns zurückließ, seit wir riefen
 Erstmals mit Aug' und Wort uns an — doch ohne uns zu sehen.

Wann ich dich sah — — läßt solches sich ermessen?
Weit leichter wohl bestimmte sich die Zeit,
Da ich nicht acht nahm deines Um-mich-her (ach, die verlorene Zeit!)
Und mich auf harten Stühlen müd gesessen.

*

Nun ist dein flüchtiges Verweilen inniger in mich eingeruht,
Und deines hingeschenten Wesens Weihe frischt mir Blut und Mut.
O, wo ist frühes Opfer noch, so lammbhutfromm, so fließend rein,
Das je benetzte mein verhüllt' Gesicht und diesen runengeritzten,
wettergewaschenen Altarstein?!

*

Bedenke dies: Du bist dir weit entrückt und gänzlich in mich
hergemündet,
In solcher Stund' — dein Licht, kaum aufgegangen, löschte in
mir aus.
Doch ist es köstlicher mir entzündet:
Nun wucherblühst gewölbhinan du heller mit mir, leuchtender, im
selben Strahlenstrauß.

*

Wo ist kahl-kalt Gewölk, das allen Zwischenraum vergiftet?
Die wiederkehrenden Bilder: Schulbank, bitterer, befohlener Gang,
die schwere Abendträne, schwierige Hand und Müh?
Versunkene Welt! Gefälle weither tönt, ein breites Ruheläuten;
silbernen Vogels mutschwebend Gezwitscher hiftet
Auf unsrer Schulter, fern und dicht verwachsener Näh', aus
kleinem Raum großflatternd auf, in später Kühle und
zitternder Früh.

*

So weißt alles verbunden du nun — vergangenen Schritt, vor-
ahnende Lust-Verwirrung,
Und drohendes Eisengemäuer, wachsend Basaltgestein, vergitterten
Vorhof der Zeit . . .
Die Horizonte mancher Tönung, die zerfloßnen und noch unerstandnen:
Alles stürzt her in einer bewußten Sekunde unendliche Spanne —
so wisse: du lebst!

*

Drum sing' ich der reifen Vollendung
Hohe Geburt in der Zeit,
Abfällt die letzte Verblendung —
Zu Festen sind wir bereit.

Nein, duck die tränenträchtige Frage, laß die Zweifel, glaube mir:
ich werde dich, du wirst mich nicht verlieren!
Und wenn ich selbst noch hundertfach in andrer Leben dargebotne
Arme mich verlieren sollt'.
Blick auf: ein Sonntag lockt mit grünen Wegen, Feierschmuck,
Musik — so komm: wir gehn spazieren
Und pflücken uns von all den leuchtenden Dingen unser Gold!

*

Noch einmal: halt die Stunde fest, die unvergangene, unvergängliche!
Wer so wie du Vertrauen gab in kindlichem Vergeuden:
Wird Bitternis nicht kennen schaler Reue, rückwärtstastend; nicht
die Not, die bleiche, bängliche
Verzweifelnden Gedankens! — — Hebe getrost dein wachsendes
Herz, furchtlos —: dann wird jeder Abend dir groß —
dein Erwachen nicht läßt dich mehr los — und der Tag,
der gestrenge und enge: er regnet dich ein mit dem holden
Gedenken, mit Rosen-Geschenken und Brisen von Freuden!

Ernst Weiß:

AUS „AHIRA“

Als Ahira, der Fürst der langen Nächte, in der Milliardenstadt ankam, besaß er nichts als eine Menge Teppiche, die, in eisenschürte Bündel gepreßt, von ihm selbst in die neue Wohnung getragen wurden. Ihre Zahl schien unendlich. Als der Fürst einen Teil an der hohen Decke hängend befestigt hatte, so daß die Fransen den gebückt durch den Raum Streifenden leise nur berührten und ein eigenartiger Duft, Duft von Karawanen unbeschlagener Wüstentiere mit schweißtriefenden Sätteln, seinen bloßen Nacken umhauchte, ging er hin und her unter einer unabsehbaren Reihe: unzählbare blieben immer noch in quadratischen Ballen, schwarz in der Ecke gelagert, knisternd in der Belastung eines über dem anderen. Er wollte Unsterblichkeit. Für jeden seiner Teppiche sich einen Tag und eine Nacht zu kaufen, schien Ahira Verheißung endlosen Lebens, geballte Zeit heißest züngelnder Raserei und tiefster Besänftigung im Schlaf.

Der erste Teppich, weiß, an den Rändern durchscheinend, in der Mitte rot und von Feuchtigkeit triefend durchtränkt, wölbte sich, durch des offenen Fensters Windstoß zu dunkler schattendem Busen eingefaltet, in sekundenlangen Atemstößen ihm entgegen; als der Fürst sich an das geäderte Gewebe lehnte, wich es nur wenig zurück; es schob ihn dann, mit fast haarloser Oberfläche ihn streichelnd, an sich, Fläche an Fläche, weiß an weiße Wange, rot an roten Mund: Ahiras Mund füllte sich mit mild sprossender Sättigung: Mütterlichkeit atmete für ihn, der leblos Zeiten über Zeiten einschlürfte in wiegendem Zug: eine Blume, aufblühend auf feuchtem Grund und ungepflückt verwelkend, ein Stein, ungebroschen und ohne Scheidegrenze, noch mitten im Mutterfelsen, ewig umnachtet, ewig umtagt, von allen Seiten umfangen, ruhte er auf dem Erzgrunde des Inmitten. Und doch, trotz tiefster Finsternis entglitt ihm die letzte Umnachtung, und er erwachte, da die Fasern des Teppichs in leeren Reihen auseinanderwichen, auseinandergekämmt durch den leeren Kamm seiner Zeit.

Der vierte Teppich, farblos, gespannt wie eine Erzplatte im dichtesten Gefüge und nur getrübt von des Fürsten Atemhauch, spiegelte ihn ganz: den nackten Jüngling auf den Knien, beide Schenkel in holder Erwärmung aneinander geschmiegt, beide Hände übereinander gelegt, die flach entkräfteten: das halb schlafende Haupt zitterte sich selbst entgegen, im Duft des eigenen Leibes, schaukelnd näherte es sich dem Spiegelbild. Oft war er Mund an Mund dem unendlich verwandten Bruder fast vereinigt, aber des seufzenden Atems Hauch trübte die Fläche und er erwachte, eisig erschüttert, vor dem kalten Blick erloschener Wollust: gelert lag der Fürst in unzähligen Runzeln zu Füßen des Teppichs, Ahira, Ahiras Geliebter.

— — —

Der zehnte Teppich: eine Jungfrau, noch weiß die Blüten ihrer Brust, die wie eines kleinen Kindes träumende Kniee starr vor sich hin gewölbt waren, alles in der seidigen Fläche des Teppichs, der von der Decke plötzlich um des Fürsten Haupt niederrauschte, und, kaum daß er an ganzer Fläche zugleich den Boden berührte, in sternartiger Verzweigung, aufwuchs zu bebender Belebung. Fersen und Ellenbogen der Erde aufgestemmt, die linke Hand unter das Haupt gebreitet, mit der linken Hand das träumend geschlossene Haupt dem Geliebten bietend, eine kaum geöffnete Frucht, tropfend von den ersten Tropfen der Eröffnung: mit Beseligung glitt der Fürst in die grenzenlos geweiteten Glieder, mit seinem Munde fühlte er die Blüten ihrer Brust: Nicht mehr kalt, sondern erglühend; zu sehr erglühte alles mit einem Mal, der Augen feuchtes Blau gab zischend blendendes Licht, und aus den flüssigen Tiefen ihres Mundes und des muschelartig gemeißelten Schoßes ausgeworfen brannten Flammen, wehend in gekreuzten Bändern, versengend mit ungeheurem Schmerz. Und gelang es dem Fürsten, mit keuchend gestoßenem Atem die Flammen zu verlöschen, nachts in halber Ohnmacht fühlte er immer noch Funken mit feurigem Meißel seine Sohlen anbohren. Nur Asche war um ihn, eine weiche Grube dem liebkosenden Finger, eine Wolke von Staub, wehend vor seinem Atem. In den Schwärmen des Staubes, wie der Mückenschwärme Gestalten im Gestaltlosen, ahnte Ahira der großen Göttin Gesicht, die Nähe der Tödin, der alles liebkosenden. Wohl war er gerettet, vernichtet der Teppich der flammenden Umarmung; durch palmenschwankende Oasen, durch schmutzige Asyle war es dem Fürsten gegeben zu fliehen, schwere und zarte Teppiche zu breiten unter der Säuferinnen Lagerstatt, Polster zu rollen unter das ausgeblutete Haupt schwer gebärender Frauen, zu decken der Tiere verborgenes Quartier, mit feucht

quellenden Pflanzen sich zu gatten und mit Steinen, die laues Wasser strömten am sonnenerhitzten Meerstrand, nach langer Reise kehrte er zurück, und immer noch lag, knisternd in feurigen Funken, eine weiche Grube dem liebkosenden Finger, eine Wolke von Staub, die Tödin in seinem Zimmer aufrecht stehend vor dem letzten Teppich und dunkel wie er.

In den Nischen des Nackens,
Im schwarz schauernden Schoß,
Unter den Furchen der Ferse,
Hinter dem heiligen Haarknoten,
Bei der bergigen Brust,
Herrliches Herz, das horcht!
Mutter aller Worte,
Wollust der Welt,
Alles liebkosende Tödin.

Es fragte die Tödin:

Ahira, willst Du mein Kind sein, geschwind hinter mir
herlaufendes Kind sein?

Mein jüngerer Bruder, der mich bis zur Tür begleitet,
die Tür aufweitet, die Hochzeitstür?

Mein Vater, der noch mit weißem Haar meine ewige
Jugend beschattet, längst ermattet?

Oder, Ahira, langer Nächte Fürst:

Ahira, Du der große Hochzeitsgenosse,

Ahira, gereckt, meines gierigen Geschlechtes feurige
Rosse zu bändigen,

Ahira, der Tödin Gemahl?

Zürnender Zeuge, der stirbt:

Ahnender Ahne, versiegelt in meiner schwarzwallenden
Bucht,

Vater unserer unsterblichen Frucht?

Es sagte der Fürst:

Alles liebkosende Tödin, in deinen heiligen Haarknoten,
sollst Du mich knoten.

Schütze mich im schwarzwallenden Schoß,

Birg mich an der Brust, der bergigen,

Sei, Tödin, Du der Herr meines Herzens,

Das Dir gehorcht.

Es sagte die Tödin:

Ahira, habe ich Dich gesäugt und Dich eingewiegt,

So will ich dich säugen, wiegen, und Du sollst nicht

Durstig mehr von dem Eingang meiner Brüste weichen,

Ahira, habe ich Dich angeatmet aus Deinem Knabenmunde,

Geliebtest mit Deinen Knabenhänden,
 So sollst Du, ewiger Knabe, ewig bleiben in den
 Entzückungen Deiner ersten Tage:
 Ewig lieben, ewig liegen auf dem lichten Teppich Deiner
 ersten Tage:
 Wage, wage mich, Ahira,
 Neige Dich den Nischen meines Nackens,
 Liege, lieblose mich, die alles lieblosende Tödin!

Sie, der Teppich und die Teppichknüpferin, erhob den Arm zum
 letzten Gewebe: Unter ihrer dunkel gesträhten Achsel wehte sie
 es auf: In schwärzestem Blau, klein erst, kaum die Fläche einer
 Hand bedeckend, aber anschwellend immer mehr, so daß sie nicht
 das Zimmer allein, sondern die ganze Millionenstadt, den Himmel
 schwebend über ihr, die Hölle dröhnend unter ihr bedeckte.

Während er zitternd auf sie wartete und alles an ihm zum
 starrenden Geschlecht wurde, erfaßte der Tödin längst geschlitzter
 brunnentiefer Mund den seinen, der Tödin von keinem Nabel ver-
 wundeter Leib türmte sich zum Himmelsgewölbe der klaren Atmo-
 sphären, der Tödin ohne Grenzen schwellender, wie eine Glocken-
 blume windwärts wellender Schoß umstrahlte ihn: Der letzte Teppich,
 erdfarben, in fließenden Falten, ewig betreten, ewig unberührt,
 in schlichtem Fall überrieselte er ihn nun, nun drang er in die
 immer noch ungesättigte Tiefe seines Schlundes, in die ungetränkte
 Trockenheit der Kehle, in die nie gefüllten Flächen seiner Hand.

In tiefster Wollust fühlte die Tödin, die alles lieblosende Göttin,
 des Fürsten Herz, ein ferne hämmerndes Bergwerk, in dem innersten
 Innern. Sein Ausströmen war ihr eine ferne sich sammelnde Quelle,
 und während sie ihn in schwerem Stöhnen ganz in sich gesaugt
 hielt, und aufblitzend ihr Auge tierisch göttlich den leeren Raum
 überfunkelte und ihre Hände ein Festes suchten, beim Gebären
 sich daran zu klammern, wanderte der Fürst auf dem Boden fest
 gegründeter Himmel, er wandelte fest auf dem wandelnden Stern.

Wladimir Korolenko

„LICHTLEIN“

Vor langer Zeit fuhr ich an einem dunklen Herbstabend längs einem finsternen Flusse Sibiriens. Plötzlich, an einer Windung des Flusses leuchtete vorne, unterhalb der dunklen Berge ein Lichtlein auf. Es leuchtete hell, stark, ganz nah.

— Nun, Gott Lob! — sagte ich freudig, — ein Nachtlager ist in der Nähe! —

Der Ruderer wandte sich um, blickte über die Schulter auf das Licht und lehnte wieder apatisch auf die Ruder.

— Es ist noch weit! —

Ich wollte es nicht glauben: das Lichtlein war so deutlich sichtbar, aus dem unbestimmten Dunkel hervortretend. Aber der Ruderer hatte recht: es war tatsächlich noch weit.

Es ist die Eigenschaft dieser nächtlichen Lichter, sich zu nähern, die Dunkelheit besiegend, verheißungsvoll zu glänzen und durch ihre Nähe zu locken. Es scheint — zwei, drei Ruderschläge, und das Ziel ist erreicht . . . aber . . . es ist noch weit! . . .

Und lange noch glitten wir längs dem finstern tintenschwarzen Flusse. Klippen und Felsen traten hervor, näherten sich, um wieder zu verschwinden, hinter uns zurückzubleiben, sich scheinbar in der unendlichen Ferne verlierend, das Lichtlein aber stand flackernd und lockend vor uns, — immer noch nah und doch so fern . . .

Oft denke ich heute noch an diesen dunklen, von felsigen Bergen beschatteten Fluß und an dieses lebendige Lichtlein zurück.

Viele Lichter locken früh und spät nicht mich allein durch ihre Nähe an. Aber das Leben fließt stets in den gleichen finsternen Ufern und die Lichter sind noch weit entfernt. Und von neuem muß man zu den Rudern greifen.

Und doch . . . und doch . . . vor uns sind Lichter! . . .

Bruno Schönlanck
ZWEI GEDICHTE

Der deiner Seele Flügel gab
Und tränkte sie mit Sonnengolde
Und dir ein Herz wie eine Blütendolde
Und Wind und Wetter,
Frost und Gluten gab
Ist arm wie du
Und reich,
So überreich,
Und weint mit dir
Und ist in deinen Klagen
Und wandert mit dir
Durch der Freude Garten.

*

Wir gehen wie vom Abendwind getragen
Der weh und süß von Blatt und Blüte singt
Und alle Bäume, alle Türme ragen
Erdbanger Traum, der mit den Sternen schwingt.
Der weh und süß von Blatt und Blüte singt,
Die Harfe rührt mit sachter Finger Schlägen,
Die Seele zittert, der sein Lied erklingt
Und Abendtau weint heimliches Entsagen.
Und alle Bäume, alle Türme ragen
Im fahlen Glanz, der aus dem Dunkel springt,
So wandern zwischen Nacht und Tagen,
Bis sich ein Netz von Silber schlingt.
Erdbanger Traum, der mit den Sternen schwingt
Wie Rosenduft mit grünen Dornenhagen,
Bis Gottes Güte übermächtig singt
Und Sonnen blühen aus den dunklen Zagen.
Wir gehen wie vom Abendwind getragen,
Der weh und süß von Blatt und Blüte singt
Und alle Bäume, alle Türme ragen
Erdbanger Traum, der mit den Sternen schwingt.

BÜCHEREINLAUF

- ANGEL, ERNST: *Sturz nach oben. Gedichte.* 69 Seiten. 8°. Pappband 10 M. Ed. Strache, Wien.
- BALZAC, HONORÉ de: *Eugénie Grandet.* 239 Seiten. 14,40 M. Verlag der Internationalen Bibliothek, Berlin.
- BARTHEL, MAX: *Lasset uns die Welt gewinnen.* 45 Seiten. 8°. 1920. 4,50 M. Hoffmann & Campe, Berlin.
- BAUDISCH, PAUL: *Passion.* 4 Akte. 102 Seiten. 8°. Ed. Strache, Wien.
- BORCHARDT, RUDOLF: *Prosa I.* 295 Seiten. 8°. 1920. Geb. 30 M. Pappband 38 M. Halbpergament 52 M.
- BRETONNE, RETIF de la: *Revolutionsnächte.* Deutsch v. Else v. Hollander. 225 Seiten. 26 M. geb. Hyperion-Verlag, München.
- BROMBACHER, KUNO: *Der deutsche Bürger im Literaturspiegel von Lessing bis Sternheim.* 146 Seiten. 8°. 1920. 7 M. geb. 10 M. Musarion-Verlag, München.
- COUPERUS, LOUIS: *Aphrodite in Agypten.* Einzig berechtigte Übertragung von Else Otten. 256 Seiten. 8°. brosch. 10 M., geb. 15 M., Halbleder 35 M.
- ERKES, EDUARD: *Chinesen.* Zellenbücherei Bd. 30. 82 Seiten. 8°. 1920. Dürr & Weber, Leipzig.
- FENDRICH, ANTON: *Menschen und Menschlein.* Ernste und heitere Geschichten. 1.-5. Tausend. 125 Seiten. 8°. 1920. 6,60 M., geb. 9,80 M. Frankh'sche Verlagsbuchhandl., Stuttgart.
- FRANCE, ANATOLE: *Eine Weltgeschichte.* 75 Seiten. 8°. 6 M., geb. 10 M. Musarion Verlag, Leipzig.
- FREUDE, DIE: *Blätter einer neuen Gesinnung.* Herausgegeben von Wilhelm Uhde. Erster Band. 159 Seiten. Lex. 8°. 1920. 60 M. W. L. Mörlins Verlag, Berlin.
- GANZ, HANS: *Der Lehrling.* Drama. 1. bis 2. Tausend. 55 Seiten. 1920. 4 M. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.
- GAUGUIN, PAUL: *Briefe.* An Georges Daniel de Monfreid. Mit einer Einleitung von Victor Segalen. Mit 16 Abbildungen. 165 Seiten. Lex. 8°. 1920. In Ganzleinen geb. 80 M. In Halbleder geb. 120 M. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.
- GIDE, ANDRÉ: *Bathseba.* Dramatisches Gedicht in drei Monologen. Deutsch von Franz Blei. 1. bis 2. Tausend. 30 Seiten. 3 M. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.
- GLASER, MAX: *Leut vom Land.* Geschichten aus Böhmen. Illustriert von Karl Vavrina. 1. Auflage. 95 Seiten. 8°. 1920. Ed. Strache Verlag, Wien.
- GOLDSCHMIDT, DR. ALFONS: *Moskau 1920.* 1. bis 10. Tausend. 130 Seiten. 8°. 1920. 11 M., geb. 16 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
- GOLL, IWAN: *Astral.* Ein Gesang. 15 Seiten. 8°. 1920. Rudolf Kämmerer Verlag, Dresden.
- GOLL, IWAN: *Die Unsterblichen.* Zwei Posen. 1. bis 2. Tausend. 46 Seiten. 8°. 1920. 3 M. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.

- HAJEK, EGON:** *Das Tor der Zukunft.* Ein Buch Gedichte. Op. 1. 81 Seiten. 8°. Verlag Eduard Kerschner, Kronstadt.
- HAUPTMANN, KARL:** *Der Mörder.* 13 Seiten. 8°. 1920. Rudolf Kämmerer Verlag, Dresden.
- HEINE, HEINRICH:** *Florentinische Nächte.* 146 Seiten. kl. 8°. Pappband 12 M. Halbleder 40 M. Ganzleder 75 M. Verlag Ludwig Ey, Hannover.
- HELLENS, FRANZ:** *Melusine.* Roman. 317 Seiten. 8°. 1920. Emile-Paul Frères, Paris.
- HELLER, PAUL:** *Oedichte.* Aus dem Nachlaß. 96 Seiten. Pappband 10 M. Ed. Strache, Wien.
- HUGO, VICTOR:** *Der Mann, der lacht.* 350 Seiten. 8°. 18 M., geb. 21 M. Frisch & Co., Wien.
- HUMBOLDT, WILHELM von:** *Ideen zu einem Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.* 1. bis 3. Tausend. 305 Seiten. kl. 8°. 1920. Gustav Kiepenheuer Verlag, Potsdam.
- JANSTEIN, ELISABETH:** *Die Kurve.* Aufzeichnungen. 110 Seiten. Gr. 8°. Pappband 10 M. Ed. Strache, Wien.
- KAUFMANN, PAUL:** *Aus rheinischen Jugendtagen.* 2. vermehrte Auflage. Mit 17 Bildern. Gr. 8°. 1920. 23 M., in Leinen gebunden 45 M. Georg Stilke, Berlin.
- KAUS, GINA:** *Der Aufstieg.* Novelle. 58 Seiten. 8°. 1920. Georg Müller, München.
- KEYSERLING, GRAF HERMANN:** *Deutschlands wahre politische Mission.* Zweite Auflage. 59 Seiten. Kl. 8°. 1920. 3 M. Otto Reichl Verlag, Darmstadt.
- KEYSERLING, GRAF HERMANN:** *Was uns not tut. Was ich will.* Zweite Auflage. 62 Seiten. Kl. 8°. 1920. 3 M. Otto Reichl Verlag, Darmstadt.
- KLABUND:** *Dreiklang.* Ein Gedichtwerk. 105 Seiten. 8°. Erich Reiß, Berlin.
- KLABUND:** *Der Neger.* 22 Seiten. 8°. 1920. Rudolf Kämmerer Verlag, Dresden.
- KOESTER, HANS:** *Die unterbrochene Reihe.* 50 Seiten. 8°. 1920. 8 M. Pappband 15 M. Halbleder 60 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
- KULKA, GEORG:** *Der Stiefbruder.* Aufzeichnung und Lyrik. 76 Seiten. 4°. Pappb. 10 M. Ed. Strache, Wien.
- KUSMIN, MICHAEL:** *Der zärtliche Joseph.* Roman. 209 Seiten. 8°. 11 M. Gebunden 14 M. Musarion Verlag, München.
- MECKAUER, WALTER:** *Wesenhafte Kunst.* Ein Aufbau. 64 Seiten. 8°. Delphin-Verlag, München.
- MEURER, KURT ERICH:** *Der große Trost.* Eine Liebesfeier in fünf Abteilungen und einem Epilog. Umschlagzeichnung von Eddy Smith. 183 Seiten. 8°. 1920. Geb. 12,50 M. Hoffmann & Co., Berlin.
- MUEHSAM, ERICH:** *Brennende Erde.* Verse eines Kämpfers. 92 Seiten. 8°. 1920. Kurt Wolff Verlag, München.
- NIKOLAUS, PAUL:** *Katastrophe.* Verse der Hingabe. 16 Seiten. 8°. 1919. Dresdner Verlag von 1917.
- NOETZEL, KARL:** *Das Schicksal der Armen.* Ein soziales Brevier aus russischen Schriftstellern. 129 Seiten. 8°. 6 M. Gebunden 9 M. Musarion Verlag, München.
- PEGUY, CHARLES:** *Die Litanei vom schreienden Christus.* 10 M. In Halbleder 38,40 M. Kurt Wolff Verlag, München.
- PHILIPPE, CHARLES-LOUIS:** *Bübü vom Montparnasse.* Ein Roman mit zwanzig Holzschnitten von Frans Masereel. 208 Seiten. 8°. 1920. 12,50 M. 22,50 M. Kurt Wolff, München.
- REINHARDT, E. A.:** *Die unendliche Reihe.* Gedichte und Aufrufe. 100 Seiten. Gr. 8°. Pappband 10 M. Ed. Strache, Wien.

- RÉVÉSZ, BÉLA:** *Ringende Dörfer.* Ein ungarischer Roman. Deutsch von Stefan J. Klein. 161 Seiten. 8°. 1920. 10 M. Geb. 15 M. Halbleder 35 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
- RUBINER, LUDWIG:** *Der Mensch in der Mitte.* Zweite Auflage. 8°. 1920. Gustav Kiepenheuer Verl., Potsdam.
- RÜHLE, OTTO:** *Kind und Umwelt.* Eine sozialpädagogische Studie. 32 Seiten. Gr. 8°. 2,50 M. Verlagsgesellschaft für Erziehung, Berlin-Fichtenau.
- RÜHLE, OTTO:** *Neues Kinderland.* Ein kommunistisches Schul- und Erziehungsprogramm. 24 Seiten. Gr. 8°. 2,50 M. Verlagsgesellschaft für Erziehung, Berlin-Fichtenau.
- RYNER, HAN:** *Gespräche mit Peterchen.* Federzeichnungen von Gabriel Belot. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von Anna Nußbaum. 28 Seiten. 8°. Frisch & Co., Wien.
- SRAMEK, FRAUA:** *Der silberne Wind.* Roman. 436 Seiten. 8°. 1920. Ed. Strache, Wien.
- SPUNDA, FRANZ:** *Astralis.* Dithyramben und Gesänge. 55 Seiten. 6 M. Pappband 8 M. Ed. Strache, Wien.
- SCHLEICH, CARL LUDWIG:** *Die Weisheit der Freude.* 94 Seiten. 8°. 1920. 6,50 M. Pappband 11 M. Halbleder 25 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
- STOESSL, OTTO:** *Der Hirt als Gott.* Eine dramatische Sage in 3 Aufzügen. Genossenschaftsverlag, Wien.
- STRINDBERG, AUGUST:** *Anno Acht- und vierzig.* Lustspiel in 4 Akten. Uebersetzen von Emil Schering. 1.–5. Tausend. 63 Seiten. 6 M. Georg Müller, München.
- STROEBEL, HEINRICH:** *Die deutsche Revolution, ihr Unglück und ihre Rettung.* 244 Seiten. Der Firm-Verlag, Berlin.
- TAGORE, RABINDRANATH:** *Das Heim und die Welt.* Roman aus dem Englischen, übertragen von Helene Meyer-Franck. 21. bis 40. Tausend. 373 Seiten. Br. 6 M. Geb. 10 M. plus 25% T.-Z. Kurt Wolff Verlag, München.
- TRAUTNER, EDUARD:** *Haft.* Ein Aufzug in fünfzehn Szenen. 50 Seiten. 1920. 3 M. Gustav Kiepenheuer, Verlag, Potsdam.
- WERTHEIMER, MAX:** *Ueber Schulprozesse im produktiven Denken.* 22 Seiten. 8°. brosch. 3 M. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger, Berlin.
- WILLE, BRUNO:** *Der Glasberg.* Roman einer Jugend, die hinauf wollte. 520 Seiten. 8°. Ullstein & Co., Berlin.
- WOLFENSTEIN ALFRED:** *Der gute Kampf.* Eine Dichtung. Mit fünf Originallithographien von Walter Jacob. 22 Seiten. 8°. 1920. Rudolf Kämmerer Verlag, Dresden.

PAUL CASSIRER VERLAG / BERLIN W10

KUNSTBÜCHER / NEUERSCHEINUNGEN

OSKAR BIE. *Das Klavier*. Mit zahlreichen Abbild. Dritte Auflage. Etwa 80 M.
LOVIS CORINTH. *Das Erlernen der Malerei*. Mit zahlreichen Abbild. und einer Original-lithographie des Verfassers. Dritte Auflage. Geb. 50 M.
MAX DERI. *Die Malerei im XIX. Jahrhundert*. 2 Bände. Dritte Auflage. Etwa 200 M.
WALTER FRIEDLÄNDER. *Claude Lorrain*. Mit zahlreich. Abbild. Etwa 100 M.
AUGUST GAUL. *Alte Tierfabeln*. Mit Steinzeichnungen. Zweite Auflage. Geb. 40 M.

HEINRICH HEINE. *Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelwopski*. Illustriert von Julius Pascin. Zweite Auflage. In Alexandrajapan geb. 40 M.
FRANZ MARC. *Briefe, Aufzeichnungen, Aphorismen*. 2 Bände. Text- und Tafelband. In Leinen geb. etwa 100 M. Es erschien eine Vorz.-Ausgabe, für die wir Prospekte zu verlangen bitten.
MAX SLEVOGT. *Die Cladower Fresken*. 10 Lichtdrucke der Fresken gemälde in Cladow. Einmalige signierte Ausgabe von 260 Exempl. in schöner Mappe etwa 1500 M. Prospekte stehen zur Verfügung.

MAX SLEVOGT. *Scherz und Laune*. Max Slevogt und seine Gelegenheitsarbeiten v. Johannes Guthmann. Mit zahlreichen Abbild. 40 M.
HERMANN STRUCK. *Die Kunst des Radierens*. Mit 125 Abbild. und fünf Originalradier. v. Max Liebermann, Hermann Struck, Edvard Munch, Peter Baum, Hans Meid und einer Original-lithogr. v. Max Slevogt. Vierte Aufl. In einem Einband v. Karl Walser in Goldpressung 100 M.
WERNER WEISBACH. *Der Barock als Kunst der Gegenreformation*. Mit zahlreichen Abbildungen. Etwa 100 M.

LITERATUR

ERNST BARLACH. *Der arme Vetter*. Drama. Mit einer Lithographie und Umschlagzeichn. d. Verfassers. 7.50 M., geb. 10 M.
Der Tote Tag. Drama. 9 M., geb. 12 M.
Die echten Sedemunds. Drama. 12 M., geb. 15 M.
BERNHARD BERNSON. *Die Pest*. Drama. 10 M., geb. 13 M.
Das Märchen vom König Sonntag. In Alexandrajapan geb. mit Einbandzeichnung v. Max Slevogt. 10 M. Vorzugsausgabe 60 M.
KASIMIR EDSCHMID. *Die Achatnen Kugeln*. Roman. 12 M., geb. 16 M.
Die Fürstin. Novellen. 10 M., 15 M.
Die Doppelköpfige Nymphe. Aufsätze über die Literatur u. d. Gegenwart. 15 M., geb. 19 M.
JAKOB FROMER. *Der Talmud*. Geschichte, Wesen u. Zukunft. 25 M., geb. 35 M., in Halbpergament 50 M.
WALTER HASENCLEVER. *Antigone*. Tragödie. 7.50 M., geb. 10 M.

Die Menschen. Schauspiel. 6 M., geb. 8 M.
Die Entscheidung. Komöd. 3 M.
ADOLF V. HATZFELD. *Franziskus*. 8 M., geb. 12 M.
An Gott. Gedichte 10 M., geb. 12 M.
BERNHARD KELLERMANN. *Japanische Tänze*. In Halbleder 38 M.
Ein Spaziergang in Japan. In Halbleder 45 M.
WLADIMIR KOROLENKO. *Die Geschichte meines Zeitgenossen*. In 2 Halbleinen-Bd. 50 M.
ELSE LASKER-SCHÜLER. *Gesammelte Werke in 10 Bänden*. Man verlange Prospekte.
GEORG LUKÁCS. *Die Theorie des Romans*. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik. 12 M., geb. 16 M.
VICTOR PANIN. *Die schwere Stunde*. Roman aus dem bolschewistisch. Rußland. 12 M., geb. 15 M.
ROMAIN ROLLAND. *Die Wahrheit in dem Werke Shakespeares*. 4 M.

RENÉ SCHICKELE. Wir bitten einen ausführlichen Prospekt zu verlangen.
BRUNO SCHÖNLANK. *In diesen Nächten*. Gedichte. 6 M., geb. 8 M.
Blutjunge Welt. Revolutionsgedichte 1.80 M., geb. 2.80 M.
Ein goldner Ring, ein dunkler Ring. Gedichte. 6 M., geb. 8 M.
Sonniges Land. Kindergedichte. 10 M.
HEINRICH STROEBEL. *Die erste Milliarde der zweiten Billion*. Ein utopischer Roman. 10 M., geb. 12.50 M.
UNSER WEG 1919. Ein Jahrbuch des Verlages. 3 M., geb. 5.50 M.
UNSER WEG 1920. Ein Jahrbuch des Verlages. 3 M., geb. 5.50 M.
DIE WEISSEN BLÄTTER. Komplette Jahrgänge. Man verlange Prospekte.
ADOLF WEISSMANN. *Der Virtuose*. Mit zahlreichen Abbild. In Halbleinen geb. 60 M.
Die Primadonna. Mit zahlreichen Abbildungen. In Halbleinen geb. 60 M.

ZEITGESCHICHTE

FRIEDRICH ADLER. *Vor dem Ausnahmegericht*. 8 M., geb. 10 M.
EDUARD BERNSTEIN. *Ferdinand Lassalle*. Eine Biographie. 15 M., in Pappband 18 M., in Halbleder 27 M.
KARL KAUTSKY. *Demokratie oder Diktatur*. 3.50 M.
Sozialisierung der Landwirtschaft. 6 M.
Wie der Weltkrieg entstand. 6 M.
GUSTAV LANDAUER. *Anruf zum Sozialismus*. 10 M.

Rechenschaft. 8 M., in Pappband 11 M.
FERDINAND LASSALLE. *Gesammelte Reden und Schriften*. 12 Bände. 20 M., geb. 27 M., in Halbleder 40 M. pro Band.
WEGE ZUM SOZIALISMUS. *Heine und der Sozialismus*. Von Hermann Wendel. 4 M.
Robert Owen und der Sozialismus. Von Helene Simon. 6 M.
St. Simon und der Sozialismus. Von Gottfried Salomon. 4 M.

Kant, Fichte, Hegel und der Sozialismus. Von Karl Vorländer. 4 M.
Marx als Geschichtsphilosoph. Von Alfred Braunschweig. 6 M.
Lassalle und der Sozialismus. Von Eduard Bernstein. 4 M.
Proudhon und der Sozialismus. Von Gottfried Salomon. 6 M.
Fourier und der Sozialismus. Von Käthe Morgenroth. 6 M.
WALLY ZEPLER. *Sozialismus und Frauenfrage*. 3.50 M.

WIR BITTEN AUSFÜHRLICHE KATALOGE UND PROSPEKTE ZU VERLANGEN

Soeben erscheint

KASIMIR EDSCHMID
DIE
DOPPELKÖPFIGE
NYMPHE

AUFSÄTZE ÜBER DIE LITERATUR
UND DIE GEGENWART

15 Mark, in Pappband gebunden 19 Mark

★

Der Titel, einer griechischen Sage entnommen, weist auf die doppelte Aufgabe des Künstlers: über der zeitlos schönen Schöpfung die lebendige Fühlung mit der Gegenwart nicht zu verlieren. Es ist Edschmids Stärke, daß er, der Künstler und Führer eines großen Kreises, in engstem Zusammenhang mit den Schöpfungen seiner Zeit steht. In der „Doppelköpfigen Nymphe“ setzt sich Edschmid mit den anerkannten Vertretern der neuen Literatur in lebendiger und kraftvoller Form auseinander und gibt so ein für jeden anregendes und reizvolles Spiegelbild des Geistes unserer Zeit.

★

Aus dem Inhalt:

Situation der deutschen Dichtung / Schnitzler und die Nervenzersetzer / Graf Keyserling und die Gefühlmosaikler oder der impressionistische Roman / Dichter, Zeit, René Schickele / Der neue Roman und Herr Wassermann / Däubler und die Schule der Abstrakten / Leonhard Frank / Döblin und die Futuristen / Sternheim / Heinrich Mann / Durchstich durch den vierundzwanzigsten Januar neunzehnhundertundzwanzig der deutschen Prosa / Bilanz.

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

ZEHNTES HEFT ♦ 7. JAHRGANG ♦ OKTOBER 1920

INHALT:

Paul Adler: Geschichte aus „Die Guoten“

Aus Eichendorffs Studententagebuch in Halle

Hans H. Busse: Gedichte

Kasimir Edschmid: Särö

EINZELHEFT 4 MARK

VIERTELJÄHRL. 12 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

Vollständige Jahrgänge

Wir haben noch einen kleinen Rest vollständiger Jahrgänge 1915, 1917, 1918 u. 1919, die wir in schönen Halbpergamentbänden herstellen ließen

Jahrgang 1915 in vier Halbpergamentbänden. 150 Mark

Aus dem Inhalt: Carl Sternheim, 1913 · Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott · Walter Hasenclever, Tod und Auferstehung · Franz Werfel, Gedichte · Gustav Landauer, Walt Whitman · Leonhard Frank, Die Ursache · Alfons Paquet, Die anderen Legenden um Joseph von Arimathia · Robert Walser, Nachtstück · Beiträge von Franz Blei, Paul Zech, Kasimir Edschmid, Gottfried Benn, Arnold Zweig, Felix Braun, Adolf Behne usw. · Carl Sternheim, Napoleon · Paul Claudel, Der Ruhetag · Carl Sternheim, Schuhlin · Alexander von Gleichen-Rußwurm, Die Klage der Frauen um Lazarus · Heinrich Mann, Zola · Franz Kafka, Die Verwandlung · Zeichnungen von Rudolf Großmann, Ernst Stern, Max Oppenheimer, Ludwig Meidner usw.

Jahrgang 1916. Nur noch einzelne Hefte

Jahrgang 1917 in einem Halbpergamentbande. 60 Mark

Aus dem Inhalt: Paul Kornfeld, Legende · Kasimir Edschmid, Das Frauenschloß · Henri Barbusse, Das Feuer · Hanns Braun, Anselm Amadeus · Leonhard Frank, Die Kriegswitwe · Ernst Bloch, Der andere DonQuichote · Emile Verhaeren, Gedichte · Walter Hasenclever, Antigone

Jahrgang 1918 in einem Halbpergamentbande. 40 Mark

Aus dem Inhalt: Paul Cassirer, Krieg und Kunst · René Schickele, Der Konvent der Intellektuellen · Henry van de Velde, Ferdinand Hodler · Else Lasker-Schüler, David und Jonathan Feruccio Busoni, Das Wandbild · Dostojewski, Petersburger Träume · Georges Duhamel, Die Gnade · Feruccio Busoni, Doktor Faust · Hermann Hesse, Herbstabend 1918 · Fritz von Unruh, Platz · Walt Whitman, Briefe aus dem amerikanischen Sezessionskrieg

Jahrgang 1919 in zwei Halbpergamentbänden. 70 Mark

Aus dem Inhalt: Rosa Luxemburg, Die Seele der russischen Literatur · Paul Cassirer, Utopische Plauderei · Leo Tolstoi, Die Erzählung vom Zuchthäusler Fedorow · Ludwig Rubiner, Der Dichter Voltaire · Iwan Goll, Brief an den verstorbenen Dichter Apollinaire · Adolf von Hatzfeld, Gedichte · Verlaine, Gedichte · Ludwig Meidner, Malers Tag-Gesang · Ludwig Meidner, Rede (im Zwielficht) an den Tod · Henri Barbusse, An Gabriele d'Annunzio · Oscar Lewy, Nietzsche im Krieg · Ernst Toller, Gedichte · Rudolf Fuchs, Jasnaja Poljana · Douglas Goldring, Der Kampf um die Freiheit · Bernhard Shaw, Winke zur Friedenskonferenz



PAUL CASSIRER VERLAG / BERLIN W10

Paul Adler:

GESCHICHTE AUS „DIE GUOTEN“

„Lo piano se n'ondava e l'aer buono . . .“

Dante, Sechster Gesang

Es war in der Stadt, genannt „Die Guoten“, ein Mensch von leicht dunkler Hautfarbe, den nannte man darum Bruno, und er war Maler und Malerserbe, sowie er ohne Zwist Schuhmacher gewesen wäre als Schuhmacherserbe. Dunkel wie seine Haut war auch sein Haar; doch glänzten seine Züge von einem gutmütigen breiten Licht, so oft man ihn um etwas ansprach — was freilich selten geschah, da er außer seinem Gewerbe, von dem er lebte, wenig zu gewähren hatte. Er war dreißig Jahre alt und ihm fehlten die Kinder. Seine Jahre hatte er in der Gefangenschaft seines Handwerks zugebracht —, wie ein Star in seinem hochaufgehängten Käfig wohnt, so malte Bruno, der eines Veters und Zunftgenossen Tochter geheiratet hatte, seine Tafeln ganz oben im fünften Geschoß eines so hohen wie ausgedehnten unergründlichen Hauses, in dem es die schwächliche Gattin schauerte. Es war lange, seitdem Bruno, seinen Arm um ihre Hüfte gelegt —, seinen Blick in den ihren —, seine Wange an ihre Wange gedrängt —, sie hier beinah hinaufgetragen hatte, und ihr Gedenken bevölkerte die geliebte Treppe noch. Diese Treppe stieg geräumig und sanft zwischen den ungeheuren Mauern, daß man sie fast für einen breiten Pfad hätte ansehen können zwischen zwei gewaltigen Felsen. Hier war es brauner Abend am hohen Tage; ein Reiter auf seinem Roß hätte über die ausgetretenen Ziegel Brunos Türe erreiten können —; versonnen, wäre er von keinem Begegnenden

aus seiner Täuschung gerissen worden. Kein lebender Fels im Umkreise vieler Tagereisen war so hochstarrend wie dieser hier, von Menschen gewollte und zwar mit Frevel. Ein vormaliger Pallas war das weite Treppenhaus; das Ganze ringsum ragte mit seinen Zinnen und dem zerbrochenen Turm hoch über die Häuser und die andern Türme der „Guoten“ —; in Sonnenflut und Regen und Feuchtigkeit war es ein riesiges halbabgetakeltes Schiff einer ungeweihten und weltlichen, trotzigten Kirche. Vor vier Menschenaltern, als Brunos Voreltern, noch hörig, die Schafe draußen vor den Mauern schoren und gleich ihnen vor der harten Hand erzitterten — war das Haus von einer mächtigen Zunft und Kumpaney erbaut worden, von den Wollhändlern, die, mit angesessenem Stolz und mit fremden Waffen, den „Guoten“ ihren Willen aufdrängten und ihre gekauften Söldner in diesen Mauern zusammenhielten. Zwei gepflasterte Straßen durchquerten das Haus, eine jede breit genug für einen Wagen, und in seiner Mitte begegneten sie sich in einem kleinen zugigen Platze. Durch vier mächtige Eisengitter konnte hier alle weitere Durchfahrt verhindert werden wie vor ebensovielen Burgtoren. So rasselnd alle diese Zurüstungen und Bewohner des Palastes gewesen sein mußten, so stumm lagen jetzt die Gewölbe in ihrer ständigen Dämmerung —; in ihrem düstern Innern war es in Brunos Tagen immer ein wenig unsicher. Die Stadt war in dem letzten Jahrhundert geringer geworden, armes Volk wimmelte staubhaarig in den zwei Quergassen und erweckte Brunos Aufmerksamkeit nur selten, so oft er auch den endlosen Aufstieg nach seinen Kammern unternahm. Dort oben unter dem Dache standen ihm die ererbten goldentronenden Himmelsköniginnen und ihre herzlächelnden elfenbeinsteifen heiligen Begleiter, in denen er Meister war: ein gelernter Meister in rosenfarbenen Frauenröcken und blauen Mänteln, in gepreßten Goldgürteln und Aureolen und weiß-schwarzen Hermelinverbrämungen, und in süßen Gesichtchen und

in Spinnenfingern, in hageren heidnischen Genien und in roten Cherubim. So vieles verstand Bruno; niemals aber erfand er eine neue Gebärde der zarten Hände aus seinen eigenen Händen. Sein schüchterner, fast unlustiger Geist, der so eindringlich die Frauen auf seinen Tafeln zu kosen wußte, hatte von ihnen keine Kinder. Bruno lebte wie die Mauerschwalbe beschützt zusammen mit Bice, seinem Eheweib, die so zart war, daß er ihr Oval aufs beste zu den leidenden Blutzügen und den Engeln des Himmels verwenden konnte — aber auch so schwach, daß sie ihm niemals ein Kind gebären konnte. Seit längerem war nun auch ihr Geist schwach geworden in den zwei schallenden Kammern, in denen ihr so viel leere und einsame Zeit verging, eine Zeit nur von dreierlei Glockenklängen bezeichnet und begrenzt —, und die sie wegen ihrer Schwäche so selten verlassen konnte. Der Gatte aber in seiner bescheidenen Geschäftigkeit bemerkte ihren Zustand nicht.

Er bemerkte auch nur wenig von den, oft messerscharfen, Zwistigkeiten und Kämpfen der Stadt, von ihrem Fluch und ihrer wachsenden Unruhe, gerichtet vor allem gegen die nur noch ganz wenigen Reichen. Die Zerlumpten in den Straßen und die mit eingefallnen Schläfen noch um Christi willen Flehenden und die mit aufgeworfenen roten Lippen flehenden rothaarigen Dirnen blieben Bruno fremd wie die Gesellen mit dem eingefressenen Hunger in den Mundwinkeln der so alt wie sie selber war; er vernahm kaum von den Opfern der Pest und dem Veitsanz und auf dem Markt vernahm er nicht die zur Buße rufenden Prediger. Wenn er dort vorbeikam riefen junge Frauen vergebens „Bruno!“ Er verfolgte seinen Weg, bei seinen Geschäften bleibend, er sah nicht die Tauben auf Haupt und Busen der schönen Steinvenus nicken und nicht die rüdigen Hunde und Katzen, die den menschlichen Kot von den Stufen des Marmorbrunnens zwischen ihre Kiefern nahmen, gleich dem Kot ihres eignen Geschlechts, wegen der darin enthaltenen scharfen Säfte.

Bruno sah nicht den Fluß, wie er tags majestätisch durch die Stadt rollte bis zu den fernen Hügeln hin, eigelb strömend nach einem Regen oder traubenblau wenn die Hochsonne hineinschien; er sah nicht die Wäscher noch die Wollwäscher und die Schöpfer, nicht die bunten Färber und die schmutzigen Gärber an der Weißgärberlande, an den vom Flusse gespülten Stufen. Bruno bemerkte von der Zeit nur die Jahreszeiten, nicht so sehr weil sie gelben Krokus oder schwarze Wolken oder wilde Flocken brachten, als vielmehr, weil sie die verschiedenen Feste der unterschiedlichen Stadtkirchen mit sich führten — und von den Festen gewahrte er weniger ihren Prunk, und was sie an Anmut boten, als was an ihnen nützlich war und ihm einen Heiligen, oder auch zwei, eintrug. So beschränkte sich der Mann auf das Oval des genannten Frauengesichtes für seinen Tisch und seine vielfarbigen Tafeln, ohne jede weitere Beobachtung etwa der kleinen Falten um den Mund, und der Stimmung, die das graue Auge wechselnd annahm wie ein See bei verschiedener Witterung und je nach der Schwere, mit der die durchscheinende Wolke des Lides darüber hing. Von den Händen, und vor allem was sie hielten oder drehten oder nur immer öfter ermüdet niederlegten, wußte Bruno noch weniger. So war sein Leben träg wie ein gleichmäßiger, etwas zäher, doch satt gemischter Wachsfarbenauftrag aus seiner Hand; seine Farben und alle ihre Verwandtschaften und Kinder kannte Bruno genau, und nur hie und da wurde er aufmerksam, wenn ihm einmal ein Lagul ausfloß durch eine kleine Ungeschicklichkeit zufolge irgend einer zeitweiligen ebenso wenig gewahrten, mehr körperlichen als gemütlichen Unordnung in seinem Wesen. Hatte Bruno genügend gemalt, dann bemerkte er noch etwa eine gewisse Änderung in der von der Gattin besorgten Küche: wenn es frische blaue Feigen gab statt getrockneter, oder wenn er den grünen lenzlichen Blumenkohl statt des beständigen weißen sah. — Sah, jedoch nicht im Munde erwog, denn Brunos Geschmacks-

nerven waren noch viel unempfindlicher als seine Augen und Finger, und zur Völlerei wie vielleicht zu den andern Totsünden hatte Bruno geringe Neigung oder Veranlagung, oder alle diese waren so wenig sichtbar in ihm wie alles andere. Sogar die kleine läßliche Künstlereitelkeit, die ihn vor seinen Heiligen, zum Schluß, im Augenblick des Hineinmalens von Wänglein und süßen Lippen, überkam, und der ganze Handwerkerstolz des Herunterstreichens vom Halse bis hinunter zu den Schuhen, so daß alle Besteller regelmäßig zufrieden waren — auch diese spirituelle Berufskrankheit ergriff den Künstler ohne eigenes Zutun und mehr unvermerkt.

Bruno war nicht gewohnt, von Menschen angedet zu werden, die ihm nicht Zunftgenossen waren oder Auftraggeber oder seine etwaigen Gehilfen. Er erschrak daher geradezu, als ihm einst an hellem Tage auf der Treppe ein Alter „Gott zum Gruße“ bot, obwohl dieses Alten schönes Antlitz in nichts schrecklich war; auch seine Tracht war die übliche eines Kaufmanns, mit einer leichten Neigung zum Verjäherten, wie bei dem Alter häufig und beinah schicklich. In nichts war also dieser Greis außergewöhnlich, als vielleicht nur in seiner jugendlichen Stimme, die wie reines und tiefes Glockenerz so voll erklang, indem er jetzt ein wenig klagend, anhob: „Gott zum Gruß Meister, wißt ihr, wo Sankt . . . sein Grab hat in hiesigem Tempel, der Wollhändler Patron, denn danach dürstet mich. Ich bin auf weitem Gang begriffen zu seinen unverweslichen Knochen. So weit meine Reise noch sein muß, als noch manche Sünde mich drückt —“ und er drückte seine hohe Gestalt hinter dem Pfeiler; kaum hatte er die schüchterne Antwort empfangen, als er schon dem Aug entschwunden war. So überrascht war der verschlossene Bruno von dieser Ansprache auf seiner Treppe, daß er sich entfärbte. Bald aber entfiel ihm die Sache, — ganz eng kreisten die Ringe in seinem Herzen und seinem Kopfe, und was da etwa Ferneres

überstand, vermochten sie nicht zu fassen. Brunos Weib Mona Bice war noch kränker in diesen Tagen, und die heiligen Engel um den Thron Mariens für die Goldschmiede entstanden diesmal ohne ihr lebendes Modell.

Eines Tages, als Bruno wieder seine Treppe erstieg, umging ihn ein unbekannter, so süßer wie würziger Duft gleich dem Balsam einer Pflanze von moslemischen Feldern. Schon waren Wochen vergangen seit der Begegnung mit dem fremden Greise, da fiel es Bruno auf, daß sich das Auftauchen von Fremden wiederholte, und daß Mona Bice Besuche zu empfangen schien, die ihre Gesundheit erschöpften, soweit diese noch zu erschöpfen war. Sie beschäftigte sich in geradezu alberner Weise mit allen kaum erdenklichen fremden Angelegenheiten — und insbesondere Leiden — denen sie doch nicht im mindesten abhelfen konnte. Jünglinge, die irgendwo in der Ferne ermordet waren, Frauen, deren Name sogar Bruno fremd war, und die einer Krankheit oder Seuche zum Opfer fielen, Greisinnen und ausgesetzte Kinder wurden beklagt und lebten in Bices Hauch noch eine Weile lang. Fiel einmal in der Christenheit ein großes Unglück vor, ein Brand oder ein Erdbeben, so jammerte es vor Allen Mona Bice. Ihre Lippen ermüdeten nicht von den herben wie von den kleinlichsten Klagen, wie vormals nicht einmal von Gebeten; ihre Finger umfaßten nicht mehr die Spindel, sondern verschränkten sich stets betrübt in Erschlaffung: „Ouwê, mein Gott, wie doch die ärmsten Leute leiden müssen!“ — war ihr Morgen und ihr Vespergebet und Bruno wurde sehr ärgerlich dabei und erwog, daß er doch keine Mönchskutte angelegt hatte, vernahm er immer wieder diese ihm mißtönenden Horen. Doch einst erstaunte er, und doch nicht freudig, als er eine leibhaftige fremde Edeldame bei Bice umhergehend fand, in einem grünen Gewande mit Hermelinbesatz. Diese war freundlich, von mildester Rede, doch die Rechte stützte sich auf ein umso befremdlicheres nacktes Schwert. Befremdlich war auch die Ge-

löstheit des Goldhaars wider alle damalige Sitte, das sie von Bices zitternden Fingern lieblosen ließ. Und einen Goldring zeigte sie mit sichtlichem Stolz. Der Meister ging unbehaglich zu seinen Tafeln. Es geschah wider seinen Willen und ohne sein Wissen, daß sich das Haar einer heiligen Märtyrerin unter seinem Pinsel gleichfalls löste und abwärts von der großen Pomeranze des Heiligenscheins rotgolden starrte wie eine Flamme, und wie ein Helm und ein Harnisch.

So günstig war Bruno dieser Besuch, und doch befahl es ihn, daß hier ein Spuk die heilige Katharina geöffit haben müsse oder eine freche Fastnacht; beides aber war seinem Gemüt gleich unerträglich. Jedoch der Spuk schien wahrscheinlicher und wurde dem Armen ganz klar, als schon am nächsten Abend an Bices Türe ein Einhorn zu sehen war: ein scheues Gespenstertier, das bei Brunos Eintritt sogleich flüchtete. Als es sich aber wandte, da hielt er es beinahe für ein jammervolles, von einem Speer in die Stirn geschossenes Roß, mit dem abgebrochenen Schaft in der großen Wunde.

Verdrießlich wurde Bruno fortan bei der Arbeit, und um so verdrießlicher wurden ihm alle seine Gänge, als er jetzt nie mehr ganz sicher war, nicht fremden Ausgeburten zu begegnen, die er als geheimnisvolle unechte Dinge mit seinen Sinnen anfechten mußte. Was sollten auch wirklich alle diese Männer und Frauen oder gar Tiere, die er stumm anstarrte, ob es nun Tag oder Zwielicht war — die die Dämmerung um sich schlugen wie einen nachsichtigen Purpurmantel und in das Sonnenlicht tauchten wie in ein glänzendes Gewand? Bezaubert überholte er einst auf seinen Stufen einen geharnischten Reiter auf schwerem Gaul, der seine Hufe sicher auf diesem Gestein setzte. Ein roter Mantel und eine Lanze mit Fähnlein leuchtete vor des Fußgänger Blick, unter dem Mantel hervor über zwei Stufen floß Blut zu Bruno, der, an dem Ritter vorbei eilend, sein Weib oben wie leblos

am Boden liegend fand, und so ängstlich klopfend ihre Brust wie seine eigene. Aber keine Klage wurde diesmal vernehmlich, sie war stumm in des nachsichtigen Gatten Armen.

Immer mehr wurde es diesem zur Meinung, und bald überwältigte ihn das Elend, mit einer Verruchten verbunden zu sein durch das Sakrament, einem Geschöpf, das durch unbekannte Schuld in des Satans Garn gegangen war. Bruno eilte fort; sich einem Mönch, der sein Vertrauen besaß, einem Prior, der ihm einst einen Auftrag erteilt hatte, zu offenbaren. Da kehrte er um — ihm war der Gedanke gekommen, daß Bice verbrannt würde! Ihn dauerte das leidende Weib; etwas wie eine schwache Erinnerung an einstige Liebe meldete sich und sprach für sie in seinem verirrtten Herzen. Er verfiel auf den Ausweg sich zu verkleiden und in einer entfernten Kirche, wo er gewiß unbekannt war, in der Beichte sein Geheimnis abzuwälzen. Der Rat, der ihm zu Teil wurde, vergrößerte nur seine Angst, er lautete: Das Weib, daß nach seinem Bericht eine Hexe war, zu meiden, bis ihr verdienter Flammentod seine Ehe auflöse. — So schied sich Bruno, unvermittelt und ohne Aufklärung, eines Tages vom Tisch seines Weibes, so wie ihn ihr Leiden seit langem von ihrem Bett ferngehalten hatte. Aber, daß sie es wortlos ertrug, das machte ihm ihre Gestalt jetzt wieder rührend und fast rein. So versuchte er, von ihr selbst eine Auskunft über die Rätsel ihres Treibens zu verlangen, doch ganz vergeblich — ob sie nun nicht zu antworten vermochte oder ob sie ihre Stummheit einem fremden Wesen schuldig war. Das machte Bruno noch mehr bekümmert, er entsann sich ihrer Mutter und darnach seiner eigenen Mutter; und er besann sich, daß die eine vor zehen Jahren auf der Tochter Hochzeit so krank und so schwerfällig war, wie die andere gesund. Und doch konnte er auch diese eigene Mutter nicht mehr zu Rate ziehn, wie es sein Herz verlangte, auch diese war inzwischen verstorben.

Er versuchte, der Mutter Züge mit Röteln festzubannen, um mit ihnen eine heilige Nonne auszustatten. Doch scheiterte hieran seine einfache Kunst völlig. So verlor er jetzt wirklich alle Freude an seinem Malen, und er wiederholte eine früher geschaffne Gestalt unverändert, das Gesicht, wie es leider sein mußte, ohne Modell; und er fürchtet ernstlich, daß es mit seinem Können und seinem Verdienst derart zu Ende gehen würde. Aber irgend eine Fürsprache wirkte für ihn: die jüngste Gestalt auf seiner Tafel wurde schöner und nicht ärmlicher als die früheren, zärtlicher und freier; und ihre schmerzlichen Züge einer Blutzugin glichen zum ersten Male und so gewiß wider Willen des Meisters wie irgend eine Altarschändung — dem schmerzlichen, Schweres still duldenden Weibe, der seiner Liebe beraubten Bice.

* * *

Indessen war Meister Gianni verstorben, der berühmteste Maler der Stadt, und Brunos Ansehen war bereits so gestiegen, daß es jenem wohlwollenden Prior nicht schwer fiel, den „Stifter“ zu bewegen, ein von Gianni unvollendet gelaßnes Altarbild von Bruno vollenden zu lassen. Denn Gianni malte stets ohne Gehilfen und er hinterließ keine Söhne oder sonstigen Erben. Als Bruno, verschüchtert von diesem, allen seinen Mut übersteigenden Auftrag, aus seiner Türe trat, fand er vor sich die vielen Gestalten der Bice wieder, die sich seit einigen Wochen verloren hatten. Eine Jungfrau saß an die steile Wand der Treppe gelehnt, ihr Haar war bekränzt wie zu einem Feste, doch ihre Augen sahen unerklärlich traurig und wie verloren vor sich hin, als wäre das Fest unterbrochen, dessen Blumen sie noch trug. So blickte sie den Schlangengang hinunter, als erwarte sie von unten irgend einen Retter. Bruno fühlte in seiner Brust ein Klopfen, Geschichten der Knabenzeit drangen ihm in den Sinn. Es flutete und überdrang ihn mit übergewaltigen Wellen. Doch schwieg

er; schon war er in seiner Beklemmung am Fuße angelangt. Da schlug vor ihm eine Flamme aus tiefem Keller gewölb heraus; ein bläulicher Rauch verdickte sich zu einer gewundenen Säule wie von einer Heiligen Grabeskirche. Schleunigst eilte er aus dem Haus, doch kein Wort kam über seine Lippen.

Von diesem Tage an sah Bruno mit aller Überzeugung in seinem Weibe eine Zauberin, die mit der Hölle im Bunde stand, und er beschloß, sie zu erretten. Da sie jetzt sehr krank war und ihr Tod jeden Tag eintreten konnte, ersann er als ein kluger Mann ihr die doppelte Hilfe: Der Religion — das war, des ihm bekannten Dominikaner Priors, der gegen eine Schwerkranke die überflüssige Todesstrafe nicht anrufen, vielmehr seine Kräfte allein ihrer Bekehrung weihen würde — und die Hilfe eines Arztes, der ihr die zu diesem Werk vielleicht erforderliche Spanne irdischer Zeit verschaffen sollte. In all seiner Bestürzung zweifelte Bruno in seinem Innersten doch nicht einen Augenblick lang, daß Gott die Seele der traurigen Bice — der Bice, für die eine Stimme in ihm in Nachbarschaft der Gewissensstimme sprach — nicht verdammen, sondern ganz gewiß in sein lauterer himmlisches Reich aufnehmen werde, nachdem sie sich noch bekehrt und im Jenseits durch christliche Fürbitte aus der Pein befreit sei. Vorsichtig erzählte er dem alten Arzt, dessen Kunst er in der Stadt oft rühmen gehört, von dem rätselhaften Leiden, und er wählte gerade diesen als einen Juden, weil der von dem verdächtigen Fall keine kirchliche Anzeige erstatten würde. Nun lebhafter geworden, nachdem sein gefährliches Geheimnis erst einmal heraus war, versprach Bruno dem Arzt für den Fall, daß er Bice noch am Leben erhalten werde, zehn Goldgulden, seinen ganzen Lohn für die Vollendung von Giannis Meisterwerk; überzeugt, daß der ungläubige Meister der fremden Kunst nun, und in diesem Fall allein, sein Bestes tun werde. Als der Arzt Mona Bice zuerst gesehn hatte, ordnete er versuchs-

weise den Besuch anderer Frauen, und die Mahlzeiten von einem nahen Garkocher zu entnehmen an. Gegen das erste sträubte sich Bice, und die Frauen, die sich hier ebenso unerwünscht wie so recht ratlos sahen, blieben auch bald wieder aus. Die Mahlzeiten aber nahm Bice nicht ohne ein gewisses bescheidenbleibendes Wohlbehagen. Daß der Gatte jetzt um ihre Genesung sorgte, freute sie sichtlich, und für eine kurze Zeit erholte sie sich auch und verhielt sich fast gar nicht mehr auffällig. Eines Morgens aber verfiel sie in eine Art Krämpfe, wie es ihr noch nie geschehen war, und gelblicher Schaum trat vor ihren Mund. Der Arzt entfernte jetzt auch den Gatten von ihr, da seine Einfalt ihr zur Last zu fallen schien. Er selbst schloß sich häufig mit ihr in die Kammer ein, und ein erschütterndes Geschrei drang mitunter von dort in Brunos Ohren und machte ihn schauern bis in seine Knochen. Es war die Zeit wo — dem Arzt unbekannt so wie dieser wiederum dem geistlichen Helfer verheimlicht wurde — der Prior die arme Seele von dem Satan zu lösen suchte — wo er in die Hilfloze und Zarte drang, mit geistlichen und auch mit leiblichen Mitteln, um eine aufrichtige Beichte in einem völligen Geständnis zu erlangen — und er doch nichts vernahm, als daß Bice, kinderlos, ihre Gedanken zuerst auf fremde Kinder, danach auf Frauen und Männer (darunter auch einige Heilige) gerichtet hatte. Und daß diese alle mitunter bei ihr erschienen waren, sie ihre Besuche ohne Widerspruch angenommen, aber durch keinerlei heimliche Künste jemals erzwungen hatte. Sie betete täglich, und hatte darin niemals ausgesetzt oder nur nachgelassen, die Messe hörte sie seit einiger Zeit nicht mehr, da sie auf dem Heimweg die zahllosen Stufen nicht mehr ersteigen konnte. Auf den Satan oder irgend einen bösen Dämon hatte sie ihre Gedanken niemals gerichtet, von dem Ritus der Hexenküche wußte sie gar nichts, ebensowenig von irgendeiner Zauberei, nicht einmal das böse Auge war ihr bekannt. Sie war

bereit, die heilige Kommunion entgegenzunehmen und auch die letzte Ölung aus den Händen des Dominikaners, sobald es mit ihr soweit wäre, und sie fürchtete Gottes Strafen nicht. Das letzte Wort ließ sich der Prior genau erklären, da er es zuerst für einen Fingerzeig nahm, ihm die verborgne Verstocktheit eröffnend wie ein Teufelsmal. Bruno litt in der ganzen Zeit schwer, von Liebe, Entsetzen und einer betrüblichen Art von Hoffnung hin und her gerissen. Doch arbeitete er, so gut es ging, an den beiden von Meister Gianni hinterlassenen Tafeln. Bice büßte unterdessen, und wurde gepeinigt in der zugewiesenen Kammer und stöhnte oft, wenn sie, wie Bruno felsenfest glaubte, nun den bösen Lohn ihres Verkehrs mit den Dämonen erlitt. An ihre Tür war ein Wesen geschmiedet, mit feurigen Augen, die Bruno, dessen eigener Geist nun schon mitunter ins schwanken geriet, ganz deutlich aus dem Dunkel hervorstechen sah. Und noch, wenn er die Augen schloß, sah er die irisfarbenen Räder.

Traurig, wie nur je ein einsamer Unschuldiger in der Welt war, und seine Trauer stumm und um so lauter in sie hinaus klagend, schlich sich Bruno aus seiner von der Seelenpest ergriffenen Hausung. Er sah eine Stufe des Abgrunds. An ihrem obern Ende die durch unverstellbare teuflische Künste verführte Bice, das Unterste in dunkler Hölle, und auf und nieder an dieser ins Veruchte verkehrten Jakobsleiter wandelten die Dämonen, die Tiere, die (so hoch standen sie einst!) noch jetzt nach ihrem Fall eine jede Gestalt annehmen konnten gleich den echten Gottesengeln. Da erblickte Bruno — auf den eisernen Stab gelegt, der die Kellerstufen hinabführte — eine abgezehrte Hand. Ein Eisesschauer durchfuhr ihn, aber unmittelbar darauf statt alles natürlichen Abscheus und Grauens empfand er eine rätselhafte Anziehung und zugleich mit einem ganz tiefen Mitleid in seinem Innersten ein der Natur geradezu ins Gesicht schlagendes festes brüderliches Vertrauen. Die so starke,

arme Hand auf dem Geländer war für sich allein: ohne Arm, ohne jeden Körper, aus dem der Arm hervorgekommen wäre; und Bruno gehorchte und folgte den widerspruchsvollen Fingern. Es war ihm, als müßte er seinen eigenen vollständigen Leib der verwaisten und doch so starken Bittfleherin gewähren, so sehr fühlte er sich an Geheimnisvollem, die Hand mit seinen Sehnen, seinem Blut und Fleisch verbindenden Band gehalten, so väterlich fühlte er sich mit diesem neugebildeten Fleisch. Vergeblich wär ihm jetzt jede Warnung gekommen, wäre selbst ein Warner nah gewesen — und mit einem Mal fühlte sich Bruno auch mit Bice an Leib und Seele verbunden in einem gewährten Wunder der Zeugung; aber keinerlei dämonische Trübung empfand er dabei, so sehr er sie auch erwartete und nur die ganze Zeit eine heitere Seligkeit. In einem Augenblicke sah er und bückte er sich zu der Lilie, die er vor Wochen an diesem Ort verspürt und nicht erblickt hatte, obwohl er sie nachher der Jungfrau zu Füßen gemalt hatte, jetzt erkannte er auch den starken Duft von der Erde Aufgang her.

Die Hand glitt vor Bruno einher, immer entlang dem geschmiedeten Eisen. Und Bruno folgte ihr. Nicht leicht fiel ihm trotzdem der Gang, sondern gezogen von all seiner Erden Last und von seiner Seele Schwermut. So trug und hielt er seine Last abwärts auf der sich stets wendenden Straße. Düster war der Ort, in den hinein „nur der braune Abend“ schien. Denn der Berg lag der Sonne abgelegen. Ein mattschwarzer Stein lag überall verstreut, aus dem Berge gebrochen, der Brunos helleren Mantel schwärzte. Geschwärzte Gestalten luden gebückt fast zusammenbrechend den Stein auf die nackten Schultern. Nach Stunden — so schien es dem gequälten Reisenden — standen die Steine übereinander selbsttragend da als schwarze Säulen. Säulen ohne Dach und Gebälk und reihenweis. Der Weg war jetzt eben geworden aber durch den Schutt der Halde nicht weniger beschwerlich.

Nur die erseufzenden Häuer wurden leise vernehmlich, und mitunter von der Wand häßlich widerhallend ein stärkeres Wort, ein Zuruf, kurz wie ein Stockhieb, vom Rufer zum Berufenen. Hier grünte kein Gras mehr in dieser öden Schwärze. Dann verbanden sich miteinander fester die Steinsäulen und trugen runde Bogen. Man war ganz in der Tiefe angelangt; die Hand verschwand vor den Augen des Steigers, und Bruno ging mutvoll beherzt in das Innere hinein. Er kam in ein Gewölb, und es wimmelte von Asseln und Spinnen und gefährlichen Skorpionen. Er gelangte in ein zweites, hier schlichen Füchse, rissen sanfte blaue Kaninchen vor ihnen aus, huschten Dachse und schrieten platte Kröten qualvoll im Munde der spitzen Igel. Ein schwarzes, mit einem Lot gradegezogenes Rinnsal kam an den Fuß der Mauern heran, dumpf glucksend mit Fröschen und schwarzgelben Molchen, mit räuberischen blutmäuligen Ottern, häßlichen Bisamen und Bibern. Rot war das Wasser in dem nächsten Gewölb, daß ein kleines Becken umfaßte, von schönen rotgoldnen Karpfen, von silbernen Hechten und Barschen, denen Blut entströmte, denn sie fraßen ineinander; und in dem engen Becken schwammen noch feuerrote Krebse, in deren Zangen sich die friedlichen der Fische wanden. Als Bruno die großen, unwissenden Augen der gequälten Schwimmer sah, wie sie glotzten und zuletzt starrten, umschlich ihn eigene Trübe. Doch war sein Elendsgang hier zu Ende. Und als er die nächste Tür bange aufklinkte, stand Bruno plötzlich in einer hohen, mehrschiffigen Kirche, so daß er aufatmete — aber nicht auf lange.

Denn in dem gleichen Augenblicke sah er, daß die Kirche ganz aus dem düstern schwarzen Gestein aufgebaut war; das Wasser sinterte von ihrer Decke überall auf den Boden in die schwarzen Lachen, und schwarzes Wasser trat ebenso aus ihren bröckligen Pfeilern. Bahrtücher wehten dort, wo sonst die Altäre leuchten; vielleicht daß sie das Allerheiligste vor dem Blick verdecken mußten.

In allen Schiffen aber standen an Stelle der sonstigen Bänke und Stühle schwarze Tragbahren, auf denen Männer und Frauen lagen, und bei jeglichem, an dem Bruno jetzt mitleidig und hilfsbereit herantrat, erkannte er ein bleiches unheilbar verfallenes Gesicht. Die Kirche erschallte von Gestöhn wie sonst von Lobchören, aber kein Meßglöcklein sproß aus der qualvollen Wüste und kein Zügelglöcklein. Es war wie beim strengsten Interdikt. Statt der Priester und der Ärzte huschten groteske Dämonen mit Folterwerkzeugen um die Betten, und die Raubtiere der vorigen Kammern zusammen mit schauerlichen großen Raubvögeln fraßen an den Eingeweiden und Gliedern der Kranken, von deren giftigen Blut ihre Gebisse und Schnäbel troffen. Bruno trat vor das arme Lager eines Alten, dem ein Dämon auf den entblößten Bauch schlug, indessen ein roter Krebs mit seinen Scheren an seinem Halse saß, und ihm Atem und Nahrung mit dieser Zange anhielt, so daß der Greis angstvoll rang und aufschrie. Da schrie auch Bruno auf, der bis dahin vor Entsetzen stumm gewesen war, und er warf sich auf den tückischen Räuber, um ihn von seinem Opfer los zu reißen, und auf das Opfer fielen Brunos Tränen. Seine Hand hob sich, märchenhaft kühn geworden, zu dem Bahrtuch zu des Kranken Häupten; er riß daran, Gott und seinen Heiligen um Gnade anzuflehn für seinen armen Bruder, und ein Apostel, die Siechen heilend mit seinem Schatten, enthüllte sich. Bruno kniete nieder und betete, alles was sein Herz ihm hier eingab und vorzusagen wußte. Formeln und Litaneien und Stoßseufzer durcheinander . . . Als er sein Flehn beendet hatte, war die unterweltliche Kirche verschwunden mit aller ihrer Pein, und Bruno stand wieder am Eingang des eigenen Kellergewölbes, am Fuß der Treppe in dem von ihm bewohnten riesenhaften Hause. Keine der Entsetzensgestalten begegnete ihm hier und alle Besucher blieben künftig fort. Bruno erstieg seine Kammer, und nachdem er sich in einem Vaterunser gesammelt hatte,

begann er das Hauptbild des bestellten Altars, den heiligen Apostel malend, so wie er ihn in der grauenvollen Nacht der Unterkirche erblickt hatte. Und so wahrhaftig malte er den Heiligen, mit einer solchen Kraft und Aehnlichkeit der Natur, daß das Bild selbst bald wundertätig die Kranken heilte, die man auf ihren Betten in den Schatten des Altars gestellt hatte. Und alle Einwohner „der Guoten“ verehrten es künftig als eine große Gabe. Auf den Rahmen des Bildes aber malte Bruno noch viele seltsame Dinge, wie sie vor seiner Erinnerung standen: Erschlagene auf fernem Feld und blutige Ritter und wehe Tiere, ein Einhorn mit einer Lanze in seiner Stirn und eine bekränzte Sirene und viele Genien und Kinder. Ganz unten in die Ecke des Rahmens in seinen letzten Kreis malte er den Kranken mit der großen Wunde am Hals. Da er ihn aber erbarmte, malte er ihn statt auf die Bahre in sein eigenes breites Ehebett aus schöner Eiche, in dem Bice so lange schon ohne den Gatten an ihrer Seite schlief. Ganz zuletzt, als er mit dem Ehebett fertig war, malte er noch die rote Decke, die ihm Bice mitgebracht. Er malte sie so zärtlichen Sinnes, und wollte von ihr so wenig eine Handbreite oder eine Falte missen, daß nur der Kopf und der arme Hals des Unheilbaren aus ihr hervorsah.

Als er die Decke zu Ende gemalt hatte, erinnerte er sich an Bice, was er den ganzen Tag nicht geradezu getan hatte. Er öffnete ihre Türe, durch die am Morgen der Arzt und nach ihm der Prior eingetreten waren. Bice lag in dem breiten eichenem Ehebett unter der roten Hochzeitsdecke, schön und sanft wie als Braut, aber tot. Sie mußte schon am frühen Morgen verschieden sein. Neben der Leiche lag — verlegen lächelnd wie ein überreich beschenkter Bettler, — der unheilbare Greis aus der Unterkirche und aus Brunos Bilde; die Decke war über seine ganze ausgemergelte Brust gebreitet und der Hals war zerrissen. Das ganze Gemach, die Abendsonne, die

Decke, auch die vielen Lachen am Boden leuchteten blutrot. Bruno nahte sich dem Alten und wusch ihm sorgsam die furchtbare Wunde, er verband sie mit den Linnen der Toten und band alles weich mit einem Haarsträhn den er ihr abschnitt. Der Alte sah ihn glühend an, er öffnete den Mund nicht, kaum daß er unter dem Werke stöhnte. Dann, nachdem er ihn also versorgt hatte und schön gemacht, hob ihn Bruno aus dem Bett in einen Stuhl und besorgte Bices Begräbnis. Dann gab er dem Arzt zehn Goldgulden, obwohl er Bice nicht hatte am Leben erhalten können. Dafür übertrug ihm Bruno die Sorge um ein sanftes Entschlummern des geheimnisvollen Unheilbaren. Er beichtete alles Erlebte bei dem Prior und der Prior sah ein, daß er sich in Bices Seele geirrt hatte und er verspürte eine bedeutende Neigung, den Spieß nun umzukehren und aus der sanften Bice eine große Heilige zu machen. Zum Glück konnte das nicht so ohne weiteres durch sein Kloster oder seinen Orden, sondern nur allein durch die römische Kurie in einem Verfahren geschehn, und der Meister Bruno hatte keinen Goldgulden mehr für ihre Seele übrig. Er versorgte indessen den Greis, verband ihn täglich und trug ihn ans Fenster, und er flößte ihm die Nahrung ein, solange er solche noch zu sich nehmen konnte. Es währte nicht zu lange. Und als der Alte eines Tages aus längerem Hindämmern nochmals erwachte und die Auflösung unmittelbar erblickte, hob er seine Hand — in der Bruno von Anfang die abgezehrte Hand erkannt hatte, durch die Bice ums Leben gekommen und er in die Leidenskirche geführt war — und indem er seinem Pfleger diese Hand hinhielt, lispelte der Erlöste zu ihm, immer neu seine letzten Kräfte zusammenfassend:

„Mein teurer junger Meister, durch die große Liebe Eurer unvergeßlichen Gattin, durch ihre guten Werke und eure Fürbitte bin ich aus der fressenden Pein befreit — aus dem geistlichen Krebs in diesem leiblichen, den

Nächstenliebe lindert und von dem der Tod erlöst. Wie ein Vater habt ihr bei eurer Jugend mich Siechen aufgenommen. Ich dank euch, Bruno. Und so gewiß eure gute Gemahlin jetzt die himmlischen Freuden genießt, so gewiß werdet ihr schon hinieden den wohlerworbenen Ruf eurer Kunst genießen (verschmäht diese geringe Kunde nicht!). Nach meinem Ruf aber, den ich hinterlassen habe, fragt nicht in diesem Hause! — ich hab ihn getilgt. Und was euch bisher noch gefehlt hat: in Zukunft werdet ihr nicht mehr unwissend vor der fremden Kreatur stehn.

Meinen Schmerzen ist heut ihr Ziel gesetzt, ich bin erlöst: eben an der Stufe dieser Treppe steht mit den jungen Cherubim die Selige, meine geistige Mutter. Preiset Gott mit mir: morgen früh werd ich auf ihrem Schoß als ein Kind lallen. Doch indem ihr der Frucht gedenkt wie ein geistlicher Vater, vergeßt nicht neben der Seelenmesse den Leib Messer Nannos des Kaufmanns nochmals beizusetzen. Sein Enkel wohnt in der gasse, er wird euch eure zehn Gulden erstatten und euch weitere geben, wenn ihr die Kapelle des heiligen Patrons mit einem Gemälde zu Nannos Gedächtnis begaben wollt.

Ich sehe ihn, teurer Sohn, der da kommt und mir die Zunge löst. Es ist der Tod. Er schließt mir die häßliche Wunde in meinem Halse. Nicht länger muß mein Leib sich auf diesen Stufen schleppen, nicht länger meine Hand nach dem Arm suchen, der sie da geleitet. Süßes Licht dringe in eure Werkstatt, teurer Bruno, in seligem Glanz möget Ihr künftig die heiligen Männer und Frauen schauen. Und merkt noch: der heilige Apostel, den Ihr gemalt, wird viel Kranke der „Guoten“ heilen. Der letzte Geheilte wird Bruno, eures Sprossen Urenkel, sein, aus dem Blute eures zweiten Weibes. Dies sag' ich euch, teurer Bruno. In meinen Worten liegt die Wahrheit des Abgeschiedenen.“

Und kurz nachdem er also gestöhnt, streckte sich Messer Nanno, der alte Kaufmann, in Brunos Armen und zerfiel. Kaum, daß von ihm ein Rest blieb, der in der genannten Kapelle in einer Urne bestattet werden konnte. Bruno aber nahm lange Zeit danach ein Weib, und da er älter wurde, wurde seine dunklere Hautfarbe für verbrannt angesehen von dem Fegefeuer, in dem er einige Stunden seines Lebens verbracht hatte.

AUS EICHENDORFFS STUDENTENTAGEBUCH IN HALLE *

Es sind die unruhigen Jahre 1805, 1806. Für seine Dichtentwicklung nicht von so tiefer Bedeutung wie die folgenden, literaturgeschichtlich bekannten, an der Heidelberger Hochschule verbrachten, aber getränkt von lebensstärkendem Jugendübermut; die Erfüllung ersten Freiheitsdranges, Stillung neuer Genußgier. Die munteren Töne der Aufzeichnungen, die bei aller Frische ein wenig nüchtern, ein wenig sachlich sind, wie fast alle nicht-dichterischen Äußerungen Eichendorffs, bilden einen wunderlichen Kontrast zu der geniezeitlichen Schwärmerei und der klassizistischen Würde und Schwere gleichzeitiger spärlich überlieferter (oder spärlich hervorgebrachter) Verse, zu der melodischen Weichheit, der Buntheit folgender Romantik.

Aus dem Gewirr kleiner Erlebnisse, Berichten über Ausfahrt, Vergnügen, Kunstgenuß, ragt Leipzig mit Iffland hervor; Lauchstädt mit seinen Theateraufführungen: Mittelpunkt, Attraktion, Gegenstand der Neugierde und Verehrung — Goethe, der aus dieser seiner damaligen Sommerresidenz nach Halle herüberzukommen pflegte, Vorlesungen, einmal einer Prorektorswahl beiwohnend. Bei Gelegenheit einer späteren studentischen Feier ist der junge Goethe erwähnt „der Sohn des Ministers von Goethe; in grüner polnischer Jacke mit Quasten, nicht groß, jung und zart und — geschminkt“. Noch zahlreiche andere bekannte Erscheinungen, kleinere Gottheiten auf Kunst und Theatergebiet sind in diesen Memoiren festgehalten.

Kulturgeschichtlich anziehend sind die Schilderungen studentischen Lebens, das den Neuankömmling befremdet, verblüfft, allmählich in seine Kreise zieht, jener Sitten und Einrichtungen, die, in unseren Tagen abwelkend, damals noch ohne den geistigen Inhalt waren, der ihnen um ein Jahrzehnt später Lebenssinn gab.

Hilda Schulhof

* S. Sämtliche Werke des Freiherrn Joseph von Eichendorff. Historisch-kritisierte Ausgabe, herausgegeben von Wilhelm Kosch und August Sauer. 11. Band: Tagebücher.

(April 1805.)

30. . . Nun ging es also ohne weitere Station unserm künftigen Bestimmungsorte zu. Schon auf der Hälfte des Weges hatten wir in einem Wirtshause, wo wir ein wenig ausstiegen, Gelegenheit, den Respekt der Haller Bürger (Philister) vor einem Burschen kennen zu lernen. Ein Haller Uhrmacher nämlich, der sich auch daselbst befand, beneventierte uns, sobald er erfuhr, wer wir sind, aufs geschmeidigste, und wagte es nicht wieder den Hut aufzusetzen. Bald darauf erblickten wir endlich mit pochendem Herzen die Türme von Halle, und mehrere Burschen, welche zu Pferde in Stürmern und Kanonen bei uns vorbeisprenkten, erinnerten uns, daß wir uns einer anderen fremden Welt näherten. Gegen vier Uhr erreichten wir Halle und bezogen alsobald die Residenz, wo uns H. Ronge zwei Stiegen hoch, zwei Stuben auf ein halbes Jahr gemietet hatte.

Der seltsame Eindruck, den die Furchtsamkeit der Bürger und Offiziere, die schon von weitem vom breiten Steine weichen, die Höflichkeit der Professoren und das Prosit und überhauptige Betragen der Studenten, die bald, die Beine auf die Gasse heraushängend, in den Fenstern saßen und brüllten, bald in Stürmern, Kanonen, Helmen, Uniformen, Pumphosen usw. bei mir vorbeidonnerten, ferner das Geklirre der Rapiere auf den Straßen u. dgl. auf mich machten, läßt sich nicht beschreiben. Auch konnten wir uns lange nicht gewöhnen, vor Bekannten nicht den Hut abzunehmen.

(Mai 1805.)

15. Unternahmen wir eine kleine Spazierreise nach Merseburg . . . von Halle, nach zwölf Uhr zu Mittag. Ich, Wilhelm, Machwitz und Fritsch der Dünne ritten, Wilhelm in seinen Kanonen und Pfundsporen, Machwitz und Fritsch in Helmen und völligen Burschenwicks . . . Auf dem Wege hatten wir viel Spaß mit einem Offizier, den wir im Carriere überritten, und kamen endlich gegen zwei Uhr in Merseburg an. Hier labten wir uns mit Schokolade und Kuchen, und besuchten dann die hiesige uralte Kirche, wo wir uns die Kanzel, worauf Dr. Luther predigte, Luthers Meßgewand, das ihm sein Kätchen gestickt hat, Kaiser Heinrichs Grabmal und Prachtornat, den Mantel der heiligen Kunigunde, und ein uraltes katholisches Altar usw. ansahen. Darauf begaben wir uns ins Theater, welches mitten in einem schönen Parke liegt.

Auch hier hatten wir Gelegenheit, den Respekt zu bemerken, den man vor Haller Studenten hat. Wir sahen uns nämlich ungehindert im Theater die Garderobe und die Bühne selbst an. Nach geendigtem Stücke aber rufen wir, ohngeachtet des elenden Spieles, einen Acteur heraus und machten uns endlich gegen halbneun wieder auf den Rückweg nach Halle.

(Juni 1805.)

28. Da wir gehört hatten, daß Iffland den 28. dieses in Leipzig den Franz Moor in den Räufern spielen werde, so entschlossen wir beide, H. Kabath, Sauer und Fritsch der Dicke, uns, eine kleine Spazierreise zu Fuß bis Leipzig (5 Meilen von Halle) zu machen. . . . Nach 2 Uhren waren wir endlich . . . ermüdet in Leipzig angekommen, und im goldenen Horne, dem gewöhnlichen Gasthose der Haller Studenten, eingekehrt. Da aber die heute erwarteten Räufer erst morgen gespielt werden sollten, so entschlossen wir uns, morgen noch in Leipzig zu bleiben. Darauf begaben wir uns alle insgesamt ins Theater, wo uns das unübertreffliche Spiel Ifflands einen unaussprechlichen Genuß verschaffte.

29. Kamen weitere 3 Haller Bursche in Stürmern, Helmen, Uniformen und Kanonen zu Pferde hier an und quartierten sich in der Stube neben uns ein. Um 10 Uhr (früh) besuchten wir auch ein Kollegium beim Prof. Plattner, dessen phantastischer gemeiner Vortrag und grobe Ausfälle uns gewaltig Langeweile machten. Auch hatten wir hier Gelegenheit, die Armseligkeit der hiesigen Studenten zu bedauern, deren akademische Freiheit, ungedenk ihrer eigenen Kraft in dem Meere von Schwengeln und anderen Philistern versinkt. Abends wohnten wir endlich der Vorstellung der Räufer bei, wo die 3 oben erwähnten Hallenser in den Logen herumparadierten. Auch heute ergriff und rührte uns Ifflands fürchterliches, erschütterndes Spiel als Franz Moor ebenso sehr, als uns sein gestriges komisches, leichtes Spiel unterhalten hatte.

(Juli 1805.)

8. Hielt der berühmte Doktor Gall hier seine erste Vorlesung über die Schädellehre in dem großen Saale im Kronprinzen. Auch wir beide hatten uns ein Entreebillet, welches 1 Louisd'or kostete, gekauft. Das Publikum, welches über die Hälfte aus Studenten bestand, war sehr zahlreich. Was uns aber fast mehr als die Schädellehre interessierte, war, daß wir hier nicht nur alle unsere berühmten Professoren, die fast in Summa gegenwärtig waren,

sondern auch den unsterblichen Goethe kennen lernten. Se. Exellenz, der Hofrat v. Goethe, welcher diesen Sommer das Bad in Lauchstädt genoß, logierte nämlich, solange die Vorlesungen des Galls währten, hier beim Prof. Wolf und besuchte täglich das Schädelkollegium, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden, die Physiognomie dieses großen Mannes und die Art seines Umganges, die wir jedesmal nach geendigter Vorlesung auch beobachten konnten, unserer Seele einzuprägen. Auch Berluchen und den Kapellmeister Reichhardt lernten wir hier kennen.

(August 1805.)

3. Bald nach unserer Ankunft in Lauchstädt begaben wir uns ins Theater, welches klein aber geschmackvoll gebaut ist, und wo eben Götz von Berlichingen, von Goethe, gegeben wurde, das auch eigentlich die Veranlassung unseres heutigen Hierseins war. Bald anfangs, da die Vorstellung nicht sogleich anfangen wollte, machten die Studenten, von denen das Theater wimmelte, mit ihren Kanonen und Pfundsporen einen so unbändigen Lärm, daß man sich die Ohren zuhalten mußte. Um desto mehr aber erfreute uns das vortreffliche Trauerspiel und die nicht minder gute Darstellung der Schauspieler, die sich alle in Weimar unter den Augen eines Goethe und Schiller gebildet haben. Se. Exellenz, der Geheime Rat von Goethe, saß selbst mit seiner Demois. Vulpius in der Loge und blickte so herab auf das Entzücken, welches das Kind seines Geistes rings verbreitete. Nach der Comedie, die sehr spät aus wurde, besahen wir uns noch den Saal, wo die Lauchstädter Badeherrschaften ihre Bälle halten, auf denen die hiesigen Studenten ebenfalls die Hauptrolle spielen und bei den Leipziger Damen nicht wenig Glück machen. Darauf ritten wir zurück und kamen endlich, um 12 Uhr in der Nacht, nachdem wir noch in Schlettau gekneipt hatten, wieder in Halle an, wo wir uns noch beim Zuckerbäcker, den wir erst aufbollern mußten, gütlich taten.

(Juli 1806.)

12. Wurde dem Herrn Professor Maaß, der diesmal Prorektor blieb, und Schmaltzen ein feierliches Vivat gebracht, wobei Zug usw. ganz so war, wie bei der vorjährigen Prorektorswahl, nur mit dem Unterschiede, daß diesmal die Schlesier in neuen roten Collets, mit schwarzen Kragen, Rabatten und Aufschlägen mit Gold gestickt, Westphalen in weißen Collets, dunkelgrün mit Silber erschienen. Die Schlesier übertrafen alle Landsmannschaften an Pracht und

Glanz. — Aus des Prorektors Hause die Schauspielerin Brandt und Goethes Vulpius herausguckend . . . Der große Studentenkreis über den ganzen Markt, der innere bunte Kreis der Burschen in Wichs, ihr Blitzen und Zusammenschlagen der Hieber, die wankenden Federn, das einstimmige Vivat, Trompeten und Pauken, der akademischen Freiheit gebracht, das alte Lied: „Ein freies Leben führen wir“ usw. mit Musikbegleitung von vielleicht mehr als 6—700 Studenten auf offenem Markte gesungen, machte einen fürchterlich schönen Eindruck. Darauf wurde die Nacht hindurch wie gewöhnlich auf dem Ratskeller in Wein kommerschiert, wobei auch der Schauspieler Untzelmann aus Weimar und der Sohn des Ministers von Goethe tapfer mittranken.

Hans H. Busse:

GEDICHTE

Die von Tag und Tat Befreiten
Hält die trübe Dämmerung nicht.
Die das Tor der Nacht durchschreiten,
Hüllt ein nie geahntes Licht.

Weißer Leuchte der Vollendung
Strömt durch purpurblaue Nacht
Und empfängt, die ihrer Sendung
Blutgetränktes Werk vollbracht.

*

Wieder reicht die stumme Mitternacht
Wachen Herzen ihre Silberschale
Und es strömt der Strahlen weißer Wein; —
Sterne müssen heiße Reben sein!
Alle Träume sind zum Tanz erwacht
Und die Sehnsucht blüht im blauen Saale.

Fließt und steigt und sinkt ein süßer Duft,
Hebt ein Singen an in hoher Luft,
Tönend schwingt der Strahlen bleicher Schein; —
Sterne müssen reiche Harfen sein!
Mitternacht spielt auf den Silbersaiten,
Tanz der Träume schwebt durch blaue Weiten.

*

Schwellender Fluten weiße Gewinde
Fliegen zum Strand und begrenzen die Küste;
Sprühende Wogen jauchzen und drängen
Gegen der Felsen umbrandete Brüste.

Und durch das Brausen der Wasser und Lüfte
Gellt es aus heiserer Vogelkehle;
Stoßender Sturm und blitzende Helle
Wiegen des Meeres silberne Seele.

Kasimir Edschmid:

SÄRÖ

Es ist der dreiundzwanzigste April, St. Georgstag. Gunnaris sagt, heut stellten in Nyland und in Karelen bis gegen die Grenze nach Petersburg hin die Frommen Milch unter die heiligen Bäume und speisten Kuhzungen mit geschenktem Mehl in den Ställen. Es schlägt Acht von der Höhe Lidingös. Gegenüber der ersten Stockholmer Schäre gehen wir an Bord. Sirola und Vehkamäki rudern von der anderen Fjordseite herüber. Wir gingen hundemüde gleich in die Kabinen, es ward sehr dunkel.

Ich kann nicht schlafen, horche auf das Flauschen der großen Segel und bin voll Unruhe, aber ich begreife nicht, was mich durchzieht. Nach rückwärts ist alles klar, nach dem Zukünftigen der Weg gerichtet. Ich habe vier Wochen Zeit, bis ich mit abgelaufenem Paß nach dem Balkan muß. Was kann es mir nützen, daß ich es überlege? Ich habe auf der Brust einen Brief meines Bruders, der mir eine Dankesschuld aufträgt und der durch viele Zensurstationen mich nach zwei Jahren in Schweden erreicht hat; ich habe eine Mission in meinem Beruf noch und liebe Siv. Ich habe vier Wochen Zeit, bin in Eile und mache doch unbedenklich diese riskante Exkursion. Ich weiß also genau, was ich will, wie ich immer es wußte. In der Pupille dem Spiegel gegenüber ist kein Nachlassen der Energie, nur hin und wieder scheint heut zum ersten Mal hinter dem hellen und herausfordernden Ton der Netzhaut ein tiefer im Silber des Glases liegendes Gesicht heraufzutauchen. Doch sehe ich hart danach,

bleicht es erschrocken zurück. Es gibt nichts, was mich verwirren könnte im Umkreis, Gefahr erschreckt mich nicht, ich höre auf zu denken und spüre, wie es irgendwo in mir bebt. Ich laufe auf und ab. Es ist heiß, ich gehe im Schlafanzug hinauf, höre die Matrosen, die an ihre Weiber denken, summen. Der Seewind machte müde, ich schlief am Geländer, bis die Möven kamen. Sirola stand schon vorne und fütterte sie und lachte, wenn sie, sausend herabgeschossen, vor ihm mit nach oben gestreckten Beinen erschreckt und gierig am selben Fleck flatterten.

Abends sahen wir Leuchtfeuer über der Ostsee und kreuzten, hörten ein Motorboot einmal, glitten durch ein Gitter von Scheinwerfern, die uns nicht ganz erreichten und kamen südlich von Abo auf das finnländische Ufer. Das Schiff fuhr nach Helsingfors weiter. An der St. Heinrichsquelle trafen wir Svinhufvund. Er nahm die drei anderen Finnen gleich bei Seite, Gunnaris winkte mir entschuldigend mit den Augen, ich blieb eine Weile allein. Mittags erst erfuhr ich, daß deutsche Bataillone in Hangö und Lovisa gelandet seien, Helsingfors genommen, und die Arbeitertruppen in Haufen erschossen hätten.

Sirola zog einen Kreis mit dem Finger.

Die Roten waren zwischen der Linie des General Mannerheim mit der weißen Garde zwischen dem bottenischen Meerbusen über Tammerfors bis zum Ladogasee und den Deutschen im Süden eingeklemmt und gegen Rußland zu im Sack. Svinhufvund erklärte, die Luft sei rein und unschwedisch, wir bummelten in Abo, saßen im Café. Plötzlich wandte sich Gunnaris um, zog uns mit ins Innere und durch den Garten heraus. Durch die Mauer an der Ecke sahen wir schwedische bürgerliche Freischärler mit den Schafpelzuniformen in das Lokal stürzen. Wir verbargen uns. Abends ritten wir, da die Finnen auf jeden Fall in Verbindung mit Tokoi und

Haapalainen kommen wollten und ich ihnen ein Papier mitgeben wollte, strammen Schritt südlich gegen die russische Grenze zu. Die Finnen hatten viel Ernst in ihren unbekümmerten Gesichtern. Die Gäule waren böse, aber wir kamen bis zu dem Gut Mommila, wo wir am Vorwerk abschnallten, im Heuhaufen etwas ruhten, und in der Dunkelheit noch weiterritten.

Gegen Morgen sahen wir die Pörtten eines Dorfes. Sirola rührte an den Donnerkeil über dem Eingang und stieß mit dem Absatz die Tür auf. Dreckige Leute lagen über den Boden hin. Die Wände schwarz vor Rauch. Ein schwitzender Finne rieb sich die Augen, und als er sah, daß wir den Keil berührten, stand er, einladend, auf. Sie plauschten mit ihm, hielten die Finger auf den Mund und nickten ihm zu. Er bejahte und bürgte mit einer Bewegung für die andern. Wir hielten uns, da die schwedischen Freischärler Gunnaris erkannt hatten, versteckt, denn wir waren ohne Zweifel signalisiert. Unser Aufenthaltsraum in der Hütte war abgesperrt, es stank entsetzlich. Mittags kamen mit Gebrüll Wagen und Reiter, schriegen: „langen Hanf, langen Flachs“. Wir sahen durch einen Schlitz der Hütte.

Sie packten aus, hatten Schellen und tanzten und machten Ringelspiele aus Freude, daß die Roten zurückgeschlagen und in den Mausfallen abgeschossen wurden. Sie trugen, da es fast Mai, Pluderhosen, keine Röcke mehr und Strümpfe über den Schuhen.

Mit der Dämmerung rückten wir ab, trotteten in der Dunkelheit wieder hinter Svinhufvund, um Mitternacht nahm uns ein Wagen auf, der aus einem Waldpark herauspiffen wurde. Wir kamen bis zu einem großen Gehöft. Der Besitzer streichelte den Menschenknochen an unserem Bock. Wir kamen in die Badestube, die aus Ziegelsteinen erhitzt wurde, man sperrte uns wieder ab, ich konnte nur kurz in der Hitze bleiben, im Nebenraum waren die Weiber nackt, die zwei Männer in Hemden. Wir fuhren im Auto weiter.

Am Kymmenefluß, nun auf den Spuren der beiden Armeen, sahen wir Hinrichtung und Brand überall. Hinter Wiborg hatten wir den Bogen um die beiden irregulären Fronten durchfahren, kamen zweimal in versprengte Rotten der Roten. Die Finnen orientierten sich, sprachen mit den Führern, wir fuhren auch bei Tag. Das Kreideland dehnte sich in Fichtenschonungen. In der Nähe einer der letzten Biegungen hielten wir und gingen, geführt von dem Lehrer Hannes Uksila, über eine Sumpfwiese, auf der einige Weiber heuten.

Andere hingen Vogelsprenkel auf. Aus dem Gebüsch trat ein Lachshändler, der auch Felle führte. Uksila rief ihn an, er schielte und knurrte. „Beim Wort den Mann, am Horn den Ochsen“, schrie Gunnaris, der als Nordländer die feigen und erbärmlichen Tavastaländer des Südens verachtete und schlug ihm den Hut vom Kopf.

Die Perücke fiel mit, es stand ein Nordländer mit gelblichen Haaren vor uns, und die Heuerinnen und Vogelfänger hatten Gewehre auf uns gerichtet. Vehkamäki und Sirola hatten seine Hände gefaßt und schüttelten sie mit einem Singsang des Vergnügens hin und her. Es war Oskari Tokoi, der, früher Arbeiter in Amerika, den Frontabschnitt der roten Truppen befehligt hatte. Sie traten bei Seite, ich gab Gunnaris alle Papiere, die ich bei mir trug, auch die meinen. Nachts ging Tokoi auf russische Erde über die Grenze. Wir aßen Speck, Erbsen und Aal in Essig, fuhren bis Lill Ablorfors, wurden an einer Wegscheide umringt und verhaftet. Die Finnen Sirola, Gunnaris, Vehkamäki hatten keine Papiere, ich setzte durch meine sehr guten deutschen durch, daß der Bürgeroffizier uns in das Hauptquartier des General Mannerheim fuhr. Er schlief, als wir ankamen. Posten mit Gewehren waren in unserem Zimmer. Die Finnen schwiegen, es war mathematisch ausgemacht, was sie protokollieren lassen würden, falsche Namen, falsche Route, den Zweck.

In der Nacht wurde ich siebenundzwanzig Jahre, und jene Unruhe, die ich auf dem Schiff zuerst gespürt, stieg unbegreiflich. Ich war gewohnt, mir über jeden Zustand Klarheit zu verschaffen, ich versuchte auf und abzugehen, überlegte, schied aus, übergang die Situation haarscharf. Aber meine Lage wiederum störte mich gar nicht und es war nichts aus dem Augenblick heraus Gewordenes, was mich an die Ränder eines unbekanntes Bezirkes anstieß. Es kam wie von einer fernen, uneinziehbaren schicksalhaften Beziehung, die stärker wurde und reifte, ohne daß ich auch nur einen Hauch zu fassen vermochte.

Was machte mir der Augenblick . . . Dieser General, der in Oesterböthen die Gegenrevolution gesammelt, die Bourgeoisie eingekleidet, der nach Wasa geflohenen Senatorenregierung den krummen Rücken gestählt und das Proletariat mit Hilfe deutscher Truppen aufgerieben hatte, war er nicht machtlos, ein Sklave des Kaiserreichs mußte sich beugen vor meinem Passepartout der Stockholmer Gesandtschaft . . . Dies alles reizte mich nur, ich war gespannt, ihn zu sehen, das Lauern seiner Augenbrauen, das wölfische Nagen der Zähne, die übermenschlich lange, dürre, vorgebeugte Figur. Ich ging darüber weg. Ich dachte an Siv und spürte ein glückliches Ziehen meines Blutes. Auch das konnte es nicht sein. Aber es stieg in der Nacht in mir mit einer verzweifelten dunklen Flut und wogte in mir, als ob hinter dem Bewußtsein sich Kämpfe abspielten und Entscheidungen, die mein Leben angingen. Ich lauschte und horchte Stunden lang, ganz still, aber ich faßte es nicht.

Gegen Morgen wurde es ruhiger. Ein Offizier rief meinen Namen, ich folgte, schlenkernd, aber doch gespannt. Ich wartete zwei Stunden. Eine hohe Gestalt trat ein, ich spürte, eh ich mich umdrehte am Schatten, der über mich fiel, schon, daß es Mannerheim nicht war,

„Warum haben Sie kein Visum?“ Ich hob die Handflächen ein wenig, ließ sie auf den Schenkel langsam

zurückfallen. Es war nicht nötig, die Frage idiotisch, ich sah mich im Kreis um. „Die Namen der Finnen.“ Ich gab die ausgemachten Schlagworte. Er zögerte. Dann wies er rasch auf die Zeitung Työmies: „Waren Sie nicht mit Eero Haapalainen und Kullervo Manner als Studenten befreundet?“ Ich zuckte die Achseln. „Zweck?“, rief er barsch, verzweifelt.

Ich war kühl und ruhig wie selten und freute mich eine Sekunde an der Klarheit und Harmonie, die mich zum ersten Mal wieder erfüllte. Ich lächelte.

Ich ging bis an den Tisch und wies langsam mit dem Finger auf die Stelle, wo auf dem Passepartout in Berlin von einer gewissen Stelle gefertigt eine Passage stand. Drei Sekunden blieb es still. Dann hoben sich seine Lider, er warf mir den Raubtierblick entgegen voll Haß, durchschaute wohl unser Spiel, war machtlos, murmelte: „Der Herr General ersucht.“ Ich trat durch eine Tür. Aber er empfing mich nicht, fuhr draußen im Auto ab, wie ich hörte, denn ich sah es nicht. Uns brachte man mit zwei Studentensoldaten im Auto nach Helsingfors.

Wir konnten unser Schiff nicht nehmen, wurden eingeschifft, kamen bei schlechter See an den sieben Inseln Sweaborgs vorbei nach den Aalandschen Schären, hatten zwei Tage Gegenwind, kreuzten mit dem Lotsen von Ekerö zwei Tage an den Markzeigen entlang und waren am neunten Tag der Ausfahrt vor dem großen Stockholmer Hafen. Die Finnen ließen sich an den Schären aussetzen. Gunnaris schenkte mir einen Ring. Ich schrie ihnen nach ins Boot noch einmal „Te—le—fon“. Sie winkten, standen nickend am Ufer, sangen eine Weile, bis man sie nicht mehr sah. Gegen zehn Uhr ward die Ostsee golden. Der Hafen ein einziger Mövenschrei. Ich badete. An einem Kriegsschiff vorbei in den inneren Hafen, das leuchtende Eingeweide Stockholms. Siv stand eine Stunde schon am Geländer, stahlschlank, nickte immerzu leise herüber. „War die Überfahrt gut?“ ich sehe auf der

Haut ihres Gesichts, die sich langsam rosa färbt, wie Finnland sich entfernt und das Abenteuerliche hineinstürzt in die blaue Kuppel über dem Rudel der porzellanenen Schiffe. Selbst wie ich mich umdrehe und die Kielfahrt des Schiffes noch ölig und glänzend im Silberschaum sehe, hört alles auf, wo der Blick endet. Wir drehen uns lächelnd um, gehen Strandvägen hinauf.

Ich bin sehr ausgelassen, wir lachen. Ich nehme Sivs Arm, wir feiern ihren Sonntag. Vor der Brücke stehen wir und lassen die Wachtparade passieren, hechtgraue Soldaten sehen wir mit gelben Troddeln um die Taille und Musik und den Führer, der in erhobenen Armen zwischen den Fingern einen silbernen Stab hält. Wir lachen und kommen höher auf den Skansen, wir riechen die wilden Tiere und Siv sieht mit angezogenen Nüstern die See. Ich schenke ihr die weißen Korallen, die ich mitgebracht. Siv hat den Rhythmus der Musik noch in den Knieen. Wir besuchen die Rentiere, die unter Weidentroddeln ihr flaumiges Geweih blutig reiben, die Polarwölfe, die Silberfüchse, plötzlich schweift unser Blick über die vielen Fjorde bis dahin, wo die schwärmerische Luft des süßesten Frühlings mit der Herbe und dem nackten Granit der Felsen zusammenprallt. Ich verweile eine Sekunde. Als ich mich abwende, bin ich voll Trauer und Verzweiflung. Im Djurgarden schimmert dunkelgrün der Tau. Üppig schwillt über mir die blaue Fahne mit dem gelben Kreuz. In Kungsträtgarden ist Musik, aus den Fischnetzen des Mälar fallen langsam die kristallinen Tropfen.

„Willst du zu Blanche?“ Ein Orchester sitzt hinter den Cremegardinen. „Nein.“ Wir gehen auf und ab zwischen den Bäumen und den Matrosen in der Dunkelheit und hören lang auf die Geigen, dann enden wir auf einer Bank. Nachts wache ich auf im Hotel. Siv ist schön, bezaubernd die federnde Größe ihrer Beine, die Linien, die im Bogen weiß von den Hüftansätzen über die Brüste laufen. Ich liebe sie und sie ist mir fern. Ich fühle nur:

Auf der Ostsee fährt irgendwo ein Dampfer. Der Expresß saust durch Smaland. Die Nordsee steht dunkel gegen Christiania gespannt. Der Bär im Skansen träumt durch die Gitter und die Sterne flirren darüber kalt. Ich fühle mich in der Gewalt einer Bestimmung, die mein gewohntes Erleben ablöst, unempfindlich mich macht mit Auge und Seele gegen die sonst beliebten Reize. Nun kommt das Weitere, der Morgen macht klarer. Sivs Feiertag ist zu Ende. Als sie sich erhebt, fallen die hellen Haare ihr übers Gesicht, die Frühe lehnt sich kaum vom Mälar herauf und ist fast nur Duft. Der schmale biegsame Körper bebt auf den Gardinen.

„Zwei Tage . . .“

„Siv, schöne Tage, weil ich an dich denke.“

Kopfschüttelnd: „Es wird nichts sein, denn du bist nicht da.“

Ich bleibe zurück. Ich fühle, daß mein Leben sich ändert. Aber ich weiß nicht, warum und wie. Wie zerborsten bin ich und doch wie klar.

* * *

Am Morgen später kamen Reporter, ein Photograph. Ich empfang nicht, leugnete ab. Beim Frühstück las ich, daß die konservativen Blätter aus Liebe zu Deutschland mich deckten, „Sozialdemokraten“ griff mich und zugleich auch Mannerheim an. Um zehn Uhr rief die Gesandtschaft an. Ich dementierte. Um halb Elf kam der Pressechef. Mannerheim hatte sich beschwert, ich beruhigte den Beamten, konnte es in der unbestimmten Lage, die meine Mission umzirkelte. Ich gab ihm eine gute Darstellung des Lachsfangs in einer nördlichen Schäre. Mannerheim und die Stockholmer Presse erhielten das Dementi. Dagens Nyheter erlaubte sich den Scherz meiner Vielseitigkeit später. Als ich ausging, hielt vor dem Hotel ein Bursche ein tänzelndes Pferd. In der Glashalle erhob sich der Reiter, Erzbischof Sahlström, schlug mir athletenhaft auf

die Schulter, ritt neben mir den Quai entlang, kreiste von Literatur zu den Gäulen in die Politik. Ich führte den blauäugigen Fuchs noch verschlungener in die Irre. Am Gesicht des Gesandten beim Frühstück empfand ich seinen Ärger: „Wenn wir auch keineswegs die militärischen Narren im Amt in Berlin stürzen . . . müssen Sie, Herr, sich gerade fangen lassen?“ Ich hatte eine kleine grüne Bronze in der Hand, die Rodin dem Minister geschenkt hatte, ich setzte sie hin und verbeugte mich: „Die Karambolage mit dem mongolischen Ludendorffimitator, ach Gott, Exzellenz . . .“ ich erzählte ihm leis einiges, aber nicht alles, denn unser Weg ging nur ein Stück zusammen, und meiner weit über seinen hinaus. „Ich habe dem Minister des Innern zwei Lachse senden lassen, die ich vor drei Tagen auf der Nordseeschäre fing.“ „Nach dem Dementi?“ Nicken. Die runden Augen sahen auf. Ich sagte: „angenommen“. Exzellenz trommelte mit den Fingern auf die Kniescheibe, wir gingen zu anderem über. Es gab beste französische Küche, der Gesandte fing seinen übervollen Geist in den entzückendsten Anekdoten und führte die Probleme mit anziehendem Geist in die Form. Es schoß dauernd aus ihm von Aperçus, denen das Frühstück an Eleganz und Zusammenstellung entsprach. Ich hatte manchmal an dem Mittag das Gefühl, von einem Parterre meines Inneren aufs andere zu stürzen und sah andere Ebenen gleichfalls bereit. Bei Schnaps und Zigarren entwickelte ich den Plan der nächsten Woche, die Beziehungen, die ich anschneiden wollte und wie ich es zusammenzuführen gedachte. Der Marineattaché kam dazu. Exzellenz gab ihm ein in rotes Leder elegant gebundenes Buch, das er in französischer Sprache früher über deutsche innere Politik in Paris veröffentlicht hatte, schleuderte die Augen anklagend gegen den Plafond und begleitete mich durch den Vorraum.

Ich fuhr in einer Fähre nach dem Saltjöbadenbahnhof, wechselte die Oere in ein Kupferblech, warf die Marke

in die Messingbüchse, nahm den Motor und fuhr durch die Schären zu Gunnaris. Wir verhandelten den Mittag, ich konnte ihm nur die Umrisse erklären, er dachte lange nach, grübelte und hatte plötzlich einen kühnen Plan. Er telephonierte. Am Abend kam Almqvist. Mit wunderbaren Beinen, elegant, der beste Mann Schwedens. Er war sehr zurückhaltend. Gunnaris sprach lange auf ihn ein, Almqvist schien sehr ungehalten, daß Gunnaris ihn vorgezogen habe und Gunnaris ward verlegen, denn er glaubte nun auch, wenn auch aus Dankbarkeit und großer Freundschaft zu mir, zu weit gegangen zu sein. Ich nahm an, daß Almqvist, der sehr viel zu verlieren hatte (ich wußte nicht, wie es damals schon in ihm aussah) mißtrauisch auf mich sei als auf einen Deutschen, wie jedermann damals in der Welt. Doch war es dies nicht. Er war zornig, daß Gunnaris einer Sache wegen, die nur entfernt ihre eigenen Ziele berührte, ihn in eine Situation warf, die den Unterschied zwischen seinem Leben und seiner Tätigkeit leicht verwischen konnte. Ich sagte ihm daher frei und offen drei Dinge, die ihn an mich binden mußten, die ich von ihm wußte. Auch ich hatte einmal in dem kleinen Hospiz gewohnt, in dem er seine vielseitige Rolle spielte. Wir fuhren, eifrig redend, in der Dämmerung zurück. Ich kannte sein nach der Gesellschaft hin gekehrtes Dasein, leicht begeistert, Freund der Frauen, anständig, mit starkem Aufwand lebend. Ich suchte dies zu durchbrechen, ihn anzusaugen nach seinem Kern hin, beroch, bespielte jede Pore, es war ein stilles, langes Sichmessen. In einem kleinen französischen Restaurant neben dem Hotel Exzelsior sprachen wir, etwas zog uns unbedingt gegen alle Widerstände zueinander. Wir redeten mit einer halsbrecherischen Offenheit, in einer Stadt und einer Zeit, wo Geliebte gegeneinander stumm blieben, aus Furcht vor der verräterischen Atmosphäre. Unsere Ziele berührten sich, wir wurden, indem wir sie besprachen, ernst und niedergeschlagen. Wir speisten in der Wohnung

seiner Freundin. Almqvist war bestrickend, sang, spielte zur Laute und umgab die schöne Frau mit einer hinreißenden Liebenswürdigkeit. Den folgenden Morgen berieten wir ganz durch, mittags arbeitete ich angestrengt, zog mich in der Dämmerung um und ging zu dem Portefeuilleträger des Inneren speisen, mit dessen Schwager ich Freund war. Seit der Ausbootung der Konservativen waren sie erst seit vier Wochen aus Lund heraufgekommen, waren noch ungenügend installiert, aber bereit, mir den Abend so zu beweisen, daß ich kein Stück eines gewählten schwedischen Mahles auch nur vermissen könnte. Man hielt bei den Staatsmännern Elsaß-Lothringen für die Achse der Probleme, mein Plan war anders, ich sprach nicht davon, ich zog mich um elf zurück und gab vor, sehr müd zu sein.

Ich gehe über zwei Plätze. Der Mond ist tief über Stockholm geflogen, und meinen Tisch am Fenster der Glasveranda im Grandhotel. Ich schaue in die Nacht und jeder Klang, jedes Instrument und jeder Gedanke kommt aus ihr verschwärmt und feuriger zurück. Aber ich denke nicht daran, spüre es kaum. Um halb zwölf tritt an den Tisch der Türken ein bulgarisches Sujet, das irgendwie Beziehungen zur Gesandtschaft hat, aber als Türke gilt, kurz darauf der Franzose Boissont. Ich sehe nicht hin. Sie sitzen auffällig gerade, fast entfernt voneinander auf den Stühlen, reden aber mit gesenkten Kinnen, sicher fast lautlos. Um dreiviertel Zwölf kommt Siv. Sie legt die großen, schlanken und harten Beine (wie die der Stationsläufer) übereinander und schließt die Augen zum Gruß. Das Haar ist weißblond, mit Öl über den Kopf gescheitelt und tief in einer Schlinge in die Stirn hineingezogen, an den Ohren quillt es in kleinen Trauben herunter. Ich bin begeistert, ich fühle über den Tisch die Frische der Haut, das Belebende dieser Gegenwart. Ich rede viel, denn ich beobachte gut. Ich schweige keine Sekunde, der Hummer ist von klarem Rot, das

Fleisch gut an der Schale angesetzt, viel Saft in den Scheren. Siv neigt den Kopf zurück, saugt sie aus. Der Aufschlag ihrer Lider macht das Blau frei wie einen Strahl. Sie steckt den Kopf auf beide Hände, zieht den Mund kraus: „Was tatest du“? Ich kann erzählen. Ich finde Siv reizend wie nie mit dem gescheitelten Haar. Ich sehe Almqvist in der Portiere, ich fühle jeden Muskel sich spannen in meinem Körper, ich rede seit Monaten zum ersten Mal laut in der Spionagezentrale des brennenden Europa. Wie leicht fällt mir zu reden: „Ich will dich an Hedin erinnern, Siv, an Sven Hedin, von dem du viele Bilder gesehen, und gelesen hast, daß er ein Land in China gefunden hat, Tibet, Siv. Mit diesem Mann war ich in Upsala, er ist ein Trottel. Die Studenten tranken die Nacht Punsch, tanzten mit eleganten Damen auf den Schultern. Um zwölf steckten sie Feuer an an allen Küsten“. Es interessiert Siv nicht, was ich da erzähle, sie hat die Speisekarte und liest, ich winke mit den Augen den Kellner neben sie. Siv bestellt, schöne, viele Sachen, die sie nascht und beißt: Sekt, Lachs und Mayonnaise Roti Backelse Punsch. Nun geht Almqvist hochmütig um alle Tische herum, nähert sich dem der Bulgaren, er beginnt eine Verbeugung, ich muß wegsehn, das dunkle Auge Boissons leuchtete gegen meines. Ich kann mich totlachen, ich bin von einer Heiterkeit, die mich durchzittert, wenn ich mit Siv rede. Man hat die geschlossenen Fenster heruntergelassen, wir sind umhaucht von den letzten Wellen der Geiserschreie der Bahnen, die aus den Fjords längs der Salzküste noch in der Mainacht schwimmen. Mir fallen Lächerlichkeiten ein, so, daß, als ich Siv zum ersten Mal sah, nicht in der Nordischen Schuhkompagnie, sondern im Humlegarden, wo sie aus dem Break mir hinterm Rücken des Staatsrats winkte, daß ich das Laub des Busches, an dem ich stand, mitnahm und behütete und abends beim Umsteigen verlor. Ich neige mich über den Teller, ich küsse ihr die Hand, ja ich weiß mich vor

Narrheit nicht zu fassen, ich küsse Siv die Hand mitten im Lokal.

Da fällt mein Blick auf die Ministerin, und im Spiegel sehe ich gleichzeitig Almqvist bei dem türkisch-bulgarischen Tisch, sie sitzen weit auseinander und reden mit dem Kinn auf der Brust, also lautlos. Die Minister sind, statt in die Büros, zur Nacht dem Mond und blauen Kanälen nachgegangen. Der Burgunder hat ihnen die Politik aus dem Hirn gejagt, sie halten nicht mehr in der Bewegung der Hände das bißchen Schweden, um es trocken durch die europäischen Wasserspiele zu tragen. Nun sieht mich der Blick der Frau, zieht sich abgekühlt zurück, weil ich müd zu sein log, bleibt an Sivs Gesicht hängen und lächelt. Ich stehe auf, ich verbeuge mich, ich bin glücklich, ich setze mich wieder, ich habe im Spiegel gesehen, daß das bulgarische Sujet aufsteht. Ich mache aus der Serviette Figuren, ich scheine betrunken, denn ich bohre einen Papierpfeil in Sivs Eis; daß sie mit der Gabel versucht mich zu stechen, das macht mich fast bersten vor Vergnügen. „Gott möge den Deutschen Tausend Gefangene am Tage geben“, sagt es am Nebentisch. Ich zeige Siv den Mann, es ist ein Dichter, der Knut Hamsun den Bären schalt. Er wohnt in einem Landhaus in Sturängen, wo die Mädchen abends am Kamin singen: kom hjärtans frojd. Er haßt den Strindberg, der die Theaterstücke schrieb und die schöne Tochter hat. Doch gähnt Siv, sie kennt die Männer nicht, der Gehrock nebenan ist ihr zu dürr. Wie kann ich Siv erheitern, wo auch die Türken durch das Vestibül vorüberwandern. Da fällt mir eine gute Sache ein, ich habe einen Ton mit der Zunge gemacht, Siv starrt mich an, ich blinzle nach der Seite, sage ihr was ins Ohr. Da sitzt Rolf, der große Kabarettist, der Sänger des „mit swärmeri . . . i . . .“ Siv ist voll Neugier, wir starren den großen Mann an und vertiefen uns in ihn. Dann lächle ich sanft und sage kokett, ich habe mich geirrt. Siv ist wütend, stößt den

Teller über den Tisch, sie ist sehr schön in dem Augenblick, und ich kann mich nicht halten vor Vergnügen.

Plötzlich verläßt mich die Laune, ich werde kühl, gemessen. Ich hebe den Hörer ab, der Tischapparat hat gesurrt. Der Portier meldet, Tisch siebenundachtzig will mich sprechen. Almqvist sitzt allein, den Rücken zu mir, ich sehe es in dem Nickel des Hörers, es ist seine Stimme. Schon unterbrochen. Ich sehe auf. An seinem Tisch steht ein Fremder. Ich hänge ein. Wir sind bei Aqvavit wieder, Punsch, Kaffee und Zigaretten, Siv hat sich zurückgesetzt und betrachtet mich durch halbgeschlossene Augen, zeigt die Zahnschnur. Almqvist ist nicht mehr da. Der Boy bringt Telegramme, ein Billett. Ich falte es auseinander. Ich setze mich hoch, ich lasse mich einen Augenblick gehen, hineinfallen in jene Form der Bewegung, die mir frei und klar aus dem Gefühl kommt. Ich weiß, wir werden haben, was wir suchen, wir sind auf dem Weg. Wir werden die Generale drücken, Zusammenhänge beweisen. Ich denke es klar und kühl und fühle mich vorn stehen, wo die Dinge sich entscheiden. Ich bringe Siv nach Hause.

Die Lichter sind im Ausgehn und scheinen rosa aus dem blauen Wasser, das lautlos Stockholm durchströmt. Weiße Wolken ballen sich höher über Schlössern und Inseln. Sivs Arm in meinem, ihre Hand. Ich fühle den Tau der Morgendämmerung, das abenteuerliche Schwinden des Nachtwindes. Ich liebe Siv und habe sie zehnmal belogen den Abend. Ich kenne die Menschen und habe recht gehabt. Aber ich spüre irgendwo, welche Klüfte mich trennen, wie ich ausgesperrt bin von einer Verbindung, die anders und tiefer als ich es fasse, die Menschen zusammenbindet. Ich denke lange darüber nach, doch es schwimmt, während Sivs Gang und ihre leidenschaftlich kühlen Bewegungen und die herrlichen Auffahrten unseres Rausches goldener vor mich treten.

In der Frühe fahre ich durch Schweden. Zwischen Teichen und Felsen und dunkelroten Holzhäusern zur Nordsee. Ich fahre zwölf Stunden mit vielen Menschen. Ich esse Smörgasbord, wenn der Zug hält, an den Stationen, gehe auf der Holzdiele langsam, den Reisehut in der Stirn, zurück. Ich lese die Verlobungen Stockholms, ich kaufe das Blatt „Saisonen“ und beschaue die eleganten Frauen, döse in die Landschaft, schlafe einmal ein. Ich sehe den Kondukteur eine Fahne an der Lokomotive heraushängen: fünfundzwanzig Minuten Pause. Ich schlendre auf und ab, die Arme teils in den Taschen, teils auf dem Rücken, ich bin ein Passagier wie alle anderen, ich langweile mich mit Maß und Ruhe, ich kaufe keine Lakritzer, die man mir anbietet, ich sehe einmal, als wir wieder fahren, verwühlte Kissen, Sivs hohes reines Bein ganz ohne Flaum. Ich beginne in einem schlechten Roman zu lesen, es ist kein guter Geschmack, daß ich ihn ziehe, aber er amüsiert mich köstlich, ich versinke ganz darin. Mir gegenüber sitzt der Außenminister. Der Zug ist gefüllt mit internationalen Raben, Hyänen, Wölfen, Säuen. Ich bin sehr in der Lektüre, wende langsam Blatt um Blatt, ich sehe jeden, der am Kupeefenster durch den Korridor schleicht, ich sehe jeden Gedanken.

Ich bade mich in Göteborg, ich ziehe mich um, ich gehe ins Varieté. Ich gehe an einer holländischen Gracht hinauf, das Wasser riecht faulig, Jasmin ist dazwischen aufgegangen. Ich nehme in der Holzbaracke die Loge, die Almqvist mir bezeichnet hat. Neben mir sitzt ein Kommissar mit goldenem Armband, den steifen Hut im Genick starrt er offenen Mundes zur Bühne. Neben mir links ist frei. Ein Riesenorchester hat um die Beine einer Tänzerin geknallt, nun schwenkt ein gepudertes Schweinsgesicht ententistische Fahnen mit Zauberei dazwischen. Ein Feuerwerk geht hinterher los und Amerikaner kakewalken auf langen Bretterstelzen, die Musik hat ein Delirium und schmeißt das Publikum in einen Rausch. Der

Kommis fühlt sich als Achse des Erdballs und gröhlt, bekommt rote Schläfen und kann kaum mehr sitzen. Da zieht links neben mir jemand den Hut, setzt sich an die Brüstung, sieht gerade aus, nun liegt das Bild Almqvists vor ihm. „Gut“, sage ich.

Der Agent Krassin mit gelbem Gesicht und runden Augen. Er hat von Gunnaris und Almqvist Telephongespräche. Almqvist kommt in vier Tagen. Ich bin ein wenig ungeduldig. Wild riecht die Mainacht draußen. Mit einer Kapelle kommen tausend Hafenarbeiter vorbei, die rote Nelke der Jungsozialisten im Knopfloch, mit Schildern: „Friede, Klassenkampf, Brot“. Krassin zittert. Auf dem Meer Segel wie Glas. Der Marschtritt der Proletarier donnert fern schon aber deutlich. Im knallweißen Licht der Laternen stehen kleine Huren mit Zigaretten im Mund, pfeifen mit blutroten Lippen durch die Zähne. Das Tor des Varietés klafft mit einem Tusch und Trommeln und speit den Kommis heraus, er geht steif und schwankend mit einer dicken Sau und schaut hochmütig um sich. Krassin hat den Hals eingezogen, denkt nach und geht neben mir, bescheiden, vieles wissend, ein wenig hinkend, bis zu meinem Hotel.

Am Morgen kommen drei Schweden, Ek rauh, Lilljeqvist mit faunischem Adlerkopf und Glatze, Davidson schön. Krassin kommt nicht. Wir fahren zwei Stunden, es kommen Wiesen. Am Wald liegen sechs Villen. In der ersten Wiesenhürde üben Hindus, rösten Kaffee und rauchen. Am dritten Tor an der dritten Umzäunung legen Ek und Davidson die Oberkleidung ab, verschwinden in der Villa, kommen in einem knappen Nationalkostüm zurück und üben mit Geren und Steinen, während Lilljeqvist auf dem Buckel liegt und raucht. Ich gehe bei Seite, ziehe einen Brief und lese. Ich erröte, es wird mir warm plötzlich, ich atme rascher, schaue mich aufnehmend um. Ich schlendre weiter, Chinesen und Amerikaner rufen sich einen Slang

zu, weichen mir aus, wie ich mit Händen in der Tasche herankomme. Ich gehe durch die Mädchen, die einen Reigen hin und zurücksichwerfen, melodisch mit einem Schwedisch, das ich nicht verstand, auf einen Mann zu, der vor der sechsten Villa stand. Er war athletisch, ein Vierziger, und, wie er sich bewegte, zog er die Hüfte mit herunter. Ich ging auf ihn zu, gab ihm die Hand. „Grüße meines Bruders.“ Er hob den Kopf, der ein wenig zitterte beim Hören, nahm den Namen auf und nickte, drückte mir noch einmal die Hand. Nach zwei Stunden, wo wir zusammen waren, wo er mir alles gezeigt, was die Sportschule seit dreihundert Jahren geleistet, erwähnte er ihn einmal, wies einen Stab, mit dem er den bekanntesten Chikagoer besiegt. Dann gingen wir hinüber, wo schwarzweißes Rindvieh mit praller, glänzender Haut uns dicht umdrängte; wir fahren mit den Händen darüber, es scheint die Sonne immerzu. Am Abend lagen wir bei Feuern am Waldrand, tranken Kallskol aus Zitronen, Wein und Saft.

Ich muß vielerlei denken, während die Tanzenden zwischen den Lichtflammen zucken. Ich sehe die dünne Linie des frischen Monds an einer Pappel und ich muß denken, daß an diesen Bäumen die Tragödie begann, hier sich sein Hirn wund rieb an den Büschen. Ich muß denken, daß Jonsered nahe liegt, daß vom Herrenhaus ihm die Rettung kommt, als er mit dem Pferd in den Wald reitet, daß der Wechsel bezahlt wird, daß alles gut scheint, aber sehr schlecht ist. Ich liege weit zurück und sehe erschüttert und traurig, und doch davon wieder gehoben, die Nachtscheibe des Himmels sich immer weiter und tiefer über das Meer hinausschwingen. Ich habe seit Jahren wenig gedacht an meinen Bruder, ich habe vieles zu tun, ich bin beschäftigt gewesen mit mir und tausend Dingen, ich habe nie begriffen oder versucht es zu fassen, warum er sich selbst, nachdem die Bagatelle beigelegt, hinausstieß. Ich denke darüber nach und fasse es nicht

ganz, aber es arbeitet in mir weiter, auch wenn ich nicht denke, ich fühle es genau. Der Boden, den er betrat, das Laub früherer Sommer, das er berührte, verbindet mich eng mit seinem Schicksal. Ob er barfuß durch Kalifornien läuft, auf Akkord in Steinbrüchen der Kordillieren arbeitet, wieder ohne landen zu können als Boy vorm genuesischen Hafen immerzu liegt, ich spüre sein Leben hier, ich kann ihm nicht helfen, ich bin unglücklich darüber. Ich habe manches Unrecht an ihm getan, fällt mir ein.

Am Morgen holt mich Davidson. Ich fahre froh nach Jonsered, ich will, kann ich nichts anderes, wenigstens diese Kleinigkeit dem Bruder schön vollenden. Ich habe die Unruhe zurückgelassen, die die erzwungene Pause mir auferlegt. Ich fühle mich nur wohl, wenn ich in die Bogen, die ich selbst gerichtet, von Handlung zu Handlung mich spanne. Aber ich habe diesen Tag keine Unruhe, ich bin vergnügt fast, ich sitze in der Equipage und schaue auf den Buchenwald, als sei er mein. An einer Bachecke umringen uns Damen, ich springe raus, ich weiß sofort, wohin ich mich zu wenden habe. Ich grüße die Herrin. Sie geht anmutig über den Wiesenpfad, steht vor den weißen Säulen des Herrenhauses, hebt die Hand: „Välkommen“. Ich verneige mich. Das Land liegt unten mit pastellener Idylle, weichem Teich und Birken. Sie sagt ein Wort: „Ebba“.

Der Gang einer Reiterin. Ich sehe ein blaues Kleid. Es ist die Schwägerin. Ich sage: „Ich freue mich. Ich bin zufrieden, Sie zu sehen“. Die Herrin winkt, sich entschuldigend, zieht sich zurück, das Souper wird gerüstet. Ich gehe mit Ebba weiter, immer im Kreis. Welch ein schöner Tag. Sie trägt ein blaues Kleid, geht wie eine Reiterin. Ein Kiesweg. Ein Hund. Da steht die Herrin wieder, als sei sie eine Sekunde nur weg. Sie ist in großer Toilette. Neben ihr der Gatte: „Välkommen“.

„God dag, Sir Johnson.“ Seine Hand, bescheiden bewegt, sagt Gastfreundschaft an der Pforte des Schlosses bis zum letzten. Ich danke. Ich gehe mit Ebba weiter, immer den Kiesweg, jetzt erst bricht etwas von dem Duft um mein Hirn, jetzt höre ich ihre Stimme deutlich. Dann ist sie wieder im Nebel. Warum lähmt mich ein Schicksal, nimmt mir den Mut, mühelos kühne Ereignisse zu sagen. Es ist nichts im Angriff bei mir. Ich senke den Kopf. Ich sage: „Als Kind hatten wir denselben Hund.“ Ich deute auf das Gras und mache mich lächerlich mit dieser Bewegung. Mein Blut kocht aus Zorn über meine Schlappeheit in meinem Kopf, ich siede, es wühlt grausam in mir. Was kann ich machen, was kann ich machen. Ich weiß gar nichts mehr von mir. Sie schaut mich an, die Augen sind hart, die Stimme süß und weich.

Drei Minuten gehen wir wortlos. Immer den Kiesweg. Einmal gelang es mir, ich sagte leis ihren Namen vor mich hin, es ist ausgeschlossen, daß sie es hören konnte. Welche Macht das Wort Ebba, es scheint stärker als ich. Eine Wolke brach vor ihr Auge. Das Gong tönte. Ich fühle, als risse sich die Seite wund an mir, an der sie ging, als wir umdrehten. Ein Gesicht, ein Männergesicht steht vor mir auf: „Der Lunch.“

Sie ist ganz weiß, ihre Augen glänzen weiß, glasig, sie hebt die Hand, deutet, ich verneige mich tief: „Mein Verlobter.“ Ich verneige mich noch einmal vor Sir Johnsons Sohn. Ich denke, dies Haus ist heilig. So hatte ich vom Morgen an gedacht. Aber ich fühle, es schlägt mir die Knochen entzwei, es macht mich kaput, ganz klein.

Vor mir, an meinem Arm die Herrin, defiliert die Gesellschaft. Ich benutze die Minute, ich flüstere: „Ich bringe den Dank eines, dessen Leben Sie gut getan.“ Sie winkt gütig mit den Augen ab, ich werde ihr das nächste Mal allein erzählen, sie lächelt. Dann geht das Essen wie ein Rad vorüber. Ich sehe das blaue Kleid nicht. Es sitzt auf derselben Reihe

wie ich. Was ist aus mir geworden? Ich kenne mich nicht.

Der Kaffee wird auf der Terrasse genommen, da sitzt sie mir gegenüber, das macht mich frisch, ich rede viel und nicht zerstreut. Es ist eine halbe Stunde nur noch, man muß sie nehmen und ausfüllen so gut man kann. Vogelschreie der Bahnen ächzen aus der Dämmerung. Das Auge Ebbas geht nicht von meinem, ich fühle es, wo ich kaum mehr etwas sehe. Ihre Pupille und meine Pupille sind aufeinander gestellt. Havannas werden gereicht. Das Glas färbt sich dunkel. Ich bin berauscht, als ob ich Wein in mir hätte, ich habe einen guten Tag plötzlich, ich wende mich nach allen Seiten, und wie ein Karussell windet sich alles um mich. Ich habe so leicht zu reden, „Dozent Lilljeqvist“ sage ich, „Sie tun unrecht, Baron Luzius, der die Ehre hat, uns zu vertreten, ist Pazifist, wenn auch aus bon sens, und hat gegen den Willen Wilhelm II. gearbeitet, der Ihr Land in den Krieg kommandierte. Als er zu Ihrem früheren konservativen Premier kam, Wallenberg, dem schlausten Krämer . . . nein“, ich wende mich ganz herum, „nein, Sir Johnson, ein erschossener Steuermann ist ein Zufall, aber Sie haben recht: die Tötung jedes Menschen ist ein ungeheuerliches Verbrechen. Aber kalkulieren Sie damit nicht in Politik. Tod ist nicht Zähler, nicht Nenner. Was tat Ihre Regierung, die keine andere schöne Wendung sah, als daß sie zwei Tage die ganze schwedische Presse mit Geheul gegen Deutschland vorließ und dann zurückpiff. Und Wallenberg, die Augen schmunzelnd, errechnet, daß mit hunderttausend Kronen Entschädigung und dreitausend Pension die Steuermannswitwe eine glänzende Lotterienummer gezogen und etwas verändert die ganze Presse der gleichen Meinung war. Das ist Verbrechen, Sir . . . Dank für das Feuer Sverker Ek. . . . „Ich setze mich tiefer zurück, mache mich breit, ich habe im Feuer vieles gesehen, ich rede immerzu: „Hören Sie, wie

anekdotisch dieses Regime arbeitet, bei uns und bei Ihnen, es ist das gleiche furchtbare System: Als der Gesandte frug, als Ludendorff ihn zwang: ob wir Munition bringen dürften nach Finnland durch die schwedische Sperrzone, sagte da Wallenberg nicht, kühl und kaufmännisch in den Bart — daß ein Mann käme und früge, ob er rauchen dürfe und jener sagt: nein. Der aber wies auf Reste von Zigarren, worauf er die Antwort hört: das taten solche, die nicht frugen. Man verständigte sich unter Lachen. Stellte ein schwedisches Torpedo zurecht, ließ die Munitionskolonnen beschießen, drei Tage die Presse heulen, dann war es vorüber. Deutschland gab eine Million Weißwein dafür frei. — — — O Malte Davidson, dreißigtausend Tonnen Schmalz für den Hunger in Deutschland, das kam, weil eben der Gesandte auch elastisch hielt im Zusammenprall solchen Schicksals. Ohne ihn säßen Sie in Sibirien, ich weiß, er wand Ihrem König manchmal den Entschluß zu den Kanonen aus dem Hirn. Nicht, weil er es verfluchte, daß Menschen sich töteten, aber weil er aus dem neutralen Lande Essen wollte für die skrophulösen Kinder . . . Nein Sir, der Wutschrei des Polizisten am Brandenburger Tor über Ihren Chauffeur ohne Mütze, das ist nicht das Deutschland unserer Gesinnung. Aber trotzdem, ich neide Sie nicht, nicht Ihre jungen Männer, so sehr ich den Frieden begeistert grüße, der Ihr Land beglückt. Sir Johnson, sage ich und ich spreche mehr aus, als ich sonst je wage, Sir Johnson, sage ich betont und staune über den Klang, denn ich hätte nie selbst zu Siv so offen und frei in diesem Lande gesprochen, ich, der ich nie von Plänen spreche und mit ihnen die anderen anfallt wie ein Weih mit dem Vorstoß, was ist Krieg ihrer Jugend, Sir Johnson? Ein Trog, an dem sie fraß und fett ward. Gulasch nennen sie selbst den neuen Reichtum, der in falschen Konservenbüchsen kam. Fühlt sie sich nicht krank, ihre Jugend, Ek und Davidson, vor dem kochen-

den Gold, das ihre Leidenschaften, ihre Begeisterungen frißt. Wo habt ihr jenes Stolzeste, das manche andere und mehr gequälte Jugend mit einem siegreichen Lächeln als Trotz und Auflehnung entgegenträgt? Eure Besten leiden daran, Weiber, Pelze, reiche Schiffe zu haben, aber kein anklagendes Echo Eurer Seele im Ohr der Menschheit. Sie haben keine große Politik getrieben. Blieb Ihr Land neutral, Sir, war es Vorsicht von uns und von Euren Aktionären, nicht Haß gegen die Gewalt. Zweitausend Kilometer Etappenstraße nach Rußland, das wog Euch Erschrecken mehr als Geist . . . Im Museum liegt Euer Imperialismus, Karls Standarten, Wasas Helm, ungefährlich als Rausch für Eure romantischen Jünglinge. Aber Ihr lerntet nur Vorsicht, noch nicht das Letzte. Eure Gelehrten sinnen und rechnen, machen ballistische Kurven, um auszurechnen, wer Euren größten Krieger, Karl XII. schmale Abenteuerstirn, erschob, die Feinde draußen, die kriegsmüden Schweden innen. Die Narren. Der Friede erschob ihn. Verstehen Sie mich wohl gut, Sir Johnson?“ Ich breche ab. Bis an den Rand der letzten Minute habe ich geredet, es ist mir frei geworden, ich habe einen Zweck gehabt zu reden. Nichts ging verloren, es ist, als kenne ich das Dunkel, als verstünde ich es besser mit den Sinnen plötzlich wie den Tag. Schwätzend, wie ein Seiltänzer bebend, die letzte Sekunde. Ich erbleiche plötzlich.

Sie kann nicht gehen. Sie läuft schon hin, reißt ab, ich stehe auf. Auf strahlender Diele stehen alle im Halbkreis. „Es lebe das Deutschland Ihrer Gesinnung.“ Ich verbeuge mich ein wenig vor Sir Johnson, ich verbeuge mich noch einmal tief. Ich bin mir nicht ganz im klaren, was ich tun soll, wo ich bin, ich verliere alles aus dem Auge, ich weiß nichts anderes, mich zu retten, daß ich mich noch einmal verbeuge. Die Herrin hat den Arm auf Ebbas Schultern. Die anderen Gäste verneigen sich.

„Gnädige Frau, ich werde den Tag nicht vergessen.“
„Farväl,“ sagt sie und nickt mit den Augen. Nun wage ich Ebba anzusehen, ganz kurz.

Meine Augen beginnen zu brennen vor Schmerz. Die Zähne in den Lippen. Ich verbeuge mich, schaue nicht wieder auf, ich erreiche nur ihren Mund mit dem Blick, er ist weiß, zuckt einmal. Ich folge dem Diener zum Wagen. Im Spiegel der Bahn sehe ich mein Gesicht. Welch ein fremdes Gesicht. Stürbe ich jetzt, wie schön diese Wollust.

(Fortsetzung folgt.)

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

ELFTES HEFT ♦ 7. JAHRGANG ♦ NOVEMBER 1920

INHALT:

Ernst Toller: Die Rache des verhöhnten Liebhabers.

Else Lasker-Schüler: Gott hör'.

Kasimir Edschmid: Särö.

Paul Colin: Französische Chronik.

Ernst Blass: Zum „Geist der Utopie“.

Bücherschau.

EINZELHEFT 4 MARK

VIERTELJAHR. 12 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

PAUL CASSIRER VERLAG

Sieben erschien:

Ferdinand Lassalle

Gesammelte Reden und Schriften in zwölf Bänden. Herausgegeben von **EDUARD BERNSTEIN**

Jeder Band, geh. 20 M., in schönem Pappbd. 27 M., der Halblederbd. 40 M.

Einteilung der zwölf Bände:
Band I: Italienischer Krieg. Franz von Sickingen. Band II: Verfassungsreden. Das Arbeiterprogramm und die anschließenden Verteidigungsreden. Band III: Die Agitation für den Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein. Das Jahr 1863. Polemik. Band IV: Das Jahr 1864. Altentwürfe. Band V: Lassalles ökonomisches Hauptwerk. Herr Bastiat-Schule von Deltisch und die anschließenden Kontroversen. Band VI: Philosophisch-literarische Streifzüge. Band VII und VIII: Herakleitos. Band IX—XII: System der erworbenen Rechte. — Sach- und Personenregister.

Diese einzige Ausgabe, die die Hauptwerke Lassalles ganz enthält, ist in vollständiger Friedensausstattung hergestellt. Ein ausführlicher Prospekt steht kostenlos zur Verfügung.

B E R L I N W 1 0

Anfang November erscheint:

Bücher- Lagerkatalog Herbst 1920

Hauptsächlich:

Bibliophilie,
Graphische u. illustrierte
Bücher, Mappenwerke,
schöne Literatur, Kunst,
Musik, Memoiren

Hans Goltz
Buchhandlung, München

Brienner Straße 8

Sieben erschien:

Kasimir Edschmid:

Die doppelköpfige Nymphe

Aufsätze über die Literatur und die Gegenwart

15 Mark / In Pappband gebunden 19 Mark

Der Titel, einer griechischen Sage entnommen, weist auf die doppelte Aufgabe des Künstlers: über der zeitlos schönen Schöpfung die lebendige Fühlung mit der Gegenwart nicht zu verlieren. Es ist Edschmids Stärke, daß er, der Künstler und Führer eines großen Kreises, in engstem Zusammenhang mit den Schöpfungen seiner Zeit steht. In der „Doppelköpfigen Nymphe“ setzt sich Edschmid mit den anerkannten Vertretern der neuen Literatur in lebendiger und kraftvoller Form auseinander und gibt so ein für jeden anregendes und reizvolles Spiegelbild des Geistes unserer Zeit

Aus dem Inhalt: Situation der deutschen Dichtung / Schnitzler und die Nervenzerfetzter / Graf Keyserling und die Gefühlsmosaikler oder der impressionistische Roman / Dichter, Zeit, René Schickele / Der neue Roman und Herr Wassermann / Däubler und die Schule der Abstrakten / Leonhard Frank / Döblin und die Futuristen / Sternheim / Heinrich Mann / Durchstich durch den vierundzwanzigsten Januar neunzehnhundertundzwanzig der deutschen Prosa / Bilanz

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN W10

PAUL CASSIRER VERLAG

DER RUSSISCHE ROMAN

VICTOR PANIN
Die schwere Stunde

1.—10. Tausend
12 M., gebunden 15 M.

•

Die Stimme Tolstois glauben wir gelegentlich daraus zu hören, die wundervolle Seelenmalerei Dostojewskis begegnet uns darin wieder, die Trauer und das Mitleid Maxim Gorkis. Der Roman wird wegen seiner dichterischen Kraft ebenso großes Aufsehen erregen wie als aufwühlendes Dokument von Rußlands schwerer Stunde.

Schlesische Zeitung, Breslau.

•

WLADIMIR KOROLENKO
Die Geschichte meines Zeitgenossen

Übersetzt und eingeleitet von
ROSA LUXEMBURG
In zwei Halbleinenbänden 50 M.

•

Rosa Luxemburg hat Korolenkos Erinnerungen ausgezeichnet ins Deutsche übertragen und ihnen eine lesenswerte Einleitung vorausgeschickt. Wer die russische Volksseele, wer die heutigen politischen Bewegungen des russischen Volkes verstehen will, findet hier eine vorzügliche Quelle für sein Studium

Berner Tageblatt

Ausführliche Kataloge und Prospekte des Verlages stehen kostenlos zur Verfügung.

B E R L I N W 1 0

PAUL CASSIRER VERLAG

NEUERSCHEINUNGEN:

KASIMIR EDSCHMID

Die Achatnen Kugeln
Roman 12 M., gebunden 16 M.

Die Fürstin
Novellen 10 M., gebunden 15 M.

Die Doppeltöpfige Nymphe
Aufsätze über die Literatur und die Gegenwart
15 M., gebunden 19 M.

•

RENÉ SCHICKELE

Die Mädchen
Drei Erzählungen . . 10 M., gebunden 14 M.

Meine Freundin Lo
Eine Geschichte aus Paris . . 10 M., geb. 14 M.

Schreie auf dem Boulevard
10 M., gebunden 14 M.

Weiß und Rot
Gedichte 12 M., gebunden 16 M.

Am Glockenturm
Drama 10 M., gebunden 15 M.

Man verlange den ausführlichen Prospekt

•

ELSE LASKER-SCHÜLER

Gesammelte Werke

Essays
12 M., gebunden 15 M.

Gedichte
12 M., gebunden 15 M.,

Hebräische Balladen
Der Gedichte erster Teil . . 12 M., geb. 15 M.

Die Kuppel
Der Gedichte zweiter Teil . 12 M., geb. 15 M.

Mein Herz
Ein Liebesroman . . . 12 M., gebunden 15 M.

Der Malik
Eine Kaffergeschichte mit einem farbigen Druck nach Franz Marc . . 16 M., gebunden 20 M.

Die Nächte des Lino von Bagdad
9 M., gebunden 12 M.

Das Peter Hille-Buch
12 M., gebunden 15 M.

Der Prinz von Theben
Ein Gesichtsband mit 13 ganzseitig. Abbildungen
12 M., gebunden 15 M.

Die Wupper
Schauspiel 12 M., gebunden 15 M.

•

**AUSFÜHRLICHE PROSPEKTE
UND KATALOGE STEHEN
KOSTENLOS ZUR VERFÜGUNG**

B E R L I N W 1 0

Soeben erscheint in dritter Auflage

Das Erlernen der Malerei

Ein Handbuch von
Lovis Corinth

Mit einer Originallithographie
des Verfassers

50 Mark



Wir haben auf die Herstellung dieses Buches, das lange Zeit vergriffen war, die größte Sorgfalt verwandt. Außer dem überaus reichen Abbildungsmaterial nach Werken des Verfassers sowie nach Werken von Manet, Leibl, Courbet, Degas, Rembrandt, Rubens, Liebermann und anderen enthält die neue Auflage eine auf dem Stein signierte Originallithographie von Lovis Corinth als besonders wertvolle Beigabe. Das Buch gibt einen tiefen Einblick in die Werkstatt des schaffenden Künstlers und der beste Weg, sich mit dem Wesen der bildenden Kunst von Grund aus vertraut zu machen.

PAUL CASSIRER VERLAG / BERLIN

Ernst Toller:

DIE RACHE DES VERHÖHNTEN LIEBHABERS

oder

FRAUENLIST UND MÄNNERLIST

Ein galantes Puppenspiel in zwei Akten frei
nach einer Geschichte des Kardinals Bandello

*Ich schicke dieses Spiel einer heiteren Laune
meinem Freund E. K. als Gruß ins Exil.
„Festungs“ gefängnis Eichstätt, Januar 1920
E. T.*

PERSONEN:

Giuseppe
Elena, seine Frau
Lorenzo
Giulia, seine Schwester
Rosa, Elenas Zofe
Pietro, Lorenzos Diener
Gäste
Tänzer, Tänzerin

Ort: Paläste Giuseppes und Lorenzos in Venedig

Zeit: Um 1550

ERSTER AKT

(FRAUENLIST)

(Zimmer im Palast Giuseppees.)

Erste Szene

Rosa: Wie Ihr befiehlt, wies ich die angekommenen Besucher fort.
Doch draußen drängt ein Herr, drängt immerfort,
Er will Euch sprechen.
Und sollt man tausend Ketten vor die Türen bringen,
Er würde sie zerbrechen
Und sich den Weg zu Euch erzwingen —
Und, Mona, ich gesteh', der Herr ist schön.
Elena: Sag Deinem Herrn, ich wolle niemand seh'n.
Rosa: Wenn ihn die Antwort nicht zufrieden stellt?
Elena: Mir scheint, es ist ein Herr, der Dir gefällt.
Rosa: Ich sagte schon, der Herr ist schön.
Elena: Du langweilst mich. So heiß ihn weitergeh'n.
(Rosa verläßt das Zimmer.)

Zweite Szene

Elena (singt): Nella tua cuna
Sparsa di rose
Dormi fanciulla
Mio dolce amore.

Dritte Szene

(Herein stürzt Lorenzo. Ihm folgt Rosa.)

Lorenzo: Mein Wort — ich werde sie zu finden wissen!
Rosa (zu Elena): Ohnmächtig war ich, Mona, aber dienstbeflissen.
(Rosa verläßt das Zimmer.)

Vierte Szene

Lorenzo (erblickt Elena): O Mona! Schlürfe ich den Duft der
[Augen, die ich dürstend trinke,
In die ich wie in hyazintne Juninacht versinke,
Ein Strom von roten Flammenfackeln stürmt mein Blut.
Ihr seid der Kelch, in dem der Unrastpilger ruht.
Mein Herz, noch eben Sturm, ist sanft wie eine Dämmerstille,

Mein Wille, eben schneidend Schwert, ist nun ein samtner Wille.
Demütig bin ich wie die Lilien zu Füßen Unsrer Lieben Frau,
Ein zitternd flüchtig Wölkchen am Mittagshimmel weit und blau.

Elena: Signor Lorenzo!

Lorenzo: Ihr seid erschreckt! O wäre ich das Flügelwehen von
[San Marcos Tauben,

O wär' ich süßer Atem der jasmin'en Lauben,
Ein Tuch aus Indien, das die frierend nackten Schultern deckt,
Das Lächeln eines Kindes, das uns sommermittags weckt.

Elena: Signor Lorenzo!

Ihr wagtet, ungeheißten einzudringen,
Erkühntet Euch, den Zutritt zu erzwingen.
Ihr sprecht, Ihr achtet mich. So achtet meinen Willen,
Verlaßt sofort das Zimmer!

Lorenzo: Wie könnt ich das erfüllen?

Kann sich die Glocke, an der die Klöppel schwingen,
Wehren und sagen: Ich will nicht klingen?
Kann sich die Tanne, die der Wind zerzaust,
Aufsteilen trotzig: Ich will nicht, daß Du mich umbraust — —
Wenn ich selbst wollte, mein Herz ward Wurzel Deiner Scholle,
Ich treibe hier und blühe, Du meine Erde, wundervolle.

Elena: Wenn mein Gemahl jetzt käme und Euch sähe,
Was glaubt Ihr, was dann wohl geschähe?

Lorenzo: O, Signor Giuseppe ist im Rathaussaal,
Hält Reden, allen Rathausherren zur geheimen Qual.
Ich wartete ja auf der Gasse, bevor ich zu Euch zog,
Bis sich sein dicker Leib aus dem Portale bog. —
Kennt Ihr die Anekdote, die man sich von ihm erzählt?

Elena: Ihr wagt — — —

Lorenzo: Der Zwang hat Euch vermählt!

So wißt, im Rathaus neulich griff er die um Giovanni an —
Zeterte Mordio, beschwor des Papstes Bann,
Prustete einem Puthahn gleich, den rotes Tuch gereizt,
Blähte sich, den Bauch und Arme weit gespreizt,
Da trat zu ihm Signor Francesco, flüstert leis ihm zu:
„Giovanni rast, ist vollends aus der Ruh,
Man sagt, daß er Euch vor die Klinge fordern will.“
Signor Giuseppe erbleicht, ist für Sekunden still,
Dann reckt er sich gewichtig, als wollte er den Saal zerbrechen
Und schreit: „So würd' ein Hetzer gegen Giovanni sprechen
Ich ahmt' ihn nach, um Euch vor solchem Gaukelspiel zu warnen.
Ihr Freunde, laßt von Hetzern nie und nimmer Euch umgarnen.“
Seht, Mona, das war Giuseppees Heldentat,

Vielleicht verdarb sie ihm den Mut zum öffentlichen Pfad.
 Zwar Politik ist heut ein Spiel für jeden reichen Laffen,
 Für dürre Dogaressen, für kastrierte Männer und für list'ge Pfaffen.
 Elena: Nun ist's genug, Signor Lorenzo, ich lasse meine Diener
 [rufen.
 Lorenzo: Ich will mich welke Rose fühlen, rollend von Eures
 [Altars Stufen.
 Elena: So wißt, ich lieb Euch nicht,
 Lorenzo: Es ist nicht Euer Herz, das spricht.
 Elena: Ich liebe einen andern, der mich tiefst erfüllt,
 Dess' reiner Atem meine Seele in Lilienwolken eingehüllt.
 Er ist's, den Ihr verhöhnt, der zum Altare mich geführt — —
 Lorenzo: Ich lächle, denn ein jeder weiß, daß Ihr noch Knospe
 [unberührt.
 Und Euer Ehebett ein märzlich herber Garten.
 Giuseppe schwätzt. Doch eins versteht er nicht: sein Blumen-
 [beetlein warten.
 Im Chor des Papstes bildete er eine Zierde,
 Hätt' ihn nur nicht gepackt politische Begierde.

Fünfte Szene

(Eintritt Rosa.)

Rosa: Signor Giuseppe betrat soeben das Portal.
 (Rosa verläßt das Zimmer.)

Sechste Szene

Elena: Jungfrau Maria, gefangen seid Ihr nun im Saal.
 Was wird er sagen . . . o . . . ich lass' mich nicht bestricken . . .
 Er darf Euch keinesfalls bei mir erblicken
 Dort ist ein Vorhang, schnell, schlupft dort hinein.
 Lorenzo: Ich bleibe, mag er mich erstechen.
 Elena: Wollt Ihr mein Herz zerbrechen?
 Ich bitt' Euch innig, schnell, schlupft dort hinein.
 Ich will vergessen, daß Ihr mich erzürnt, ich will . . .
 Ich will — — — so achtet meine Scham — ich will sehr viel —
 [sehr viel.
 Lorenzo: Elena, hütet Euch, treibt Ihr ein Spiel!
 Elena: Nein, nein. Und rührt Euch nicht, bis ich ein Zeichen gebe.
 (Lorenzo ist unter einen seidenen Vorhang geschlupft, der Gewänder Elenas
 verdeckt.)
 Elena: O heil'ge Jungfrau — Schreck — mein Herz — ich lebe . . .

Siebente Szene

(Eintritt Signor Giuseppe, schiebt sich und seinen Bauch ins Zimmer. Prustend, gewichtig. Rosa folgt ihm.)

Giuseppe: Grüß Gott, Elena — Rosa, hier nimm meinen Hut . . .
Den Degen — nein — den laß mir — troll dich, junge Brut.

(Rosa verläßt das Zimmer.)

Achte Szene

Elena: Ich dacht, Ihr wäret heut zur Rathaustafel.

Giuseppe: Ah, Benedetto, ich verzichte aufs Geschwafel.
Im Volke wächst die Unmoral, der Wucher triumphiert,
Kein Mensch, der die Gesetze voll Achtung respektiert.
Paläste sind bedroht, denn Ruh und Ordnung wanken,
Der Arme wagt's zu trotzen vor gottgewollten Schranken.
Landfremd Gesindel hat die Arbeiter verrottet und zersetzt
Und wider heiliges Eigentum zum Kampfe aufgehetzt.
Juden und Deutsche sind die unverantwortlichen Narren!
Venedig den Venetiern! Das Pack zum Schinderkarren!
Indessen sind die Richter auf unserer Seite, wie es sich gehört.
Wen ich bezahl, von dem verlang ich, daß er zu mir schwört.
Im Rathaus wird seit Wochen die neue Verfassung beraten,
Es fehlt der starke Mann in diesem jämmerlichsten aller Staaten!
Doch hört; auf der Piazza trifft mich der Juwelier
Und spricht mich an: „Seht, welche Rarität ich bringe hier.
Den Degen des heiligen Antonio di Spada erstand ich soeben,
Mit dem jagte er dreihundert Muselmanen aus dem irdischen Leben.
Drauf legte er sich hin und rief: ich hab genug,
Schlug schnell ein Kreuz und starb. Als man zu Grab ihn trug,
Ward heilig er vom Papst gesprochen —
Dreihundert Mann getötet, denkt, in sieben Wochen.
Den Degen erbebt dann sein Sohn, der ihn versoff,
(Der trank und hurte, bis sein Leib von Pest und Seuche troff)
Der Degen ist ein Kleinod, geziert mit zwölf Aventurinen,
Wenn Ihr ihn wollt? Ich überlaß ihn Euch für dreihundert Zechinen,
Es gibt nicht viele Nobili, die solches Schwert auf offner Straße
[fanden.“

Ich zog den Beutel, nahm den Degen und hatte ihn erstanden.

Elena: Den Degen?

Giuseppe: Jawohl, warum bist Du verlegen?

Elena: Den Degen?

Giuseppe: Kommt Dir der Kauf so ungelegen?

Elena: Ich meinte — —

Giuseppe: Was der Teufel meintest Du?

So sprich . . . nur zu, nur immer zu — — —

Elena: Man sagte mir — — Ihr — — könnt nicht fechten, ja . . .

Giuseppe: Haha, ich kann nicht fechten — o haha!

Der beste Fechter war ich einst, kam einer in die Quer — —

Ich ließ ihn über meine Klinge springen. Schauet her:

Seht, so schlägt man eine Quart!

In die Sekund war ich vernarrt!

Hier noch diese Prim geschwind!

Die Terz ist wie ein Frühlingswind.

Elena (für sich): Wart, mein Freund, ich will mich rächen

Ohn' Erlaubnis in mein Zimmer einzubrechen.

(Giuseppe ficht weiter.)

Elena: O herrlich, Giuseppe, ich schau dich voll Bewunderung an.

O Giuseppe, Du bist ein ritterlicher, kühner Mann.

Giuseppe: Mein Schätzchen!

Elena: Einen Wunsch hab' ich, wirst Du ihn mir erfüllen?

Ich weiß, Du wirst ihn, wenn ich bitte, stillen.

Ein Duell sollst Du mich schauen lassen.

Giuseppe: Ein Duell? Du lässest mich erblassen.

Elena: Kein wirkliches Duell — nein, Du sollst mir zeigen,

Wie man sich schlägt beim Fechterreigen.

Denk' der Vorhang dort, er wär' Dein Feind,

Ein Nebenbuhler meinetwegen, den mit mir vereint

Du im Gemache trafst. Du zückst den Degen —

Er stellt sich Dir, ein stolzer Gegner, hart entgegen.

Giuseppe: Ich spießte auf den Wicht!

Allein: der Scherz gefällt mir nicht.

Elena: Du liebst mich nicht.

Du fürchtest Dich vor mir.

Giuseppe: Ha, ha, ich fürchte mich vor Dir!

Nun gut, so mag der Kampf beginnen.

(Elena deutet auf den Vorhang. Giuseppe beginnt gegen den Vorhang hin zu fechten.)

Elena: Triff ihn ins Herz, er soll Dir nicht entrinnen.

Giuseppe: Ich verletzte Dein Gewand!

Elena: Die Wunde sei ein Liebesmal von Deiner tapfren Hand.

(Giuseppe ficht weiter.)

Giuseppe: Den Ausfall jetzt — ha, dieser Stoß.

Vorbeil Den Nebenbuhler wär ich los.

(Ein kleiner Schmerzlaut ertönt.)

Giuseppe: Schrie'st Du? — —

Elena: Ich schrie — — ich schau Dich voll Bewunderung an . . .

O Giuseppe, Du bist ein ritterlicher, kühner Mann.

Giuseppe: Mein Lohn? Ich hab ihn mir erstritten.

Elena: Ich will zur heil'gen Jungfrau für Dich bitten.

Giuseppe: Tu's nur, Elena. Doch da fällt mir ein:

Im Rathaus wird man bei den Wahlen sein.

Ich eile hin auf einen Sprung —

Das Fechten tat mir gut, wie fühle ich mich jung!

Elena, ich bin von Dir entzückt.

Elena: Giuseppe, Du hast mich reich beglückt.

Giuseppe: Ich küsse Dich. Leb wohl, mein Schätzchen.

Nicht wahr, ein Nebenbuhler hätt' ein hartes Plätzchen!

(Giuseppe verläßt das Zimmer. Elena wartet einige Sekunden. Eilt zum Fenster. Da sie Giuseppe auf der Straße sieht, winkt sie ihm zu.)

Neunte Szene

(Elena macht ein Zeichen. Aus dem Vorhang hervor tritt Lorenzo.)

Lorenzo: Das war Dein Wort: „Soviel will ich Dir geben.“

Elend! Mein Leben wolltest Du, mein Leben!

Elena: O, daß Ihr Ängste littet, ich bedaure es von Herzen.

Lorenzo: Dein Höhnen foltert mich wie glühend Wachs von tausend
[Kerzen —

Ging es nach Deinem Wunsch, er hätte mich erstochen.

Elena: Nur Mut! . . . ich wußte vorher . . . , daß die Degenspitze . .
[abgebrochen.

(Lorenzo fährt zornig auf.)

Lorenzo: Du büßest mir Dein Spiel, ich werd' mich rächen.

Einst wirst Du unter ander'm Vorhang süß zerbrechen,

Und merk Dir, meine Degenspitze sollst Du fühlen,

Sie trifft ins Herz und wird Dein Blut, Du Spröde, kühlen!

(Lorenzo stürzt hinaus.)

Zehnte Szene

(Eintritt Rosa.)

Rosa: Ich sah den Signor eilends geh'n.

Elena (in sich versunken): In seinem Zorne war er, ich gesteh'
[es, schön.

VORHANG

II. AKT (MÄNNERLIST)

Ein Zimmer im Palast Lorenzos. Im Hintergrund der Bühne, rechts, links Türen.

Erste Szene

Lorenzo: Versprach sie Dir, bestimmt zum Feste zu erscheinen?
Giulia: Sie sträubte sich zuerst, ich mußte Tändelei und Bitte klug
[vereinen.

Erzählte ihr, daß Du vier Wochen fiebernd krank gewesen,
Und, nah der dunklen Schwelle, wie durch ein Wunder jäh genesen.
Lorenzo: Sie glaubte Deinen Worten?

Giulia: Sie schien mir zu erblassen.

Man hätte ihr erzählt, daß Du vier Wochen nicht Dein Haus verlassen.

Wie Du geheißten, sprach ich dann vom heut'gen Feste,
Venedigs Rathausherren wären Deine Gäste.

Daß Du zur Feier köstlichste Genüsse auserdacht,
Buntfarbige Fontänen, Märchenspiele, Tanz und Pracht.

Wir könnten Eurem Feste innig plaudernd lauschen
Und Zärtlichkeiten, süße, schwesterliche tauschen.

Glaub mir, sie kommt.

Zweite Szene

(Eintritt Pietro durch die Türe rechts.)

Pietro: Contesse Elena.

Giulia: Man führe sie hinein.

(Pietro verläßt das Zimmer.)

Dritte Szene

Lorenzo: Ich warte dort. Begrüße sie. Nach einer Weile
Entschuldige Dich. Du weißt, ich habe Eile.

(Lorenzo verläßt das Zimmer durch die hintere Tür.)

Vierte Szene

(Eintritt Elena.)

Elena: Contessa Giulia!

Giulia: Contessa Elena!

Elena: Wir werden ungestört das Fest belauschen?

Giulia: So einsam wie die Pinien, die um Ravenna rauschen.

Ich bin sehr froh, daß Sie sich doch entschlossen . . .

Elena: Verbotnes reizt.

Giulia: Bis man's genossen!

Elena: Ihr Bruder weiß nicht, daß ich im Palaste weile,
Und mein Gemahl . . . , er glaubt, ich wäre eine Meile
Von ihm entfernt. Es ist für mich höchst amüsan,
Ihn zu belauschen. Man sagt, er wäre sehr galant
Auf fremden Festen.

Giulia: Sie leben sehr zurückgezogen.

Elena: Mich locken nicht der lauten Feste Wogen.

Giulia: Man weiß, daß Sie unsagbar glücklich sind.

Elena: Ach ja . . . sehr glücklich . . . glücklich . . . wie ein Kind.

Giulia: Da fällt mir ein, Contessa, ich will geschwind

Nach Küche, Dienern, Mägden schauen,
Man darf an solchen Tagen Ihnen nicht vertrauen.

(Giulia verläßt das Zimmer durch die Türe links.)

Fünfte Szene

(Elena geht ans Fenster. Schaut in den Park.)

Elena (summt vor sich hin):

Rondinella pellegrina
che ti posi in sul verone
ricantando ogni mattina
quella flebile canzone
che vuoi dir mi in tua favella
pellegrina rondinella?

Sechste Szene

(Aus dem hinteren Zimmer tritt Lorenzo. Er gibt sich den Anschein, als ob er Elena nicht bemerke.)

Lorenzo (singend):

Solitaria nell'oblio
dal tuo sposo abbandonata
piangi forse al pianto mio.
vedovella sconsolata?
Piangi, piangi in tua fovella,
pellegrina rondinella!

(Elena schreit leise auf. Verbirgt sich hinterm Fenstervorhang. Lorenzo geht zur Türe rechts. Schließt sie leise zu. Dann zur Türe links. Schließt auch diese. Geht zum Fenster, streift den Vorhang. Erblickt Elena.)

Lorenzo: Welch süßes Wunder offenbart sich den berauschten
[Blicken,
Welch gü'tge Göttin will die fiebermüden Augen mir erquicken,
Ich Träumer, trunken von den Bildern sanft geschwellter Nächte,
Ich Gleitender in ros'ge Tiefen meiner Sehnsuchtsschächte.
Du Traumbild, flücht'ger Wolken Schaum . . .

Elena: Signor Lorenz!

Lorenzo: So wache ich! Du bist kein Traum!

Elena: Signor Lorenzo, ich kam nicht, Sie zu sehen.

(Da Lorenzo sich ihr in den Weg stellt)

Elena: Ich wartete auf Ihre Schwester . . . Lassen Sie mich gehen.

Lorenzo: Schon einmal ließ ich mich von Ihrem Lächeln fangen,
Wer Schlangenbiß erfuhr, der hütet sich vor Schlangen.

Elena: So fliehe ich!

Lorenzo: Nur unverdrossen.

Elena (läuft zur linken Tür): O Gott, die Türe ist geschlossen.

Lorenzo: Mein tiefes Mitleid, welcher Wicht hat das getan?!

Elena (läuft zur rechten Tür): Auch diese hier! Was fange ich nur an?

Lorenzo: Sie Arme! Doch die Tür da drüben!

(Elena läuft zur Tür nach hinten. Klinkt sie auf. Die Tür ist unverschlossen.
Öffnet sie weit, prallt zurück. Man blickt in ein Zimmer, das ein geöffnetes
Bett, mit einer seidnen weißen Decke verhüllt, zeigt.)

Elena: O heilige Jungfrau! . . . wäre ich zu Haus geblieben!

Pfui, Signor! An einer schwachen Dame sich zu rächen.

(Lorenzo geht gemächlich auf sie zu. Umarmt sie.)

Lorenzo: Auch eine schwache Dame darf gegebenen Schwur nicht
[brechen,

Du stehst in meiner Schuld, Dein Wort versprach sehr viel,
Jetzt büßest Du mir, Liebliche, Dein loses Spiel.

Gib acht, denn meine Degenspitze sollst Du fühlen.

Sie trifft ins Herz und wird Dein Blut, Du Spröde, kühlen.

(Lorenzo hebt Elena auf seine Arme. Trägt sie ins hintere Zimmer. Schließt
die Tür. — Man hört eine zarte Geigenmusik, die bis zum Schluß
des Stückes anhält.)

Siebente Szene

(An die Tür rechts wird geklopft. Die Bühne bleibt leer.)

Rosa (von draußen): Das Fest beginnt, Signora, Contessa Giulia
[schickt mich her.

Verschlossen! Ich finde die Signora nimmermehr.

Durch alle Zimmer lief ich; aus Unmut möcht ich weinen!

(Pietro nähert sich draußen der Tür rechts.)

Pietro (von draußen): Zu jener Stunde würd' die Sonne dunkler
[scheinen.

Rosa (draußen): Wie kann man Menschen so erschrecken!

Pietro (draußen): Wie kann man auf den ersten Blick so heiße Liebe
[wecken!

Rosa (draußen): Sie garst'ger Spötter . . . o . . . , ich laufe fort!

Pietro (draußen): Doch nur mit mir . . . An einen süßern Ort.

Rosa (draußen): Ich sollte ja auf meine Herrin warten.

Pietro (draußen): Ich warte mit. In einer Rosenlaube im ver-
[schwieggen Garten.

(Man hört Rosa's und Pietro's Schritte sich entfernen.)

(Musik schwillt an.)

Achte Szene

(Aus der hinteren Tür tritt Lorenzo. Er trägt Elenas Kleider. Birgt sie in
einer Truhe. Geht zur Tür.

Lorenzo: O Mona, sollten Stimmen Sie aus Ihrem Traume wecken,
Ich rate mit dem Seidentuch sich sorglich zuzudecken.
Und sollte sich der Raum mit Gästen füllen,
Am besten wär's, das Antlitz zu verhüllen.

(Lorenzo schließt die Tür. Steckt den Schlüssel in seine Tasche. Er öffnet
die Türen rechts und links. Lorenzo eilt hinaus. Einige Sekunden bleibt die
Bühne leer.)

Neunte Szene

(Ein Tänzer und eine Tänzerin huschen hinein.)

Tänzer: Gleich wird das Fest beginnen.
Laß uns, eh' die Minuten verrinnen,
Schnell noch unsern Tanz probieren . . .
Kleine Blume . . . Du darfst Dich nicht zieren . . .

Tänzerin: Hier an diesem fremden Ort?

(Tänzer küßt die Tänzerin. Beide tanzen.)

Tänzer: Ich höre Stimmen . . . fort! . . .

(Tänzer und Tänzerin huschen hinaus.)

Zehnte Szene

(Von links kommen Lorenzo mit seinen Gästen, unter denen sich Giuseppe
befindet.)

Lorenzo: Noch einmal, meine Herren lassen sie sich herzlich danken,
Daß Sie dem Rufe folgten. Sie glaubten einen Kranken
Zu begrüßen. Einen, den des Todes Wunden

Mit Fieberstricken an sein Bett gebunden.
 Sie sehen einen kraftgeschwellten, sommerstarken Mann —
 Ein Wundermittel hat dies Werk getan.
 Erster Gast: Ein Wundermittel?
 Zweiter Gast: Namen nennen!
 Lorenzo: Ich soll bekennen?
 Guiseppe: War es ein Zauberer? Ein Fetisch? Oder bitt're
 Ein Hexentrank, dem Satan selbst die Kraft gelieh'n? [Medizin?
 Erster Gast: So sprechen Sie! Neugier zwickt uns in Krallen.
 Zweiter Gast: Wir bitten, lassen Sie die rätselvollen Schleier fallen.
 Lorenzo: Es sei. Ich lasse Sie das Wunder schauen.
 Ein Wunder, betaut von den unendlich blauen
 Himmeln Venedigs . . von seinen warmen Abendwinden . .
 Vom Rosendufte aller Gärten . . .
 Doch wer's nicht recht erblickt, der muß erblinden.

Elfte Szene

(Lorenzo geht an die Tür im Hintergrund. Schließt sie langsam auf. Öffnet die Tür weit. Geht ans Bett, das eine weißseidene Decke, unter dem ein Körper schwellt, bedeckt. Die Gäste folgen bis an die Tür die sie verdecken.)

Giuseppe (erschreckt): Ein Toter?
 Lorenzo: Ein Toter, der heut morgen auferstanden,
 Erlöst von Furcht und Scheu, erlöst durch Amors Banden.
 So wie ein leichter Wirbel, der sich heißen Tags erhebt,
 Uns atmend küßt, uns küssend mild belebt,
 So wie ein Altar lichten Doms, den wir voll Scheu betreten,
 Der unsre Seelen beugt zu strömend reinem Beten,
 Hat dieses Wunder, göttliches Geschenk, geheilet mein Gebreite,
 Drob lud ich Euch, Ihr Freunde, ein zum heutigen Freudenfeste.
 Giuseppe: Ich glaub', es ist ein Weib!
 Erster Gast: Scherz will er mit uns treiben.
 Lorenzo: Ihr Freunde, laßt das Wunder Euch beschreiben.

(Lorenzo beginnt langsam das Bett aufzuheben. Die Gäste erblicken nackte Füße.)

Die Gäste: O!

(Während Lorenzo spricht, hebt er allmählich das Bettuch.)

Lorenzo: Mit diesen Füßen lief ein junges Reh in meinen Gründen.
 Ich jagte es, doch jähe kniet' ich nieder, als stünden
 Die heiligen Drei Könige vor meinen frommen Blicken.
 O Anmut flücht'gen Flieh'ns, du tanzendes Entzücken!
 Und diese Knöchel, zart wie zitternd Flügelschlagen
 Gefang'ner Nachtigallen, die an Käfigstäben klagen.

O diese vollen Waden der geschwung'nen Kraft,
Von roten Säften strotzend, gluterfülltem Lebenssaft . . .

Giuseppe: Die Zunge wird mir trocken . . . he Pietro, einen
Becher Wein!

Erster Gast: Hier, Signor, diese Schönheit schaut und Euer Durst
wird schnell gestillet sein.

Zweiter Gast: Der alte Gockel tut, als würd sein Blut Fontänen
springen.

Dritter Gast: Sein armes junges Weib weiß andre Melodie zu singen.

Lorenzo (fortfahrend): Opalne Kniee, zärtliche Patrouillen unter
[bunten Hüllen
Auf Euren Gipfeln muß der Wanderer sein Herz mit brauner
[Freude füllen.

Ihr schmalgewölbten Schenkel, spielerische Tänzerinnen,

Giuseppe: Ich wünscht', ich wär des Ruhelagers weißes Linnen!

Lorenzo: Ihr starken Lenden, Ihr Gefäß der fruchtbeschwingten Welle,
Du blonder Märchenhain, gelobtes Land der heil'gen Schwelle,
Ersehnter Altar Du, in dem der heiße Kämpfer selig ruht,
In Dir zerbrechend löst sich Gott in keuscher Liebesglut . . .
Und hier am Bauch die kleine Falte, spöttisch Lächeln
Schalkhafter Seitenblick, spitzbübisch Fächeln . . .

O jede kleine Grube dieses benedeiten Leibes ward mir kündende
[Monstranz,

O jeder blonde Flaum ein Lichtpfeil, köstlich goldner Glanz!
Ihr rosenfarbnen Brüste, Pfirsichknospen, lieblich blühend
Von jungem Stolze prall, von tausend Wünschen sprühend,
Du Blütenkelch des sel'gen Schläfers, Deinem Dufte hingegeben
Löst sich, ein Ambrawölkchen, menschbeschwertes Leben . . .
Der holde Rhythmus dieser Schultern! Arme der beschwingten
[Rundung!

Ihr feinen, frommen Hände, nächt'ge Boten kosender Erkundung.
Du schlanker Hals, der einer Göttin Krone würdig wiegt,
Den zarte Scham jetzt zu unendlich klagender Gebärde biegt . . .

(Lorenzo läßt das Bettuch fallen.)

Lorenzo: Genug!

(Sekunden Stille)

Erster Gast: Ein Dom wölbt sich im fließenden kristallinen Licht . .

Giuseppe: Ganz köstlich . . . doch das Angesicht, das Angesicht . . .

Lorenzo: Von dieser Bitte müßt Ihr mich entbinden.

Ich sagte schon, Ihr kämet in Gefahr, vorzeitig zu erblinden.

Und nun, Ihr Herren, nehmet Platz im großen Saal,

Ich wünsche fröhlichen Humor beim festlich frohen Mahl.

(Die Gäste verlassen das Zimmer. Lorenzo gibt sich den Anschein, als folge er.)

Zwölfte Szene

Da alle Gäste das Zimmer verlassen haben, eilt Lorenzo zur Truhe, entnimmt ihr die Kleider, trägt sie in das hintere Zimmer.

Es klopft.

Lorenzo eilt nach vorne, schließt die Türe zum hinteren Zimmer.

Dreizehnte Szene

(Eintritt Giuseppe.)

Giuseppe: Hm, hm, Signor Lorenzo, unter Trinkkumpanen. Wer war die Dame? Wer?

Lorenzo: Sie ahnen?

Giuseppe: Venedigs Mauern bergen diese Holde nicht. Niemals wär' mir entgangen dieses junge Licht.

Signor Lorenzo, unter uns, ich gebe mein Versprechen, Ich schwör' bei allen Heiligen, Gott möge einen Falscheid rächen, Wer war die Dame?

Eine Putanella oder eines Hahnreis Frau?

Lorenzo: Das Wunder ist ein Engel unsrer Lieben Frau.

Giuseppe: Ich gäb' was drum, wüßt ich den Namen.

Signor Lorenzo, Schmetterling der kleinen Damen . . .

Ich schenke meinen Degen, dessen hohe Herkunft ich berichte. Dem Heiligen vom Säbel gehörte er, dreitausend Teufelswichte Erschlug Antonio in sieben . . .

Lorenzo: Stunden!

Ich kenne die Geschichte.

Giuseppe: Sie kennen . . . Teufel! . . . meiner Elena allein Hab' ich sie anvertraut.

Lorenzo (für sich): Verfluchte Pein!

(laut) Ich . . . hörte sie . . . erzählen . . . von . . . einem Juwelier.

Giuseppe: Der Schwätzer!

Signor Lorenzo!

Eine kostbar seltne Zier!

Lorenzo: Signor Guiseppel!

Nur im Verborgnen kann das Antlitz Wunder treiben.

Ich tat ein kirchliches Gelübde.

Giuseppe: Hartnäckiger!

Sie bleiben?

Gewiß, Sie bleiben noch, beneidenswerter Mann.

Ein kirchliches Gelübde!

Lorenzo: Bedenken Sie, des Papstes Bann!!

(Giuseppe verläßt lachend das Zimmer. Lorenzo verschließt die Tür.)

Vierzehnte Szene

(Lorenzo eilt an die hintere Tür. Öffnet sie. Elena tritt heraus.)

Elena: Wo meine Dienerin? Nur fort! Nur fort!

Lorenzo: O Mona, ist Liebe, die sich leise regte, jäh verdorrt?

Elena: Sie haben meinen Leib geschändet!

Lorenzo: Schönheit geschändet, weil sie Augen, trunkene,
[geblendet?

Sie weinen . . . Mona . . . hörten Sie den Signor nicht:

„Ein Dom wölbt sich im fließenden, kristallinen Licht!“

Von einer großen Gnade war das Zimmer überblaut,

Die Menschen segneten den Leib, den sie geschaut.

Elena: Vor meinem Mann! wenn er mich nun erkannt?

Lorenzo: Für ihn gewiß war Euer Leib ein unbekanntes Märchenland.

Im übrigen:

Nachtblind ist er vom vielen Erbsenessen.

Auf Rathauspolitik mehr denn auf Euren Leib versessen.

Elena: Sie Böser!

Lorenzo: Mona, Sie lachen!

Englischer Reigen

Jubelt wie Cremonas himmlische Geigen.

Elena, Du liebst mich!

Elena: Du Starker! . . . böser Mann . . .

Lorenzo: Du warst das lichte Ziel des Wegs, den ich ersann.

Elena: Du Trotziger!

Lorenzo: Du Maierwunder! Wiege süßer Wonnen.

Elena: Ich zürn' Dir, Du! Du hast den Bronnen

Meines Leibes allzuflüchtig ausgetrunken.

Lorenzo: War ich nicht, ein Berauschter, tief in Dich versunken?

Elena: Als Du das seidne Bettuch hobst, hast nicht gewußt

Von einem winz'gen blauen Muttermal an meiner linken Brust.

Das mich, ein samtner Amethyst, vorwitzig schmückt,

Und das mich, ich gesteh's, beim Baden oft entzückt.

Du hast dies kleine zarte Wunder, Flücht'ger, überseh'n.

Lorenzo: Bei Dionysos! Es soll in Zukunft nicht gescheh'n!

Mit tausend Schwüren will ich es versprechen!

Elena: So küsse mich!

Lorenzo: Und . . . darf ich mich nicht mehr rächen?

Elena: Du darfst!

O, Deine Rache mag mit Feuermeeren mich umspülen,

Doch . . . nie wird sich mein Blut an Deiner Rache kühlen.

(Zärtliches Umarmen. Lorenzo rechts, Elena links ab.)

Fünfzehnte Szene

(Rosa und Pietro gehen über die Bühne.)

Pietro: Ob Deine Herrin um die Schönheit dunkler Lauben weiß?

Rosa: Du Spötter . . . Signor Giuseppe ist ein Greis!

Pietro: So stattlich junges Weib! Und niemand setzt dem Alten
[Hörner auf?

Rosa: Wer Hörner braucht, bekommt sie. Es ist des Lebens Lauf.
(Gehen vorüber.)

Sechzehnte Szene

(Giuseppe schleicht schnell herein. Öffnet die hintere Tür.)

Giuseppe: Ich muß doch nachschaun . . . ha . . . das Pärchen aus-
[geflogen.

Ich irr' mich nicht, heut' hat ein Weibchen ihren Mann betrogen.

Da lob' ich mir die Elena. Sie wird zur Abendmesse geh'n

Und Gottes reichen Segen auf unser Eheglück erfleh'n.

Vielleicht erhört Er sie und schenkt uns einen Sohn.

Den tugendhaften Gatten leiht Gott verdienten Lohn.

(Giuseppe rechts ab. Läßt die Türe offen.)

Siebzehnte Szene

Musik schwillt an. Tänzer und Tänzerin tanzend durch die offene Tür.
Während sie tanzen, senkt sich der

VORHANG.

Else Lasker-Schüler:

GOTT HÖR

Hugo Simon dem Boas

Um meine Augen zieht die Nacht sich
Wie ein Ring zusammen.
Mein Puls verwandelte das Blut in Flammen
Und doch war alles grau und kalt um mich.

O Gott und bei lebendigem Tage
Träum ich vom Tod.
Im Wasser trink ich ihn und würge ihn im Brot.
Für meine Traurigkeit fehlt jedes Maß auf deiner Waage.

Gott hör, in deiner blauen Lieblingsfarbe
Sang ich das Lied von deines Himmels Dach.
Und wurde doch für deinen ewigen Hauch zu wach.
Mein Herz schämt sich vor dir fast seiner tauben Narbe.

Wo ende ich, o Gott, denn in die Sterne,
Auch in den Mond sah ich in alle deiner Früchte Tal.
Der rote Wein wird schon in seiner Beere schaal
Und überall die Bitternis in jedem Kerne.

Kasimir Edschmid:

SÄRÖ

(Fortsetzung)

Ich gehe gleich zu Bett im Hotel. Ich denke noch: morgen fahre ich zu Almqvists Schwester. Nach Särö. Dann schlafe ich ein. Ich weiß nicht, wie ich schlief, ich schlief wohl sehr fest. Das Telephon weckte mich, ich lief ins Badezimmer vor Verwirrung, dann legte ich mich nieder.

Ich nahm den Hörer vom Tisch, ich hebe ihn an mein Gesicht. „How do you do?“ „Falsch verbunden.“ Ich hänge ein. Es schellt von neuem. „C'est le portier qui parle.“ Ich fluche, ich rufe ins Telephon, er möge verplatzen. Eine andere Stimme kommt, aus Nebel süß und weich: „Kan jag få tala med Nr. 417?“ Ich streckte mich lang aus im Bett. Ich zitterte am Körper. Ich bin Nr. 417. Ich will die Stimme noch einmal hören, ehe ich sie für immer verliere. Sie wiederholt. Ich genieße es lange. Dann antworte ich; wie klanglos meine Stimme. Ich antworte nur, was sie sagt: „Ja, Fröken Ebba, ich vergesse die Bücher nicht zu senden, ich küsse die Hände.“ Da geht die Leere ins Telephon. Doch sie ist noch da, ich weiß, ich spüre es. Ich sehe sie dastehn mit dem weißen Gesicht, erfroren am Mund, und lauschen. Doch ich darf nichts anderes sagen, ich muß es fallen lassen, wenn es mich auch vernichtet. Ich habe gedacht, dies sei ein heiliges Haus. Ich will keine Verwirrung in diesem Haus. Wie unglücklich bin ich und schwach. Und doch wie getröstet. „Ich küsse die Hände, auf Wiedersehen!“ rufe ich steif und hänge ein. Ich kann es nicht hören,

wenn sie den Gruß wiederholt. Ich richte mich auf unter der Badedusche, hebe die Arme, die Muskeln wiegend im Strahl — und breche zusammen: welches Glück, diese Stimme.

Erst nach dem Mittagessen kam ich in Särö an.

Vor dem hellen Sandstrand stand die Nordsee. Dann machte der Basalt eine Welle, die Häuser trug. Davor brannten mit schmalem Rasen die tausend Obstbäume. Ich ging durch den verschneiten Geruch. Auf der Terrasse kam Almqvists Schwester auf mich zu. Ich trat betreten einen Schritt zurück. Sie lächelte mit einer sich nicht entäußernden Bewegung, ihre Schönheit streng bei sich behaltend. Ich saß auf der Klippenbalustrade vor dem kleinen Schloß. Ich frug nach ihrem Bruder, sie wußte keinen genauen Termin, noch ohne Nachricht. Sie hob die Schultern ein wenig, ich mußte warten. Ich unterließ nicht, ihr meine Bewunderung für solche Schönheit zu zeigen. Aber es war ein Raum zwischen uns, ich durchbrach ihn nicht, ich hatte einen Schmerz in der Brust, der mich peinigte bei jedem Wort und mich wegzog, wenn ich die schmetternde Süße der Apfelbäume vor dem aufgestählten Dunkel der Nordsee bestrich mit der Hand in der Luft. „Sie haben Recht,“ sage ich hin, „Ihre Bürger sind Hunde wie alle, gnädige Frau“ und ich lächle schief und trotzig, aber ich will es nicht wissen, was geht es mich an, was liegt mir daran, daß ich ihren Vornamen gern wüßte. Aber ich frage nicht danach. Daß sie in Norwegen skiert mit Meir Elisha, meinem Partner. O, was liegt mir daran. Ich bin da, um auf Nachricht von Almqvist zu lauern, es ist keine da. Ich sitze und rede und höre nichts wie ein phantastisch Knirschen eines Rockes immer im Ohr.

Auf der Klippe gegenüber stehen Kinder, rufen „Mur“. Sie steht auf, nimmt die grün-weiß-orange-schwarze Decke von dem Teetisch, winkt hoch damit. Die Kinder jauchzen, kriechen wie Ziegen weiter mit den kleinen Spitzenhosen.

Auf der geschorenen Steppe ins Land hinein spielen Engländer Golf. Weiße Männer liegen unten in den Segelyachten. Ich stehe auf, lege die Hand über die Augen und sehe lang in die gläserne Bläue. Ich vergesse, wo ich bin, ich drehe mich um: „Ich sah Ihr Stadthaus, gnädige Frau; darf ich es sagen, die holländische Backsteinrenaissance hat eine asketische Linie, die ich wenig ertrüge, nie eine Frau damit umgäbe“. Ihr kristallenes blaues Auge umfährt mich ohne Ironie, sieht über mich weg. Ich impfinde, daß alle lügen, daß sie nicht die marmorne schönste Frau Bohusläns ist; welche Narrheit, sondern, daß sie noch nicht gelebt hat und ihre Gefühle lawinenhaft hinter dem Herzschlag liegen. Aber im Augenblick darauf schon sehe ich das Meer wieder; sie ist aufgestanden, an die Mauer getreten, was kümmert mich diese Frau, die Ruhe macht mich glücklich, überempfindsam, die Segel meiner Seele sind groß und weit gebauscht. Welcher Friede, ich will es sagen, es gelingt mir, fast werde ich mitteilksam, ein Schwätzer, ich schüttele mich und lache in mich hinein. Die Obstbäume brennen ihr Weiß gegen die besonnte Felswand und schwingen sich selig über das im Kreis gerundete Meer. In der abgeebbten Seitenbucht liegen Völker von Möven mit ausgebreiteten Flügeln im Sand. Wir sitzen und reden und warten auf Almqvist, ich erschrecke, muß lachen, die Teetasse fiel zu Boden. Ich muß lachen, ohne es zu zeigen (wie kühl und höflich ist mein Gesicht), ich sitze mit der schönsten Frau Westschwedens über den wiegenden Rahen ihrer drei Segelboote, und ich sehe über ihr hinter den Schaumriffen von den in der Brise schaukelnden Kirschästen bis zu der Spitze des Granitbergs immer eine Reiterin durch die Luft hinschreiten.

Die Kinder kommen rufend, werfen sich ihr an die Brust. Wie schön ich mit Kindern spielen kann, die ich sonst nie sah. Bin ich sechzehn Jahre? O, wie fühle ich mich von mir selbst verlassen. Sogar den Barentanz

vermag ich auf der Mauer ihnen vorzuzeigen; wie sie heulen vor Wonne. In welchen Korridor entfernter Jugendlichkeit habe ich mich mit Geschwärm und Verlieben und Spielerei schrecklich zurückverirrt. Wie weit lag das hinter mir. Ich balle die Faust in der Tasche, ich kann ja doch nichts tun gegen die süße Gewalt, die mich von allem reißt, mich hier einen Fremden und Kranken und Unbeteiligten sein läßt, o Gott, wie schön ist die Gewalt dieses Schmerzes, den ich hasse. Ich balle die Faust in der Tasche und greife das farbige Tuch, mit dem sie den Kindern winkte, das die Kleinen mir hineinbugsierten. Nun gut, es soll drinnen bleiben, wir lachen, ich küsse die Hand.

Vom Bahnhof herauf läuft ein Auto.

Almqvist.

Ich gebe ihm die Hand. Ich stehe mitten in den Dingen, dressiere die Drähte von Plänen und Absichten und Zielen bewußt und klar. Ich schlafe traumlos und gut. Ich habe mich völlig, nichts irrt ab. Wir fahren in der Frühe nach Göteborg, nehmen den Russen auf, steigen in den Dampfer. Der Hafen ist stundenlang, die Schiffe haben sich in Herden hineingelagert. Als wir den äußersten Ring am Mittag passieren, zeigt Krassin auf eine der vielen flachen Granitinseln. Aus Stollen sausen elektrische Fahrstühle mit Batterien hoch, schießen, sausen tief unter das Meer zurück. Ich lache: „Entwickelt die Erde sich weiter in explosive Kurven, wird man in zwei Jahren dies von Withe Chapel oder vom Grunewald aus beschießen.“ Da werde ich verhaftet.

In der Kajüte verhört mich der Kapitän. Er ist zu dumm, die Vorzüglichkeit meiner Papiere zu kapieren. Ich kümme mich nicht um den Ochsen, stehe wütend an der Wand. Die ganze Mission steht auf der Wippe. In diesem Augenblick finde ich mich klar zurück, abgeschnitten liegt das Nebelhafte von mir, ich strecke mich, bin wieder ein Kerl, kühn an Kopf, fühle die Muskeln

um den Rumpf herum sich dehnen, ich trete vor. Da klopft es, herein mit der Lässigkeit des Befehlenden kommt Almqvist. Der Kapitän erhebt sich sofort, das feige Schwein. Der Zwischenfall wird wie eine Kartenpartie erledigt. Zur Entschuldigung wird Kaffeefrühkost auf dem Kapitänsverdeck aufgetragen. Im Kreis der Offiziere, fettem Fisch und Aquavit fliegen die nackten Ursteine vorbei, manche haben Häuser blau und rot, andere mit singenden trocknen Fischen an Drahtseilen klappernd aufgewürgt. Das Nackte der Steine verblaßt in gespenstische Blasen, das Panische stürzt von ihnen gegen den von Wasserzartgrün und Segel musikalisch tief gefüllten Horizont. Die Eidern stehen mit Geschrei darin. Aus einem Kessel von Granit, der sich öffnet, schießt schräg zwischen den moosgrünen glatten Felsen ein dicker, geschwängelter Segler mit viereckig braunem Tuch, die Metallhörner tuten. Um fünf Uhr legen wir an bei Marstrand.

Von unserem Hotel sehen wir vier Seiten Himmel, überall See. Zwei Tage studieren wir mit den Gläsern die Gruppen, die Gewohnheiten, die Lagermulden, die Badeplätze, Frauenbeine, Männerkostüme. Almqvist spricht mit vielerlei Menschen, läuft in den Garten, macht lange Gänge, schreit zum Fenster hinaus: „Halo . . . pa sí licken,“ schickt den Hausburschen in die kegelhaft gestellte Spielstadt unter uns, läßt Zigaretten holen, setzt den Panama auf, geht zum westlichen Strand. Manchmal mit Damen, oft allein, einmal in einem Rudel Männer. Ich sehe, die Arme zum Fenster hinaushängend, wie Damen ihm zuwinken, wie er vor sich hinschaut, grüßt, in Häuser hineinblickt, kleine Gärten durchquert. Er erfährt sicher vieles, wenn er sich so bekümmert, er erzählt nichts, bringt Blumen mit, empfängt allerlei Subjekte. Im Osten sehen wir einen großen Klüngel immer am Meer, der seltsame Formen annimmt. Trennen sich Teile davon ab, verlieren die andern nie die Verbindung mit ihnen, die Figur der Ansammlung läuft aus wie Tinte,

verzogen wie Rosagummi. Oft schaue ich nach Norden. Nicht, als ob ich da etwas sähe. Es ist die Richtung nur, in die ich mich wende. Ich liebe es nicht, wenn ich mich dabei erwische, ich bin sehr stolz dann im Gesicht. Auch sehe ich gar nichts wie Netze und Schären. An der grünen Wildheit der Riffe aber, wenn mein Blick damit zusammenprallt, könnte ein Herz wohl aufschrein. Ich glaube es bestimmt.

Mittwochs kamen die Schweden, hörnerschlank, blondgescheitelt. Almqvist besprach lange jedes Detail mit ihnen. Ich rührte mich nicht sonderlich bei den Vorbereitungen, prüfte die Klaviatur nur manchmal, ich hatte das Ganze zu überschauen; ich maß meinen Puls nicht wie Sverker Ek, ich war wie immer in den drängenden Stunden der Gefahr fast unbeteiligt, als stünde nicht ein Ruhm ungekannter Größe und Bedeutung auf dem Spiel. Ich sprach mit Almqvist lange über diese Frage, die endlose Lüge der Geschichte, die uns idiotische Führer und geschickte Taktiker als Helden ewig exerzierte, wo wir aus der Gegenwart im Einblick in alle Verhältnisse dies Prisma von kleinster Menschlichkeit und Kohl und Lüge und dümmster Brutalität zu jeden Vergleichen an der Hand hatten und an den Märtyrern und Tapferen eigenwilligerer Ziele ganz anderes Heldentum beobachten konnten. „Es ist Zeit, es ist Zeit,“ sagte Almqvist, als er die Fernrohre vom Hausdach richtete, „mit einem Stierstoß das Epaulettengenie aus der Historie zu stürzen und die Heiligenscheine steigen zu lassen.“ Er lachte höhnisch, wir hatten am Ostufer den Bienenschwarm Männer in den Gläsern. Wir kannten jeden einzelnen und amüsierten uns über das Schachspiel, das sie miteinander aufführten. Um elf Uhr gingen die weißen Hosen des Außenministers vorüber. In Badekostüm und Tenniskleidern begann die Börse. Alle heben die Nasen nach seinen politischen Vapeurs, die nach seiner Entfernung bis zu seinem Abendbummel wie Rauchschwaden der U-Boote nach dem

Tauchen den ganzen Tag geballt zurückbleiben. Die Zentrale des Grand-Hotel schwitzt, nachrichtgeil, vermanscht die Atmosphäre zu Meldung, sie langweilen sich und spielen sich weiter die seit zwei Jahren vorgespelte Rolle vor, der eine Davoser, der andere staatenlos, der andre Neutraler, refraktär, krank, desertiert. Sie fluchen auf den Außenminister, daß er die Klippe als Bad nahm, sehnen sich nach den Bars Stockholms, nach Royal, Hasselbacken, Rosenbad, nach Autos, Huren, Telephonen. Sie haben die Nordsee peinlich in den Nüstern, es spielt sich schlechter vor der wilden Kulisse. Sie kennen jeder einander genau, jeden Atemzug, alle Vergangenheit, sie lügen sich täglich an und glauben sich täglich neu, sterben vor Gähnen darüber. Hätten sie wenigstens Frauen, es sind keine Mondänen da. Die Schweden klatschen in die Hände vor Vergnügen, wenn das Spiel im Sand, von uns vorhergesagt, nach den jeweiligen Berichten der Zeitungen, mechanischer als ein Flohzirkus funktioniert. Das Eigentliche vollzieht sich nur in Schwenkungen, wie zwei sich bewegen oder beobachten, am Lauern, am Ansprechen. Oben in der Wirklichkeit sind alles nur Ausländer, die sich sonnen. Alles elegante Gentlemans, die baden und höflich sind und die Formen der Welt respektieren, im Kopf ein Nichts an Hirn, im Bauch Hunger und Trieb.

Unter dieser Oberfläche geschieht das eigentliche Techtelmechtel. Ein portugiesischer Gestus trifft einen wienerischen, feilschen zusammen, Zigaretten am Balkan, Orangenladungen in Lissabon, die Finger spreizen sich. Da sagt ein amerikanischer Mund, steif berührt, Höfliches, reicht ein Streichholz und ist verbindlich . . . während im Untergrund das Herz anschreit: „Du Sau der tyska legatione . . . Amerikahund.“ Beider Augen messen sich, wieviel Ladungen Munition im Monat der eine Blick . . . wie weit die Ernährungsfrage im Herbst der andere. In beiden Brusttaschen Banknotenbüschel. Ein bulgarischer Kalkül stellt einem englischen ein Bein, lockt ihn in die

Falle, bekommt steife Prügel, saust heraus, blamiert . . . oben sind die Köpfe der beiden unberührt, der eine überschlägt, daß er durch die Blamage tausend Pfund verliert, der andere, wie er den abgeblitzten sich zu Diensten fängt. Alle Köpfe haben einen Zug Gier nach Geld, das ist das Gemeinsame. Eine türkische Stellung wird beim Zeitunglesen verschachert gegen eine Nachricht vom Zentrum Lenins. Am Telegraphenamte sind alle bestochen. Abschriften sämtlicher Telegramme zirkulieren jeden Tag, alle Chiffren sind bekannt, harmlose Telegramme sind die beliebtesten, da sie drei Deutungen haben. Zwischendurch Poker, Bac . . . bac . . . ma tante . . . vingt et un . . . die Karten fluschen. Abends ist einer reich, nicht an der Roulette, das Spiel von Ehrgeiz und Bedeutung geht unter dem gesellschaftlichen. Da klotzen die Köpfe brutaler, stierer sich ins Weiße: Kanonenpräzisionen, Abordnung von Führern, ein auslaufendes Kriegsschiff, Flammenwerfermodelle, Atmosphäre des Eßdrucks gehn als Tip. Da sitzen die bluffigsten Atouts. Zwei Jahre noch Kriegsgewißheit (wie stehn die Nerven drüben, Freund?) und Industrien schnellen göttlich hoch. Zusammenbruch pleite, aber welche Chance bei Voraussicht. Eine Offensivmöglichkeit wird einem schwarzblauen eleganten Conte (italienischer Bankert) abgeknöpft, auf zehntausend Tote kalkuliert, zurückgeschreckt, auf siebentausend falsch frisiert, das zieht, in den Kabel gegeben, den Toten zu einer Mark, am Abend als Gewißheit weiterverkauft gegen Fettrationsnachweis, Kupferlösungstabellen, Salvarsanschmuggel. Äußerlich schlenkern sie die Arme, schleichen sich unauffällig nach, wünschen sich die Pest in den Schlund, lächeln süß, duellieren sich selten; innerlich lauern sie, sind angespannt, aufgezo-gen, Federn, Pistolendrucker, Minenexplodeure. Am Abend gehen die weißen Hosen des Außenministers am Strand zurück. Die Blutbörse reguliert sich neu. Die Spionagezentrale sucht die Telegrammzellen auf. Über Lissabon,

London, Berlin, Washington, Wien, Paris, Mailand, Pest geht ein Kotregen nieder. Sieben Armeen kämpfen weiter, Tag um Tag, gut informiert, aufs beste bedient.

Wir scherzen, lachen, zeigen uns dies und jenes, der Tag ist hell, wird immer weicher. Die Fernrohre kreuzen sich, sehen aus wie Maschinengewehre, wir trainieren unser Handwerk, wir sind sehr vergnügt, machen Skizzen und Notizen. „Siebentausend Moslemin,“ knirscht Ek. „Viva el Peru“ rufen wir. Wir singen, weil es so schön ist: „Happy day, ha—a—a—ppy day — —. When Jesus washed my sins away.“ Lilljeqvist hat eine Segelmütze auf der Glatze, wir sind in bester Stimmung, unter Scherzen geht der Morgen hin. Ein heller Tag. Auf der westlichen Klippe gehen wir ins Meer, zweihundert Meter weiter schießt der Halbbogen des Fjords wieder heraus, da gehen die Frauen ins Meer, kupfern gewölbte Schatten liegen vor einer Schäre, der Wind hat nachgelassen, traumhaft abgebogen stehen Segel vor dem sinkenden Kreis des Horizonts. Almqvist hat die Unterredung durchbrochen, das Genießende und Schöne ist aus seinem Gesicht verschwunden, er ist verzweifelt, er geht auf und ab, die Frauen schauen herüber, er wendet sich an uns alle, das Meer, die atemblaue Seligkeit der Luft: „Ha,“ sagt Almqvist, „was Jaurès, was Pétain, was das ganze Schachspiel . . . Bagatellen für Affen. Die Erde ist in den Aequator der Gerechtigkeit eingelaufen, was? Die Fahrt in das Dunkel hat begonnen, die Kugel knallt in das Chaos. Ha . . . wie hängen die Dummen noch ungelöst an ihren Bettwärmern, ihren Seelenkitzeln, ihren Kompromissen. Der Bruch geht verflucht durchs Ganze. Schöner Tag, Ek, süße Bläue, Krassin. Aus für uns. Die Lichter sind ins Dunkle geflaggt. Ha . . . und keiner sieht in verlogenen Räuschen von heute schon den Schluß. Unerbittlichkeit, i . . . i, Nachdenken Ek. Nichts wird hinübergerettet. Die Weiber mit kostbaren Dessous, die lachend vor Spiegeln stehen, von Steinen voll gepflegte

Hände, Salbenhaut, die in Kissen feucht wird. Autofahren, sanfter Luxus, der reizvoll malt die zarte Erdoberfläche . . . betrügt Euch nicht. Der Zeitbulle rennt sich seit vier Jahren die Hörner ein, auch die Gazellen werden damit verrecken müssen. Putzt die Lampen auf für andere Jagd. Ob die Zeithörner blasen oder Frauenbeine spielen, erschöpft die Frage für das Säkulum. Im Katastrophenschacht der Sternbilder, in den wir einfahren, ist der Ernst und die Grausamkeit verdammt en vogue. Ha . . . süßer Tag, Ek, milchweiße Silberränder in der Luft, man wird den Schönheitszauber mit Keulen zerschlagen. Ob ich ihn geliebt? Wie habe ich ihn genossen. Einmal wird Schönheit die zackige, rohe Erde erlösen. Nichts für uns. Wir werden keine Freudelagerfeuer des Sommers an dunklen Julifjorden entflammen. Städte werden zum Osiris gefeuert und der Mond auf Leichenhügel geknallt. Schwelgerische Sternnächte werden ohne Regatten rauschen, Ebenen nicht mehr verzücken, Meere nicht zu Begeisterung schlagen, Seen zu keinen Frauenräuschen treiben, dampfende Schneefelder unter flamingoner Röte in Traum schweben . . . aufgespreizt dagegen, mit gußeisernen Kolben wird dem Zeitauge das Plasma ausgeschlagen. Tritt in den Arsch dem seitherigen Gerippe. Knackt die Schulterblätter der duftenden, innen verwesten Kokotte. Greise fliegen endlich stürzend in die Kanalisationen Europas. Die Erde hat . . . hat ein elefantisches Toben angenommen, massakriert sich den Grind, wartet auf schöneres Ungeziefer. Nach uns erst, Ek, wir sind leider bei der Reinigung und der apokalyptischen Dusche.“ Er hört nicht auf zu lachen, seine eleganten Hände pressen sich immer wieder auf die Knie, der Oberkörper schüttelt sich, er kann sich nicht fassen. Er bekommt langsam sein Gesicht wieder, die Maske wächst ihm vom Kinn zu den Augen. Ich sehe durch sein Lachen den Krampf, wie sein wundervolles Leben sich ablöst von dem Leichten der Zeit, dem es

anhang mit allen bei diesen Gaben und solchen Fasern lebenden Gefühlen. Ich fühle den schicksalhaften Tenor seines Blutes, etwas steigt, begreift in mir eine Sekunde das Ganze, dann vergesse ich es wieder, sehe nur das Nahe, spüre mich feig und kneifend, aber hell und voll Ehrgeiz zusammen, ich kann es nicht ändern, ich kann ja nicht tauschen, ich höre nichts als immer in jeder Sekunde durch den Granit den Herzschlag des Meeres herauf mit einem einzigen Klang: Ebba. Alles erfüllt es, alles beglückt. Ich habe die Bücher nicht einmal gesandt, ich kann ihren Namen nicht nennen beim Händler, ich kann ihn nicht aussprechen, es ist schon so fast zu viel. Sie wird am Fenster stehn irgendwo, ich sehe es deutlich, sie wird am Fenster stehen und warten. Keine, keine Verwirrung in diesem Haus. Ich wende mich ab, ich wende mich von ihr, was soll ich mit diesen Gedanken. Ich schelte mich feig, ich strenge mich an, Almqvist zu erreichen, ich will seine Klarheit, ich winde mich darum, sie zu fassen, aber, ach Gott, warum sehe ich immer die Frau da am Fenster? Ich kann noch nicht. Ich bin noch nicht so weit.

Wir gehen über den Steinhügel der Insel. Kanonendonner gespenstisch im Kattegatt. Ein Fischerboot saust unter englischer Mine vor den Schären in die Luft. Die Bojen läuten. Leuchtfeuer taumeln durch die mit weißen Sternen durchzischte Luft. Der Mittag wellt dunkler gegen das Moos, die Möven rennen tief nach dem Wasser zu. Almqvist legt den Finger an den Mund. Die Schweden schwenken ab, mit den Händen deuten sie noch einmal nach verschiedenen Stellen, beschreiben einen Bogen, verziehen den Mund, lachen, entfernen sich, Steine nach Vögeln werfend.

Ich liege auf dem Hausdach.

Mit dem schärfsten Rohr beschaue ich die Sammlung am Ostufer, dann schleiche ich nach, ich komme hinter einem Felsen her, erwische den Rücken einer alten Bade-

kabine, deren Dach schräg auffährt, ich drücke mich platt an. Unter mir bewegt sich das Gekribbel, alle starren ins Land hinein. Ich sehe Almqvist kommen, er schlenkert mit den Knien, bewegt die Schultern lässig, den Mund gespitzt, der Panama schaukelt in seiner Hand. Unter mir macht Boissant zwei Winke, in der Verwirrung entfernen sich die Türken mit dem Bulgaren. Boissant bleibt breitpurig stehen, die Hände in den Hosentaschen, die pomadisierten Haare in die Stirn gebürstet. Plötzlich, je näher Almqvist kommt, begrüßt er ihn zuerst mit einigen Schritten auf ihn zu, und als die anderen nachdrängen, wird er immer kleiner, unansehnlicher, das brutale Gesicht wird säuerlich weich, die verdellte Stirn mit den schrägen Augen versinkt in Falten und einen weinerlichen Buckel, er benutzt die erste Möglichkeit, mit den beiden Alliierten ganz allein zu sein, versucht aus dem Nadelkissen der Spionenschwärme herauszuglitschen, verschwindet nach der Klippe zu geht in unsere Falle.

Ich bekomme Klopfen im Hals, er wird bemerkt, Blicke kreuzen vieldeutig in der Richtung, der Wiener Vertraute murmelt „ja schaugts“, schon heben sich die Beine, manche springen auf. Da nimmt Almqvist die Sekunde, gestaltete sie mit seiner Verführerischeit, es erweckt keinen Trotz, mit dem ganzen Zauber seines Wesens zieht er unwiderstehlich die Geliebte eines englischen Geschäftsträgers gegen seine Hüfte: „Frauen“, sagt er erstaunt. Sein Rücken lehnte gegen einen Strandkorb: „Sie haben wenig Frauen, meine Herren“, sagt er spielerisch und zieht sie in seinen Tonfall und ich zittere unter seinem Tonfall, weil ich darunter sein anderes Gesicht immer erblicke. „Sie haben die kleinen Hasen mit Recht vergessen, die kurzbeinigen, mit denen man spielt, die man nicht liebt. Welch allersüßestes Kompott von Frauen könnten Sie auf der Klippe servieren.“

„Dinieren Sie“, ruft mit steifem Blick der Engländer.

„Frauen“, sagt Almqvist. „Französinen, da geht eine Welle von der Gosse bis zu den royalistischen Dessous. Ich diniere voll Vergnügen. Gekrümmter Bizeps: man hat sie alle. Sapristi. Schönes Geflügel, doch man fängts nur vom Blut aus. Nimmt man sie als Weib, vom Weibsenhaften her, vom Warmen, von Schenkel und Rücken, hat man jede. Dann können Sie vornehmen, was Sie wollen, und jede Académie des Dames bei jedem Essen mit ihnen vollführen. Die Wege sind egal, solange sie so erfochten werden. Verlieren Sie die Luftschicht, arbeiten Sie mit Gedanken und Triks, ist es aus. Narren glauben nur, Liebe sei nicht Talent, weil Frauen manchmal speziell auf Idioten reagieren. Verhängnisvoller Irrtum, die Idioten waren einfach die Begabteren. Wüßten die Schreiber sehr erlauchter Bücher, die oft mit unmöglichen fetten Weibern schlafen, wieviel trüchtige Instinkte es bedarf, welche Wollustsaugrüssel, welchen Training und welche Disziplin, wie man führen, folgen, verlocken, zurückbleiben, lange zögern muß, dabei immer in Siednähe der Seelenatmosphäre der Frau, wie man vorstoßen, mit Maß überwältigen, göttlich eindringen muß um nur das anonyme Straßenmädchen Chichette, die blöde Bürgerstochter Anna zu verführen . . ha diese Schreiber, deren ich das größte Amusement bei ihren Büchern habe, stiegen von ihrem Hochmut sehr rasch zu den Sansculotten und fühlten sich den dem Blute viel näheren Anteurern wahrhaft als Nichts und Null. Französinen. Ich dinier als Hors d'oeuvre, Dessert und Entremet. Diese Frau ist ein Meer, der begabte Mann kann sich Legion der Vielfalt aus ihnen machen, ein gutes Material des Weiblichen, wo aus der Stimmung der Sekunde das Entsprechende grilliert wird. Doch man muß gestalterische Phantasie und viel Einfluß haben, Rezepte aus dem Augenblick saugen und die Soßen genial verrühren können. Der Unbegabte nur, meine Herren, geht an die Frau wie an ein Schiff, liest den Namen, besteigt es,

und es ist ihm gleich, oder er nimmt es für seinen Verdienst zufrieden, heißt es nun Lutetia 4, ist's Demut, ist's Glückliche Einfahrt. Beschränktheit und Trottelei. Casanova beherrschte als letzter souverän das weibliche Alphabet, gab seinen Frauen den Namen, den er liebte und den Charakter, den er vorzog. Er verstand auch, was aus der Französin leicht, bei anderen sehr schwer, aus Hüllen von Schmutz und Silberfuchspelzen, aus Palais und Hafen und Kulisse, Gesellschaft und Gosse jenes Blasse, ein wenig Stöhnende herauszuholen, immer wohl das Gleiche, aber jedes anders überspielt, anders gestaltet: das Weibliche, la femelle, was man lächelnd, aber nie ohne zu erbleichen, in die Hand nimmt.“

Er hat den Blick fest in dem des Engländers.

„Dinieren Sie“, sagt der Engländer mit steifem Blick.

„Ich diniere voll Vergnügen“, sagt Almqvist. „Ich ziehe es vor, Norwegerinnen mir zu dispensieren, schlimme Knöchel. Däninnen Austern, feine Hüften, keine große Sache, oft grau im Teint, Salzwasser, man muß Zitrone hinzutun. Schwedinnen haben Rasse und Charme wie die Französinnen, sie kommen ihnen am nächsten, sind sogar sauberer gepflegt, nicht mit Puder und Rotstift, sondern von Gymnastik, mit ganz famosen Beinen und Aprikosenteint. Es geht nur ein paar Jahre, dann erkaltet ihr Arom. Immerhin werden sie komplizierter, weil sie ohne die französischen Retuschen, Parfüme und Toilettekünste arbeiten. Denn ihr Falschheitsattribut ist also mehr im Inneren, sozusagen Seele, während bei den Weibern der Boulevards und Impasse, ungreifbar jedoch zu dressieren, auf Busenwarze, Fußzehe, Bauchlinie das Seelenhafte sich herrlich vollzieht. Der Liebhaber und Amateur kann der Skandinavin daher nicht in Reinkultur der prallen Männlichkeit kommen, es braucht etwas Hirn, ein wenig Intellekt. Schon braucht es grobe Mittel, dem Amateur wahrlich Verächtliches: Logik, Strafe, den Stock. Wüßten die Frauen, die, statt groß und frei sich zu

geben, dumme Seelenkulissen dazwischen bauen, wie der seelenvolle Mann wie Mondschein ihre prüden Bewegungen widerlich findet, sie kaprizierten sich weniger auf „Werben“, „Sicherringenlassen“, auf Seelenpflaumen als überraschendes Zwischengericht und Intellektkrebse zwischen Salat und Huhn. Während sie glauben, raffiniert zu sein, machen sie nur abscheuliche Rezepte, rühren Ei und Öl und Preiselbeeren an einen und denselben Fisch. Das fabelhafteste Menu ist das natürlichste, ohne Hemmungen, aber mit der Lust am Speisen. Seele kommt dann von selbst nicht als Eis, aber als Atmosphäre, denn wo wäre Seele nicht, wo Harmonie sich löst. Rutscht der Frau unseres Jahrhunderts und unserer irrsinnigen Erziehung, meine Herren, die Welt ins Hirn, so können nur Prügel sie weich machen zu Beefsteaks der Liebe. Ich kenne die europäischen Küchen allesamt, die Art des Klopfens ist überall dieselbe, lediglich die Nomaden Ungarns belieben es manchmal noch unter den Sattel zu legen. Man treibt das Hirn ihnen so aus, sie erkennen unter Schmerzen das Schöpferische des Mannes, werden seltsam anschmiegbare Weibchen für ein paar Stunden. In Esprit sich und die Liebe verwickelnd, sind sie von Geruch und Gebärden Hyänen, aber mit welcher Grazie spielt nach der Prozedur des Klopfens man mit süßen Katzen. Dabei sind die Intellektuellen ohne jede von ihnen so erstrebte Dämonie, sie sind nur komisch, meistens böse, nie gefährlich. Dazu sind sie zu dumm, weil ihr ganzer Apparat ja männliche Kopie ist, ihr Bestreben männlichem Geist mit maskulinen Mitteln zu imponieren, und sie dabei die typische männliche Dummheit gegen die verstrickendere ihrer reinen Weiblichkeit eintauschen. Arme Dinger, sie würden nie Schnaps trinken und Pfeifen rauchen, weil die Männer in Scharen Wettlauf von ihnen weg begännen, aber in den Regionen des sogenannten Geistes sind sie instinktlos wie kein Vieh. Was sie dumme Ziege nennen, kann mir Kosmos und

Schicksal sein, Bestimmung und Verhängnis, kann in manchen Momenten mich um den Finger wickeln, wie einen Wurm. Ich fliehe, weil ich gebildet bin und Frauennähe brauche, geistvolle Frauen. Die Dame mit Literatur verräuchert, Kunst weich kauend, geht trotz bestem Magen auf die Darmnerven, macht unfähig bei halbstündigem Tee. Mit einem Barmädchen Lilly fuhr ich bis Kairo. Daher sind die Asiaten und Afrikaner so herrlich. Haben Sie schon einmal mit Abessinierinnen gefrühstückt, Palaumädchen zwischen den Wellen der Brandung nachts Melonen essen sehen? Das ist pikanteste Küche: Milch, Honig, Traube und Kokos und Ziegenlende. Haben Sie Negerinnen auf Gäulen durchs Gras reiten sehen, das sind die schönsten Frauen, gelehrig wie Papageien, fahren schnatternd den Fluß mit einem herunter, während im Wald es schreit und dröhnt. Auch ist ihr Odeur extravagant, wenn man nicht den Schlag von Kapstadt nimmt, der ist Bruch. Aber nicht jeder verträgt diese Atmosphäre, man ist bei uns zu festgelegt auf gebadetes Fleisch, statt das Wechselspiel von Haut und Luft zu bewundern. Doch muß ich eine Warnung hinzufügen, sich nicht zu sehr der Biskuitschönheit der Javanerinnen hinzugeben, deren Talmianmut verderbter europäischer Grazie nahekommt. Beine und Brüste sind lange nicht so gut wie bei Schwarzen. Das andere ist Bluff. Sie drehen große Augen auf, das ist alles. Man stirbt vor Langeweile oder wird Buddhist. Die Spanierinnen sind von ähnlichem Filet, man kann sich mehr Vollendetes auch in den seltsamsten Kühnheitsstunden der Phantasie schwer denken, die Caballeros stehen an den Gittern und erregen sich an den Damen hinter dem Fenster, sodann zünden sie Zigaretten an und gehen ins Bordell. Haben sie eine Dame durch Heirat, sind sie nach zwei Monaten wieder im Puff. Mondaugen und ideale Büste, braune Marmorschenkel und süße Bauchhügel genügen doch nicht ganz, wenn das Blut stickig

geworden. Wo ist in Europa sonst noch ein Typ? Russinnen verstehe ich nicht, davon rede ich nicht, hier gar nicht. Italien weich und süchtig wie Gelee und dunkle Marmelade. Am Balkan Gehetz. Die Cuisinen duften Paprika, Knobloch und grünen Pfeffer. Sonst wie mit Hunden gebalgt ist alles, Beißen, ein Knäuel, man läuft auseinander, schimpft. Schöne Spielerei und immer Getös, man wendet sich bald ab, zieht Fußballspiel und Hockey vor, welcher Sport auch reinlicher erhält Gemüt und Hose.“

„Dinieren Sie,“ sagte der Engländer mit gehärtetem Stimmuskel. Er saß zum Sprung. Almqvist hatte seinen Blick in dem seinen wie in einer Fessel. Er zog das eine Auge herunter.

„Surhaxen und Lungensalat, ich enthalte mich dieser Speise, deutsche Frau. Nur die Aristokratinnen sind appetissant. Da ist Zucht, zwar geistlos, aber heftig in Rasse, schmale Becken, Tennisbeine, dünn und zäh, ovale Köpfe. Etwas vom elegantesten Tier, der Giraffe, und einiges von dünnem Stahl. Soviel Federndes ist darin, daß man sehr hohe Ereignisse mit ihnen erreicht, daß man aus der Vereinigung (da sie nicht lasterhaft sind) bis an die Mondhügel und die Milchstraße schwebt, verzückt. Doch das ist Züchtung, man erreicht es nur im aus-erwählten Fall, meine Herrn, das Landläufige schlägt sie mit Entsetzen, ein Schreck zwischen Sentimentalität und zu kurzen dicken Beinen. Der Schick geht nicht bis auf die Dessous, wo er erst beginnen sollte. Haut weder gepflegt, noch vom Eros geküßt. Immer Odeur nach Doppelbett, Loden, Geheimrat, auch wenn noch nicht entblumt. Affenhaft Mütterliches kommt zu breitem Fuß und fallender Brust. Kindlüstern, nicht mannstoll. Zur Liebe unbegabt wie die Kühe. Ohne Talent, ohne Reiz-sinn. Keine Wollust, höchstens Befriedigung. Ein fatales Souper an der Spree, ein nur durch südlichen Himmel gemildertes in München. Nur Düsseldorf oder Mainz

sind geprickelt, dort mischt sich mit Niersteiner, französischen Rotis und Rheinwind. Die anderen verstehen die Soßen nicht zu präparieren, es klebt aus Wasser und Schmalz und Mehl. Sie wissen nicht zugleich aufzudufteu herrlich nach Apfelblust, Meer, Houbigant, Kirsche, Roquefort, Chablis. Sie haben nicht Reizsinn, das macht, daß die erotischen Entremets fehlen. Das Souper ist ohne Würze, schlingt sich hinunter als Cochonnerie. International also als Ablagerungsstätte verwandt. Lesbisch auch unter der geschnauzten Flagge. Da von Genuß nicht die Rede mehr ist, geht der Zynismus um, daher ist diese Atmosphäre auch jedem, selbst übelsten Ansinnen offen. Dies Essen allein verläßt jeder ohne Dank, ohne Erinnerungshauch, der Köstliches noch nachschwebt aus der Morgenröte, dem samtigen Gestammel, kalt wird es verlassen, was selbst den Japanerinnen, die quälen, nicht passiert. Auf den Düngerhaufen der Welt modert dies Überbleibsel, getreten in London, in Bordellen Südfrankreichs, roh, heiser, die Anlagen Buenos Aires, Sau der Boulevards. Hin und wieder steigert das Mütterliche sich zu Güte und Brille. Man steht erschrocken vor Sympathien, die einem unerträglich sind. Auch gibts spielerische Abarten, Blutmischung von Polen, Prag, Elsaß. Da liegen Kegel Luftschicht flüsternd um die Leiber, was wichtiger wie Frou Frou, Pelz und Seide. Da geht ein Kampf immer mit Stummheiten, Abwehr, Hieb und Einsinken zwischen Wünschen, Männerblicken und dem Weib, Lustfächerspiel aus Luft. Besonders aus dem Österreichischen her, Genies der Haut, Hasen, an denen die Luft sich reibt, riechen wie Klee, schnuppern. Alle mit drittklassischen Mitteln zu verführen. Schwierig, die mit Seele, man will sie nicht, aber sie möchten auf diesem Umweg bezwungen sein, man hat ein Lasso um den Hals, ich wage nicht, Sie mit den tollen Einzelheiten der Flucht hiervor zu langweilen, Sie ziehen eindeutiger Einzelheiten vor. Man speist nicht Straußeneier, weil

sie selten, sondern man speist Kibitzeier, weil sie selten und dazu sehr gut. O Gott, wie schön neben diesen jene spielerisch weichen Katzen, bald schnurrend, bald grausam, immer beweglich, die wagen beim steifsten Diner unwiderstehlich vor steifen Hemdbrüsten zu sagen, graziös, und überlegen: „Chéri, mache bibi“.

„Dinieren Sie,“ sagte der Engländer.

„Asiatische Würze in europäischer Flaconnierung, ich setze mich gern zur Tafel“, er zog die Engländerin herüber, spielte mit ihrem Haar und übersah den Rufer. „Heißt das Essen Adler, hat das Exemplar kurze Beine, ist jüdisch, wird dick. Da hat sich Vorderasien schon ganz an das bürgerliche Europa angeschlossen, aufgegangene Kapricen in Sackfett bourgeois Ideale. Heißt aber Guzman, kommt es aus Spanien über Saloniki, ist schmal, hat kein Ghetto gehabt, zäh, geistig und voll Charme. Vielleicht das Höchste, was es gibt: Hirn plus Bauch. Aber in der hinreißendsten Grazie serviert. Internationale Aristokratie. Ihrer Tradition Chefs waren, als unsere Vorfahren in Pelz und Baret noch schwitzten, gepflegte, untadelige Gelehrte und Künstler in Katalonien. Serviert man Frauenkompott, darf die herrlichste Jerichospeise nicht fehlen. Man wird immer wieder zu den Jüdinnen zurückkehren, zu dem Hafen, den Intellektuellen der Wollust. Erotische der Ideen, Glühende nach Ziel und Triumph. Dasselbe, was Anarchistinnen treibt, ist ihre Umstrickung. Dazu sind sie einfältig, fast ordinär, im intimsten Moment. Lasterhaftes und Wille, sich für einem töten zu lassen, Adel und Ausschweifung, Königin und Dirnengeschwätz, dolchscharfes Hirn und Akkumulator der Gasseninstinkte — — das fließt fabelhaft ineinander, man vergißt diese Frauen nicht. Sie sind wenig entdeckt, man degoutiert ihre Männer und sieht sie nicht. Wer sie erfahren hat, läßt nicht die Lieblingsmarke. Sie halten einen nicht. Ihr Trieb ist, Freiheit geben überallhin und dadurch erst recht zu fesseln. Man schlägt das Auto,

etwas betrunken, mit ihr völlig in Fetzen, im Abfahren ruft sie „Säufer, du Protz“, man steht eine halbe Stunde auf der Straße, beschließt, irgendwie anders nun von dieser Nacht ab zu leben, geht zu ihr, sagt ihrs, und findet keinen Zug, keine Falte, die den Triumph bei ihr anzeigt. Es soll sogar, so vielfältig ist der Typ geschichtet, chinesische und negerische Jüdinnen geben. Man hat die Auswahl: runde, ovale, Suaheliköpfe, Schlitzaugen, mandelgebogene, abessynische Formung, überweiße Arme und sehr dunkle Haut, es ist von den klassischen Rogouts bis zu den bourbonischen Chateaubriands jede Nüance vertreten. Asien wird uns als Mission in die Adern gespült, Steppen, Jahrhunderte Gold des Jericho und Euphrat, Schmutz und Knoblauch und Landstraße und Silberhimmel sind in ihrer Neigung zusammen, es betäubt und man ist immer wieder da zu Hause. Hier ist das intimste Diner gerichtet, man langweilt sich nicht mit den Suppen, man will endlich einmal über die Hors d'oeuvres hinaus, zu Forelle und Fleisch. Sei es auch à la tatare. Auch wird man Paprika, portugiesische Sardellen, Anchovis als Würze, persische Pflaumen, Pfirsich und Brüsseler Trauben als Früchte dazu haben. Man fährt auf solchen Gedanken wie auf Äroplanen durch den Ozean von Rausch und Erregung. Ein ungemeines Potpourri von Erlesenheit der Speise ist zu den Kompotten geschichtet. Wer nach Blutstromwanderung, nach Sehnsuchtsfjorden aus ist, hat hier die wundervolle Einfahrt. Auf welcher Regatta es sei, führt der Liebhaber die palästinensische Göttin, großhüftig und braun, am Fock.“

„Dinieren Sie. Dinieren Sie,“ schrie der Engländer.

Da zog Almqvist die Frau über das Knie: „Ich vergaß die Gemüse Ihrer Insel, ich bin bestrebt, ihre Lendenstücke nicht außer acht zu lassen.“ Der Körper des Engländers schoß an ihm vorbei, Almqvist hatte die Frau mit dem rechten Arm an sich gezogen, hochgehoben,

war dem Springenden ausgewichen. In der Dämmerung lief er drei Sätze. Jagte auf der Galerie des Landungsstegs als Schatten. Eine kleine Segelyacht kreuzte gegen den Wind, legte sich leewärts an das Geländer, sie sprangen beide hinein. Der Abendwind riß mit einer schaumigen Brise das Boot ins Graue. Am Geländer fiel der Engländer stumm um, hämmerte die Faust auf das Knie, tac . . . tac. Ich sah ihn noch aufstehn, wanken vor Wut, dann schlich ich in der Verwirrung der anderen zurück. Hinter dem Fels begann ich zu laufen. In dem Spielzeuggarten war eine Jasminwolke aufgebrochen, Kometenstücke fielen dauernd über die Granitfelsen der Ostseite tief in die weich flutenden Fjorde. Ich saß stundenlang am Fenster, wartete, sah mählich die Nacht über den Silberglanz hingehen, die Düfte immer stärker auf der schweigenden Insel nach oben sich wölben, die Uhren fielen schwer und flaumig in die dichte Stille. Um zwei Uhr kam Krassin.

Um zehn hatten sie den endlich ungestörten Boissont nach seiner Unterredung mit den türkischen und bulgarischen Subjekten abgefangen, betäubt, in einen hollunderzerwachsenen Felshafen getragen, in die kleine Segelyacht gesetzt. Krassin blieb zurück, öffnete, kopierte die Abmachung, ließ die Kopie zurück auf dem Holztisch Boissons, genau so gefertigt, gesiegelt, unterschrieben, wie das Original. Er gab mir das Original, verschwand lautlos. Ich ging mit ihm hinüber, las es, ging zu Bett, schlief ein.

Die Schweden kreuzten inzwischen mit Boissont bis zum Morgen zwischen der Küste und der Insel, er hatte sogar die Möglichkeit, sich mit der Engländerin zu unterhalten, „Englishman?“ frug sie mißtrauisch, die Hand in Almqvists Genick. „Alright.“ Sie setzte sich etwas höher, weil sie schräg lagen, sah ihm ins Gesicht. „By Jove,“ sie erschrak zu Tode über das Affengesicht. „Hallo cap, hallo cap,“ murmelte der Franzose und stierte ins Wasser. Morgens setzten sie ihn lachend ans Land.

Davidson erzählte ihm, als es ganz hell ward, man habe ihn mit Krassin verwechselt und bat um Entschuldigung, indem sie ihn tatsächlich wider Willen beim Wenden am Land noch durch eine Ruderwelle bespritzten.

Um elf morgens kam Krassin. Almqvist war in Gefahr, der Text der Konventionskopie, die Krassin hergestellt, war als Fälschung stark in Verdacht, alles stellte sich im Arrangement natürlich auf Almqvist. Ich suchte ihn, irrte mich im Zimmer, trat in ein falsches, da schliefen, von der Sonne beleuchtet, tiefatmend zwei nackte Menschen. Almqvists Tür war verschlossen. Ich klopfte, er antwortete nicht, schlief noch. Ich ging zurück. Ich kämpfte den ganzen Vormittag. Ich nahm das Papier, sah es an, legte es wieder bei Seite. Das Papier war von einer Bedeutung, die weit über meine Verantwortung als Mensch hinausging. Wie hatte ich danach gehetzt und gejagt. Eine Abschrift war für den mißtrauischen Ludendorff nur Gelächter. Das Original hatte Beweiskraft. Zeigte, wie die Außenposten seiner Politik im Wind lagen, Konstantinopel nach der Trikolore lauerte, bulgarische Ohren nach London sich spitzten. Ich hatte für das Schicksal der Monate das wichtigste Papier, hielt es in der Hand. Was war Almqvist dagegen? Das Papier brannte in mein Blut sich ein. Schicksale, Menschen, Entscheidungen wölbten sich aus ihm heraus, das Papier ging in die Zukunft. Mein Ehrgeiz öffnete die Akte der folgenden Wochen, meine Handlung. Ich schwieg, stellte mich vor den Spiegel. Wie kühl, entschlossen ich bin. Ich schwanke nicht, als es sich regt im Zimmer neben mir. Die Bedeutung des Momentes schneidet alles ab, es geht weit über die Rücksicht auf einen Menschen. Ich opfere Almqvist. Ich kann ihm das Papier nicht geben. So geht der Weg. Ich lege die Lippen aufeinander. Ich bin am Schluß.

Gegen Mittag sah ich plötzlich deutlich, daß ich nur von mir aus empfand und beschloß. Die Einstellung war

zu klein. Ich schämte mich trotz dem Stolz, der mich füllte. Ich fand mich häßlich, wenig unterschieden von den Schweinen der Spionagezentrale. Dennoch lag meine Hand sicher und freudig auf dem Blatt Papier. Triumph. Ich überlegte: wenn die Heeresleitung nicht glauben wollte, oder aus Schicksalszug nicht glauben sollte, half dann das Original, war dann nicht hinfällig, klein und dünn der Streit zwischen Papier und Papier? Der Zweifel fraß mich an, ich hielt ihm lange stand, er warf mich auch nicht um. Aber ich verstand mit einem Male, daß gegen alle meine Klugheit und Entschlossenheit Mächte aufschossen, die eine andere tragische Macht als die helle Sicherheit meiner kleinen Pläne beherrschte, und wie weggeblasen und ausgespien diese oder jene Wendung mich machen konnte.

Ich sah aus dem Fenster. Stundenlang.

Dann ging ich hinüber, Almqvist das Original zu bringen. Er war nicht mehr da.

Ich fahre nach Stockholm. Über mir schläft ein weißhaariger Priester. Ich habe die Hand auf dem Brief auf meiner Brust. Am Bahnhof steht Siv. Wolken steigen wie Ballone rund und dick und porzellanen über den Mälar und das königliche Schloß. Der Gesandte fährt mit dem Finger über die Tinte des Schreibens und trommelt amüsiert über die entzückend zugezogene Falle an seinen verbündeten Kollegen auf dem großen Karo seiner Hose, das das Knie bedeckt. Er hat den wichtigsten Trumpf, Rechtfertigung seiner in Berlin attachierten Politik in der Hand. Seine rasche Zunge hat ein gesalbttes Öl, in dem sein scharfer Vorstoß seltsam glitzert. Wir speisen gut. Ist der schwedische Diener mit den dicken Händen und den Zwirnhandschuhen, der serviert, draußen, klopft er mir jedesmal auf den Arm, auch wenn er anders spricht. Ich sage: „Ich trinke auf Ihr Wohl, Herr Minister, ich trinke gerne auf Ihr Wohl.“ Die Gläser stoßen an. Er macht mit Finger und Sprache das

Parkett in Kreuznach, wenn der Brief übergeben ist; wir lächeln. Noch vor dem Dessert präsentiert sich der beste Kurier, er fährt sofort nach Deutschland. Im selben Zug sitzt eine Frau, die hat den Brief. Exzellenz erzählt, wie die alte King verwechselt abends, daß er von Pyjamas sprach und Bananen versteht und das die unanständigsten Folgen in der Geschichte hat, zerlegt die Nüancen wie den Apfel, springt begeistert nach Mokka und Schnäpsen zum Rauchzimmer hinauf. Er schenkt mir sein französisches Buch über innere Politik in rotem Leder. Ich habe es dreimal.

Ich schlafe den Mittag, sitze den Abend mit Siv im Grand-Hotel. Ich sitze am gleichen Tisch, am selben heruntergelassenen Fenster wie das letzte Mal. Der Geierschrei der Fjordbahnen pufft wie damals durch die Luft. Es ist eine unheimliche Ruhe in mir. Weiter weiß ich nichts. Bis zur Beängstigung ist alles klar gezeichnet, still und gut. Ich bin bereit, mich über alles zu freuen. Vielleicht gefällt mir die Gegenwart so sehr, weil ich so wenig in ihr bin. Ich freue mich, wenn Siv kokett die Spitze ihres Schuhs unter dem Tisch meine Wade hinaufführt. Ich nehme herzlich auf, wie schön ihr herrliches pomadisiertes Haar im halben Bogen tief die Stirne ausschneidet. Ich füge ihr den Stolz an, zu erröten, indem ich frage, ob ein Mann ihr Bein bewundert, während ich weg war, irgendeiner tags oder abends. Ich weiche der Gabel aus, die sie nach meinem Handgelenk sticht. „Willst du Rolf sehen im Variété, Naima Wifstrand, die Katze, die Hasselqvist tanzen, die Bosse schreien, Musik Siv, ich brächte dich gern zu Musik, du mußt mir das glauben, Siv, wie gerne ginge ich mit dir zu Musik.“ Ich will ihr Gutes sagen, ich verwechsle alles, ich sage das Gegenteil ihr immer von dem, was auf sie paßt. Ich sage ihr plötzlich und nun kann ich wieder lachen, daß es ihr gefällt, nun sage ich ihr lächelnd, daß wir vor Hofås mit äronautischen Karten gesegelt sind und alle

Klippen getauft haben, eine so, diese anders, eine aber, ich sage es ganz ernst, eine wie der Bauch einer Stute, die springt, einer weißen Stute, versteht sich, eine: Siv. Ich füge hinzu, ich kann es ruhig ihr sagen, ich füge hinzu, in den Kniekehlen habe ich gezittert nach ihr beim Baden, denn wer ist schöner wie Siv? Ihre Augen flattern vor blauer Nacht. Ich füge sofort hinzu, ich kann es ruhig tun, ich spreche nicht die Unwahrheit: „Nein, ich sah keine sonst, nein, keine Frau habe ich gesehen Siv . . . inte . . . inte . . .“

Wir sitzen lange am Fenster meines Zimmers oben. Wir wohnen im dritten Stock. Siv ist halb entkleidet, in schönen plissierten Hosen und dünnem Leibchen sitzt sie auf dem Fensterbrett und streckt die Beine nach der Straße hinaus. Es ist gar nicht dunkel, wir hören das weiche, flutende Wasser. Manchmal erzähle ich Siv. Dann sage ich manchmal: „Mittags sprach Per Geyer vom Schnee im Lappland, Didring schenkte mir ein Messer von seiner Expedition. In Saltsjöbaden die bronzene Tür müßtest du sehen, Siv, die Heiligen sind verrückt geworden darauf, du würdest lachen. Im Schlafwagen fuhr ein Engländer mit mir, ein alter Herr mit guter Wäsche. Wir waren beide aufeinander auf der Lauer. Doch eine Frau traf ich, Siv. In Särö. Ich weiß ihren Vornamen nicht. Ja. Die einzige Frau, die ich traf. Deine Haare riechen, Siv.“ Ich schließe die Jalousie. Mir ist, ich trüge die fremde und stille Welt, die ich in mir spüre, irgendwie über diese Nacht in mich hinein, als ich Siv hinüberhebe in die weißen, dämmernden Kissen. Die Nacht ist lang und zwielfichtig. Ich sehe alles vorüberrauschen, Tage und Wochen und Erinnerungen.

Ich bin nicht undankbar in meinem Blut. Ich stehe auf. Ihre großen weißen Beine glänzen. Sterne überall über Stockholm. Unaufhörlicher Mövenschrei auch die Nacht. Ich ziehe den orangenen Schild der Jalousie auf. Höre Kungsträtgarden brausen. Ich schließe die Augen:

Ist Mälaren nicht blau, Himmel nicht erschüttert von noch süßerer Bläue, ist nicht Fanfare das Läuten vom Turm des Södermalm? Ihre Haare sind weißblond, wie habe ich sie umarmt, Siv. Wie trägt mein Körper noch auf Jahre das Glück des ihren beruhigt im Blut. Auch dies verliert man nicht. Ich wende den Kopf, ich lege ihn schief und fast bis zum Boden, daß ich ihren Kopf noch einmal sehe, die Wimpern, daß ich sie noch einmal ganz sehe, wie sie daliegt auf der Decke, Tochter im Namen Tors, so schön gestaltet der Leib, daß der Schlag meiner Sehnsucht sie umwarf. Ich bewege mich lange vor ihr, ich kann mich schwer davon trennen, sie anzusehen. Es ist Unsinn, ich habe dumm geträumt, daß sie an Werktagen Schuhe verkauft in der Nordisca Companiet, es ist eine Farce, eine Lüge gewesen, die ich betrieb, ein affenhafter Witz. Ihr Vater ist Staatsrat. O wie sie in Humlegården mir zum ersten Mal winkte aus dem Break, ein gelber Handschuh mit schwarzen Schnüren. Ich weiß es genau noch, ich belüge mich sicher nicht mit diesem Bilde, ein gelber Handschuh, Siv, ich trenne mich schwer von deinem Anblick.

„Ich liebe Ebba, Siv,“ sage ich plötzlich, „ich sage es, wenn du schläfst. Ich würde dich nie verlassen, Siv, nie ein Unrecht tun im Gedanken an dich. Du beglückst mich.

Jene ist Pein.

Ich weiß, Siv, ich besaß dich nie ganz, meine Freundin, auch in der tiefsten Umschlingung . . . wie keine Frau, die ich sehr geliebt, und bei denen das Unentwirrbare mich anzog und verstrickte. Darum liebe ich das Dasein, es gibt mir keine Grenze: Städte mit Wolken, Schiffe in Gefahr, Hauch der Obstbäume, die langen Chausseen, Jagd nach den Tieren, die unteilbare Wucht des erschütterten Himmels. Was willst du mehr, ich bin voll Sorge und Liebe für dich, Siv . . . lebe, Siv, daß Geliebtes dir fremd bleibt, du lebst dann gut . . . Aber Ebba, Siv, ich sage es, wenn du schläfst, das

ruft in der Nacht. Das preßt die Hände vor Zorn, das bringt zur Verzweiflung, man ringt lautlos die Hände. Das reißt tiefer hinab zu den Quellen des Bluts als dein leiser Aufschrei, dein dunkles Erstarren im jagenden Herzschlag. Ich habe sie nicht einmal gehabt. Nicht einmal dies Geringe.

Du bist schöner wie Ebba, Siv, ich gab dir mehr Beweise der Liebe wie vielen. Ich rede nicht laut von der Stimme, die kommt, die fordert. Aber sie kommt, Siv, sie kommt aus jedem Geräusch; dein Atem bringt sie, das Auto, das auf Engelbrechtsgatan stöhnt, der Mond, der Stockholm überfliegt, das silberne Tuten des Fischerhorns nahe Norrström . . . deine Haut selbst, die atmet — — — alles, besinnungslos dasselbe.

Schlafe weiter, Siv, höre nicht mein Aufstehn. Dank, Siv.“

Ich rede noch auf der Treppe, ich würde tagelang reden, wenn Siv so lange schlief. Aber ich kann ihre wachen Augen nicht sehen. Ich habe sie zu sehr gehabt. Ich habe sie zu sehr gehabt, Siv. Schon bin ich Stunden entfernt. Östergötland . . . Småland mit Wäldern . . . Skåne voll Wasserduft und Wiesen. Immer noch Siv. Ob sie lasterhaft war einmal, in Kaschemmen mit Matrosen geschlafen, Schuhe verkaufte oder als Ministers-tochter auf rosanen Rädern durch die Parks gefahren, wie ist das eine so gleichgültig wie das andere, aber wie ist alles gesammelt in einen Hauch, kaum Wort, kaum Bild, aber rührend und vollendet weggewandelt aus dem hellen Leib mit der stolzen Bewegung und unergründlicher Herrlichkeit und aus ihrer geheimnisvollen Blässe schon unbedingt dann hinübergewandelt und zum Bild dieser Stadt verwoben, verführerisch und bis zur letzten Sekunde im Griff lautloser Sehnsucht, spielerisch am Meer jene unergründlichen Pas tanzend, die unvergeßlich betäuben.

Ich steige in Lund aus, es ist Nacht. Die Straßen voll besoffener Studenten. Ich drücke im Hotelzimmer gegen die Seitentür, sechs Koffer fallen um, ich lerne den

kaukasischen Baron Uxkull kennen, der aus dem Bett springt, er hat einen Kopf, poliert und oval wie ein Straußenei, die kleinen überlegenen Elefantenaugen unter der bedeutenden Stirn. Sein esthnischer Diener macht Tee, wir trinken ihn mit Himbeer. Mir ist, als schwebe alles zart und gefügig wie in einem gläsernen Kugelbauch, die ganze Welt. Ich bemühe mich lange, mich zu entschuldigen um die Störung, um das Mißverständnis. Die selbstverständlichsten Dingen bedürfen eines Eingehens heute. Ich ziehe mich langsam zurück.

Fahre in der Frühe nach Barsebäck.

(Schluß folgt.)

Paul Colin:

FRANZÖSISCHE CHRONIK

Abgesehen von der dramatisch-satyrischen Phantasie „*Liluli*“, deren leichte Form und unzwingbares Lachen viele seiner Freunde beirrten, hatte Romain Rolland noch keines seiner Kriegswerke herausgegeben; denn die beiden Ausgaben seiner gesammelten Aufsätze, in denen Kampf und Sorge um die Tatsächlichkeiten des Tages herrschen, kann ich als solche nicht bezeichnen. Nun veröffentlicht er im „*Sablier*“ einen kurzen Roman, in der Form eines beschaulichen und zärtlichen Idylls, das er „*Pierre et Luce*“ nennt. Wenn auch die Idee darin weniger glühend, die Philosophie des Krieges oder der Widerstand gegen ihn bloß angedeutet ist und nur atmosphärisch wie ein Gewissensbiß über diesem neuen Buch schwebt, darf man seine Bedeutung doch nicht unterschätzen.

Romain Rolland hat während der blutigen Jahre drei Bücher geschrieben; das erste, „*Liluli*“ kämpfte gegen die verbündeten oder sich bekämpfenden Nationalismen und gegen den Krieg, der ihre zwangsläufige Folge ist, mit den Waffen der Ironie; das zweite, „*Pierre et Luce*“, bekämpft sie mit dem Gefühl, das dritte, das erst im Winter erscheinen wird, mit der Vernunft. Dieses letzte, im Ausmaß bei weitem wichtigste Werk Rollands ist der meditative Roman „*Clérambault*“.

Pierre et Luce ist die „*Revanche*“ zweier Kinder von Paris, jenes fiebernden, kämpfenden und leidenden Paris des Winters 1918. Pierre wird als Soldat des Jahrgangs 1918 eingezogen. Entsetzt packt seine Seele; daheim bei seinem Vater, einem bürgerlichen Beamten, bei seiner christlichen und patriotischen Mutter muß er die moralische Verwirrung verbergen, die ihn erdrückt, wenn er auf Urlaub kommt, und seines Bruders dunkle Ironie zerrüttet ihn vollends. Sie, Luce, arbeitet, um zu leben, und sie weiß, was das Leben während des Krieges kostet; sie kennt auch trotz ihrer 18 Jahre und ihrer Unschuld jene Schläge,

denen kleine Mädchen und verzweifelte Witwen ausgesetzt sind; ihre Mutter vernachlässigt sie zugunsten eines eifersüchtigen Geliebten. Zwischen Pierre und Luce entwickelt sich eine kurze Freundschaft, die eines Abends durch Zufall im Metro während eines Luftangriffs aufkeimt; aber diese Freundschaft, die im Zeichen des Todes in den Herzen zweier Kinder aufblüht, die sich hilflos den Schicksalsschlägen ausgeliefert sehen, führt rasch zu Plänen und fördert tieferes Streben für die Zukunft. Einige Wochen nach ihrer Begegnung, heimlich verlobt und fest entschlossen, ihre Liebe auch durch die volle Hingabe ihrer Körper zu besiegeln, von denen der eine durch den Krieg für die deutschen Maschinengewehre, der andere für die Tuberkulose des Proletarierviertel bestimmt waren, fanden sie den Tod unter den Trümmern der Kirche von St. Gervais, wohin sie sich zu einem Orgelkonzert geflüchtet hatten, das bekanntlich von der „Dicken Bertha“ auf tragische Weise unterbrochen wurde.

Eine Geschichte ohne Tremolo und Rhetorik, ganz in Halbtönen, Feinheiten des Gefühls und leisen Andeutungen der Tendenz verhalten. Romain Rolland glänzt darin. Wer Johann Christoph gelesen hat, kennt durch die Erzählung seiner ersten Liebe die Kraft und wiederum die Zartheit seiner Darstellung, die er neu in dieser kurzen Idylle „Pierre et Luce“ beweist. Denn um diesen klassisch schüchternen Charakteren, die erst langsam im Verlauf ihres Erlebnisses zum Bewußtsein ihres Selbst gelangen, Relief zu verleihen und dabei Verschwommenheit und Kleinlichkeit zu vermeiden, gehört mehr als kluge und musikalische Empfindung. Pierre, der so viele namenlose Brüder unter der Jugend aller Länder Europas hat, die sich erst im allgemeinen Zusammenbruch angesichts des Todes kennen lernten, drückt keinen einzigen literarischen Gedanken aus, stellt keine romantische Szene dar, symbolisiert weder einen verdächtigen Wertherismus noch Byronismus. Romain Rolland hat sich von allen Fallen, die im Stoff der Dichtung lagen, von Erregung, Opferstimmung und Entwicklungskrisen des Jünglings loszureißen gewußt. Er hat ihn lebendig und doch unkonventionell gestaltet, als ein Ebenbild jener blassen, jungen, übergewissenhaften Menschen, die mit einer Resignation, welche entsetzlicher wirkt als Revolte, die Stunde ihres Opfers und Martyriums herankommen ließen. Und die Leidenschaft, die den Jüngling zur Befriedigung seines Lebenstriebes drängt, dämpft keineswegs die rührende Unbeholfenheit seiner frühen Zärtlichkeit; das und die Eigenheiten der unglücklichen Generation sowohl wie das Ewige der Liebe hat Romain Rolland als Doppelfaktor der Empfindung gut verstanden und verzeichnet. Was Luce betrifft,

so habe ich mich beim Lesen ihrer Geschichte nicht von den Versen Charles Vildracs losreißen können, in denen er verzweifelt seine Zeitgenossen anruft:

„Ihr alten Leute von Saint Ay
 Von Frankreich und Europa!
 Wollt Ihr noch leben —
 Pflanzt hundert Fuß Kartoffeln,
 Und schickt Eure Töchter zur Arbeit
 In die Fabriken!“

Luce ist nicht in die Fabrik gegangen, um Granaten und Gewehre zu machen, aber sie verkauft falsche Antiquitäten und geschmuggelte Miniaturen. Was liegt übrigens am Tun ihrer Hände? Sie kennt das Grauen des Elends, den Wert des mühsam verdienten Geldes und erduldet täglich Demütigungen um das tägliche Brot der Armen. Das erdrückt sie. Ihre Jugend kann weder sorglos sein, wie die der Romanheldinnen, noch verträumt wie die Jugend von Pierre. Luce ist Realistin, und ihr Pelz ist abgenutzt. Und hier tritt das Zwiefältige ihres Charakters hervor, ausgelöst durch Zwang um des täglichen Brotes willen, die Bitternis eines traurigen Heims auf der einen Seite, und wiederum Beharrlichkeit durch Hoffnungen, Möglichkeiten und Glauben, der ihre Jugend bereichert. Letzten Endes zeigt uns dieses kleine Buch das Schicksal von zwei Menschen, die ihre Kräfte vereinen, um sich dem Schraubstock des Krieges zu entreißen, sich ihm aber nicht entwinden können.

Pierre et Luce ist eine psychologische Bilanz, ein Inventar der Mißverständnisse und Irrwege jener, die unter dem blutigen Schild des Krieges vorüberzogen und keinen Blick für das Schicksal der reifenden Jugend hatten. Mit den Soldaten beschäftigte man sich viel und manche haben zu ihrem Verständnis wertvolles beigetragen; man beschäftigte sich auch mit den alten Männern, denen die Katastrophe eine erhabene Negation oder eine Revanche war. Nur Romain Rolland hat auch diejenigen befragt, die außerhalb der Schlachten, unschuldig und verzweifelt die Blasphemie des Krieges zu sich emporsteigen fühlten. Er allein zeigte, wie die Jugend einer Generation in glühenden Gedanken und strengsten Verurteilungen an der Schwelle des Todes sich aufrieb und wie die jüngeren Söhne und Geschwister in tragischer Einstimmigkeit der Gefühle sich gegen das Werk ihrer Väter und Brüder stemmten. Ich, der ich Romain Rolland wegen seiner Werke und seines klaren Mutes doppelt bewundere, freue mich über dieses neue Buch, das so ausgezeichnet sein Talent, sein beherrschtes und glühendes Genie offenbart.

Es ist mir angenehm, nachdem ich die Klarheit als Vorzug hervorhob und den Blick auf die Jugend richte, Romain Rollands Buch mit einem Werk in Verbindung zu bringen, das *Jean Richard Bloch* unter dem Titel „*Carnaval ist tot*“ veröffentlicht hat. Obwohl der Titel auf phantastische Erzählungen oder eine Satyre schließen läßt, deckt er doch eine Sammlung kritischer Essays, die durch die Geistesart und Logik des Verfassers eine Einheit bilden. Jean Richard Bloch ist der Verfasser eines sehr schönen Erzählungsbuches „*Levy*“ und eines riesenhaften, gedrängten, reichen und leidenschaftlich ergreifenden Romans „— — — & Cie“, der das Milieu der jüdischen Finanzwelt auf die Szene stellt. Er ist vor allem der Verfasser einer Zeitschrift, die er 1911 in Poitiers gründete (und bis 1914 erhielt), wo er unbekannt lebte, indem er nach und nach eine Auslese von Schriftstellern und Freunden um sich sammelte. „*Carnaval est mort*“ ist auch der Titel eines ideologischen Essays, der einige Wochen vor dem Krieg in „*Effort libre*“ veröffentlicht wurde. Dieser Aufsatz ist der am meisten abgerundete und ausgeglichene von allen Aufsätzen, die unter seinem Titel vereinigt sind. Bloch personifiziert in *Carnaval* und im *Carème* die beiden Seiten der sozialen Wage. Dem *Carème*, d. h. der geahnten Freiheit, dem treibenden, aber phantasielosen Leben setzt er *Carnaval* entgegen, als die errungene Freiheit, als eintönig und freudelos gewordenes Leben. Tatsächlich zeigt er, wie *Carème* den *Carnaval* tötet, indem er selber stirbt. *Carnaval* war und bedeutete etwas nur unter der Herrschaft des *Carème*, so wie das Licht nur im Dunkel etwas bedeutet. *Carème* ist gestorben und *Carnaval* starb — der Schmerz und die Beklemmung starben, ihnen folgte die kindliche Freudigkeit. „Die Demokratie ist eine traurige Welt.“ Und wenn diese Demokratie falsch und schlecht gebaut ist, genügt es ihr nicht, *Carnaval* zu töten, sie wird am Ende dem *Carème* nachtrauern. Sie wird irr, närrisch. *Carnaval* ist tot, was folgt? Es folgte sehr rasch — der Krieg. Man kann nur die Klarheit eines solchen Essays bewundern, das wenige Tage vor Kriegsausbruch geschrieben wurde. Diese Klarheit verband sich mit bemerkenswertem Mut, der sich in vielen Kapiteln des Buches auswirkt. Er zeigt in Symbolen die Identität des Individuums, seine Geistigkeit, seine Unterjochung im Wechsel der Konfessionen und Dogmen und die Unmöglichkeit für den modernen Revolutionär, sich der ererbten Besessenheiten zu entledigen, um sich etwa ein rein persönliches Ausdrucksmittel und dadurch genügende Schlagkraft zu sichern. Es ist schwer, Auszüge aus einem Werk zu bringen, in dem keine Seite gleichgültig und kein Gedanke zu

verwerfen ist. Von „Versuchen einer revolutionären Zivilisation“ spricht der Verfasser am Anfang seines Buches, und ich nehme diese seine Worte auf, denn ich könnte, um die Atmosphäre des Werkes zu bestimmen, keine treffendere Bezeichnung finden.

Aus dieser Formel strahlt ein Programm, das sich eng an die Stellung lehnt, die der Effort libre und sein Leiter vor dem Krieg einnahm. Vorerst einsam in der Provinz, wurde Jean Richard Bloch als Bindeglied unter seinen Freunden, einer von jenen, die in Frankreich die geistige Revolution schufen, denen es gelang, der Gesinnungslosigkeit der Älteren, der unbekümmerten Menge, die hinter einigen falschen Ideen und dem Glanz verfälschter Kulturen ihren frömmelnden Optimismus verbarg, das Bild einer neuen Wahrheit, die Notwendigkeit und Gewißheit der Befreiung und die Furcht vor einer Katastrophe entgegenzusetzen. Manche hegten allerdings, da die Geschütze vor Mülhausen donnerten, die große Illusion, als könnte von hier die ersehnte Befreiung ausgehen, und sie gingen fröhlich in den Krieg, weder von Nationalismus noch von jenem verderblichen Stolz getrieben, der im Bürger von Jugend auf hochgezüchtet wird, sondern in einer Art Gelassenheit der Seele und heiligem Eifer. Diese Geister glaubten, daß der Krieg, weil er sie aus unnützem Dilemma befreite, auch die Krise lösen würde, vor der ihr Unvermögen versagte. Ich wäre nicht überrascht, wenn sich Jean Richard Bloch selbst in dieser seelischen Verfassung befunden hätte. Was nicht ausschließt, daß die Rolle dieser Männer vor dem Krieg fruchtbar und prophetisch war; vor allem durch den starken Auftrieb nach einem gesichertem Bewußtsein und nach einem erneuerten Weltbild: „Revolutionäre Zivilisation“. Jean Richard Bloch begab sich zunächst an die Verwirklichung seines Programms durch das Studium der Ideen; sodann durch die Erfahrung am Menschen. Demgemäß enthält der ganze zweite Teil seines Buches keine ästhetischen, sondern kritische Essais, deren Wert nicht geringer ist.

Zu den Mitarbeitern J. R. Blochs am Effort Libre gehörte *Jules Romain*, von dem ich anläßlich einer Tragödie „Cromedeyre le Vieil“ sprechen wollte, die im Théâtre du Vieux Colombier aufgeführt worden ist. Jules Romain betritt damit nicht zum ersten Mal die Bühne; er hat ihr vor mehreren Jahren „L'armée dans la ville“ gegeben, worin seine Einheitstheorie strengste Anwendung fand. Cromedeyre le Vieil ist kein Lehrdrama, und in seiner Handlung versteckt kein Oberhaupt einer Schule seine Tendenz. Darum war das Interesse, das das Stück weckte, sehr groß. Nach „Europa“, seinem wundervollen Gedicht und „Donogoo Tonka“ einem phantastischen Film konnte man ein eigenartiges

und starkes Werk von ihm voraussagen. Man ist nicht enttäuscht worden. Mehrere Kritiker haben sich durch den Titel einer Tragödie beirren lassen, den Jules Romain seinem Stück gegeben hat, obwohl die Einreihung in diese „Rubrik“ durch den Umfang des Werks und die Art seiner Gestaltung immerhin berechtigt ist. Ich sage sogar, daß in meinen Augen der Umstand nicht schwer wiegt, daß das Stück in Versen geschrieben ist. Jules Romain ist ein Versdrama gelungen, das ich bewundere. „Cromedeyre le Vieil“ bietet starke Charakteristik, der ich großen Wert beimesse. Es handelt sich um ein Werk von vollkommener Simplizität. Man bemerkt darin mit Freude die vollständige Enthaltung von Schnörkeln, Verzierungen und Kleinkunst. Keine nebensächliche Linienführung, zur Erholung für jene, denen die Haupthandlung abschreckend oder uninteressant erscheint. Keine komische Figur zur Aufheiterung mancher Szenen. Das Werk ist ernst, hart, nackt wie der Hügel von Cromedeyre selbst, und wenn auch nicht primitiv, so ist doch alles darin von einer unbarmherzigen Strenge. Handlung und Personen sind einfach. Das ganze Spiel rollt um den Konflikt einiger Ideen, einiger Gefühle, einiger Hauptkräfte, die zu tief sind, um unterhaltend zu sein; und da diese Kräfte nicht wie in andern Stücken jede einzeln durch eine Person symbolisiert, sondern allen Gestalten gemeinsam sind, ergibt sich eine gewisse Eintönigkeit, die aber nur Toren mit Armut verwechseln könnten. Man muß sich vergegenwärtigen, das Jules Romain seinen Gestalten, oder vielmehr seiner Gestaltung eine übermenschliche Kraft verliehen hat. Er macht seine Tragödie an mehreren Stellen zum Mysterium, die um Cromedeyre eine Atmosphäre von Wucht und Weihe schafft. Ich sage nicht, daß es die glücklichsten Stellen sind, aber sie verdeutlichen am besten den Willen des Dichters, in den Kern der ganzen Handlung die Liebe des Cromedeyre als ein allmächtiges Muß zu fügen. „Cromedeyre le Vieil“ ist trotz einiger Schwäche und Rhetorik an manchen Stellen durch seine Einfachheit, Gediegenheit und Plastik eines der bedeutendsten Werke, das seit langem der französischen Dichtung und Bühne geschenkt worden ist.

Ernst Blass:
ZUM „GEIST DER UTOPIE“
 (Zwischenspiel)

Zu Ernst Blochs utopischer Philosophie, von der eine Andeutung der Aufsatz über „das noch nicht bewußte Wissen“ (Die Weißen Blätter 1919, Heft 8) gab, zu diesem mächtig strahlenden Leuchtturm — Lichtblick und Hoffnung — verhalten sich zwei Schriftsteller im letzten Jahrbuch des „Ziel“*) feindselig: S. Friedlaender und K. Hiller. Friedlaender bekennt sich in seiner Arbeit zugleich zu Dionysos und Marcus, aber nicht zum Evangelisten Marcus, sondern zu dem Kantianer. Er wirft Blochs Buch Mangel an Heiterkeit, sodann Schwärmerei vor. Er meint, „daß die Vernunft die Voraussetzung sogar des Glaubens ist“ — das scheint ihm Dionysos eingegeben zu haben, der bei Nietzsche freilich als ein Gott der Musik in dem berühmten Gegensatz zu Sokrates steht. Er meint zweitens als Einwand gegen eine angebliche Jenseitsschwärmerei Blochs: „Im Falle des Dionysos lacht und triumphiert das Leben, das ‚Diesseits‘ . . .“ — das scheint von einem Kantianer herzurühren.

*

Friedlaender findet die Hoffnung auf ein Endreich nach dieser Welt diesseitsfeindlich. Er vergißt, daß Kant vom Weltende behauptet, die Vernunft sage dem Menschen, „daß die Dauer der Welt nur insofern einen Wert hat, als die vernünftigen Wesen in ihr dem Endzweck ihres Daseins gemäß sind.“ Er vergißt, daß die Hoffnung zum Leben gehört, daß die Gegenwart nicht ohne Erinnerung und Hoffnung besteht; er übersieht Blochs tiefsinnige Philosophie vom Dunkel des gelebten Augenblicks. Friedlaender vermißt an Blochs Stil den „Shandyism“. Soll das heißen, daß er bei sich selbst gewisse Unmanieren oder seine geklügelten, an den Haaren herbeigezogenen Grotesken für „Shandyism“ hält?
 „Ach, armer Yorick!“

*

Der Herausgeber des „Ziel“-Jahrbuches, Hiller — er wie Friedlaender sind sonst begabte und beseelte Schriftsteller — wirft leider gerade die faulsten Eier aus seinem aktivistischen Hühnerstall auf das bedeutende Werk. Jüngst rang er mit Kokoschka, als dem Vertreter unpolitischer Künstler, welche das Einzig-Wichtige, Verbesserungen in der Raumwelt, vernachlässigten. Zur Verteidigung sollte ein Künstler gegen derlei Angreifer das Wort des Römers anführen: *Lex mihi ars*, die Kunst ist mir Gesetz.

*) Kurt Wolff Verlag, Leipzig.

BÜCHERSCHAU

- BANSE, EWALD:** *Expressionismus und Geographie.* 27 Seiten. 8°. 1920. 4 M. Georg Westermann, Braunschweig.
- BAUDISCH, PAUL:** *Fragmente.* 71 Seiten. 8°. 1920. Ed. Strache, Wien.
- BAUDISCH, PAUL:** *Der Pharisäer oder es lebe der Tod!* Komödie. 184 Seiten. 8°. 1920. Ed. Strache, Wien.
- DOSTOJEWSKIJ, FEDOR:** *Das politische Gedicht auf die europäischen Ereignisse von 1854.* Mit einem Anhang aus dem „Tagebuch eines Schriftstellers“. Deutsch von Alexander Eliasberg. 41 Seiten. 8°. 1920. Drei Masken-Verlag, München.
- FLAKE, OTTO:** *Nein und Ja.* Roman. 244 Seiten. 8°. 1920. 12 M., geb. 16 M., zuzüglich 25 % Verlagssteuerzuschlag. S. Fischer Verlag, Berlin.
- FREY, A. M.:** *Spuk des Alltags.* Elf Geschichten aus Traum und Trubel. Mit 12 Holzschnitten von Otto Nüchel. 278 Seiten. 8°. Delphin-Verlag, München.
- HARRAR, ANNIE:** *Rasse.* Menschen von gestern und morgen. Mit 10 Abbildungen. 94 Seiten. 8°. 1920. 6 M. Dürr & Weber m. b. H., Leipzig.
- HESSE, HERMANN:** *Wanderung.* Aufzeichnung von Hermann Hesse. Mit farbigen Bildern vom Verfasser. 117 Seiten. Lex. 8°. 1920. S. Fischer Verlag, Berlin.
- JAMMES, FRANCIS:** *Dichter Ländlich.* Deutsche Ausgabe von Cläre Goll. 168 Seiten. 8°. Geb. 16 M., in Halbleinen 25 M. Rhein-Verlag, Basel.
- KRAUS, DR. JUR. HERBERT:** *Vom Wesen des Völkerbundes.* 63 Seiten. 8°. 1920. 10 M. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin.
- KROEBER, HANS TIMOTHEUS:** *Silhouetten aus Lichtenbergs Nachlaß, von Daniel Chodowiecki.* 126 Seiten. 8°. 1920. 30 M. Verlag von Heinrich Stadt, Wiesbaden.
- LASSAR-COHN:** *Chemie in einer Stunde.* Mit zwei Abbildungen. 96 Seiten. 8°. 1920. 6 M. Dürr & Weber m. b. H., Leipzig.
- MALLINCKRODT, MAX VON:** *Der Weg des Ahasver.* Dramatische Dichtung. 215 Seiten. 8°. 1920. 7 M., geb. 11 M. Verlag P. Hauptmann, Bonn.
- MARX, MAGDELEINE:** *Weib.* Roman. Mit Vorwort von Henri Barbusse. 258 Seiten. 8°. Geh. 14 M., geb. 20 M. Rhein-Verlag, Basel.
- MAUTHNER, FRITZ:** *Muttersprache und Vaterland.* 73 Seiten. 8°, 1920. 6 M. Dürr & Weber m. b. H., Leipzig.
- PERDUCA, MARIA LUISA:** *Fante d'Italia!* Martirio - Resurrezione (Canto di un'Infermiera). 126 Seiten. 8°. L. 3,50. Quintieri, Milano.

- REISER, HANS:** *Cherpens Binscham der Landstreicher. Die Novellen.* 247 Seiten. 8°. 1920. Geb. 20 M., in Halbleinen geb. 25 M. Walter Seifert, Stuttgart.
- SCHLEICH, CARL LUDWIG:** *Das Ich und die Dämonien.* 249 Seiten. 8°. 1920. 12 M., geb. 16 M., zuzüglich 25 % Verlagsteuerzuschlag. S. Fischer Verlag, Berlin.
- SCHLEICH, CARL LUDWIG:** *Das Problem des Todes.* 52 Seiten. 8°. 6,50 M., geb. 10 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
- SCHMITZ, OSKAR A. H.:** *Das rätselhafte Deutschland.* 140 Seiten. 8°. 1920. 8 M., zuzüglich 30 % Verlagzuschlag. Georg Müller Verlag, München.
- Schweizerische Graphik seit Hodler.* Herausgegeben von Dr. Albert Baur. Mit 35 Abbildungen. 12 M. geb. Rhein-Verlag, Basel.
- SOLOWIEFF, WLADIMIR:** *Die nationale Frage im Lichte der Sittlichkeit. Der Sinn des Krieges.* Deutsch und mit einer Einleitung „Wladimir Solowieff“ von Karl Nötzel. 112 Seiten. 8°. 1920. Drei Masken Verlag, München.
- Volksmärchen, Irische.* 180 Seiten. 8°. 1920. Geh. 13 M., geb. 20 M., Halbleder 32 M. Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.
- WOLFENSTEIN, ALFRED:** *Die Erhebung.* Jahrbuch für neue Dichtung und Wertung. Zweites Buch. 385 Seiten. 8°. 1920. 18 M., geb. 26 M. S. Fischer Verlag, Berlin.
- ZECH, PAUL:** *Golgatha.* Eine Beschwörung zwischen zwei Feuern. 136 Seiten. 8°. 1920. 8,30 M. Hoffmann & Campe Verlag, Berlin.
- Das Ziel.* Jahrbücher für geistige Politik. Herausgegeben von Kurt Hiller. Vierter Band. 252 Seiten. 8°. 1920. 20 M., geb. 28,— M., zuzügl. 25 % Verlagsteuerzuschlag. Kurt Wolff Verlag, München.

SOEBEN GELANGTE ZUR AUSGABE:

DIE MALEREI IM XIX. JAHRHUNDERT

Entwicklungsgeschichtliche Darstellung
auf psychologischer Grundlage von

MAX DERI

Dritte Auflage in zwei Halbleinenbänden 175 Mark

Aus den Besprechungen der ersten Auflage:

Deris Darlegungen bestehen hauptsächlich aus Analysen einzelner Werke, denen nicht nur einführende Eindringlichkeit und Beobachtungsgabe, sondern auch Takt und Feinheit des Ausdrucks nachgerühmt werden muß. Seine Betrachtung ist in ihrer sachlichen und ausführlichen Weise eine wertvolle und nützliche Leistung, eine Hilfe wider Historizismus und Psychologismus zum Erkennen des Werkes selbst. Willi Wolfradt im Cicerone.

Und es ist jedem, der zu dem Kunstleben unserer Zeit Stellung nimmt, auch seine Stellung zu diesem Buche gewiesen, das man nicht kritisieren kann, sondern nur annehmen oder ablehnen. Vielleicht aber ist es auch ein Zeichen der Wende, daß nun das Buch erschienen ist, das die Theorie des Expressionismus auf die Geschichtsschreibung anwendet. Denn solche Bücher pflegen am Ende, nicht am Anfang einer Bewegung zu stehen.

Curt Glaser im Berliner Börsencourier.

Ich stehe nicht an, zu erklären, daß dieses Buch das Beste, Klarste und Aufschlußreichste enthält, was überhaupt bisher über Malerei, über kunstgeschichtliche Entwicklung auf der Grundlage des Psychologischen geschrieben wurde. Ich wüßte aus der Fülle der mir bekannten Literatur kein zweites Werk zu nennen, das sich von Phrasenschwall und verworrenem Erklärungsgestammel so frei hält wie dieses. Karlsruher Zeitung.

Deris Ausführungen über den malerischen Naturalismus, besonders soweit er sich im modernen Impressionismus und Pleinairismus manifestiert, sind schlechthin meisterhaft und in ihrer Art unübertrefflich. Die Neue Zeit.

PAUL CASSIRER / VERLAG / BERLIN

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

Vollständige Jahrgänge

Wir haben noch einen kleinen Rest vollständiger Jahrgänge 1915, 1917, 1918 u. 1919, die wir in schönen Halbpergamentbänden herstellen ließen

Jahrgang 1913/14. Nur noch einzelne Hefte

Jahrgang 1915 in vier Halbpergamentbänden. 150 Mark

Aus dem Inhalt: Carl Sternheim, 1913 · Max Brod, Tycho Brahes Weg zu Gott · Walter Hasenclever, Tod und Auferstehung · Franz Werfel, Gedichte · Gustav Landauer, Walt Whitman · Leonhard Frank, Die Ursache · Alfons Paquet, Die anderen Legenden um Joseph von Arimathia · Robert Walser, Nachtstück · Beiträge von Franz Blei, Paul Zech, Kasimir Edschmid, Gottfried Benn, Arnold Zweig, Felix Braun, Adolf Behne usw. · Carl Sternheim, Napoleon · Paul Claudel, Der Ruhetag · Carl Sternheim, Schuhlin · Alexander von Gleichen-Rußwurm, Die Klage der Frauen um Lazarus · Heinrich Mann, Zola · Franz Kafka, Die Verwandlung · Zeichnungen von Rudolf Großmann, Ernst Stern, Max Oppenheimer, Ludwig Meidner usw.

Jahrgang 1916. Nur noch einzelne Hefte (Heft 4/12)

Jahrgang 1917 in einem Halbpergamentbande. 70 Mark

Aus dem Inhalt: Paul Kornfeld, Legende · Kasimir Edschmid, Das Frauenschloß · Henri Barbusse, Das Feuer · Hanns Braun, Anselm Amadeus · Leonhard Frank, Die Kriegswitwe · Ernst Bloch, Der andere DonQuichote · Emile Verhaeren, Gedichte · Walter Hasenclever, Antigone

Jahrgang 1918 in einem Halbpergamentbande. 60 Mark

Aus dem Inhalt: Paul Cassirer, Krieg und Kunst · René Schickele, Der Konvent der Intellektuellen · Henry van de Velde, Ferdinand Hodler · Else Lasker-Schüler, David und Jonathan Feruccio Busoni, Das Wandbild · Dostojewski, Petersburger Träume · Georges Duhamel, Die Gnade · Feruccio Busoni, Doktor Faust · Hermann Hesse, Herbstabend 1918 · Fritz von Unruh, Platz · Walt Whitman, Briefe aus dem amerikanischen Sezessionskrieg

Jahrgang 1919 in einem Halbpergamentband. 70 Mark

Aus dem Inhalt: Rosa Luxemburg, Die Seele der russischen Literatur · Paul Cassirer, Utopische Plauderei · Leo Tolstoi, Die Erzählung vom Zuchthäusler Fedorow · Ludwig Rubiner, Der Dichter Voltaire · Iwan Goll, Brief an den verstorbenen Dichter Apollinaire · Adolf von Hatzfeld, Gedichte · Verlaine, Gedichte · Ludwig Meidner, Malers Tag · Gesang · Ludwig Meidner, Rede (im Zwielficht) an den Tod · Henri Barbusse, An Gabriele d'Annunzio · Oscar Lewy, Nietzsche im Krieg · Ernst Toller, Gedichte · Rudolf Fuchs, Jasnaja Poljana · Douglas Goldring, Der Kampf um die Freiheit · Bernhard Shaw, Winke zur Friedenskonferenz

PAUL CASSIRER VERLAG / BERLIN W10

Die weißen Blätter

EINE MONATSSCHRIFT

ZWÖLFTE HEFT ♦ 7. JAHRGANG ♦ DEZEMBER 1920

INHALT:

Gottfried Salomon: Beginn der Revolution (1848)

Johannes R. Becher: Gedichte

Ernst Barlach: Aus Seespecks Wedeler Tagen

Kasimir Edschmid: Särö

Mitteilungen

EINZELHEFT 4 MARK

VIERTELJAHR. 12 MARK

1920

VERLEGT BEI PAUL CASSIRER, BERLIN W.

KASIMIR EDSCHMID

Soeben erschien das moderne aktuelle Essay-Buch:

**DIE
DOPPELKÖPFIGE
NYMPHE**

**AUFSÄTZE ÜBER DIE LITERATUR
UND DIE GEGENWART**

15 Mark, in Pappband gebunden 19 Mark

*

Der Titel, einer griechischen Sage entnommen, weist auf die doppelte Aufgabe des Künstlers: über der seitlos schönen Schöpfung die lebendige Föhlung mit der Gegenwart nicht zu verlieren. Es ist Edschmids Stärke, daß er, der Künstler und Führer eines großen Kreises, in engstem Zusammenhang mit den Schöpfungen seiner Zeit steht. In der „Doppelköpfigen Nymphe“ setzt sich Edschmid mit den anerkannten Vertretern der neuen Literatur in lebendiger und kraftvoller Form auseinander und gibt so ein für jeden anregendes und reizvolles Spiegelbild des Geistes unserer Zeit

*

Früher erschien der große zeitgenössische Roman:

DIE ACHATNEN KUGELN

Gehftet 12 Mark, gebunden 16 Mark

DIE FÜRSTIN

Novellen

Gehftet 10 Mark, gebunden 16 Mark

VERLAG PAUL CASSIRER / BERLIN

Gottfried Salomon:

BEGINN DER REVOLUTION (1848)

„Hegel bemerkt irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen, hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce. . . . Die Tradition aller toten Geschlechter lastet wie ein Alp auf dem Gehirn der Lebenden. Und wenn sie eben damit beschäftigt schienen, sich und die Dinge umzuwälzen, noch nicht Dagewesenes zu schaffen, beschwören sie ängstlich die Geister der Vergangenheit zu ihrem Dienste herauf, entlehnen ihnen Namen, Schlachtparole, Kostüme, um in dieser altehrwürdigen Verkleidung und mit dieser erborgten Sprache die neue Weltgeschichtsszene aufzuführen. . . . Die Revolution von 1789 bis 1814 drapierte sich abwechselnd als römische Republik und als römisches Kaisertum, und die Revolution von 1848 wußte nichts Besseres zu tun, als hier 1789, dort die revolutionäre Überlieferung von 1793 bis 1795 zu parodieren. . . . Unheroisch, wie die bürgerliche Gesellschaft ist, hatte es jedoch des Heroismus bedurft, der Aufopferung, des Schreckens, des Bürgerkriegs und der Völkerschlachten, um sie auf die Welt zu setzen. Und ihre Gladiatoren fanden in den klassisch strengen Überlieferungen der römischen Republik die Schale und die Kunstformen, die Selbsttäuschungen, deren sie bedurften, um den bürgerlich beschränkten Inhalt ihrer Kämpfe sich selbst zu verbergen. . . . Die Totenerweckung diente also dazu, die neuen Kämpfe zu verherrlichen, nicht die alten zu parodieren, die gegebene Aufgabe in der Phantasie zu übertreiben, nicht vor ihrer Lösung in der Wirklichkeit zurückzuflüchten, den Geist der Revolution wieder zu finden, nicht ihr Gespenst wieder umgehen zu machen. . . .

Bürgerliche Revolutionen, wie die des 18. Jahrhunderts, stürmen rascher von Erfolg zu Erfolg, ihre dramatischen Effekte überbieten sich, Menschen und Dinge scheinen in Feuerbrillanten gefaßt, die Ekstase ist der Geist jedes Tages; aber sie sind kurzlebig, bald haben sie ihren Höhepunkt erreicht, und ein langer Katzenjammer erfaßt die Gesellschaft, ehe sie die Resultate ihrer Sturm- und Drangperiode nüchtern sich aneignen lernt. Proletarische Revolutionen dagegen, wie die des 19. Jahrhunderts, kritisieren beständig sich selbst, unterbrechen sich fortwährend in ihrem Lauf, kommen auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von

neuem anzufangen, verhöhnern grausam-gründlich die Halbheiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten ihrer ersten Versuche, scheinen ihren Gegner nur niederzuwerfen, damit er neue Kräfte aus der Erde sauge und sich riesenhafter ihnen gegenüber wieder aufrichte; schrecken stets von neuem zurück vor der unbestimmten Ungeheuerlichkeit ihrer eigenen Zwecke, bis die Situation geschaffen ist, die jede Umkehr unmöglich macht. . . . Die soziale Revolution des 19. Jahrhunderts kann ihre Poesie nicht aus der Vergangenheit schöpfen, sondern nur aus der Zukunft. Sie kann nicht mit sich selbst beginnen, bevor sie allen Aberglauben aus der Vergangenheit abgestreift hat. Die früheren Revolutionen bedurften der weltgeschichtlichen Rückerinnerungen, um sich über ihren eigenen Inhalt zu betäuben. Die Revolution des 19. Jahrhunderts muß die Toten ihre Toten begraben lassen.“ (K. Marx.)

* * *

„Von nun an werden die Bankiers herrschen“, soll der Großbankier Laffitte gelegentlich des Dynastiewechsels, der den Namen Julirevolution führt, im Jahre 1830 gesagt haben. Unter dem Bürgerkönig Louis Philippe herrschte wirklich nicht die ganze Bourgeoisie, sondern nur die bourgeoise Feudalität, die Hochfinanz, die die Patronage über die Ämter ausübte, den Stimmenkauf bei den Wahlen veranstaltete und mit ihren Kreaturen in der Kammer die Gesetze gab. Das Königtum als Aureole und Nimbus des Kapitals mußte sich seinem Wesen nach über die gesellschaftlichen Mächte als persönliche Gewalt erheben wollen; es stellte sein Prinzip der Legitimität einer Volkssouveränität entgegen, die in der parlamentarischen Fiktion eine Klassenherrschaft begründete. Aber die Legitimität konnte nur das Kapital legitimieren, weil das Königtum von der Bankokratie abhängig blieb. Das Budgetgleichgewicht war nicht ohne eine Steuergesetzgebung herzustellen, die die herrschenden Interessen verletzte; die Staatsverschuldung war gerade der Gegenstand der Börsenspekulation und jede Anleihe eine Gelegenheit, den Staat und das große Publikum zu prellen; so konnte die Staatsgewalt sich nicht über die Gesellschaft, d. h. eine Fraktion der Bourgeoisie erheben, der König unterstand dem quasifeudalen Kapitalisten.

„Die Julimonarchie war nichts als eine Aktienkompagnie zur Exploitation des französischen Nationalreichtums, deren Dividenden sich verteilten unter Ministern, Kammern, 240000 Wählern und ihrem Anhang. Louis Philippe war der Direktor dieser Kompagnie. . . . Indem die Finanzaristokratie die Gesetze gab, die

¹⁾ „Der 18. Brumaire des Louis Napoléon.“

Staatsverwaltung leitete, über sämtliche organisierte öffentliche Gewalten verfügte, die öffentliche Meinung durch die Tatsachen und die Presse beherrschte, wiederholte sich in allen Sphären, vom Hofe bis zum Café-Borgne, dieselbe Prostitution, derselbe schamlose Betrug, dieselbe Sucht, sich zu bereichern nicht durch die Produktion, sondern durch die Eskamotage schon vorhandenen fremden Reichtums, brach namentlich an den Spitzen der bürgerlichen Gesellschaft die schrankenlose, mit den bürgerlichen Gesetzen selbst jeden Augenblick kollidierende Geltendmachung der ungesunden und liederlichen Gelüste aus, worin der aus dem Spiele entspringende Reichtum naturgemäß seine Befriedigung sucht, wo der Genuß *crapuleux* wird, wo Geld, Schmutz und Blut zusammenfließen. Die Finanzaristokratie in ihrer Erwerbsweise wie in ihren Genüssen, ist nichts als die Wiedergeburt des Lumpenproletariats auf den Höhen der bürgerlichen Gesellschaft.“ (K. Marx. ¹⁾)

Der nichtherrschende Teil der Bourgeoisie schrie Korruption, wenn die Übervorteilung des Staats bei den Anleihen und Aufträgen zu offensichtlich wurde, wenn bei den Skandalen betrügerische Lieferungsverträge, Bestechungen und Unterschleife die bürgerliche Kapitalerwerbsweise bloßstellten. Die moralische Entrüstung der kleinen Bourgeois suchte nach einem Sündenbock. Die bürgerliche Klasse nahm ihre Parvenüs in Schutz, da sie deren Erfolge zum Vorbild nahm und vor deren Tatkraft in die Knie sank: mit jesuitischer Denunziation aus Neid und Wut stellte sie ihre jüdischen Mitglieder als Verführer und Anführer an den Pranger. In den Pamphleten erschien der Kapitalismus „rein“ und gesund und nur durch fremde Einflüsse verseucht! Die ganzen Beschwerden über Korruption und Patronage gingen eben nur gegen die „Auswüchse“ und Ausnahmen und waren versteckte Ansprüche der ganzen Klasse auf die Teilhaberschaft an der G. m. b. H. des Staats zur Volksausbeutung.

Was wir heute „Gründer- und Schiebertum“ nennen, ist die eklatante Form des in der Krise über die bisherige Konvention hinausgehenden und an den Usus nicht mehr gebundenen Kapitalerwerbs. Im Zeichen der Handels- und Geldvorherrschaft wird immer wieder die staatlich kodifizierte und gesellschaftlich konsenterte „Sitte“ verletzt. Freiheit von der Sitte bedeutet eben die moderne kapitalistische Wirtschaft, die die Binnenökonomie der Gemeinschaft und ihres Bedarfs sprengt und das egoistische Prinzip des größtmöglichen Gewinns nicht mehr (wie im Altertum und

¹⁾ „Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850.“

Mittelalter) nur dem Fremden und Feinde gegenüber gebraucht. Die Emanzipation der Ökonomie von der Moral führt zu einem Krieg des Einzelnen wider die Gemeinschaft. In Krisen, z. B. nach Staatskriegen und Revolutionen, zeigt sich der Privatannexionismus des Kapitals in Erscheinungen, die nach dem konservativen Recht ins Gebiet des Verbrechens, Betrugs, Diebstahls gehören. Der moderne homo oeconomicus als Egoist ist der Nachfolger des feudal-kriegerischen Menschen, des Raubritters, Kreuzzugmarodeurs, Kondottieri, Konquistadors und Kolonialabenteurers, der Gesetz durch Gewalt, und Recht durch Vorrecht ersetzt. Die bürgerliche Lehre des Liberalismus, der Freiheit des Individuums vom und im Staate, ist der schöne Deckmantel des Anarchismus oder Absolutismus des allein freien Kapitals. So wurde die Geschichte der Gesellschaft seit dem Beginn des modernen Kapitalismus zur Kriegsgeschichte. „In der modernen Gesellschaft jedenfalls ist bewiesen, daß alle politischen Kämpfe Klassenkämpfe sind und alle Emanzipationskämpfe sich um die ökonomische Emanzipation drehen“ (Engels). In immer tiefer reichender Sozialrevolution wird die Rangordnung auf Grund des Besitzes abgebaut. Der Revolutionarismus, die individuelle und nationale Auflösung des Mittelalters in Kirche, Staat, Schule, Ehe usw. endet bei der Wirtschaft. Seit die Kirche ihre soziale Macht verlor und der Staat zum Mittel der bürgerlichen Wirtschaft ward, ist das ganze Dasein durchrevolutioniert. Der revolutionäre Charakter ist der Bourgeoisie wesentlich, sie hat an Stelle der heiligen Bande zwischen Mensch und Mensch nur das nackte Interesse gelassen, die wohlerworbenen Freiheiten in gewissenlose Handelsfreiheit, die ritterliche Begeisterung in wucherische Berechnung verwandelt, usw., wie es das „Kommunistische Manifest“ darlegt. Die Revolutionierung auf kulturellem und politischem Gebiete wird auf dem ökonomischen fortgesetzt, aber hier schlägt der Nihilismus als Resultat der Befreiung um, es kommt zur Statik und Hierarchie einer neuen Gemeinschaft. — Das Proletariat übernimmt zunächst die Freiheitslehre der revolutionären Ideologie des Bürgertums im 18. Jahrhundert, die politische Religion des Staatsoptimismus, den rationalen Glauben an den Fortschritt, d. h. die Erreich- und Erreichbarkeit der Gedanken und Wünsche, die mechanistische Naturwissenschaft auf die Gesellschaft und Geschichte übertragen, vor allem die bürgerlich-materialistische Glücks- und Genußmoral, überhaupt den bürgerlichen Geist und den Bürger als Ideal. Wie die Erlösungspatente der Utopisten zeigen, zaubert die Vernunft eine neue Welt, in der eine Freiheit ohne Verbundenheit, eine Gleichheit ohne Liebe, eine Gerechtigkeit ohne Opfer, also ein

unentgeltliches Glück bestehen soll und die bürgerliche Robinsonade in einer Zeit überlegener Wirtschaftstechnik fortgebildet wird. Diese neue Welt ist bloß ökonomisch ausgedacht, wie es dem Bürger entspricht, der über seinem allein bedeutsamen Interessengebiet, der privaten Wirtschaft, als Überbau nur einen leeren Objektivismus von Kunst und Wissenschaft, ein historisches und formales Epigonengeschäft, duldet. — Ich sage, der „Geist“ der Bourgeoisie, dynamisch, kritisch, protestierend, revolutionär, bestimmt auch das Proletariat, das schließlich durch die Verneinung der Wirtschaftsordnung das ganze Gebäude niederlegt und auf dem nivellierten Boden eine neue Ordnung errichtet.

Die Bourgeoisie, die eine ganze Hierarchie von Klässchen einbe- greift, ist eigentlich eine Mittelschicht, die als politische Vertretung die „oberen Zehntausend“ anerkennt, ihre Feudalherren. Solange die Chance des Emporkommens allgemein besteht, also die kapitalistisch-kalvinistische Erfolgsmoral recht hat, ist die Bourgeoisie einig gegen das Proletariat. Sie hält die Rangordnung, die nur durch die Arbeit gebildet werden sollte, durch ihr Besitz- und Bildungsmonopol für gerechtfertigt, sie sieht die Trennung von Eigentum und Arbeit als notwendig an, trotzdem die Arbeit sozial und das Eigentum an der Arbeit privat ist. Erst wenn Arbeits- und Eigentumsklasse auch innerhalb der Bourgeoisie völlig auseinanderfallen, ein Ausgleich und ein Emporkommen durch Monopol und Privileg unmöglich geworden sind, also in der Periode der Trennung von Klein- und Großbourgeoisie wie um 1848, und der Proletarisierung des Mittelstandes wie in der Folgezeit, schlägt sich die Mittel- und Kleinbourgeoisie auf die Seite des Proletariats gegen die Finanzaristokratie. „Demokratie“ heißt dann das Lösungswort und Kampfziel der vereinigten Mittelstände und Unterklassen. Wie 1789 die ökonomisch entscheidende Klasse der Bürger sich von der politischen Oberherrschaft einer inadäquaten Schicht befreite und alle arbeitenden Bevölkerungsteile, der 3. Stand, gegen das arbeitslose Einkommen von Adel und Klerus aufstand, Demokratie also den Ausgleich ihrer ökonomischen und politischen Stellung bedeutete, so hieß 1848 Demokratie die Zusammenfassung aller industriell Tätigen gegen die finanziellen „Drohnen“, die die politische Herrschaft innehatten und eine neue Feudalität zu bilden begannen. Während sich noch die Feudalsozialisten, utopisch-romantisch auf das Mittelalter zurückschauend, gegen das ganze System des Industrialismus wandten, war die Industrie schon weit fortgeschritten und konnte den Kampf gegen die Finanz wagen, die der Intelligenz wie der arbeitenden Bourgeoisie die politische Macht vorenthielt. Die oppositionelle Bourgeoisie, d. h. die große

Masse der industriell Tätigen, führte in der Zeitung „National“ den Kampf um die Staatsgewalt und veranstaltete 1847–1848, in den Zeiten einer Handelskrise und allgemeinen Unzufriedenheit, eine Bankett agitation für die Wahlreform. Sie forderte Beseitigung der parlamentarischen Mißstände, der Verwaltungskorruption sowie des Wahlrechts nach Steuerzensus, und erhoffte eine neue Majoritätsbildung im Parlament als Vertretung ihrer gesamtbürgerlichen Interessen. Sie spielte mit dem Gedanken der Revolution und wollte sich des Proletariats als Hilfstruppe bedienen. Aber die entfesselten Kräfte wuchsen ihr über den Kopf. Toqueville sah bereits voraus, daß der Kampf nicht um Königtum, Ministerium und Wahlsystem, sondern um die Gesellschaftsordnung selber ging, und daß die Bourgeoisie, die nur eine verallgemeinerte Herrschaft des Kapitals wollte, um ihre Existenz mit dem Proletariat kämpfen mußte.

* * *

„Einen neuen Messias sehe ich mit dem Schwerte kommen, um die Lehren des ersten zu verwirklichen. Er wird durch seinen Mut an die Spitze der revolutionären Armee gestellt werden, wird mit ihr den morschen Bau der alten gesellschaftlichen Ordnung zertrümmern, die Tränenquellen in das Meer der Vergessenheit leiten und die Erde in ein Paradies verwandeln.“ (Weitling 1842.)

Der Chiliasmus ist die Revolutionslehre der europäischen Menschheit in der Neuzeit, die französische Revolution von 1789 bekleidet sich mit den aufklärerischen Phrasen des Vernunftchiliasmus, die moderne mit den sozialistischen Theorien des marxistischen Materialismus.) „Die Ideologie der proletarischen Verheißung“ gibt den Glauben zum Handeln, die Sicherheit, im Geiste der Heilsökonomie ans Werk zu gehen. Indem der Kampf gegen das Böse aus der Seele in die Welt verlegt wurde, erscheint die Lehre von der Erlösung als Befreiung von der bestehenden Sozialordnung, als Revolutionslehre und Religion der irdischen Glückseligkeit. Die Verweltlichung des Christentums ist seit den Reformationen mit jeder Revolution fortgeschritten. Die Revolution von 1848 war wie das Präludium der begonnenen Revolution von 1918; das Thema, die Befreiung des Proletariats, wurde angeschlagen, die Lösung durch die Diktatur des Proletariats vorgesehen.

Bakunin schilderte seinen Eindruck von Paris in den Februartagen 1848 folgendermaßen: „Wir hatten geglaubt, daß wir den

¹⁾ Vgl. die ausführliche Darlegung von Fritz Gerlich: „Der Kommunismus als Lehre vom tausendjährigen Reich“.

letzten Tagen der alten Zivilisation beiwohnten, daß bald das Reich der Gleichheit beginnen werde“, und Mazzini erläuterte dieses Gefühl des Umschwungs: „Die individualistische Welt hat ihre Zeit gehabt, die sozialistische beginnt. Der große Gedanke, der heute in Europa gärt, läßt sich so definieren: Beseitigung des Proletariats, Befreiung des Arbeiters von der Herrschaft des bei wenigen konzentrierten Kapitals, Verteilung der Produkte nach der geleisteten Arbeit.“ Die apokalyptisch-chilastische Idee ist deutlich, eine Welt geht unter und das Himmelreich ist nahe, gegen die böse herrschende Minderheit wird der guten unterdrückten Masse die Gewalt in die Hand gegeben, die Masse als Messias überwindet Kapital und Staat. — Diese materialistischen Erlösungslehren waren in den sozialreformerischen Theorien bereits ausgebildet worden. Es gibt auch heute noch keine bestehende sozialistische Richtung, die nicht in der Vorbereitungszeit von 1848 ihre geistigen Grundlagen hätte. Das soziale und hierarchische Christentum, der industrielle, statt feudale Katholizismus Saint-Simons, das kleinbürgerlich - epikuräische Plebejerevangelium Fouriers, die poetische Utopie der unbefriedigten Vernunft eines Cabet, der Terrorismus und Putschismus der Geheimgesellschaften à la Carbonari usw., all diese Führer, Gruppen und Sekten hatten das Volk, das hieß jetzt die Arbeitermasse auf den nahen Umsturz vorbereitet.

Die Revolution von 1848 war bereits eine sozialökonomische, während die von 1789 eine politisch-rechtliche gewesen war. Die Erklärung der Menschenrechte gewährleistete aber nicht die soziale Gleichheit, nicht einmal die politische, da das Wahlrecht in der Restauration von der Steuerleistung abhängig gemacht wurde. Die Idee der sozialen Gleichheit mußte unter dem durch die Gewerbefreiheit und Maschinenteknik entfaltenen Kapitalismus revolutionär wirken gegen die neue Feudalität, die Finanzaristokratie, die eine bürgerliche Hierarchie aufzurichten begonnen hatte. „Offiziell wurden die wilden Schwärmereien . . . , die bisher vergraben lagen in den apokryphen Schriften der Sozialisten und nur von Zeit zu Zeit als ferne, halb fürchterliche, halb lächerliche Sagen an das Ohr der Bourgeoisie anschlugen. Europa fuhr überrascht aus seinem bürgerlichen Halbschlummer auf. In der Idee der Proletarier also, welche die Finanzaristokratie mit der Bourgeoisie überhaupt verwechselten; in der Einbildung republikanischer Biedermänner, welche die Existenz selbst der Klassen leugneten oder höchstens als Folge der konstitutionellen Monarchie zugaben; in den heuchlerischen Phrasen der bisher von der Herrschaft ausgeschlossenen bürgerlichen Fraktionen war die Herrschaft

der Bourgeoisie abgeschafft mit der Einführung der Republik. Alle Royalisten verwandelten sich damals in Republikaner und alle Millionäre von Paris in Arbeiter. Die Phrase, welche dieser eingebildeten Aufhebung der Klassenverhältnisse entsprach, war die fraternité, die allgemeine Verbrüderung und Brüderschaft. Diese gemütliche Abstraktion von den Klassengegensätzen, diese sentimentale Ausgleichung der sich widersprechenden Klasseninteressen, diese schwärmerische Erhebung über den Klassenkampf, die fraternité, sie war das eigentliche Stichwort der Februarrevolution.“ (K. Marx.)¹⁾ Der vulkanische Ausbruch einer Revolution schafft eine Nivellierung für den Augenblick, die Verwirklichung einer Idee läßt alle bestehende Wirklichkeit vergessen. Das allgemeine Wahlrecht war die Parole der Opposition, es war noch der jakobinische Kultus des einen Volks, des für alle Staatsbürger gleichen Rechts, der nach dem Zerfall der feudalen Hierarchie zur Geltung kommen mußte, aber bereits anachronistisch war, weil es 1789 innerhalb des dritten Standes schon eine industrielle Klassenbildung gab. 1848 aber war bereits der Kampf innerhalb des dritten Standes zwischen der Arbeiter- und Bürgerklasse angebrochen. Zum Schrecken der bürgerlichen Opposition handelte es sich nach Ausbruch der Revolution nicht mehr um Monarchie oder Republik, politische Verfassung und geordnete Verwaltung, sondern um Kapital und Arbeit und ihre Stellung in Staat und Gesellschaft. Die Republik sollte bloß das Mittel der sozialen Reform sein. „Der Kampf gegen das Kapital in seiner entwickelten modernen Form, in seinem Springpunkt, der Kampf des industriellen Lohnarbeiters gegen den industriellen Bourgeois ist in Frankreich ein partielles Faktum, das nach den Februartagen um so weniger den nationalen Inhalt der Revolution abgeben konnte, als der Kampf gegen die untergeordneten Exploitationsweisen des Kapitals, der Bauern gegen den Wucher in der Hypothek, des Kleinbürgers gegen den Großhändler, Bankier und Fabrikanten, mit einem Worte gegen den Bankerott, noch eingehüllt war in die allgemeine Erhebung gegen die allgemeine Finanzaristokratie . . . Die französischen Arbeiter konnten keinen Schritt vorwärts tun, kein Haar der bürgerlichen Ordnung krümmen, bevor der Gang der Revolution die zwischen dem Proletariat und der Bourgeoisie stehende Masse der Nation, Bauern und Kleinbürger, nicht gegen diese Ordnung, sondern gegen die Herrschaft des Kapitals empört, sie gezwungen hatte, sich den Proletariern als ihren Vorkämpfern anzuschließen.“ (K. Marx.)²⁾

¹⁾ „Die Klassenkämpfe in Frankreich 1848—50.“

²⁾ „Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850.“

Die Revolution brach am 24. Februar aus. Die Regierung hatte sie durch die schroffe Ablehnung aller Wahlreformvorschläge provoziert. Als das Volk auf die Barrikaden stieg, die Nationalgarde sich passiv verhielt, die Armee keinen ernstlichen Widerstand leistete und der König davonlief, schien sich die Republik von selbst zu verstehen. Es fiel mehrere Tage niemand ein, sich gegen die Republik zu erklären, die zunächst nur in der Königslosigkeit bestand. Da niemand die Republik so nahe gedacht hatte, so bestand kein Einverständnis über ihren Inhalt. Die Staatsgewalt sollte vom Volke abhängig sein, das Volk aber gab es nur in der Abstraktion, in Wirklichkeit bestand es aus Gruppen der verschiedensten Interessen, aus Klassen. In der Theorie war es das Volk, in Wirklichkeit die Gesellschaft, das hieß noch die bürgerliche Gesellschaft, die die Staatsgewalt ergriff. Jede Partei deutete die Republik in ihrem Sinne. „Vom Proletariat, die Waffen in der Hand ertrötzt, prägte es ihr seinen Stempel auf und proklamierte sie als soziale Republik. So wurde der allgemeine Inhalt der modernen Revolutionen angedeutet, der in sonderbarstem Widerspruch stand zu allem, was mit dem vorliegenden Material, mit der erreichten Bildungsstufe der Masse, unter den gegebenen Umständen und Verhältnissen zunächst unmittelbar ins Werk gesetzt werden konnte.“ (K. Marx.)¹⁾ Die provisorische Regierung war nichts anderes als ein provisorischer Kompromiß der Klassen, die die Revolution gegen die Julimonarchie und ihre Stütze, die Finanzaristokratie, gemacht hatten. Das republikanische Kleinbürgertum war vertreten durch Ledru-Rollin und Flocon, die Arbeiterklasse durch Louis Blanc und Albert, die Mehrheit aber gehörte der republikanischen Bourgeoisie oder dynastischen Opposition an. Der Wortführer der Regierung war Lamartine, der Sinn, die Poesie und Illusion der Revolution in eigener Person. Um die Mittagsstunde des 25. Februar war die Republik noch nicht ausgerufen, dagegen sämtliche Ministerien schon verteilt unter die bürgerlichen Elemente, die Advokaten, Bankiers und Generäle des „National“. Im Namen des Pariser Proletariats befahl Raspail der provisorischen Regierung, die Republik auszurufen, und drohte, sie an der Spitze von 200 000 Mann mit den Waffen zu erzwingen. Das Proletariat hatte die Republik erkämpft, es erzwang auch die sozialen Konzessionen von der Bourgeoisie. Der Arbeiter Marche diktierte der provisorischen Regierung das Dekret über die Organisation der Arbeit, und als sie zögerte, ihre Verpflichtungen zu erfüllen, marschierte eine

¹⁾ „Der 18. Brumaire des Louis Napoléon.“

Masse von 20000 Arbeitern gegen das Hôtel de Ville mit den Rufen: Organisation der Arbeit! Bildung eines Ministeriums der Arbeit! Nach langen Debatten wurde eine permanente Spezialkommission beauftragt, die Mittel zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen ausfindig zu machen. Diese Kommission aus Delegierten der Pariser Handwerkskorporationen tagte im Luxembourg. „Neben den Ministerien der Finanzen, des Handels, der öffentlichen Arbeiten, neben der Bank und Börse, erhob sich eine sozialistische Synagoge, deren Hohepriester Louis Blanc und Albert, die Aufgabe hatten, das gelobte Land zu entdecken, das neue Evangelium zu verkünden und das Pariser Proletariat zu beschäftigen. Zum Unterschiede von jeder profanen Staatsmacht stand ihnen kein Budget, keine exekutive Gewalt zur Verfügung. Mit dem Kopfe sollten sie die Grundpfeiler der bürgerlichen Gesellschaft einrennen.“ (K. Marx.)¹⁾ Organisation der Arbeit, aber die proletarische Lohnarbeit ist eben die bürgerlich-industrielle Organisation; Ministerium der Arbeit, d. h. Abhilfe vom Staat verlangen ohne die Einsicht, daß die Staatsgewalt durch die Februarrevolution erst voll und ganz in die Hände der bürgerlichen Gesellschaft gekommen war und die Arbeit also von Finanz und Handel bestimmt wurde.

Anfangs hatte die Bourgeoisie nicht die Macht, die Staatsgewalt allein zu halten und das Proletariat nicht die Stärke, sie zu ergreifen. So konnte Pierre Leroux sagen: „Wir haben gegenwärtig zwei Republiken“. Das Proletariat hatte die Revolution gemacht, aber es glaubte nicht, aus sich heraus seine Ideen zu verwirklichen, es verlangte die Hilfe des Staates; mit der demokratischen Republik entstand die soziale Forderung, daß die Staatsgewalt das Los der nichtbesitzenden Klassen verbessern müsse, d. h. der Ruf nach der sozialen Verwaltung. Da aber die Theoretiker des Sozialismus nicht an praktische Vorschläge gedacht hatten, weil sie vor der Revolution nichts mit dem Proletariat zu tun gehabt hatten, so wurden ad hoc Projekte entworfen. „Die Sozialisten fragen sich, wie es möglich ist, eine Republik ohne soziale Idee zu gründen“, schrieb Leroux an Cabet (31. März 1848). Aber die Bourgeoisie erwartete von einer nicht demokratischen, d. h. Interessenverwaltung, eine tödliche Belastung des Kapitals, sie wollte bei der neuen Verfassung stehen bleiben, sich mit der neuen Fassade begnügen und mit neuen Draperien und Kostümen das alte Theater unter zahlreicherer Beteiligung spielen. Das Verhältnis von Kapital und Arbeit bildete die Tagesfrage, und ihre Lösung sollte den Inhalt der Republik abgeben, um den die beiden Klassen kämpften. Das Kapital

¹⁾ „Klassenkämpfe in Frankreich 1848—1850.“

verlangte Ruhe und Ordnung in der Revolution, Schutz für das Eigentum unter dem Banner der Religion und Familie, aber die Arbeit hatte den Kriegszustand erklärt und einen langen Kampf begonnen.

Da die Demokratie keinen anderen Willen als den der Majorität hat, so ist sie bloße Form, Dienerin der Interessen und darum blieb die bürgerliche Klasse bei der Demokratie stehen. Sie wußte, daß die abstrakt gleichen Personen des allgemeinen Stimmrechts von den konkret verschiedenen Persönlichkeiten der Bildung und des Besitzes geführt würden, daß durch diese Monopole Verwaltung und Rechtsprechung in ihrem Sinne verbürgt wären. „Hier zeigte sich der Charakter des Bürgerstandes, der ihn unfähig macht, einen innerlich in Bewegung begriffenen Staat zu beherrschen, jene Mittelpunktlosigkeit, jenen Mangel an lebendigem Interesse an jeder auf die Zukunft bezüglichen allgemeinen Frage, jene klägliche Gleichgültigkeit gegen das Allgemeine, jenes Aufgehen aller Kräfte dieser Hauptmacht des Staatslebens in die privaten Verhältnisse.“ (Lorenz v. Stein.) So bedeutet Demokratie die Mechanisierung der Politik, das Schaukelspiel der Privatinteressen; an die Stelle des Berufsbeamtentums mit Scheinunabhängigkeit tritt das Berufspolitikertum mit Scheinfachkenntnissen; die Führung des Staates wird dilettantisch und inkompetent, weil der Staat nur der Ausdruck der souveränen Mehrzahl ist und damit die Atomisierung und bloße Quantitätsbestimmung des Menschen besiegelt. Da die Gleichheit nach der demokratischen Idee im Kulturellen und Politischen und nicht im Ökonomischen angenommen wird, so gilt in der Übergangsordnung, als welche die Demokratie anzusehen ist, die Mittelmäßigkeit, die Rang auf Besitz gründet.

Nur wie ein Theaterdonner erscheint nachträglich das Gewitter, das sich im Februar 1848 entlud, „Die Revolution, welche sich soeben vollzogen hat, könnte leichtlich eine bloße Mystifikation weiter sein. Sie wissen, wie wenig ich mir aus diesen politischen Ärmlichkeiten mache, die man in pompöser Weise die „unveräußerlichen Rechte des Volkes“ nennt; „das allgemeine Wahlrecht“, „die Herrschaft der Majoritäten“, „das parlamentarische Regime“ usw. Ich suche etwas Positiveres und eben deshalb, weil ich das besiegte System von gestern so gering schätze, habe ich keinen großen Glauben an das System von heute. Was mich betrifft, so ziehe ich mich zunächst in meine Einsamkeit zurück und suche mich zu orientieren.“ (Proudhon.)²⁾

¹⁾ „Sozialismus und Kommunismus“ im heutigen Frankreich. Anhang.

²⁾ Brief an seinen Freund Maurice, 25. Februar 1848.

Johannes R. Becher:

TRIUMPH DES TODES

Viel bist du und tief geliebt,
 Aber das rettet dich nicht!
 Ein Joch aber wirst du noch schlagen
 Über den Rücken der Teufelsanbeter,
 Schmiedetest du auch um die eigene Stirn dir
 Erzreif und Stachelkranz . . .
 Neros Flammenpalast und die roten Hunde
 Des Mithridates:
 Und du fliehst —
 Aber die Schergen sie rissen dich mitten heraus aus deinem
 Schlaf unter der Palme
 Am Haarknäuel —
 Und dein Haupt und deine Welt:
 Sie mußten rollen über den Block.

Ein Urteil ists,
 Du wehende Lilie im Abgrund.
 Aber empor an der Abende sich verjüngenden Himmeln
 Und herauf über die grünschanzerfressene Kuppel Roms
 Reift dein Atem . . .
 Olivengeruch und Staub,
 Und die Pilger, sie versanken bis über die Kniee im Schlamm.
 Regenbogenbrunnen aber springen jetzt aus dem Schwalben-
 dach deiner Hütte.
 O unsichtbare Hand du, die griffe sich immer wieder durch
 die meine hindurch
 Und
 Entbände mich, Dunklen Klang, aus den Saiten der Harfe . . .

O heiliges Glockentier, das nur einmal um die Stunde des Ave
 Aengstlich und mit zitternden Fühlern
 Durch die raue Schale hindurch

Sich in die Welt bewegt!
O Träumerin!
Denn deine Augen, sie fielen dir ab,
Und in Höhlen feucht erfreuen dich jetzt Blumen und Bäume . .
Räusche und Trümmerwald habe ich durchforscht nach dir
Vergeblich . . . und dich nicht gefunden.
Zwölf Jahre wohl habe ich sie alle die Schluchten dieses
Lands durchgangen:
Du nahtest nicht — —
Ach, wie lange, wie lange ach schlief so mir mein Herz!

Nun aber sind abgezogen die Heere der Fürsten vor meinen
Toren.
Wir spielten wieder Fangball am Fluß und zählten uns zu
die Marmelsteine,
Aber auf dem Platz unserer Stadt
Ward erblickt
Hager ein Mann,
Ein Kreuz in der Fahne, weiß sein Fell:
Gottes Gesandter.
Nicht lange mehr:
Und die Töchter sie strömten wieder heraus
Und es versammeln sich die Söhne.
Höher wachsen sich auf unseren Feldern die Garben.
Süßer schmeckt der Honig jedem Mund.
Blauer blaut der Tag
Und ein Krug unerschöpfbar wäre gefüllt mit duftendem Öl
für die Nacht . . .

Ueber glänzenden Eisklüften
Hängt der Adler,
Ich aber,
Ich lehne an einer Wand;
Traum will mein Leben und sich bewahren als ein Geheimnis.
In der Zwiesprache aber mit dir blühte ich auf
Und in einem Schweigen, das nie, nie endet.
So mögen die Buschvölker in ihrem rasenden Tanz verzückt
sich überschwenken
Oder die Priester und die Weisen, so zögen sie spurlos und voll
Andacht dahin ihres Wegs in den Wüsten des Morgenlands.
Berge krachen empor
Und Blitze zerfegen das rüdigte Menschengewimmel . . .
Wer, wer öffnet plötzlich sie alle, die finsternen Gelasse

Und wer hat den Befehl gegeben
 Zu töten und Kreuze zu errichten und mit Menschenfackeln
 zu durchleuchten den Raum!?
 Wer ists, der meine verborgensten Gedanken erriet!?
 O, denen mein Herz gebiert jetzt Tat um Tat!
 Aexte wirbeln und Messer glitzen.
 Und an den Zündschnüren züngelst
 Und Stapelplätze und Kornspeicher, sie brausen prasselnd
 hinab
 Und eine Peitsche sähe ich unaufhörlich und im Bogen
 geschwungen hoch in einer Faust.
 Und der Würger:
 Er schritte mit schwerem, schleifendem Schritte langsam die
 gläsernen Stufen von den Sternen hernieder.
 Aber meine Hand, sie vergilbte,
 Während ich solches denke,
 Und das Aug: es versteint,
 Und meine Wange, die wachsweiße, sie durchlöchert sich . .

Denn
 Fahler ward und ein Ausgezehrter der Mensch,
 Da er verschüttete die himmlische Speise
 Und trinken ließ vom göttlichen Trank
 Die Durstenden,
 Die nicht eines solchen bedurft hätten.
 Denn
 Ein, ein Tropfen fiel allzuviel.
 Und so wurde auch verraten das Dunkel.
 Und die Leuchte sie verzehrt sich selbst am Licht.

Soll ich nun Würmer fressen,
 Nägel beißen,
 Gierig durch den Schlund die Eingeweide mir heraufsaugen
 und wiederkauen.
 Und meine Zunge gewöhnen an den Geschmack von faulem
 Holz!? . . .
 Abendrot geboren zu schlürfen
 Und mich zu ernähren von den Früchten des Sternbaums zur
 Nacht!
 Nacht:
 Das aber ist ein Grab und flüssige Erde
 Und vom
 Blut einer schwarzen Sonne.

Denn sprachgewaltig erschufest du mich und zu einem
Dröhnenden Richt-Fest:
Darum auch wehe dem Tag,
Den zu durchdonnern ich gesandt bin,
Drin meine Füße zu setzen auf die Nacken der Frevler!!
Leichen um die Mauern zu schleifen,
Mit knirschenden Zähnen sie dann erbarmungslos zermalmend
Und zerrte sie herab in den Kot
Und hing mich an sie als ein Mühlstein.
Unermüdbar
Rast mein Gespann,
Sichelarme aber streckte hohnwinkend ich hervor links und
rechts aus den Räderachsen,
Geschliffen
Und nicht zu verscharten noch umzubiegen.
Fallen aber werde ich erst im Anblick deiner Augen und
der Zeichen, die mich wiedergrüßen:
Die sollen mich tief vernichten . . .

Die Trommeln, sie toben im Lager.
Negergeneräle . . . und die griechischen Heldenjünglinge,
Sie tanzen den Siegestanz um das hölzerne Pferd
In der Mitte Trojas.
Und schlangengegürtet erscheint die Amazone,
Die Männerbändigerin,
Auf silbernem Bergkamm.
Aetzende Flecken und Narben zeigen sich auf den Stirnen
der aussätzigen Krieger.
Hörner bohren sich hervor aus der Haut.
Büffel und Bär habe ich erwählt mir zum Kampfgenoß.
Verbergt die Zelte!
Aber ich,
Ich schlüge mich mit hinunter mit dem Geröll in die Tiefe.
Wird auch dereinst mein Name wohl ruhmvoll und hoch
ausgerufen sein auf einer Höhe:
Schuldig dennoch muß ich euch bleiben die Antwort.
Blutige Sagen lassen raunen über mich.
Langsam aber und wie ein Berg werde ich abgetragen.
Auftaucht wohl oft noch manchmal mein Gesicht
Aus dem Dunkel
Auf eine Sekunde
Und erlischt . . .
Als Opfer wurde ich nicht angenommen.

Mein Ende ist mir versagt.
Für wie lange, ihr Götter, muß ich noch mein Blut auf-
sparen!?

Ach,
Wie soll ich mich enden!
Oft wohl werde ich noch umgeboren.
Sammle mich immer wieder
Und schleppte Waffen hervor aus einem Versteck.
Und stoße ein Schwert . . .
So will es mein Schicksal.

Wann aber,
Daß die Vögel sich runden über mir zum Mahl?
Wenn
Du
Mir aus blutenden Händen die Lanze geraubt,
Die Locke mir abscherst
Und mit deiner Musik den verderblichen Geist in den
Schultern mir bannst,
Den Säulenstürzenden.

Und du nähmest es auf dich und
Schüttetest in dich
Den Pfeiltrank aus dem Kelch meines Köchers.
O, das wäre schon eine Sühne
Und meine Schuld sie würde getilgt.
Abströmte aus meinen Poren meiner Unrast gefährliches Gift,
Und froh flöge ich wieder dahin ohne das Senkblei der
Schwermut.
Sanft glitte der Nachen
Und eine Roseninsel mitten im See.
Tempel und Pfahlbauten. Und uralte Völker hausen dort
noch in den Orten.
Großbraun aber
Und ohne einen
Augenaufschlag
Hocken Mädchen auf einem Steg,
Die Füße im Wasser . . .

Schweigen — und Dein Stern mein Geleit.
Und ich folgte dir willig
In die
Ruhe der Welt.

APOTHEOSE

Kymrischer Dolch,
Ein syrisches Schwert
Und mit einem Mantel aus Nebelhaut —
Du Lichtblume meiner Trauer
Und sanfter Wunderbrunnen du für meine Verstocktheit . . .
Zum Ypsilon aber wardst du mir gesetzt
Und zu einem magischen Gold-Feld
Steil
Ueber dem Trümmerball meiner verruchten Buchstaben.
Denn
Groß sind und furchtbar und unerbittlich deine Götter,
Die Zeiten-Tilgenden.
Darum soll auch jetzt wieder dreimal ein Horn blasen:
Und die Wagenlenker
Sie mußten stürzen
Kurz vor der ungebrochenen Säule aus Elfenbein
Mit ihren Gespannen
Rasend
Gestoßen
Mitten in den Rachen der Nacht.

Aber deine Finger sie ziehen zu Saiten das Gras.
O du:
Die am tiefsten Besungene unter ihnen allen den regen-
bogengegürteten Fürstinnen des Morgenlandes.
Südlich bist du und rotbrau,
Von den Düften Arabiens gesalbt
Und mit schwarz glänzendem Oelhaar.

Blind auf einem silbernen Glas-Seil durchtaumele ich rote
Brandluft des Abends über dem Abgrund.
Denn o vor soviel Glanz sollte ich behüten das Aug.
Blitzbäche stäuben herunter
Und von unten verschließt mich das Siegel des Monds.
Mit Sternkristallen bedrohte mich auch am Tag noch
Hoch vom Himmel
Die Saat deiner Tränen.
Einen Menschen aber sah ich Traum,

Der blau sich schrie:
Du aber du warfest dich ihm zu
Und senktest dich mild herab bis auf seinen unerforschlichen
Grund:
Ein weißer Anker.

Vom Sieg aber bei Salamis ist deine Stirn umkränzt.
Dann wieder hießest du
Mirjam
Und hingest
Eingeprägt dem Altarbild
In der Klosterkirche Beurons.
Dort flötetest du süß vor der veilchenfarbenen Nacht des
Untergangs
Und deine Hände
Sie umzwitchern so innig meine Gurgel.

. . . aber was ihr wohl alle auch gleich mir einmal noch
aussprechen möchten:
Sie ist eine Griechische Jüdin
Und eine Tanzende
Und sie thront
Hoch über Byzanz
In einem Palast aus Schnee.

Ernst Barlach:

AUS SEESPECKS WEDELER TAGEN

Einer unvollendeten Arbeit entnommen

Den Weihnachtsabend verlebte Seespeck bei dem alten Pessim. Dieser hatte einen Sohn, der ein wildes Genie sein mußte, und im Laufe der Zeit auf schlimme Wege gekommen schien. Es hieß, er säße im Gefängnis, aber da der Alte nicht davon sprach, so stellte Seespeck keine Fragen danach, vergönnte sich aber doch, da er den Alten bisweilen über Briefen fand, die er für solche seines Sohnes hielt, gegen Eme und Ador davon wie von geheimnisvollen literarischen Wertstücken groß zu tun, die einmal den Ruhm Wedels begründen würden. Hier in diesen Papieren, deutete er an, und schien dabei fahrlässig die Erwartungen Wedels von ihrer beiden Anstalten zu seiner Größe als unwichtig auszuschalten, müsse man den Hebel sehen, der das Städtchen hochheben würde, wozu allem sie die Augenbrauen aufzogen und auf geistreiche Art Stroh zu kauen begannen. Nun, an diesem Abend beim alten Pessim dachte Seespeck bisweilen, wenn er den Glanz der Lampe auf seinem Schädel sah, daß darin wie in einem Tonnengewölbe ein Geist wie ein Däumling klein, nackt und einsam hocke und lausche auf das Getöse, das von draußen mit Klopfen und Rauschen durch die Wand dröhne. Es gab hier keinen Lichterbaum und keine Bescherung, nur heißes Getränk, und während sich der Alte den ersten Teil des Abends vorgenommen zu haben schien, das angestrengte Lauschen des Däumlings in seinem Schädel nicht zu stören, fiel er am zweiten

Teil mit dem Nachdruck einer seewärts gehenden Ebbe in seine eigentümliche Gewohnheit des „Einkochens“ und ergoß seine langgestauten Ergründungen, manchmal in Wirbeln, manchmal in Stürzen, meistens aber in gleitender Gelassenheit, immer ergiebig im schweren Fließen. Er nannte es „einkochen“ weil er seinen Gegenstand dabei zur Brühe werden ließ, die man löffelweise schmecken konnte. Von Eme und Ador sagte er, sie kämen ihm vor wie zwei umgekehrte swedenborgsche Geister. Anstatt wie diese, die man nur von vorne betrachten dürfe, gewissermaßen nur Fronten zu haben, hätten sie nur Hinterseiten. Wie man sie auch zu sehen bekäme, sie kreisten immer umeinander und einer borge immer den andern um etwas Licht und Leben an, da keiner von Beiden dergleichen besäße, jeder aber immer auf den Vorrat des andern Bezug nähme, so müsse es eben bei einem ewigen Rückenweisen bleiben.

Aber meistens blieben seine Vergleiche im Bürgerlichen und waren nicht eigentlich sarkastisch. Er entwarf ein Bild der Leute von innen heraus und schälte ihnen gutmütig wie Pellkartoffeln das Äußere ab, zerschnitt sie und demonstrierte ihr Verhalten während des Verdampfens. Er war ein Rechenmeister und korrigierte die falsch gesetzten Gleichungen und lebte dann wie ein Hellseher in einer erfüllten Zeit und betrachtete seinen Gegenstand wie mit Zirkelaugen zugleich von Anfang und Ende. Er war der Ansicht, daß die meisten Menschen gar nicht auf zwei Beinen gingen, sondern auf vieren, nämlich mit Hilfe unsichtbarer Krücken. Die Dinge lägen eben doch nicht alle so klar am Tage wie das Gesetzbuch, das von sich aus beißen möge wie es ihm zukomme, ausbelle. Man dürfe, wo einmal jemand die Stützen abhanden gekommen, den Strauchelnden nicht gleich berufen. Er denkt an seinen Sohn, merkte Seespeck bei sich an.

Nun wollen wir einmal zusehen, fuhr der alte Pessim fort, wo die Menschen ihren Schwerpunkt haben, und da

ist gleich zu erkennen, daß niemand im Gleichgewicht ist und überhaupt ein allgemeiner Schwindel besteht. Die meisten recken krampfhaft den Kopf hoch und halten sich mit Mühe grade. Sie sind schlechter daran als lahme Bettler an den Straßenecken, weil ihr Gebein für den allgemeinen Eilmarsch überhaupt nicht eingerichtet ist. Ich kenne einen in der Nachbarschaft, der mir vorgestern sagte, sein schönstes wäre es, manchmal die Augen zuzumachen und das ekelhafte Denken sein zu lassen. Schlafen wäre überhaupt das einzige, was er wirklich lieb hätte. Und der Mensch hat eine große Familie und ist gut gestellt. Er ist vielfaches Vereinsmitglied, hat Ehrenämter und ist durchaus ein Elefant von Mensch. Was er treibt und vor sich bringt hat gar nichts mehr mit ihm selbst zu tun. Heute ist da große Bescherung und er freut sich vielleicht auch, daß die andern sich freuen, aber was der arme Kerl eigentlich möchte ist etwas ganz anderes, und er weiß selbst nicht was es ist. Er steht draußen und ist doch das Fundament eines großen Geweses; ist das ein vernünftiges Gleichgewicht? Nur weiter! Was hat der Bürgermeister nicht für Verdienste, jeder sagt es und es wird auch wohl so sein. Er ist magenkrank, darf sich aber nicht schonen und muß schon wegen seiner Tochter überall mitmachen. Glauben Sie, daß seine Frau und Tochter es nicht wissen? Bewahre, Dr. Bester hat es ihnen unverblümt gesagt. Er ekelt sich vor jedem Diner, aber — Friedchen muß doch flirten! Liebt sie ihn denn nicht? O, doch! Er ist ja ein so guter Pappil! Heute, glaube ich, hat er Eme und Ador zur Bescherung einladen müssen, und die Frauen sorgen dafür, daß das Haus in Glanz und Flor steht. Er freut sich vielleicht darauf, daß er es, ohne zu mucksen noch einmal durchsetzt, und er steht auch schon draußen und möchte am liebsten die Augen zumachen. Diese Leute leben alle in abgedeckten Häusern. Er ist eine Vogelscheuche von Mensch und

läßt sich von seiner Tochter abrichten, wie ein Baas dazustehen.

Das sind olle Kamellen, antwortete Seespeck. So, fragte der Alte, ist das eine Entschuldigung, was wollen Sie damit erklären? Ach was — Erklärungen — Entschuldigungen — ich danke, sagte Seespeck, der an unermessliche Weltanschauungsgespräche von früher zurückdachte — kochen Sie ruhig weiter.

Also gut, antwortete der Alte und strich über seinen Schädel, als wollte er die Rebhühner seiner Gedanken zwischen den Stoppelfeldern aufscheuchen — also gut! Dann ballte er die Faust auf dem Tisch und machte die Augen zu. Es ist ja einerlei, meinte er dann, indem er zum Aufstehen anrückte und die jetzt weitgeöffneten Augen auf Seespeck richtete — wollen Sie ein paar Briefe von ihm lesen? „Ihm“ sagte er in der verhaltenen Erwartung des Einverständnisses, mit der etwa die Jünger vom toten Jesus gesprochen haben mögen; er meinte seinen Sohn, und da Seespeck zustimmte, so holte er sein Kästlein und teilte ihm wie aus einem Fruchtkorbe eine Portion daraus zu.

Seespeck las: Lieber Vater, sei so gut und sterbe nicht; mir träumte heute Nacht, du wärest tot, und da kam es mir so vor, als müßte ich verrückt werden. Denke dreist von mir: er ist einer der bravsten, und bleibe gesund und gräm' Dich nicht. Erstens verdienst du es nicht und dann bin ich ja ein verlorener Sohn und muß wissen: es gibt einen Vater, der vergibt und am Ende doch mal ein Kalb schlachtet, ein Fest anstellt im Geiste und seine Liebe über mich breitet wie einen wollenen Schlafrock, um meine Blöße zu entschuldigen. Das ist mein liebster Gedanke: der Alte ist wie ein kluger Hund und hat die Nase für das Echte, und das Echte ist bei mir so gut von Gottes Gnaden und so unverfälscht wie bei ihm selbst — — und weiter: Lieber Gott, mach' mich nicht frömmer als ich bin, ich fürchte nicht wenig, es ist schon

zuviel des Guten in mir. Warum? Die Frommen müssen ja faul werden, ihnen gehts ja gut, sie sind ja in ewiger Sicherheit, was kann ihnen passieren. Aber wir andern, wir Sünder, wir merken, was es heißt: auf der Welt sein, an uns hängen Gewichte und zerren und überdehnen uns — sehnen, sehnen tun wir uns, wir sind gespannt bis zum Reißen. Habe ich nicht schon oft gesagt: wie glücklich bin ich, so unglücklich zu sein? Die Frommen merken gar nicht, was in der Welt eigentlich die Welt ausmacht, die armen Frommen! Sollte ein gutes Gewissen wirklich ein sanftes Ruhekissen sein? Meinetwegen, aber ein schlechtes Gewissen schläfert nicht ein, mit einem schlechten Gewissen fangen wir an, Hellhörer und Hellseher zu werden, wir Mäuslein in der Falle hören Farben und sehen Töne, wir Armensünder — wenn in unsere Zelle halb vier Uhr die Sonne durch den Baum im Hofe scheint und die Sonnenkringel hin und her schwingen, glauben leicht: so sieht unsere Seele aus, so ein Lichtschattengemisch ist's in uns. Wenn dann die Sonne verdunstet und der Schatten bleibt, bleibt bis zum nächsten halb vier, dann wissen wir doch, wir sind nur Hälften und unser anderes sitzt nicht mit im Loch. — Und weiter: Lieber Onkel Vater, da hast Du einen Brief: vier weiße Seiten, mach Dir selbst einen drauf, wie du ihn möchtest, es ist alles recht, Du weißt es doch besser als ich, was Dir Freude macht — und etwas anderes wollte ich ja nicht. (Am Ende der letzten Seite): Dein alter Junge. Und weiter: Lieber Vater, Du bist nun heute auf den Punkt 73 Jahre alt, ein schönes Alter! Und von diesen 73 habe ich Dir 20 gründlich versalzen und wundere mich selbst und denke, Du wunderst Dich auch darüber, wo ich noch immer den Mut hernehme, an Dich zu schreiben. Aber, lieber Onkel, wenn man so seinen Kummer lieb haben kann, wie ich zuweilen meinen, wie muß Du Deinen Sohn lieb haben! Denke Dir, ich in meinem Loch, weiß Gott, ich wollte, ich hätte auch so

einen Sohn. Denn das ist nun mal einerlei, was man durch seine Söhne lernen kann, muß phänomenal sein. Und wenn wir nun noch weiter gehen: was Gottvater alles von seinen lieben Menschenkindern erfährt, muß ihn ja aufblähen! Übrigens, denke nicht, Vater, ich maulte mit meinem Geschick, das wäre wohl so ziemlich das Unziemlichste für Brüder, wie mich. Der Berthold schrieb mir neulich einen sehr netten Brief, ich sollte nicht glauben, daß ich von ihm vergessen wäre, aber freilich, wäre es eben nur eine an einen unvergeßlichen Freund leben gebliebene Erinnerung, die er immer wert halten würde. Mit andern Worten: er stranguliert mich und legt mich in seinem Gedächtnis in Sauer. Wehe mir, wollte ich ihm dereinst eine Dankvisite abstatten; er würde anfangen und schreien: es spukt, es spukt!

So las er weiter, bis es dem Alten genug schien und er die Zeremonie mit dem Kästchen, diesmal in umgekehrter Ordnung der Handlungen wiederholte. Auch dies, wie er alles tat, mit der nachdrücklichen Umständlichkeit selbst in den Nebendingen, die allem seinem Vornehmen Wichtigkeit und Würde gab. Dann ließ er für den Rest des Abends den alten Dr. Seespeck zu Worte kommen, der in ungefähr den jetzigen Jahren Seespecks als Vorläufer Dr. Besters in Wedel eine Praxis begonnen hatte. Er hätte im Äußeren diesem Sohne geglichen, übrigens sei er ein forscher und tüchtiger Mann gewesen, gut zu Pferde und unermüdlich zu Fuß. Den Schluck haben Sie auch von ihm, fügte er hinzu, er vertrug nur etwas mehr als Sie — kurz, er machte sich kein Gewissen daraus, am Weihnachtsabend merken zu lassen, wie verwunderlich und außer aller hergebrachten Art ihm dieses noch jungen Menschen Treiben erschien. Freilich ohne daß Seespeck ihm zum Dank etwas Näheres oder sonst Erklärendes über seine Absichten hätte sagen können. Er nahm die unschmeichelhaften Vergleiche mit seinem Vater hin, indem er an den jungen Pessim dachte. So

meinte er, da ja andere Söhne auch aus der Art schlagen, warum soll ich mich besonders schämen. Wenn ich nicht im Gefängnis bin, so komme ich vielleicht noch hinein, und wenn mein Vater lebte, so würde ich ihm auch Briefe schreiben, die er dann in einem Kasten sammeln könnte. Als er gegangen war und vor der Tür einen Augenblick innehielt, dachte er: ich stehe nach der Bürgerregel ebensogut und entschiedener „draußen“ als der Bürgermeister und doch möchte ich meine Augen nicht zumachen. Ich stehe eigentlich vielleicht sogar recht „inmitten“ — und das ist die Bescherung für mich, es zu wissen.

Als er aber dann die Straße hinaufschlenderte an den hellen Fenstern vorbei, die alle irgendeine Bescherung hinter sich bargen, wie ein melancholisches Bewußtsein von einem vorüberhuschenden Glück, da wollte ihm doch das Gefühl, inmitten zu sein, nicht recht glücken. Ein Vers fiel ihm ein, den er einmal geschrieben: mit Tausenden im gleichen Tritte, doch ohne Mund- und Hände- gruß, der Erdensehnsucht recht inmitte — — — weiter wußte er es nicht. Am Markte rechter Hand an der Ecke stand sein Vaterhaus, ein stattliches Gebäude, auch geweiht von diesen hellen Fenstern, und ihm gegenüber als anderes Eckhaus dieser Spuk von Kobabes Laden. Kobabe selbst stand davor, die Hände in den Taschen, den Kopf gesenkt und die Zigarre aus dem Munde hängen lassend. Nun muß zugestanden werden, daß Seespeck mit Meta wohl keine verbotenen Mund- und Handgrüße getauscht hatte, daß zwischen ihnen aber doch im Verlaufe der Monate unbemerkt, wie das so kommt, bei seinen Besuchen im Laden oder bei Begegnungen auf der Straße eine Gewohnheit gewachsen war, die von beiden als angenehm empfunden und weder von ihm noch von ihr vermieden wurde. Was für Geschäfte Meta an seinen Fenstern vorüber führten, wußte Seespeck nicht, aber da er sonst kein besseres hatte, so machte er sich,

wenn er zuhause war, ein Geschäft daraus, ihr nachzusehen. Daß das Backwerk und Obst des Kobabeschen Ladens nichts taugte, war stadtbekannt, aber Seespeck besorgte seinen Bedarf dennoch hier — wie er bei sich annahm, aus Erkenntlichkeit. Dann traf er Meta oder die Mutter und in beiden Fällen wurden einige muntere Worte gewechselt und eigentlich, fand Seespeck, war es mit der Mutter am nettesten. Aber wenn die Mutter gescheit war, so vermißte er an Meta die Gescheitheit nicht einmal und ließ das Spiel ihrer Bewegungen wie einen Klingklang für die Augen vor sich abschnurren. Es lockte ihn heute gar nicht, mit Vater Kobabe zu sprechen und er wollte kurzab in seine Kuhstraße biegen, als er sich angerufen sah. Sie begegneten sich halbwegs. Ob er den Melkknecht Lorenz von Utermöhls nicht gesehen hätte, fragte Kobabe. Dieser Anfang mißfiel Seespeck im höchsten Maße. Den Melkknecht? Den kannte er gar nicht, hatte ihn also auch nicht gesehen, dann wünschte er fröhliches Fest und eilte nach Hause. Er ging spornstreichs zu Bett, immer den Melkknecht wie einen falschen vierten Reim seines Verses im Kopfe. Er stellte sich dabei einen grinsenden Flegel vor, der sein eigenes melancholisches und zauderndes Dichten und Trachten mit einer Stallpfeife überstänkerte. Sollte Meta etwas mit dem Melkknecht zu tun haben? Er drehte sich wütend um und wieder um und stand schließlich auf und ging im kalten Zimmer auf und nieder.

Nein, er fühlte sich wirklich nicht „inmitten“. Es frug ja niemand, was er mit der Meta vorhatte, also brauchte er keine Antwort darauf zu geben, hatte auch selbst gar nicht darüber nachgedacht. Allmählich verlor sich seine Wallung, es ließ sich in Gesellschaft seines stumm hin und herwandernden Schattens doch recht angenehm leben, der biß nicht mit Fragen auf ihn ein und schien in seinem herrlichen Schwanken zwischen Riesigkeit und Menschenkleinheit, in seinem Gleiten längs der Wand,

im Auf- und Abdunkeln beim Schwellen und Schwinden ein zwillingsbrüderlicher Schutzpatron zu sein, ein gut-herziger Mephisto, den man nur rufen durfte, daß er seine Schwarzkünste hergab. Ich bin ein Zauberlehrling, phantasierte Seespeck, ich soll einmal lernen wie er im geheimnisvollen Dasein wirklich zu sein: bist Du meine Erfüllung, wie bist Du also? Weißt Du, was ich ahne? Du verbreitest Dich über alles, lässest Dich von Wand und Decke und jeglichem Möbel verzerren, lässest jede Farbe durchscheinen, alles ist in Dir und macht Dich neu und anders und dennoch bist du immer derselbe, unveränderlich in Dir selbst, ob Du auf der Diele liegst, gegen die Wand dringst, auf den Boden steigst, groß oder klein, bist Du derselbe, nur Dein Ursprung ist in mir. Getrost, Seespeck, mit Deiner Ziel- und Zwecklosigkeit wird es auch beschaffen sein wie mit seiner, Du wirst sein wie ein Schatten, mächtig und zart, alldurchdrungen, allempfangend wie der, mit dem du verbunden bist. Und er fühlte sich inmitten der Weihnachtsnacht doch nicht mehr „draußen“.

Ob Meta sich an diesem Abend auch mit einem Schatten unterhalten hat, weiß man nicht.

Die Weihnachtsfesttage und einen Teil der Winterdämmerung verbrachte er in der Zurückgezogenheit des Murmeltiers, Tag und Nacht wie ein paar gute Pflegemütter um sich raunen lassend, die Morgengewohnheiten oft dem Abend zuschiebend, die des Abends dem Morgen überlassend, wie ein Kind bei der einen Tante Schutz vor der andern sucht, je nachdem die eine oder die andere gerade die freundlichere ist. Die Nachmittage des Festes saß er im „Jenseits“ und fühlte sich im Gedränge der Kaffeeschlacht, mitten im Gewühl der sonntäglichen Allerweltsmenschlichkeit zugleich gerettet und verloren. Ohne Freunde erlaubte er seinen Augen im Versteck der Einsamkeit Freundschaft mit aller Dinglichkeit, mit jeder Farbe und Form, und das Licht der

Welt wurde eigentlich erst in diesen trübhellen Wintertagen zum Bruder seiner Seele. Wenn es durch beschlagene Fenster drang, im Lärm der Gaststube rauchig-stille Welten spann, auf sprechende Lippen seine Silberstücke legte, als wollte es das Wort schwerwertig und vollgültig machen, sich auf der Tischplatte mit ihren Gläsern und Tassen in Vielfarbigkeit schichtete, dann war der stumm-blickende Seespeck dankbar und still. Wiesche und die schöne Anna holten und gaben Blicke durch das Geschmor von Dämmer und Geschäftslärm darein, und Seespeck dachte dabei nur dies eine: Gott sei Dank, sie sind schön und fromm. Vielleicht dachte er auch: Gott erhalte sie mir so fromm und schön.

Kasimir Edschmid:

SÄRÖ

(Schluß)

Ich wohne Barsebäckby. Es liegt eine halbe Stunde im Land. Eine halbe Stunde vom Hafen Barsebäckham und dem Bad Barsebäcksaltsjöbaden. Ich wohne bei Jöns Holgerson. Ich bin allein, habe vierzehn Tage Zeit noch in Schweden. Ich weiß nicht, warum ich mich hier verkrieche, nachdem mein größter Coup gelungen ist. Ich trete oft vor den Spiegel, da steigt etwas aus meinem Auge aus der Tiefe und ich kann es kaum zurückwerfen, so tief und reif ist es. Ich fürchte mich vor mir. Nun, wo ich nichts will, nichts tue, nichts unternehme, ist wundervolle und ahnungshafte Flaute in mir. Ich weiß nicht, wann Ebbe kommt, wann Flut steigt. Ich sehe den Mond, die Sterne; die Sonne ist immer über mir.

Nachts kommt Jöns Holgerson, seine Frau ist krank. Ich ziehe ihre Ölhosen an, er hupft auf einem Bein vor Vergnügen und schlägt die Faust auf die flache Hand. Wir fahren in der Dunkelheit hinaus, überall paddeln die Ruder. In der Dämmerung ist Jöns verstört, ich bemühe mich, ihn zu trösten wegen der Frau, allein er grübelt nicht um die Krankheit, sondern nur um den Grund. Jöns ist viel gefahren auf Kuttern, er hat nachgedacht über die Wurzeln der Ereignisse. In Indien ist rote Ruhr nur zu bekommen von Obst, in Holland, bei wochenlangem Nichtregnen, von Pflaumen, in Ungarn vom Liegen auf freiem Feld nachts. Er weiß dies alles

und findet keine Veranlassung; sein Wissen bürdet ihn schwer, er schüttelt den Kopf. Wir ziehen alle aus allen Kräften hoch, stemmen uns nach rückwärts und winden die Garne auf.

Nun ist die Bucht eine Silberlawine von Heringen, die in den Netzen schlagen. Der stille abseitige Strand wird plötzlich in Licht getaucht, ein Horn tutet dreimal leis herüber. Zelte von Käufern werden aufgeschlagen, die Stille wird verknüppelt mit Radau und Gefeilsch, heulenden Kindern, dem Trott der mit Fischen abziehenden Wagen.

Am fünften Tage kommt von Barsebäcksaltsjöbaden der Bote herauf mit meiner Post. Ich gehe unter der Sonnenuhr hin, der der Blitz in der Nacht die Zahlen 3—5 ausgeschlagen, in das saftige fette Riedgras. Der Gesandte schreibt, daß der Kurier gedrahtet, Ludendorff habe gelacht, der Balkan sei von ihm schon eingeschüchtert. Gut. Dies war umsonst. Berührt es mich noch? Es ist schemenhaft vorbei, ich fasse es gar nicht mehr. Die Jagd der letzten Wochen ist abgefallen von mir. Ich weiß, auf diese Weise kommen wir nicht weiter. Ein anderer Weg ohne Diplomatie, Überzeugungskünste, ein anderer furchtbarer Weg wird es sein, wir werden ihn gehen, auch ich werde ihn gehen, wer kann uns helfen aus dieser Not, wir müssen uns finden, es ist nicht anders, die Welt kracht in Tragik und wir sind dumm und klein. Gunnaris und Vehkamäki sind nach Finnland gefahren, schlagen nach Karelen via Moskau sich durch. In Finnland ist keine Hoffnung auf Freiheit mehr, seit und solange in Potsdam ein preußischer Prinz auf die singenden Vokale dieses Landes gedrillt wird. Almqvist ist mit den beiden verschwunden. Ich zweifelte nicht daran nach dem Tag von Marstrand, sein eines Leben löste sich mit einer arithmetischen Präzision von dem andern, in einer sehr schmerzhaften harten Sekunde aber mit einem Aufflug ohne Gleichen in dem Schmerz. Ich gehe nun auf und ab am Strand, ich gehe auf und ab

und lese, daß man mich nicht ausweist, daß man mir aber ein Agrément verweigern wird in Zukunft, Schweden wird nicht mehr wünschen, daß ich einreise. Das ist der Schluß.

Ich lächle, ich werfe den Fischen Krabben zu und sehe aufs Meer. Das alles schlägt mich nicht, das macht mich nur fester.

Eine Nacht segle ich mit Axel Ahlmann, dem Dichter, der von Lund herübergekommen ist. Er fährt dann weiter nach Christiania durch die Schären. Ich winke ihm nach. Er ist ein strammer Bursche, angenehm und zuverlässig, ein guter Segler. Ich sehe ihm nach ohne Bedauern. Von Schloß Borgeby kommt einen Tag Ernst Cederström hinter Bjerred her, wir singen mit den Mücken, liegen im Sand, trinken den ganzen Tag Meth, Kallskol, Punsch. Er fährt acht Tage vor mir nach Deutschland, „fahren Sie wohl“, sage ich und drehe mich in die Bläue, ich drehe mich tief in die Bläue und vergesse zu singen, er stößt mir in die Rippen. Ich sehe ihn genau an, er hat einen langen Bart und eine Glatze und den Atem und die leuchtende Freudigkeit eines Gottes.

Sonst bin ich einsam. Ich gehe im Badetrikot immer der schlängelnden Welle nach. Den ganzen Morgen gehe ich am Meer, ich sehe es nicht groß, nicht stürmisch, ich liebe es nur. Gehe ich tief in die Ebbe, komme ich manchmal nahe bis an das dunkle Dampfersignal. Ich starre auf den Grund, da hat das Meer sich Steine zurechtgeschliffen. Fasangold gespritzt auf Schwarz, rosa Klammern auf Dunkelblau, Basalt mit einem weißen ovalen Ring, purpurviolett schraffiert, gekörnt, Taubengrau mit himmlischer Spiegelung, Ocker und Safran mit Ziegelrot, Feuerstein, Schnee und Flamme, Hechtblau mit hellen Bändern. Alle sind rund, gehen in die Hand, am liebsten hat das Meer sie sich wie die Muscheln gemacht, oval und handgroß. Nehme ich sie heraus, erlöschen sie. Ich lerne sehr bald, sie nicht zu berühren. Ich schaue

sie nur durch das Wasser an, das mir manchmal fast bis zur Brust geht. Unter den Knien ist ein fabelhaftes Geglänz. Ich sehe hinein und bin zufrieden. Es wird Mittag manchmal, manchmal Abend. Wie liebe ich die Steine, wie beschäftige ich mich lange und heftig mit ihnen. Oft kommt mit braunem Segel die Schifferbarke abends zurück, während ich noch schaue; ich wandere immer weiter, der Leuchtturm funkt, dahinter fällt die Dämmerung herunter, es verliert sich jeder Umriß, man kann nicht einmal rufen, so allein ist es.

Der einzige Kirschfink der Gegend wohnt in unserem Garten. Cuno Adelkranz legt Dämme an mit kleinen Weiden, setzt dann Berberitzen, Schlehen und Brombeer. Ich schaue lange zu, er führt den Spaten lässig und fest, seine Hand ist weniger braun wie die meine. Die Bläue über dem Meer steigt immer höher und süßer. Ich fange an zu blasen; ich habe ein kleines Horn, das an beiden Enden geblasen wird, es ist der Kuckucksruf. Auf einer Erle hinter Barsebäckham ist ein Storchnest, ich schleiche mich später langsam an, vom Meer am besten her, da glänzt der Baum wie ein Signal, wenn die Blätter sich drehen von der Brise und die zinnweißen Unterseiten wirbeln. Die Störchin sieht großmütig zu, wenn eine Wolke Sperlinge aus dem unteren Nestteil auffliegt, mir wirft sie Überreste herunter und schnattert böse, sie liebt mich nicht. Ich fahre langsam wieder hinaus.

Jöns Holgerson erzählt, hier habe einer seiner Vorfahren einen fetten Abt vom Bauch erlöst, indem er ihn in Ketten legen und das Faultier mit Hammer und Esse arbeiten ließ. Es ist sehr lang, dieser Erzählung zu folgen, sie hatten einen Vertrag gemacht und es war unmöglich diesen Holgerson zu strafen; aber sie strafte ihn doch und das ergrimmt Holgerson, der es erzählt. Am Abend ist Getös, weil Marye Gyllenkrok die Kühe dreimal gemolken hat, wie sie soll, aber die Schafe zweimal, statt einmal. Adelkranz hat Tabak im Mund und spuckt aus

Zorn, sie schleicht an den Mauern herum und brummt vor Wut. Als er außer Sichtweite ist, hebt sie die Arme: „Sakramentskade fan“. Sofort sinkt sie wieder zusammen, hört auf zu fluchen, steckt die Hand in den Mund vor Schreck. Adelkranz steht im Fenster, hört nicht auf zu donnern, wirft einen Blumenstock herüber: „Jädrans . . . karibel förbannade djärne“ Sie hebt die Röcke hoch über die Schenkel und läuft an den Strand. Sie ist bald verschwunden, wir nicken einander zu, Adelkranz und ich, wir rauchen beide, ich öffne ihm meine Zigarettentasche, er nimmt, ich zünde an. Wir wechseln kein Wort.

Ich bin zum ersten Mal in meinem Leben einsam. Zum ersten Mal habe ich Zeit, ich weiß nun, was Ruhe ist, mein Schuh, mein Hemd, wir haben es nie gewußt. Ich sehe, ich staune, welches Wunder kommt aus jeder Ritze, jedem Tang, jedem Fleck. Um mich blaue Maßliebchen, wilde Petersilien und Sternkraut und das Riedgras. Ich sehe immer auf das Meer, nur selten schaue ich zur Seite, da entdecke ich neue Sachen, ich entdecke neue Sachen, ganz rund, ganz erfüllte Sachen, ich erblicke sie nicht nur, ich erlebe sie mit ihrem ganzen unbedingten Sein. Ich sehe auf das Meer und denke an meinen Bruder. An diesem Tage verstehe ich meinen Bruder, ich habe ihn früher nie gekannt, ich begreife meinen Bruder, es fehlt kein kleines Stück an meinem Verständnis, ich begreife nun auch, warum er, obwohl die Gefahr bei Seite gelegt mit dem Wechsel, obwohl er mit Anstand und freier Brustschwenkung leben konnte, warum er abbog, warum er bei Seite geht und immer sein Gesicht von den Menschen wendet und es gegen sie verhüllt. Wie liebe, wie kenne ich seine Einsamkeit. Ich schaue auf das Meer, ich denke an meinen Bruder, ich kenne ihn so genau, ich liebe ihn so deutlich, es ist kein Unterschied mehr, ich erlebe sein Leben. Ich gehe trottend den Tippelmarsch der internationalen Kunden, ausgesengt

von Sonne auf der Bahnspur zwischen Kalifornien und Texas, Boston und Florida, ich sehe nichts als Steppe um mich, sie hebt sich mit jedem Tag, ich gehe auch in der Nacht. Ich gehe vierzehn Tage, ich erblicke nichts wie Kaninchen, es ist nicht leicht, sich zu nähren, obwohl das Fleisch sehr billig; allein die Cents, allein die Centavos sind selten, ich will sie nicht verdienen, aber ich muß es manchmal; so habe ich nicht viele und ich habe sie nicht immer. Da sehe ich am vierzehnten Tag durch die Steppe auf dem Bahndamm einen entgegenkommen, er ruft schon von ferne, er ist wie ich gewandert von der anderen Seite, er freut sich, einen Menschen zu sehen, er hat einen Papyrus im Mund und schreit: „Hast du ein Streichholz, Jak?“ Ich gehe wortlos an ihm vorüber, ich sehe ihn nicht an, ich weiß nicht, ob er ein Gringo, ob ein Eingeborner, ich weiß nichts von ihm, er ist schon vergessen, ich sehe nur die Schienen, die sich blutig in den Horizont schneiden. Ich stehe auf, setzt sich aus dem Dunkel heraus an mein Campfeuer einer, fängt an, sein Fleisch an meinem Feuer zu braten, ich gehe weiter unter der Nacht; ich suche mir Mist, ich suche Büffelmist und mache mir ein neues Feuer. Ich wickle mich fest in die Lingera, ich gehe, da der Wind stark und rauh, und mich ein Husten gefaßt hat, daß ich nachts wenig Atem habe, ich gehe in die Lingera gewickelt, nach den warmen Savannen des Gran Chaco, ich treffe viele meiner Sorte, ich treffe auf den wochenlang gewälzten grauen Steppen Strizzis und Kunden und Rowdys und Schiffsköche und Vagabunden und Abenteurer und jeder fragt, wenn wir aufeinander zuschlendern und einen Augenblick stehen bleiben zwischen den Schienen, jeder fragt: „Y tu compagnero?“ Aber ich habe keinen Gefährten: „No tengo.“ Sie starren mich an: „Verrückt.“ Ich gehe weiter, immer eine Nacht, darin Schicksal, Frau und Himmel, ich weiß es gar nicht. Ich liebe es so — — — Wie liebe ich meinen Bruder, ich sehe auf das Meer,

wie kenne ich ihn jetzt, keine Falte seiner Seele, die mir fremd ist. Träfe ich ihn wieder, ich könnte ihm alles sagen von ihm.

Wenn das Meer steigt, bringt es mir alles.

Fällt es, bekomme ich Distanz zu meinem Leben. Ich übersehe.

Das Gras ist fett und milchig, es riecht nach Sand und Torf und Wasser und den Kräutern. Ich lerne die purpurne Steinhummel anlocken, spiele mit Eidechsen und Grillen. Wenn die kleinen Zangenkäfer die Schnecken angreifen, laure ich stundenlang. Ich sehe den Schaum, hinter dem die Klebrige sich durch Rundung und Rundung in die letzte Spirale ihres Hauses zurückzieht, die wütende Attacke des Millimeterwolfs, der ihr nicht folgen kann. Ich sehe ihn die Zangen einbeißen in den Kalk des Gehäuses, ich sehe ihn ermatten und abtrollen. Ich sehe einmal, wie er in der Achse des Gehäuses eine Lädierung entdeckt, das Loch durch seine Zangen erweitert und die Nackte überrascht und zersäbelt. Ich reibe mich an den Natterwurzeln, ich sehe im Postkraut die Hasen sitzen, ich scheuche sie nicht, wir sehen uns an und bleiben, ich gehöre dazu, das ist kein Geheimnis, ich verstehe das um mich so gewaltig, ich erfahre es so seltsam, ich gehöre dazu. Ich sehe auch einmal die Windhunde vor den von blitzenden Wassern umringten Gütern hinlaufen, das mag eine Jagd sein, ich drehe mich herum, was kümmert es mich. Ich lerne nach den Blumen die Zeit angeben: wie sie sich öffnen, wie sie sich schließen, wann die Krabben ans Land kriechen, wann die Meerdrachen die giftigen Rückenflossen aus der Flut heben. Ich weiß dann jede Stunde. Ich brauche keine Uhr.

Am achten Tag erwache ich mit der Unruhe, die zum ersten Mal bei der Abreise nach Abo mich überfallen. Sie kommt jedesmal stärker, ich ertrage sie kaum mehr. Ich gehe wieder hin und her, ich verehere alles, ich liebe alles genau so innig, aber ich will fahren, es hilft nichts,

ich reise ab. Ich gehe hinunter nach Barsebäcksaltsjöbaden, es ist keine Pause, kein Halt in mir, ich hätte noch acht Tage Zeit, o Segelfahrten, o schöne spektrale Quallen in den Fjorden, wie gern hätte ich mich ihnen noch gewidmet, hätte Heringe gefangen, hätte mit den Steinen mich eingelassen. Mein Paß ist noch nicht abgelaufen, es ist aus mit meiner Zufriedenheit, ich muß zum Balkan, sofort, ich weiß nicht warum. Der Tag, wo dies passiert, ist herrlich, er übertrifft die anderen, er ist aus Blau und Grün und Silber in einen Sturm gewoben. Ich gehe durch ihn hin nach Barsebäcksaltsjöbaden, ich telephoniere von der Post mit Ernst Cederström, er ist bereit, es paßt gerade, er kommt am nächsten Morgen.

Wir lassen den Aalkutter mit den Segelnetzen auftakeln, eine Kiste verstauen und fahren gegen den Wind, wir trinken draußen mit Adelkranz und Jöns Holgerson. Wir trinken lange, aber wir sind in der weißesten Frühe schon los gefahren; als die Glocken zur Arbeit läuten, sind wir schon tief im Gesang. Ich umfasse alles und trinke nicht wenig. „Es lebe Mannerheim, es lebe . . . der General Mannerheim,“ rufe ich, und Holgerson ruft mit, denn er kennt den Namen nicht. Aber Adelkranz speit aus und Cederström kann sich nicht halten vor Lachen. Wir haben wenig Wind, aber trotzdem fällt Holgerson und zerreißt im Wasser Adelkranz Netz. Wir kehren zurück und begrüßen aufgerichtet im Kutter die Küste, indem wir die Deckel der Bowlengefäße aneinanderschlagen, wir üben uns ein und kommen in einen barbarisch schönen Takt. Am Strand geben wir einer von Jöns Kühen Kallskol zu trinken und spannen sie vor einen kleinen Schiebewagen, hui, wie fahren wir durch Barsebäckby, Cederström liegt auf dem Bauch in dem niederen Bretterwagen und pfeift und skandiert mit den Händen, und alle Kinder hinter uns her. Gegen Mittag kamen wir nach Borgeby in den Park.

Wir sind ein wenig aus der Richtung gekommen, wir haben auch unterwegs nicht nur trocken gelegen und ge-

pfiffen, wir sind ein wenig verwirrt, aber ich suche es auszugleichen, Cederström will, nachdem wir ein Rondell umfahren haben, mit aller Macht zu dem Tor wieder hinausfahren, durch das wir hereinkamen. Ich pfeife einem Gärtner, und er nimmt die Kuh am Horn und führt uns an die Hintertreppe des Schlosses.

Wir baden gemeinsam oben, kommen zusammen herunter, wir sprechen sehr viel, stehen mitten in der Halle und machen Sermons, wir betrachten die Bilder Cederströms, sein geschmiedetes Silber, er zitiert seine Verse, aber wir sind nicht sehr gut auf den Füßen. Nicht, daß wir es spüren oder fürchten, es sähe jemand, das ist unmöglich, wir haben uns zu sehr in der Hand. Wir kommen nur im Reden in immer größere Erregung, wir treten ans Fenster, da rückt von Bjerred her eine Equipage an. Wir sehen den kaukasischen Baron Uxcull und zwei junge Schweden darin; ich kenne sie nicht. Wir stehen auf der Terrasse und begrüßen sie, machen tiefe Verbeugungen, erschöpfen uns in Verbeugungen, die Diener machen sie wie Chinesen nach. „God dag,“ rufe ich und schwenke den Hut, laufe in die Halle zurück, hole ein Schallrohr und rufe, während sie die große Freitreppe heraufsteigen: „Välkommen.“ Ich denke, ich bin in Jonsered, ich mache Verbeugungen, wie nie in meinem Leben, ich lächle innerlich, ich weiß sehr gut, daß ich in Borgeby bin, aber wer weiß, vielleicht bin ich doch in Jonsered und grüße Ebbas Bräutigam, grüße ihn nochmals. Cederström schlägt mir in den Rücken, sein Bart steilt sich vor Lachen im Wind. Ich lasse nichts mehr aus, ich schlage meinerseits dem Baron Uxcull auf die Schultern, „Sie haben einen Kopf wie ein Straußenei,“ sage ich ihm. Er kann sich nicht beruhigen, die Elefantenaugen laufen im Kreis, er beginnt auf der Treppe zu erzählen, wir bleiben alle stehen, er erzählt, daß ein Kanarienvogel auf einem esthnischen Gut ihm beim Besuche einer Freundin über die Glatze geschliffen, der es gewohnt war, täglich über einen Marmortisch im Flug zu schliddern, es

war eine offensichtliche Verwechslung und am Schluß der Geschichte saß Uxcull nach Jahren das Vieh gelegentlich tot, es war nicht unamüsanter aber wir verbrachten eine Viertelstunde darüber auf der Treppe und bückten uns vor Vergnügen, und Cederströms Diener bückten sich mit.

Die Herrin naht, ich sehe sie zuerst auf den oberen Stufen, ich weiß genau, daß ich in Borgeby bin, auch wenn ich Dunst vor allen Dingen sehe, ich gehe ihr rasch entgegen, ich neige mich vor ihr: „God dag, schöne Frau, glücklich Cederströms Gattin zu sein, ich grüße Sie ehrfurchtsvoll.“ „Välkommen i Borgeby.“ Wir drehen uns alle herum, Uxcull hat ihre Hand ergriffen: „Auf solchem Schloß zu wohnen, welches Glück, gute Frau, ich sah in Lund den Sarkophag des Bischofs, der es baute, ein strenger Priester. Sah er vom Turm, ließ er Erde erobern, soweit Hörner bliesen. Lagen nicht Dänen einmal davor, steckten Schwänze der Sperlinge an, setzten zwei Flügel in Brand . . . ,“ wir können nicht mehr lange das anhören, wir müssen unterbrechen, wir sind sehr hungrig geworden. Ich führe die Herrin zum Eßsaal riesengroß. Sie weist auf den Tisch in der Ecke. Ich verbeuge mich, ich übersehe ihn, ich bin erstaunt und lächle: der beste Smörgåsbord in ganz Schweden: Frischer gebratener Aal, geräucherter Aal, fünf Büchsen Fische, verschieden gewürzt, Krabben, gebackene Wurst, Krebschwänze in Mayonnaise, geräucherte Saucissons, Omelette mit Spinat in Terrine, Hummer, Bärenschinken, Ölsardinen, junge Krähen als Ragout, gebackene Klops, geräucherte Fische, Rentierfilets, Wildschnepfen, Salate, kaltes Fleisch, Aquavit . . . , wir essen stehend, dann erst führe ich die Herrin zu Tisch. Ich sehe viele Weine, ich sehe jetzt erst Lilian, Cederströms Nichte, wie ein Tautropfen zart, ich grüße sie. Nun erst beginnt der Lunch, er dauert zwei Stunden. Cederström hält vier Reden, ich antworte zwei, Uxcull redet lange ein Märchen von Andersen herunter, ich unterbreche ihn nicht, es wäre nicht höflich, aber ich

frage nachher, warum er von Baku nicht spricht, nicht von Ila von Tapau. Da spricht er wieder, und nun müssen Cederström und ich ihn unterbrechen, nun redet er von den abgeschnittenen Brüsten der Ehebrecherinnen und ich sehe Lilians Gesicht wie zersprungenes Glas. „Sie müssen,“ sage ich, „Baron, Sie müssen Ihren ethnischen Diener, der uns im Hotel den Himbeer in den Tee goß, beauftragen, mir ein Tuch zum Schuhsack zu nähen, ich bringe es sonst nicht über die Grenze, es fällt mir ein unwillkürlich, ich erinnerte mich seit Wochen nicht daran, eine schöne Frau schenkte es mir in Bohuslän.“ Ich nicke, ich vergesse es wieder, ich erhebe mich und trinke Brüderschaft mit Cederström. „Ja, ich will Brüderschaft mit dir trinken, Ernst Cederström, denn du liebst das Leben halb wie ein Held und halb wie ein Kind.“ Wir sind bei Reh schon wieder ein wenig betrunken, wir halten immer längere Reden, die Fenster sind herrlich hoch in dem Rittersaal mit dem Cederströmschen Silber. Lilian schwebt als ewiges Lächeln zwischen den kreuzenden Gläsern, wir sind bei Burgunder, wir hatten schon vieles vorher. Der junge Mann aus Helsingborg fühlt, daß es an ihm ist, aus Schweigen und Jugendlichkeit ein wenig herauszutreten: Musik.

Wir machen ein Konzert von zwei Stunden. Cederström träumt. Ich denke an Angermanland, mir fällt ein, ich liebe Lappland, ich möchte in Erdhütten den Winter verbringen, dalarnische Töchter bestaunen, den glühenden Mond, kaffeegelb zwischen den Skitouren brennen, mir fällt sehr viel ein, ich denke nicht daran, daß ich nicht mehr erwünscht bin als Einreisender in Schweden, ich überschlage es rasch, warum daran denken. Ich schaukle im Stuhl nach der Musik, von beiden Seiten schaukelt der hohe Park mit den Fenstern der Halle, genau wie ich schaukle. Chopin schwingt ab. Eine Pause, ein Diener läuft. Lilian gibt jedem von uns Blumen mit einer Verneigung und flüstert uns zu. Die Saaltüren öffnen sich weit, die Pächter Cederströms erscheinen mit dem Pfarrer,

schlanke Männer füllen die Säle, sie haben die blonden Haare aus dem Genick scharf geschnitten, sie haben blaue Anzüge und ihre Frauen sind blond, anständig und adlig in der Haltung gleich ihrer Erde. Sie setzen sich rasch zu Zwanzig in die hohen gothischen Stühle der Halle an die Wände. Das Konzert fährt fort, wieder spielt Musik in breiten Wogen. Der Kupferschädel des Pfarrers im Gehrock erhebt sich, tritt heran an den Spieler, sagt ihm den Dank, er hält uns für einen deutschen Zirkus und spricht mit dem Landsmann radegebrechtes Deutsch, aber wir kichern nicht, um ihn nicht zu kränken. Wir stehen vielmehr auf, indem wir in der Reihe herantreten und geben die Blumen dem Generalpächter, der Geburtstag hat. Wieder Konzert. Lilian schwimmt in der Musik, die aufbricht mit einer träumerischen Flamme. Jedes Fenster, jede Vase klingt sie aus sich mit. Selbst der Abend nimmt ihre Tönung. Lange bleibt Ruhe dieses Gleitens, dann kommen Rufe, schwedische Wandervögel rufen Cederströms Namen. Man tut sie in die Seitenflügel, man zeige ihnen später das Schloß. Der Abend steht noch rotblaß mit der Pfirsichblüte unserer Etüde. Wir gehen die Treppe langsam und majestätisch hinunter in den Park. Perlmutter stirbt die Elegie der Konzerte mit dem Abend. Was will Lilian mit ihrer Stimme? Bald wird Nacht sein, sind Fackeln bereit? Fest in Borgeby. Immer dieser Wind. Immer schaukeln die Parkwipfel tief vor blaustem Himmel, der kühl steht in klassischer Ruhe. Immer Schwärme schreiender Raben in der Luft. Noch liegt die Sonne auf den gewellten Ebenen mit klatschschönem Vieh in schwarz und weiß. Wir wandern auf und ab durch den Apfelgarten, wo manches noch blüht. Ich bleibe zurück einmal, es war nicht viel, was mich anzog, es war ein Spruch nur, auf dem es schon mooste. Da stand über dem Rasen: „Du kalter Marmor, bewahre die Erinnerung an ein warmes Herz.“ Wir gehen auf gepflegten Wegen, wir kommen immer wieder

in Borgebys jahrhundertalten Apfelgarten, die Stämme sind nicht sehr hoch, aber die Zweige haben ein Streben, sich sanft nach unten schwebend aufzulösen, das mich beschäftigt, immer dies auf und ein wenig ab und immer diese Ruhe. Die Dämmerung schwebt durch die Eichen, „Zeigt den Wandervögeln das Schloß“, ruft Cederström von der Mauer. „Lilian, gib ihnen ein Schreiben mit für alle Schlösser bis Christiania, schreib, ihr Gesang machte einen Abend heiter.“ Wir gehen mit, man zeigt ihnen die Verliese, die Hitze des Tags glüht noch von ihren Wangen. Hurras auf Cederström bringen sie aus, dann schauen sie in die Höhe. Lilian schüttet vom Turm Körbe Veilchen auf sie aus. Sie huldigen ihr schön. Aufgang des Mondes. Immer noch Rabenschrei. Ich fühle den Sturm in mir wie Reinigung, „Skål“ rufe ich, „Cederström, wie frei ich atme, ich liebe die ozeanische Luft“. Wir haben nur eine Frau, Lilian, aber sie wird zwanzig ersetzen. Nun fällt der Tanz.

Lilian schwimmt madonnig geneigt in großen von ihrer Sanfttheit erfüllten Bogen aus Arm in Arm. Wir legen den Rhythmus solch traumhaften Gleitens mitten durch die Ebene der Nacht. Nun flackern alle Lichter, nun über dem Strahl der Pään, der Sturm am Klavier: nun tanzt Ernst Cederström allein, in lederner Ärmelweste, den Bart bis zum Magen, dyonisisch selbst die Glatze, fast Faun, halb Verführer . . . er macht eine große Wendung, er springt durch das Fenster, er grüßt herein aus dem Schatten, zwei Diener mit Kerzen springen durch das Fenster, wir folgen alle, wir jauchzen, der Musiker aus Helsingborg hat Lilian unter dem Arm im Sprung heruntergebracht. Zwei Fackeln nahen, die Schweden folgen dem winkenden Cederström, sie gehen mit den Dienern, holen Wein herauf und Champagner aus dem Gewölbe, in dem Rilke drei Monate saß mit roten und blauen Tinten und mönchig sein eines Gedicht auf den Garten schrieb. Ich habe Lilian neben mir, allein, ich spüre es

plötzlich mit einem zärtlichen Schlagen des Blutes, wir gehen zur Kühlung durch die Boskette. Wind haust mit zornigen Sternen im Park, keine Wolke schwebt, irgendwo hinter Windmühlen, die die Nacht stumm zerschlagen, dumpf schweigend die Ostsee. Ich gehe mit Lilian auf und ab, wir reden keine Silbe, was sollen wir uns sagen, ich weiß, was Lilian denkt und ich sage in meinem Herzen, ohne daß sie es hört: „Nein Lilian, es ist so sinnlos, Sie sind so weich, so träumerisch. Ein Knabe ist Sinn Ihrer Sehnsucht, irgend einer, aus dessen Körper Musik kommt. Meine siebenundzwanzig Jahre o Lilian, meine siebenundzwanzig Jahre sind schon viel zu schwer geworden für Ihre gläserne Sanftheit.“ Ich weiß nicht, aber der Schmerz, der alte Schmerz, der mich selig macht, haust wie ein Wolf in meinem Herzen, ich habe tüchtig getrunken, vielleicht ist auch mein Schmerz berauscht und liegt in Verzückung, ich steige alle Treppen bis zur Halle hinauf, ich gebe dem Helsingforser Lilian, damit er sie betanze, ich falle Cederström um den Hals und ziehe ihn in eine Nische, ich bin vertrauensselig und liebe ihn und rennomiere. Ich fange an, ihm von Siv zu erzählen: „Ich hatte all Eure schwedischen Frauen in ihr, Cederström. Strandvägen leuchtend vor Musikkapellen, die Rotunde des Stadion, die weiche Weißnacht, das granitne Meergebirg erscheint, wenn ich denke, in ihrem Lächeln. Sähst du ihre Beine, Cederström, du würdest zittern wie ein Hund in deinem Saal. Sieh dir diese Kurve an, diese verdammte Kurve des Mondes an deinem Fenster. Nein Cederström, sonst wollte ich dir nichts erzählen, dies ist alles, dir vielleicht wenig, Dies ist alles, was mich peinigt.“ Es ist zwei Uhr nachts, nun stellen wir uns nicht mehr in die Nische, nun unterbrechen wir den Tanz und machen eine neue Aufstellung. Wir stellen uns in einer langen Reihe auf, zuerst kommt Cederström.

Dann marschieren wir über die Terrasse, die Treppe durch den Hof zu den Gebäuden des Generalpächters,

es ist zwei Uhr nachts, die Generalpächterin hat um diese Stunde geladen, wir sitzen allesamt nun wieder wie beim Konzert am Mittag um einen Tisch. Ich lasse mir die festeste Magd mit dicken blonden Zöpfen geben, sie ist meine Nachbarin, ich trinke ihr zu. Mein Herz schmerzt mich selig immer tiefer, man hat ein großes Mahl uns bereitet mit großen Zeremonien. Ich trinke ihr zu, der Frau Verwalterin, ich mache meine Komplimente; es ist nicht richtig, daß ich ihr zutrinke, ich verstoße gegen die Sitte, aber ich zeige ihr mein Wohlwollen, ich sage ihr das alles auch. Ich wende mich meiner Nachbarin zu, Piga Sara, sie ist ein schönes, festes Weib; sie hat ein Kind, sie hat einen Mann sehr geliebt, im Sommer, im Stroh, sie sagt es mir ohne Scham, als ich frage, ich tröste sie. Ich sage, es sei nicht schlimm, Piga Sara, ich hätte einmal versuchen wollen, eine Bremse in die europäische Politik zu legen, ich hätte sie fest in der Hand gehabt, dies alles sei eitel, sei schwärmerisch, es sei nicht soviel wert wie eine Rübe, sie solle froh sein, niemand gebe ihr Versäumtes zurück. Ich wende mich zu Uxcull, ich rufe ihn gell an: „Baron, Sie fallen von der Stange“, da tut er die Augen verwirrt auf wie Vogelgeflatter. Da lache ich hämisch und laut, wir danken, verbeugen uns.

Tücher liegen bis hinüber zum Schloß. Polonaise. Vor uns tanzt lautlos Ernst Cederström. Kerzenschein umgibt uns. Tanz braust in der Halle noch einmal, unverlöschar auf. Borgeby flammt durch die Nacht wie eine Kirche, ich höre einmal, es schlägt vier Uhr, aber es schlägt an mir vorbei und rollt weiter durch die Bäume, was gehen mich die Klänge an, sie laufen wie der Teufel irgendwohin. In sanftem Schleier schwindet die Nacht, die Frühe kommt mit Gartenduft und Rosa aus den Büschen hoch in die Fenster, wir durchkurven nur winkend danach die flaumenweiche Morgenluft.

Plötzlich steht eine Säule im Zimmer, steife Gehaltenheit durchschlägt die Schleifen. Der Diener Cederströms. Er meldet die Equipage. Er hat blanke Knöpfe bis zum Fuß, den Zylinder in der Hand. Er meldet noch einmal die Equipage. Das reißt uns wie an den Haaren, wir gehen ans Fenster, da scharren dampfende Pferde vor dem Portal. Es ist fünf Uhr des Morgens, ich vergleiche es mit meiner Uhr, wir haben keine Sekunde zu versäumen, wir steigen in den Wagen, die Koffer kommen langsam heran. Morgen prallt auf die Terrasse stark und wild. Skåne im Morgen, dunkelgrüne Verlockung. Wir sitzen im Wagen, die Gäule scharren. Immer noch Krähenschlacht über den brausenden Wipfeln, bei uns unten kein Hauch, keine Luft. Ich sehe mich um, ich denke daran, was Lilian mir sagte, am Rand des Parks ziehen Seeadler hin, wenn es herbstet, Abenteurer aus Finnland, die mit Nordwind zum Kaukasus fahren. Ich gebe Lilian die Hand: „Heute, Lilian, kommen die ersten Schwalben nach Skåne, sie zischen um Borgeby“, sage ich. „Denken Sie daran, wenn mein Name vor Ihnen auftaucht.“ Ich wende mich noch einmal um. Zu Uxcull wende ich mich: „Baron, heute fährt seit Jahren der erste Dampfer zwischen Stockholm und Petersburg, ich las es in Svenska Dagbladet heute Nacht, welches Leben, welches Leben, Baron.“

Wir haben nicht lange auf die Koffer zu warten. Nun ist die Ebene weit um uns getaut. Flädje taucht auf, die Schienen sind wie Schnee. Malmö, Trelleborg, wir betreten den Steg, das Schiff, wir schwimmen auf der Ostsee, deutsche Ufer unsichtbar vor uns, wir sind noch recht betrunken, es legt sich langsam, während das Schiff schon fährt.

* * *

Wir werden langsam nüchtern auf dem Schiff. Das Schiff fährt mitten in den Wind hinein, ich glaube, daß das

uns kühlt. Trelleborg ist verschwunden, die schwedische Küste verblaßt immer mehr, ein Bogen von flimmerndem Licht liegt das Meer zwischen den beiden Küsten, der Horizont wölbt sich uns entgegen auf dem Wasser und wir stehen, wir stehen mit dem Schiff auf der obersten Wölbung wie ein Knauf. Wir blicken uns um, ein Schiff steht am Himmel auf dem Kopf, ein Flieger surrt nach ihm, wir gehen frühstücken, wir sind sehr hungrig mit einem Mal, wir sind aber keineswegs müde, Cederström hat schwere Augen, es hat einen anderen Grund, wir trinken wieder Aquavit, es ist das letzte Mal, man kann so rasch nicht enden. Wir gehen auf und ab mit eiligen Schritten auf dem Verdeck, uns entgegen immer ein Ungar, katzenhaft um eine Frau. Da schießen Hagelwolken herauf, der Frühling klatscht ins Wasser, wo ist unser früher Sommer mit einem Male, es wird stürmisch und spritzt herauf bis zur Takelung. In traumhaften Schleifen kommt manchmal die Kurve von Lilians Tanz und der Mondbewegung über Borgeby vorüber, man kann es nicht mehr aushalten, es ist zu kalt, es hagelt in Flossen, die Wolken binden sich in die Schorne und beschießen uns mit Mitrailleusen, was sollen wir mit Lilian und den Schwänen und dem skånischen Sommer, wir laufen und frieren und halten das Gesicht in die Schlossen. Das Schiff schlingert, der Himmel wird schwärzer, Cederström bleibt zurück, er schaut wie ein Vieh und will in die Kajüte, ich halte ihn nicht, soll er ruhig schlafen oder speien, er kann tun, was er will. Ich laufe weiter, immer auf und ab das Verdeck, ich halte nie an, ich sehe die Kämme der Wogen an, sehe die Möven zurückschießen überall von dem Meer zu der schwedischen Küste, sie schreien und schweben stolz auf dem Sturm. Ich sehe deutlich nach allem, beobachte, wie aus der Mulde sich die schwarze Welle hebt, aufsteilt und in sich selbst die weiße Krone aufbricht, die sich heraufschmeißt. Ich gehe immer noch hin und her, nun bin ich allein auf Verdeck,

ich sehe oben nur manchmal das Auge des **Kapitäns**, es ist grau und ironisch. Mir ist sehr wohl in **der Unruhe**, das geht so Stunden, ich rauche immerzu, **ich fühle** mich immer wohler, ich erinnere mich nicht, **in den** letzten Tagen so glücklich gewesen zu sein als **jetzt**, wo ich elend verhagelt auf dem Schiffsdeck hin und **herlaufe** und lavieren muß, daß mich das Schiff nicht **abkippt**.

Ich schaue auf, an der Gaffel ist ein interessantes Schauspiel, sie ziehen einen Bündel hoch, er fliegt immer bei Seite in dem Wind, wie er oben ist, entfaltet **er sich** mächtig, die blaue Fahne mit dem gelben Kreuz weht knatternd. In diesem Augenblick sticht die Sonne durch, die Kreidefelsen Rügens stehen vor uns, sie stehen so dicht und weiß, daß sie zuerst blenden; als ich die Augen wieder öffne, schreit jemand: „Die Grenze.“ Ich lächle, die Überfahrt ist zu Ende, die Wolken verzogen, ein guter Mittag taucht mit Rügen auf, ich zünde eine Zigarette an, und lächle in mich hinein.

Plötzlich reißt es mich auf, ich zerfetzte vor Schmerz, ich will die Hände irgendwohin pressen, ich weiß nicht wohin. Da macht sich der Mund auf, weit. Ich schreie.

Ich liebe nicht Ebba, ich liebe nicht Siv. Die Grenze kommt näher, die Grenze lockt und schlingt. Ich suche Cederström, wo bist du, mein Bruder? Ich kann nichts mehr sehen, verhängnisvoller Irrtum mein Bruder Cederström, ich habe umsonst gelebt. Ich bin elend, allein, ich halte mich an dem Geländer, meine Lippe hängt herunter, ich starre auf das Meer. Aus dem Meer wächst immer das eine, ich kann es nicht sehen, es tötet mich, ich reiße die Augen gierig trotzdem danach, ich kann ja nicht anders, o wie ich verblute. Aus dem Meer wächst Särö, die Obstbäume schmettern das Blühen gegen den Basalt, zur Terrasse des Schlosses schreien von der Klippe Kinder: „Mur“. Die Frau erhebt sich, sie winkt, ich spüre jede Linie, ich rieche ihren Geruch, ich empfinde es jetzt erst, ich will etwas sagen, ich weiß ihren Vor-

namen nicht, immer noch nicht. Meine Hände gleiten herunter, ich habe keine Macht mehr über den Körper. Ich laufe weg, ich suche Cederström. Ich finde die Kabine nicht, ich weiß gar nicht, wohin er sich zurückzog, ich gehe auf Verdeck hin und her, immer allein, niemand geht sonst auf dem Verdeck, ich rede immerzu. Ich sehe das Meer nicht, was soll ich das Meer beschauen. Ich sehe die geschorene Steppe, ich sehe Engländer, die Golf spielen, es gibt keine andere Welt, in der ich lebe. In Segelyachten liegen weißgekleidete Männer, das Blau der Nordsee wiegt die weiße stählerne Melodie der Blüten. „Ich will nicht wissen, daß Ihre Bürger Elende sind wie alle, schöne Frau,“ sage ich lächelnd, jetzt verstehe ich erst meine Stimme, jetzt kommt es mit einem großen Durchbruch aus der Tiefe, wie woge ich, wie bin ich mächtig und wundervoll gespannt, aber wie elend geschieht mir, was habe ich von dem allem, die Grenze liegt vor mir, die Tatze ist schon gegen meine Stirn gebeugt. Ich Armer, wie war ich geblindet, wie war ich geschlagen. Wie liebte ich diese Frau und wußte es nicht.

Die Grenze rückt näher, ich kann mich nicht bewegen, am Reeling steht ganz unten am Heck Cederström. Ich bin ganz schwach, ich kann mich nicht bewegen, ich schaue nur immer hin, ob er mich höre, ich stammele: keine Hilfe von dir, mein Bruder?, nimm meinen Paß, Cederström, laß mir den deinen, laß mir die Rückkehr. Ich muß nach Bohuslän, ich kann dir nicht sagen, warum dies so plötzlich, es geht um mein Leben. Du kommst mit meinem Paß auch nach Deutschland, du bekommst einen anderen auf Eurer Gesandtschaft, aber ich, aber ich komme so zurück nach Schweden, hör mich, mein Bruder, o Gott du kannst mich nicht verstehn.

Ich hatte Siv, Cederström, ich sagte es dir heute Nacht, ich liebte Ebba, welche Masken machte mein Herz, um sich zu verbergen, wie durchschaue ich alles, es ist zu spät. Ich hatte noch eine Frau, ich hätte es nie gesagt,

ich sage es in der Verzweiflung, ich schmerze dich damit, Cederström, ich bin heute ehrlich wie nie, ich will sie nicht nennen, dies alles ist nichts, ist ohne Bedeutung, aber dies alles hat mich zugedeckt, ich kannte mich nicht. Ich kam lächelnd nach Särö, mein Bruder, ich saß einen Tag vor dem marmornen Lächeln, ich sah nicht die Tragik, und jetzt kommt sie aus mir, gebrochen, nun kommt sie wie ein Tiger, nun schlägt sie mich entzwei. O, du kannst sagen, du kannst fragen, was du willst, Ernst Cederström, die tötlichen Grüße beim Abschied, ich sah sie nicht, es ist zu spät jetzt. Aber, wie habe ich diese Frau geliebt und habe es nicht gewußt.

Ich gehe allein auf dem Verdeck, ich sehe Cederström nicht mehr, vielleicht hat er nie am Geländer gestanden, wie kann ich das jetzt unterscheiden, es schiebt sich zuviel ineinander. Die Sonne fängt an zu scheinen. Ich gehe immer, auf ab, auf ab. Die Sonne brennt, da ist wieder Sommer und Silber, das Meer beginnt zu riechen.

Ich ringe die Hände.

Es kommen Passagiere. Die Grenze rückt näher, ich bin am Zerspringen, im Hals ist eine Starre, hätte ich nur wenigstens Atem. Die Adern der Augen tun mir so weh, daß ich zu weinen beginne, ohne daß ich es will. Da kommt eine Ruhe mit einem Mal, was ist es, was mich so klar macht, ich schaue mich um, ich sehe nur neugierige Gesichter, ich schere mich gar nicht darum, ich schwebe, ich bin so selig, ich weiß nicht, warum.

Nun hat es sich entschieden. Die Frucht ist gefallen. Das andere Gesicht ist herausgetreten aus der Tiefe, es beängstigt mich nicht mehr, es hat sich frei gemacht, ich habe keinen Spiegel, ich kann es nicht sehen, aber ich weiß es, ich fühle es, es ist da. Das andere wird verschwinden, das helle, das mich zu Ehrgeiz trieb, zu Erfolg gepeitscht hat, es wird verschwinden, es wird es nicht mehr besiegen, eine Schlacht ist geschlagen, es hat

gesiegt in mir, aber ich, mein Himmel, aber ich bin kaput. Aber ich bin fröhlich, es ist nichts da, was mich verwirrt, ich bin nun eins seit Wochen zum ersten Male, ich bin eins (aber schaut nicht auf das, was blieb). Wenn ich nach Menschen jagte, nach Handlungen heiß griff, immer war mir, ich möge lieber rücklings in Wiesen liegen gleichzeitig und Wolken wandern sehen mit ihren schönen fliegenden Schatten. Ich spüre das genau, ich habe das immer empfunden, in jedem Tag der Geschäfte, im Traum, im Schlaf. Das wird mich nicht mehr zerteilen, ich werde nicht mehr mit mir im Streit sein, aber mußte ich es so bezahlen, ist es zuviel nicht, was mich das kostet? Ich habe eine Schlacht in mir gewonnen, aber was habe ich geopfert? Ich habe mich selbst zur Strecke gebracht. Ich sehe mich um. Wie bitter ist mir unter den Menschen.

Sie schauen mich alle an. Bin ich verwandelt? Ich recke die Schultern zurecht, ich streiche die locker gewordenen Haare nach hinten zurecht, ich setze das Bein, daß die Hose gut gekantet darum schwingt. Ich lächle vor mich hin, ich bin wirklich nicht verwandelt, ich verlor nur ein wenig die Balance, es sollte auch das nicht sein. Ich lächle vor mich hin, ich werde in keine Wüste gehen, ich habe mich nicht verändert, ich fahre mit Aufträgen zum Balkan, ich führe sie aus. Ich werde mich keinen Folgerungen entziehen, meine Wege waren gut, die Ziele verständig, nur meine Einstellung, nur mein Herz war falsch gerichtet, das konnte ich nicht wissen, ich konnte es nicht ändern, das änderte sich gar sehr von selbst. Ich liebte die Schwierigkeiten wohl, o wie fliegt mein Leben vorüber, wie leer, wie rasch ist das abgewickelt, worum ich mich so sehr bemüht, ich liebte Gefahren, war anständig, auch ohne mich innerlich darum zu mühen. Wie sehr bin ich gedemütigt. Wie eitel und gering stürzt das meiste von früher. Wie deutlich sehe ich in dem Schmerz, der mir nichts verdüstert, der alles wundervoll erhellt. Wie wenig hat heute mehr Macht über mich.

Bojen schellen, die Schorne pfeifen, die Kreidefelsen sind zum Greifen, da werde ich noch einmal schwach. Ich sehe Cederström nun deutlich, er ist es wahrhaftig, ich gehe zuerst langsam, dann stürze ich auf ihn zu, ich falle auf die Knie am Verdeck vor allen Passagieren: „Dein Paß, Cederström, Dein Paß, mein Bruder.“ Ich sehe auf, mein Bruder Cederström wankt, ich sehe sein Auge, er ist betrunken, er erkennt mich kaum. Ich lächle wieder. So soll es sein.

Ich gehe ruhig weiter, es war ein Ausgleiten, kann man denken, ein Mißfall war es. Ich werde nicht mehr schwach sein, ich bin ganz sicher nur auf der Orangenschale ausgeglitscht. Ich werde die Frau nicht mehr sehen. Ich nehme es auf mich, wer sieht es mir an? Ich zahle alles damit. Ich büße jeden Tau, der mich in Barsebäck erfreute. Ich büße die Vögel, die mir eine Lust sind zu hören. Ich büße meine graden Glieder. Und daß, wenn Menschen in meiner Macht waren, ich meistens sauber und verantwortungsvoll war. Ich büße alle Tage mit Frauen und meine schönen Jugendjahre. Auch daß ich gläubig bin im Grunde und ungern unrecht tat. Ich büße mich selbst, wer kann es mir wehren, ich zahle das Schicksal, es nahm sich gutes Honorar. Es gibt soviele Dinge noch, auch die schlechten, wenn ich mich besinne, die ich zahle, es gibt sovieles, was ich alles büßen kann. O Gott, wievieles muß ich heute über mich denken, ich bin es nicht gewohnt, ein Stein ist in mich gefallen, ich kann es kaum ertragen, was sich anschwemmt an den Ufern. Ich fasse an die Schläfe, ich ertrage es kaum.

Ich schüttele Cederström, führe ihn bis ans Heck, setze ihn neben mich auf die Bank und halte ihn gerade. Ich schreie ihm ins Ohr: „Habe ich keine Zähne mehr, Hochstapler, haarlos, kein Geld, keine Frauen, verrecke irgendwo, o wie denke ich, glaub mir, verdammt, wie denke ich: waren diese Tage blau, Borgeby hatte

viel Sturm, Bjerred ein gelbes Segel im Mittag drin. Sivs Schultern, welch hinreißend schöner Gedanke in solcher Aufmachung gedacht, lache nicht, Cederström: die Pomade ihres Haares. Wenn ich sterbe, Cederström, gibt es nur einen Gedanken von heut ab: wie habe ich diese Frau geliebt und wußte es nicht. Mein Herz wird stürzen vor Rührung: ich danke dir.“

Ich sehe hinaus auf das Meer, wie glatt, wie zahm. Ich kann Cederström nicht halten, er hat verglaste Augen, er ist betrunken wie ein Norweger, er stammelt: „Pomade“; er hat mich nicht verstanden, es soll so sein. Ich lasse ihn fallen, er fällt auf die Rolle, er schlägt sich den Kopf auf, ich kann es nicht ändern, ich schaue immer nach dem Meer.

Ich fange plötzlich an, atemlos zu laufen. Der Kapitän kommandiert laut auf seinem Steg, Matrosen huschen barfuß mit Seilen und Tauen. Die Pfähle starren schwarz aus dem Wasser, wir haben Gegendampf und drehen uns. Ich unterscheide jedermann am Land, selbst den österreichischen Offizier erkenne ich mit dem gesteilten Steiß. Ich höre die Fahne über mir knattern im Gegenwind. Nun tuten alle Hörner, die Ventile öffnen sich, das Schiff knirscht und stöhnt. Ich komme über Verdeck gelaufen, schleudre die Passagiere bei Seite. Ich sehe Cederström fest wie einen Schlafwandler auf den Ausgang zugehen, renne vorbei. Ich erreiche die Koffer, ich erkenne meine Zeichen. Ich schließe den gelben Koffer auf, reiße die Sachen auseinander, erwische einen Schuh-sack, Baron Uxculls Diener hat ihn gut gepackt, der Schuh fällt heraus, ich achte es nicht. Ich schließe zu, ich hebe mich langsam und schwerfällig am Geländer. Ich habe ein buntes, vielfarbiges Tuch in der Hand, ich reiße die Nähte auf, ich führe es einmal über das Gesicht, mein Gesicht formt sich hinein. Ich drehe mich langsam um, ein wenig mühsam, nach der schwedischen Küste. Ich winke zweimal.

MITTEILUNG

Der Schriftsteller Harry Kahn hat in der „Weltbühne“ vom 14. Oktober 1920 einen polemisch-pamphletistischen Aufsatz veröffentlicht, gegen den aus Gründen der Kollegialität und der literarischen Sauberkeit protestiert werden muß. Einem Novellenfragment Kasimir Edschmids, das der Almanach des Verlages Fritz Gurlitt vor einem Jahr brachte, entnimmt Herr Kahn mehrere Sätze, interpretiert sie, den Zusammenhang zerreißend, in einem vom Autor weder angedeuteten, noch gewollten Sinne und verdächtigt Edschmid vor breiter Öffentlichkeit der Ehrbefleckung eines Dichters, zu dem jener bis heute sich nie anders als in hohem Respekt bekannt hat. Die Auslegung des Herrn Kahn wird in so außerordentlichem Maße getragen von herabsetzenden, gerechte Kritik verachtenden persönlichen Anfeindungen, bemüßigt sich eines so verhetzenden Tones, daß die Unterzeichneten nicht glauben können, eine solche Art von Polemik unwidersprochen hinnehmen zu müssen. Sie geben ihre Stimme dieser Resolution, um gegen den Einbruch gehässiger Kampfesweisen in geistige Gebiete sich zu verwahren und um — bei voller Freiheit sachlichen Urteils über Edschmids Persönlichkeit — zu bezeugen, daß sie ihn, und welchen Dichter sonst Beleidigungen feindseliger Kritiker treffen, zu schützen durchaus willens sind.

Ende Oktober 1920.

*Hermann Bahr · Paul Cassirer · Alfred Döblin · Arthur Kahane
Annette Kolb · Max Krell · Gustav Meyrink · Wilhelm Michel
Carlo Mierendorff · René Schickele · Hans Schiebelhuth · Anton
Schnack · Alfred Wolfenstein*

LUDWIG MEIDNER

Septemberschrei

Hymnen / Gebete / Lästereien

Mit 14 Steindrucken

In Pappband 25 Mark



In Ludwig Meidner ist der Dichter so groß wie der Maler und Zeichner, folglich stellt sein neuestes Buch das Ideal eines illustrierten Buches dar. Er ist ein ganz Großer auch als Dichter, eine eruptive Natur von fesselloser Leidenschaftlichkeit, ein ekstatischer Mensch, ein Horcher in die Welt, den der große Welt-Unsinn bedrängt. Diese Zeichnungen übertragen mit unerhörter Wucht den eigenen inneren Kampf in das erscheinende Kunstwerk, das Subjekt wird Objekt.

(Georg Münder-Pouet im Litterone)

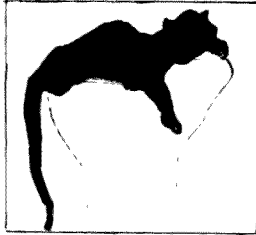


Von diesem Werke wurden
110 nummerierte Exemplare, von denen
100 in den Handel kommen, hergestellt,
auf echtes Zanders-Bütten gedruckt und in einen
schönen Halbpergamentband gebunden. Die 14 Lithographien
wurden unter Aufsicht des Künstlers in der Pan-
presse zu Berlin mit der Hand gedruckt
und jedes Blatt von Ludwig Meidner
handschriftlich gezeichnet.

500 Mark



Verlegt bei Paul Cassirer
in Berlin



Soeben erschien als XVIII. Werk der Pan-Presse

**DES
PUBLIUS OVIDIUS NASO
LEHRBUCH DER LIEBE**

**ARS AMANDI
DEUTSCH VON ERNST HOHENEMSER
MIT ACHT LITHOGRAPHIEN**

VON
MAX SLEVOGT

320 numerierte Exemplare, von denen 300 in den Handel kommen, von der Spamerschen Buchdruckerei auf echtes Zanders-Bütten gedruckt

AUSGABE A: Nr. 1–100 in handgebundenem, weißem Schweinslederband mit echten Bünden. Bei dieser Ausgabe werden die einzelnen Lithographien noch einmal auf Japan abgezogen, unter Passepartout gelegt und dem Werke besonders beigegeben. Jedes dieser Blätter ist von Max Slevogt handschriftlich signiert Vergriffen

AUSGABE B: 101–300 in Halbleder gebunden mit einem Überzug aus Bastseide Preis 675 Mark

PAUL CASSIRER / VERLAG BERLIN